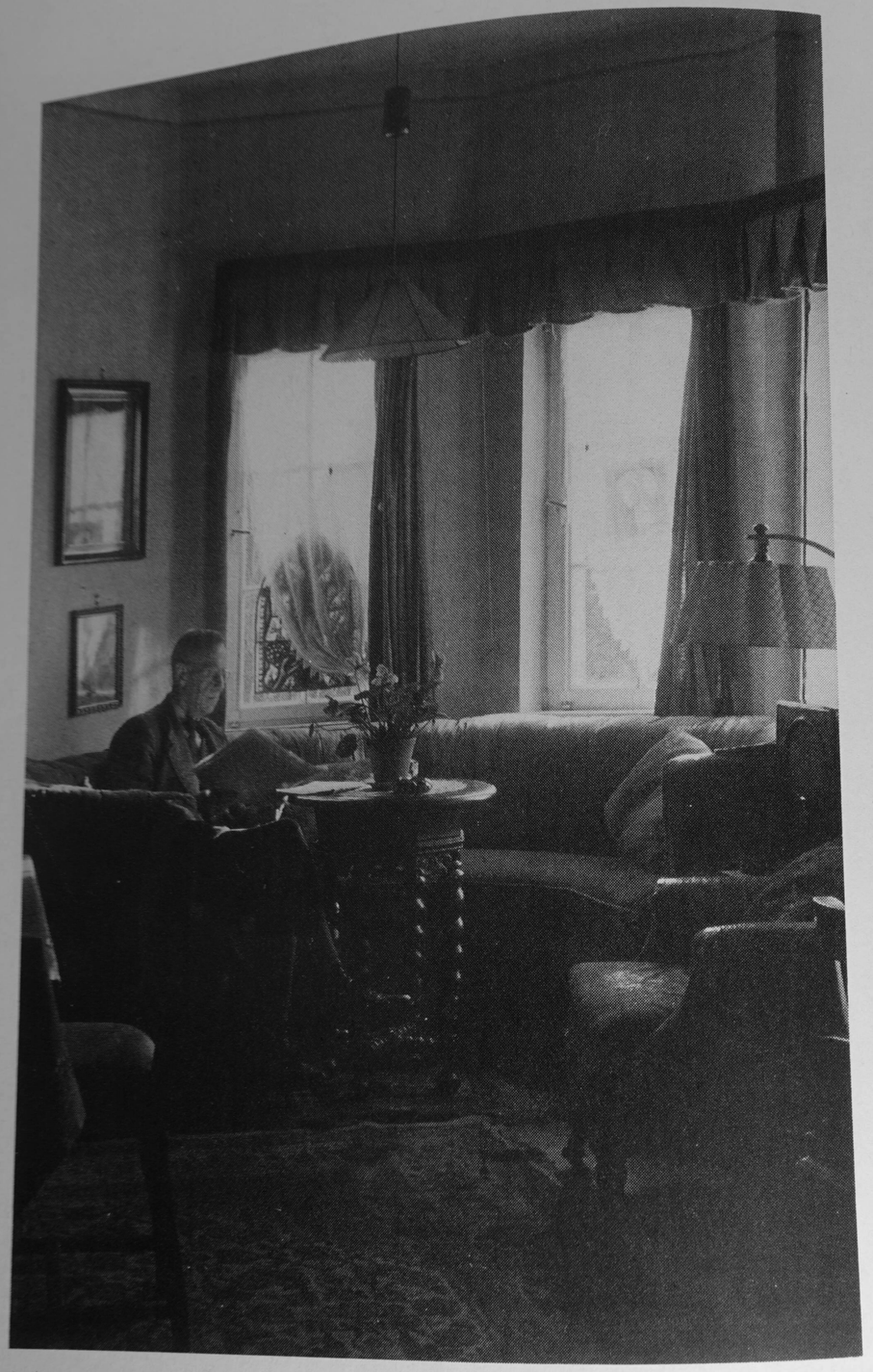


Stalingrad

Walter Kempowski

Das Echolot

Ein kollektives Tagebuch
Januar und Februar
1943

Band I
1. bis 17. Januar 1943

Albrecht Knaus

Redaktion: Simone Neteler

Die Übersetzer von bereits veröffentlichten Werken sind im Literaturverzeichnis genannt. Die übrigen Übersetzungen besorgten Carla Damiano (Vera Brittain, William Brown, Mable R. Gerken, Earl Landreth, Leonard Fisher u. Briefwechsel Churchill–Roosevelt, aus dem Engl.); Melanie Grunert (Harry C. Butcher u. The Bormann Letters, aus dem Engl.); Günter Holter (Jacob Kronika, aus dem Dän.); Martin v. Maydell (Mary Berg u. Julia Tremayne, aus dem Engl.); Anne Olyrhook-Stolz (Dagboekfragmenten, aus dem Holl.); Jörg Scherzer (Sven Hedin, aus dem Schwed.); Anke v. Sethe (Paul Léautaud und Pierre Laval, aus dem Franz.); Kirsten Wiencke (Jacob Kronika, aus dem Dän.)

Editorische Notiz

Die Texte, die ich für DAS ECHOLOT auswählte, wurden in den meisten Fällen nicht gekürzt. Allerdings waren Streichungen aus Gründen des Umfangs nicht zu vermeiden. Auslassungen am Anfang oder am Ende eines in sich geschlossenen Textes habe ich in der Regel nicht angezeigt. Hingegen habe ich Streichungen innerhalb eines Textes durch [. . .] kenntlich gemacht.
Eigentümlichkeiten oder Unbeholfenheiten in Stil, Orthographie und Zeichensetzung wurden beibehalten, um die Authentizität der Dokumente zu wahren. Hingegen wurden offensichtliche Verschreibungen korrigiert.
Es war nicht immer möglich, die Texte exakt einem Tag zuzuordnen. Waren Entstehungsdatum oder -ort nicht genau zu bestimmen, dann wurde der Ort in der Kopfzeile in runde Klammern gesetzt.
Eckige Klammern stehen für Ergänzungen oder Erläuterungen, die ich an manchen Stellen für nötig hielt.
Die Abbildungen stammen, falls in den Bildunterschriften kein anderer Zeitraum ausgewiesen ist, fast ausschließlich aus dem Jahr 1943.
In vielen Fällen war es trotz aufwendiger Recherchen nicht möglich, die Lebensdaten von Autoren zu ermitteln. Bei Herausgebern von Dokumenten oder Quellen wurde auf die Daten gänzlich verzichtet.
Verschiedentlich wollten die Autoren nicht namentlich genannt werden. In solchen Fällen wurden die Namen entweder durch Initialen wiedergegeben oder pseudonymisiert. Entsprechend wurde verfahren, wenn die Rechteinhaber nicht identifiziert werden konnten.

W. K.

Für Alan F. Keele

Ich danke den Augenzeugen, die ihre Wahrnehmungen nicht auf sich beruhen ließen, sondern aufschrieben. Ihre Zeugnisse können nichts ungeschehen machen, aber sie werden uns vielleicht warnen, klüger werden lassen und trösten.

Ich danke auch den Archiven, die mich bei meiner Materialsuche unterstützten, den Verlagen für die Erteilung der Abdruckgenehmigungen.

Mein besonderer Dank aber gilt Simone Neteler, ohne deren Mitarbeit DAS ECHOLOT nie zustande gekommen wäre.

Statt eines Vorworts

An einem Winterabend des Jahres 1950 wurde ich in Bautzen über den Gefängnishof geführt, und da hörte ich ein eigenartiges Summen. Der Polizist sagte: «Das sind Ihre Kameraden in den Zellen, die erzählen sich was.» Ich begriff in diesem Augenblick, daß aus dem Gefängnis nun schon seit Jahren ein babylonischer Chorus ausgesendet wurde, ohne daß ihn jemand wahrgenommen oder gar entschlüsselt hätte, und es wurde mir bewußt, daß ich der einzige Zuhörer war: ein kleiner Häftling und zwar für knappe zwei Minuten.

Jahre später, als ich in Göttingen studierte, sah ich einen Haufen Fotos und Briefe auf der Straße liegen, die Menschen traten darauf: es war die letzte Hinterlassenschaft eines gefallenen Soldaten, Fotos aus Rußland und Briefe an seine Braut. Das gab mir einen Stich, und ich sammelte die Sachen ein.

Wir sollten den Alten nicht den Mund zuhalten, wenn sie uns etwas erzählen wollen, und wir dürfen ihre Tagebücher nicht in den Sperrmüll geben, denn sie sind an uns gerichtet – die Erfahrungen ganzer Generationen zu vernichten, diese Verschwendung können wir uns nicht leisten. Wir müssen uns bücken und aufheben, was nicht vergessen werden darf: Es ist unsere Geschichte, die da verhandelt wird.

Die Stimmen der Häftlinge in Bautzen können wir nicht zurückholen, sie sind verweht, und die Toten behalten ihre letzte Erfahrung für sich, aber ihre überall deponierten Mitteilungen können wir aufnehmen und entschlüsseln, darauf dürfen wir nicht verzichten.

Seit langem bin ich wie besessen von der Aufgabe zu retten, was zu retten ist, ich habe nie etwas liegenlassen können, ich habe aufgesammelt, was zu bekommen war, und ich habe alles gesichtet und geordnet. Den Guten, die auch immer ein wenig böse sind, und den Bösen, die auch von einer Mutter geboren wurden, habe ich zugehört, und ich habe ihre Texte zu einem Dialog formiert. Diese Arbeit rief in mir die unterschiedlichsten Gefühle wach: Verständnis und Verachtung, Ekel und Trauer. Zum Schluß, als ich den großen Chor beisammen hatte und das Ganze auf mich wirken ließ, stand ich plötzlich unter ihnen, und es überwog das, was wir mit dem Wort «Liebe» nur unzulänglich bezeichnen können. Wie sollte es denn auch anders sein?

DAS ECHOLOT gehört jenen, die geduldig den Stimmen lauschen, die in der Stratosphäre stehen. Das Zuhören kann es möglich machen, daß wir endlich ins reine kommen miteinander. Wer eine Formel für den Krebsgang der Menschheit sucht – mit dem Echolot holt er sie aus der Tiefe. Die alten Geschichten ergeben – zusammengerüttelt – das Zauberwort, mit dem wir unsere Epoche bezeichnen und versiegeln könnten.

Walter Kempowski

Nartum, 18. Juli 1993

Diejenigen, die im kalten Schweiß . . .

Diejenigen, die im kalten Schweiß der Hinrichtung
täglich, nächtlich erbleichten,
die höllenhaft Fiebernden
hätten heute ein Recht zu singen,
und wenn sie es täten,
sie täten es in fürchterlich neuer Sprache,
in der kein Wort dem andern
mehr ähnelt.

Aber sie schweigen; sie tragen
den Knebel des Schicksals
weiter in ihren Mündern zwischen den schmerzenden
Kiefern,
denn was sie zu sagen hätten wäre uns
stumm, ein schrilles Glucksen der Zerstörung;
darum hat uns, die wir es hören müßten,
das Schicksal die Ohren verstopft.

Wir starren sie an, sie starren uns an:
die Augen, die ihren, die unsern,
vermögen noch zu blicken
und sich vorzulügen,
daß sie die Menschengestalt sehen.

Wehe, wenn einer spricht.

Hermann Broch
(um 1940)

Freitag, 1. Januar 1943

Ich bin das A und das O, der Anfang
und das Ende, spricht Gott der Herr,
der da ist, der da war und der da
kommt, der Allmächtige.
HERRNHUT OFF. 1,8

Denn ich weiß nicht, was ich tue,
denn ich tue nicht, was ich will;
sondern was ich hasse, das tue ich.
TAGEBUCH QUAATZ RÖM. 7,15

Hitler, Adolf 1889–1945 **Führerhauptquartier**
Wenn uns der Herrgott die Kraft gegeben hat, den Winter 1941 auf 1942 zu überwinden, dann werden wir diesen Winter und das kommende Jahr erst recht überstehen. [Tagesbefehl]

Hitler, Adolf 1889–1945 **Führerhauptquartier**
An Armeeoberkommando 6, Generaloberst Paulus, Stalingrad
Ihnen und Ihrer tapferen Armee übermittle ich, auch im Namen des ganzen deutschen Volkes, die herzlichsten Neujahrswünsche.
Die Schwere Ihrer Verantwortung ist mir bewußt. Die heldenmütige Haltung Ihrer Truppen hat meine höchste Anerkennung.
Sie und Ihre Soldaten aber sollen in das neue Jahr eintreten mit dem felsenfesten Vertrauen, daß ich und die ganze deutsche Wehrmacht alle Kräfte einsetzen werden, um die Verteidiger von Stalingrad zu entsetzen und damit Ihr Ausharren zur höchsten Ruhmestat der deutschen Kriegsgeschichte zu machen. Adolf Hitler

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**
Die «4 Männer um den Tisch mit Kerze» endgültig. Furchtbarer Regen und Sturm. – Kurz im Don Juan.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**
Gestern: [. . .] Die Ostlage hat sich eine Kleinigkeit stabilisiert. Wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben, aber daß es etwas besser mit

uns steht, sieht man auch am feindlichen Nachrichtendienst, der wesentlich reservierter auftritt. [...] Es muß immer wieder betont werden, daß die augenblickliche Situation mit der Winterkrise des vergangenen Jahres überhaupt nicht verglichen werden kann. Ich schaue mir wieder einmal das Kartenbild genau an. Danach ergibt sich, daß es zwar wieder sehr bunt geworden ist, aber in keiner Weise dem katastrophalen Bilde verglichen werden kann, das die Karte im vergangenen Winter bot. Ein neuer Einbruch ist leider bei Elista zu verzeichnen; wir werden diese Stadt wahrscheinlich räumen müssen. Dagegen haben wir unsererseits einen erfolgreichen Vorstoß im Don-Bogen gemacht, der erfreuliche Fortschritte erzielen konnte. [...] Die nächsten Wochen werden außerordentliche Belastungen bringen, und zwar kämpferisch und seelisch für unsere Front, seelisch aber auch für die wissenden Kreise in der Heimat, die alle Kraft zusammennehmen müssen, um das Volk über die kritischen Momente hinwegzuführen. [...] Dagegen steht es um Rommel weiter sehr bedenklich. Es ist ihm gelungen, sich wieder aus seiner Stellung herauszuziehen, und zwar planmäßig und ohne allzu starke Verluste. Aber unbeschränkt oft kann man natürlich ein solches Experiment nicht wiederholen. Irgendwo muß Rommel sich ja den Engländern einmal stellen. Allerdings hat er jetzt den Vorteil, die Nachschublinien der Engländer außerordentlich verlängert zu haben, was für die Armeen Montgomerys stärkste Schwierigkeiten mit sich bringen wird [...]

Ich fahre mittags zur Erledigung einiger Arbeiten nach Berlin. Die Führeraufrufe liegen bereits vor, und zwar wendet der Führer sich in einem Aufruf an das deutsche Volk und in einem anderen Aufruf an die deutsche Wehrmacht. [...] Die beiden Aufrufe werden zweifellos in der deutschen und der Weltöffentlichkeit tiefen Eindruck machen. [...] Dann fahre ich nach Lanke zurück. Wir haben dort eine kleine Gesellschaft zu Gast, u. a. Todenhöfer und seine Frau, Harlan und seine Frau, Mutter mit Maria und Axel. Zum ersten Mal dürfen am Abend die beiden ältesten Mädel, Helga und Hilde, mit an einem kleinen Silvesterzusammensein teilnehmen. Sie freuen sich sehr darüber und fühlen sich außerordentlich erwachsen.

Der Übergang vom alten ins neue Jahr vollzieht sich ohne jedes Zeremoniell. Der Rundfunk hat ein großartiges Unterhaltungs- und Erbauungsprogramm aufgestellt. Um Mitternacht wird der letzte Satz aus der 9. Sinfonie und das Politische Testament von Clausewitz, gesprochen von Heinrich George, dargeboten. Wehmütige Gedanken beschleichen einen bei diesem Jahreswechsel. Es ist nun schon der vierte, den wir

während des Krieges erleben. Jedesmal noch haben wir geglaubt, daß das kommende Jahr den endgültigen Sieg bringen werde, und jedesmal sind wir in diesem Glauben enttäuscht worden. Wir wollen in diesem Jahr deshalb unsere Hoffnungen nicht allzu hoch schrauben. Aber man weiß nicht, wie es in Wirklichkeit verlaufen wird. Unter Umständen kann es, wie die vergangenen Jahre uns Überraschungen in nicht gerade positiver Hinsicht brachten, uns diesmal Überraschungen in besonders positiver Hinsicht bringen. Es ist bei der augenblicklichen Lage sehr schwer, Prophezeiungen zu machen, und ich will mich deshalb dessen auch ganz enthalten. Wir können uns für das kommende Jahr nur zum Vorsatz machen, mit aller Energie zu arbeiten, den Krieg auf allen Gebieten total und radikal zu führen. Denn nach wie vor bleibt der Hauptsatz meiner Kriegsphilosophie bestehen: Der radikalste und totalste Krieg ist der kürzeste, und er bringt den entscheidendsten Sieg.

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**

Stellung bei Nikolskolje vor Kosinka. Nordwestl. Woronesch.

Elle – ich komme eben vom Abendmahl – es war hier in einem Bunker zuerst Gottesdienst; und dann blieb ich noch mit 2 anderen zum Abendmahl. Ich verspürte etwas von dem Ernst, es war nicht sinnlos. Gestern Abend war es noch doll – wir waren tüchtig angetrunken; Wladimir [ein russischer «Hilfswilliger»] war ganz aus dem Häuschen und fing an, tätlich zu werden. Ich torkelte raus, und als er mit Gewehr losging, verzog ich mich, wollte in einen anderen Bunker; da war keiner drin, da sie beide auf Wache waren (es ist das nur ein Zwei-Mann-Bunker), – von da ab weiß ich nichts mehr, als daß ich da irgendwie ins Bett gefallen bin – dann hörte ich ein paar Stimmen wie im Traum – dann war's wieder weg: man hatte mich überall gesucht und als die beiden von der Wache zurückkamen, hatten sie mich gefunden – ich hatte die Stube vollgekeuzt – und wie ich dann rüber in unseren Bunker und in mein Bett gekommen bin, ist mir gänzlich unklar. Ich war zum ersten Mal richtig blau – ich glaube auch, zum letzten Mal, denn es ist keine Freude.

Elle, sag – weißt Du noch wie ich bin? Manchmal durchfährt es mich, als ob ich Dich vergessen hätte, bist Du dann plötzlich da, und ich möchte zupacken, Dich umarmen – und dann greift man ins Leere. Auch Michael, wächst da so etwas auf, von einem auf und man kennt es gar nicht.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **München**

Neujahr. Trunken vom Weine sitze ich armer Tor am Radio und lausche den Klängen der 9. Symphonie.

«Ich glaube u. bekenne . . .»

so spricht *jetzt* Heinrich George. Ich zittere vor Kälte und Ergriffenheit. Nun spielen sie die Variationen von Haydn: Deutschland, Deutschland über alles . . .

Ein betrunkener Kamerad schnarcht. Ich aber schreibe und höre . . .

Jetzt schlägt es 12 Uhr im Radio, also dies ist mein Neujahr. Schwer schlagen die Glocken der Heimat, mahnen, beglücken, verpflichten und erinnern. Ja! Mutter, ich denke Dein! Du Liebste! Dein Ohr schwingt jetzt in eben denselben Glockentönen wie das meinige. So, Mutter, sind wir vereint, vereint durch Glocken und Liebe . . .

Jetzt gehe ich ins Bett, schlafe, träume von daheim. Ja, nun kann ich schlafen gehen, denn ich habe ja die 9. Symphonie gehört. Gute Nacht, meine Lieben daheim. Einem Kreise ist es ja egal, wie er angesehen wird, als Strich oder als Ellipse, er bleibt trotzdem rund.

Fahrenholtz, Gertrud *1922 **Salzburg**

Zum ersten Mal trage ich heute meine Tageserlebnisse ein. Was wird dieses Jahr bringen? Ich bin sehr neugierig. Gott stehe mir in allem bei und lasse mich glücklich werden, glücklicher als ich es im vergangenen Jahr war.

Ich will mich bemühen, ein guter Mensch zu sein.

Walter G. *1914 **Kriegsgefangenschaft Kanada**

Nachdem nun gestern das alte Jahr zu Grabe getragen ist, hat über Nacht das neue Jahr 1943 das Licht der Welt erblickt. Viel Glück und tausend Wünsche sind dem jungen Jahreskinde von den Menschen in die Wiege gelegt worden. Mein Wunsch und vieler Millionen Wünsche war: Mögst du, Jahr 1943, den gerechten Frieden bringen.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Noch leben wir alle im engeren Kreis, aber es wächst und wächst die Schar der teuren Toten um uns. – Hans las Balzacs «Menschliche Komödie». Um Mitternacht weckt er mich, kein Glockengeläut, nur Schießen und Hundegebell.

Ludwig S. 1897–1955 **Stuttgart**

Das neue Jahr haben wir geruhsam im Bett angefangen. Beim Aufwachen war gleich für Arbeit gesorgt. Wir haben Kehrwoche, und es hatte über Nacht geschneit. Die Bewegung in der reinen Morgenluft hat mir ordentlich wohlgetan. Möge das zum Symbol für das ganze Jahr werden: Unsere saubere Ruh und unsere Arbeit, dann wirds im übrigen nicht fehlen.

Sylvester saßen wir traulich beisammen und bemühten uns aus Hohlgefäßen, die meistens rund, die drin enthaltene Flüssigkeit zu schlürfen und herauszuziehen. Allerdings eine Flüssigkeit, die einen Seemann nicht erschüttern kann. Aber uns mundete sie.

Hausmann, Manfred 1898–1986 **Worpswede**

Silvesterfeier. Raketen und Feuerwerk im Nebel. Die Kinder aus dem Bett. Dann Umzug bei allen Bekannten. Überall Spaß und Theater. Auf dem Rückweg durch den Nebel Gedanken an das kommende Jahr. Hilflosigkeit. Unsicherheit. Angst.

Saenger, Erna 1876–1978 **Berlin**

Ist noch ein Sofaplatz frei? Reichen die Laken? Das Haus hat mal wieder Gummiwände!

Tauf- und Neujahrsfestessen – mit allen Kindern und Enkeln, ja sogar mit einem neuen Sohn: Wilm, Bärbels Schulkamerad, will nun ihr Mann werden. Er mußte oft versonnen seinen Kopf schütteln über sein Bräutlein, das gerade erst von der schweren Erkrankung an der russischen Gelbsucht genesen war. Im Frühjahr bestand er seine Meisterprüfung als Buchbinder mit «gut».

Daß wieder einmal alle satt geworden waren, will schon etwas heißen im 4. Kriegsjahr!

Winfried, Hartmut und Martin da auf dem lieben Schaukelpferd, Rotraud und Marlies quietschten so vergnügt wie einstmals ihre Onkel und Tanten. Der Großmutter tauchte beim so beliebten «Billerbuch-besehn» mit Christa und Karin die eigene Kindheit auf: das Schneiderlein, das mit verschränkten Beinen auf dem Schneidertisch sitzend, dem Buben die geflickte Hose zurückgibt mit den – nach der Melodie «Kuckuck, Kuckuck, rufts aus dem Wald» – geträllerten Worten: «So, nun ist der Schaden kuriert! – einigermaßen – wenigstens vorläufig merkt Mutter noch nichts!»

Windelromantik, Bauklötzer unter dem Tisch, kaputte Tassen und Töpfe – ja! Aber wo junges Leben sich hineinliebt in Haus und Herz, da

klingt's in der Luft wie im Vorfrühling. Wer sieht altes Laub oder trockene Äste, wenn die Schneeglöckchen läuten? Da man sich ja «allewege» freuen soll, freut man sich nicht nur, wenn der Besuch kommt, sondern auch, wenn er wieder geht – und die im Großelternhaus prinzipiell zum Spielen erlaubten Wannen und Körbe wieder in feierlicher Ruhe stehen – und kein Näs'chen mehr in die Töpfe guckt.

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Sylvester: 12 Uhr Dienstschluß. 1 Flasche Sekt bei Junges ergattert. Göbbels hielt 20 Uhr eine Ansprache. Abends waren wir gemütlich bei Hunckes, bis nachts 2 Uhr, die Männer spielten Skat, die Frauen «Mensch ärger dich nicht». Es war nahrhaft und feucht.

Am Ende des Jahres übersieht man noch immer nicht, wie der Krieg zu einem Ende kommen soll. Doch hat man nach wie vor Hoffnung auf ein gutes Ende. Man muß Geduld haben und ruhige Nerven behalten.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Schäfer, Emmy, Ehefrau, geb. 18. 4. 1922 zu Leipzig
Säugling: weiblich, Gewicht 3560 gr, Länge 45 cm, Kopfumf. 34 cm
Verlauf: 31. 12. 21 Uhr Wehenbeginn, 23 Uhr Blasensprung
1. 1. 4.45 Uhr Geburt, 5.30 Uhr Placenta, 5.40 Uhr 2 ccm Secacornin
Vom 2.–14. Tag hohes Fieber ohne Schüttelfrost, vom 14.–22. Tag leichtes Fieber, danach fieberfrei. Am 30. Tag aufstehen. Ging am 5. 2. 43 nach Hause.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Agnetendorf**

«Die gnadenlosen kleinen Motten», wie G. [Gerhart Hauptmann] sagt; leichte Schneedecke, kalt, Wind. Vorm. gratuliert Bürgermeister Gärtner. Ankunft: Peer Baedecker (Görlitz). Zum Tee, Lunch und Abend auch Peer B. – Nachm. liest G. weiter «Erasmus» von Meisinger. ½ 11 zu Bett.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Stand ½9 Uhr auf, trank Kaffee, ging etwas und arbeitete nach dem Frühstück am Bestattungs-Kapitel gegen den Schluß. [...] Nach dem Lunch The Nation. Del Vayo citiert Goebbels: Wenn der Nationalsozialismus abtreten müsse, werde er die Tür hinter sich zuschlagen, daß der Welt Hören u. Sehen vergehen werde. Wie dieser korrupte Schwindel sich wichtig nimmt!

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**
Nichts Neues von Bedeutung, nur eine große Blütenlese an Telegrammen von seiten der deutschen Parteiführer: sie sind außerordentlich liebenswürdig. Zeichen der Zeit.
Hitlers Botschaft an das deutsche Volk und die an die Armee haben mir nicht gefallen. Sie sind Zeugnis von vielen Sorgen, was zu erwarten war, aber es ist doch nicht richtig, sie einem ziemlich perplexen Publikum ins Gesicht zu werfen.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**
Jeder gibt dem nunmehr üblichen Wunsch in Briefen und Nachrichten Ausdruck, daß der nächste Neujahrstag den Krieg beendet sehen soll. Aber die Nachrichten schauen anders aus mit «stalemate» in Tunis und die Situation verändert sich andauernd in Rußland, obwohl es schnelle russische Siege gibt. Wann wird wohl endlich ein einsichtiger Staatsmann begreifen, daß ein überragender Sieg sowohl schwierig als auch unvorteilhaft ist?
Wenn ich doch nur die Kinder zurückhaben könnte! Das Leben ohne sie ist mehr, nicht weniger, wie eine doppelte Amputation und jede vollendete Leistung ist Staub und Asche.

Lehmann, Johannes 1877–1953 **Heidenau**
Aus dem Tagebuch für seine Tochter
Der Heilige Abend zeichnete sich durch höchst unwirtliches Wetter aus, peitschten doch bei 8 Grad Wärme Böen Regenschauer an die Fenster. Umso stimmungsvoller verlebten wir die Weihnachtsfeier; denn Du hattest uns durch die Bescherung Deines vergrößerten Kopfbildes, das Dich in vergeistigter Jugendreife vorzüglich getroffen widergibt, hoch erfreut. Dazu hattest Du mir eine Salamiwurst geschenkt, zu deren Erlangung Du Dir, um die zum Kauf der Wurst nötigen Fleischmarken zusammenzubringen, fünf Wochen lang ein warmes Mittagessen versagen mußtest.
Zum Sonntag, den 28., war Neuschnee gefallen. Am Vormittage dieses ausgesucht schönen Wintertages erfreuten sich unsere Augen im Saale der Dresdner Kaufmannschaft an den Bildern zu dem Vortrage «Schnee- und Schlittschuhfahren».
Des Jahres letzte Stunde feierten wir bei einem Glase Grog in Jähnens Wohnung. Nachdem wir zu mitternächtiger Stunde heimgekehrt waren, blieben wir noch die ersten Stunden des kaum begonnenen Jahres bei Glühwein und Stollen in gehobener Stimmung zusammen, gedachten des vergangenen Jahres und versuchten aus den gegossenen, mitunter höchst wunderlichen Bleigebilden die nächste Zukunft zu orakeln.

Paulsen, Agnes *1901 **Heide**
Gestern haben wir Blei gegossen. Jensi als erster. Dagmar hat einen Friedensengel gegossen, ich eine Friedenspfeife, wenn das nun nichts zu bedeuten hat! Jens ein Schiff, Heiner ein Flugzeug. Nach dem Abendbrot haben wir noch gespielt, es gab noch einmal einen bunten Teller, und die Kerzen wurden angezündet. Zum Schluß saß ich allein mit dem hübschen Buch über Emil Jannings, ging aber auch schon vor 12 Uhr ins Bett.
Im nächsten Urlaub will ich Dich auch ganz zufrieden lassen. Du brauchst keine Angst zu haben, daß ich irgendwelche Ansprüche an Deine Gesellschaft stellen werde, Du kannst Dich getrost in Deinem Sessel verbarrikadieren, ich werde Verständnis haben. – Hast Du denn gar keinen Burschen mehr, daß Dr. G.M. Deine Strümpfe stopfen muß? Wäschst Du Deine Wäsche auch etwa selbst?
Gestern war ich ganz erschüttert, in vier bekannten Familien waren Söhne gefallen: Der mittelste Sohn von Tierarzt Voss, Mitabiturient von Annelore, bei Tropez; der Sohn von Lisa Kruse; der Erbe vom Majorshof und Erich Tietz. Vorgestern sprachen wir noch von ihm. Seine Braut hat ein Kind von ihm, der Vater ist Oberstleutnant, und das junge Mädchen ist hier bei der Schwiegermutter, warum sie keine Ferntrauung gemacht haben, verstehe ich nicht. Unter der Anzeige stand sie als Frau.
Heute hat nun das neue Jahr begonnen, ich wünsche Dir von Herzen alles Gute und vor allen Dingen natürlich eine baldige siegreiche Heimkehr, und daß Du die Anstrengungen des Krieges ohne dauernde Schädigung an Gesundheit und Herzen überstehst. Alles andere wird sich dann schon von selbst ergeben, wo wir denn hingehen werden, welche Berufe die Kinder ergreifen, das sind Sorgen zweiter Linie, die Hauptsache ist der Sieg fürs Vaterland und die Gesundheit unseres lieben Vatis für uns.

Quack, Paulheinz 1921–1986 **Wahn**
Wir haben das neue Jahr sehr seltsam erwartet: die meisten gingen zu Bett, ich habe für den Dienst geschrieben. Dazwischen wurde ein bißchen erzählt und getrunken (ich hatte mir Bier geholt und die 4 kleinen Schnäpse, die uns zustanden), und auf diese Weise ging die Zeit rasch vorbei. Sehr ruhig war dann auch das übliche Gratulieren um 24 oder besser: um 0 Uhr. Wir sind keineswegs mit trüben Gedanken in das neue Jahr gegangen.

Könnt Ihr mir *einen* Punkt von Vaters Kleiderkarte schicken? Dann bekomme ich einen guten Kragen.

Constabel, Hans *1923 **Kreuzer «Emden»**

Ihr Lieben!
Gestern war ich in Danzig und besuchte dort u. a. auch Tante Magda. Ihr Sohn war leider nicht dort, und Tante Josefine wohnt auch nicht mehr in Oliva. Ich wurde aber sehr freundlich aufgenommen, habe dort Kaffee getrunken und mich einige Stunden mit Tante Magda unterhalten. Die Maatenpfeife war dort inzwischen auch angekommen. Herzlichen Dank! Euer Hans

Bahlburg, Hermann 1923–1944 **Stolpmünde**

Eine große Freude war mir der Urlaub über die Weihnachtstage, die mich im Hause Bielefeld sahen. Ich kam nach meinem Empfinden den Dreien ungelegen, sehr verständlich, denn diese Familie litt wahrscheinlich durch die Abwesenheit des Sohnes. Dennoch durfte ich mich für Stunden wie der Sohn des Hauses fühlen, und ich spürte die Liebe, die mir entgegengebracht wurde.
Ilse sah ich zum ersten Mal am ersten Weihnachtsabend. Ich war in Zivil, als sie schüchtern gegen 8 Uhr ankam und nicht aus der Garderobe finden konnte. Ich durfte von Herzen dankbar sein, erfüllten doch diese Stunden meinen sehnlichsten Wunsch, einmal Gisela und Ilse vergleichen zu können. Gefällt erstere mir besser? Sie gab sich sehr leicht und lebendig, als wäre sie seelisch durch keine Erdenschwere gebunden. Wenn es doch mehr Alkohol gegeben hätte! Ich hätte dann noch besser beobachten können.

Prinz, Heinrich 1903–1992 **Köln**

An seinen Bruder
Lieber Friedrich Wilhelm,
Unsere Sylvesterfeier war nicht berühmt. Es lag mir diesmal auch nicht viel daran, obwohl es ½ Fl. Sekt für jeden gab und auch die Flakhelferinnen, die Dienst hatten, an dem Abend teilnahmen. Es liegt mir nicht, mich sogleich mit diesen Mädchen anzufreunden. Meistens fühlen sie sich doch nur dorthin gezogen, wo es am meisten zu saufen gibt. Ebenso wie am Heiligabend gab es nach der Feier überall noch Pärchen in den Winkeln und dunklen Ecken, so daß der Batteriechef nachher noch feststellen mußte, wer auf der Stube war und wer nicht.
Das wird ja im Laufe der Zeit noch heiter werden.

Noring, Helmut **Potsdam**

Sehr geehrter Herr Wahlers!
Leider habe ich die traurige Pflicht, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Ihr lieber Sohn Gerhard am 20. 12. 42 um 3.30 Uhr für Führer, Volk und Vaterland gefallen ist. Er wurde durch einen Bombensplitter so schwer getroffen, daß sein Tod auf der Stelle eintrat. Nachdem er so vielen im Laufe dieses Feldzuges geholfen hatte, war bei ihm jede ärztliche Hilfe umsonst.
Ich spreche Ihnen sowie Ihrer Familie meine wärmste Anteilnahme aus, zugleich auch im Namen seiner Kameraden. Die Kompanie verliert in ihm einen stets einsatzbereiten, tapferen Unteroffizier, der auch in den schwierigsten Gefechten, sobald der Ruf «Sanitäter!» aufklang, immer zur Stelle war, stets unter Hintansetzung seiner Person. Das Unteroffizierskorps aber verliert mit ihm einen seiner besten Kameraden.
Ich selbst aber habe Ihren Sohn in den langen Wochen unseres Zusammenseins im Bunker und im Gefecht achten und schätzen gelernt. Tiefverwurzelt war sein Glaube an Christus, und es mag Ihnen ein Trost sein, daß er eine echte christliche Haltung zeigte und auch danach lebte. Für einen echten Christen aber kommt der Tod nicht überraschend, er ist vorbereitet. Es bleibt Ihnen als Trost, dereinst Ihren Sohn wiederzusehen bei Gott.
Die eigenen Sachen Ihres Sohnes gehen Ihnen demnächst zu …

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

Draußen erst dichte Regenwolken, dann kurzes Aufklaren im Westen. Man hört das Brummen der schweren Maschinen. Die Flak schießt in einiger Entfernung, zwei schwere Bombeneinschläge. Nachher Feuerwerk aller leichten Flakbatterien, die begeistert ins alte Jahr hinein ihre roten und gelben Leuchtspurgarben in die Luft senden. Es sieht sich fast wie übermütige Freude an.

Johannsen, Marie 1886–1975 **Hamburg**

Kein Fliegeralarm in der Nacht. 10 Uhr aufgestanden, Kaffee getrunken, gegen ¼4 Uhr zu Mittag gegessen, 4¼ Uhr Kaffee getrunken, ½5 Uhr ins Thalia-Theater, 5 Uhr «Die selige Exzellenz», sehr schön, wir haben uns köstlich amüsiert. (Wetter: Schnee, nachher trocken.) Gegen ½8 Uhr im Hause, zu Abend gegessen, Radio gehört, gelesen, 11 Uhr ins Bett.

Potter, F. E. *1923 **Algerien**

Verbrachte Silvester in aller Ruhe im «reception camp», trotz der Tatsache, daß es dort einige Schotten aus dem Argyll und dem Sutherland Hochland gibt. Um Mitternacht wachte ich auf, weil ich unterschiedlichste Gewehrschüsse hörte, offensichtlich abgefeuert, um das Neue Jahr zu feiern. Ob es offiziell war oder nicht, darauf weiß ich keine Antwort – ich nehme aber an, daß es nicht angeordnet war.

Knoller, Hans 1917–1973 **Rußland**

An seine Frau
So wie der letzte Brief des alten Jahres für Dich war, so nun auch der erste im neuen. Ich hatte meine Offiziere und einen Major zu Gast. Der Major konnte ausgezeichnet erzählen, allerdings auch ungewöhnlich viel trinken. Er erzählte uns besonders – der Major ist ein ehemaliger Berufsunteroffizier – wie aus seiner Frau so langsam aus einer Frau Uffz. eine Frau Major geworden ist. Das war sehr nett, und ich glaube, Du hättest ebenso interessiert und amüsiert zugehört wie wir.

Pröbstle, Alfred *1922 **Mo i Rana**

Schon wieder ein neues Jahr. Hoffentlich bringt es für mich, für uns, für alle Gutes. Gott wird uns schon weiterhelfen.
Wenn man seine Heimat zeitweise verläßt, um sich an der Schönheit und Fremdartigkeit anderer Länder zu erfreuen, so wird man doch dadurch seiner Heimat nicht untreu. Ja, man kehrt immer mit größerer Liebe und mit mehr Gefühl für ihre Schönheit in die Heimat zurück. – Manche meinen, das würde auch stimmen, wenn man für Heimat «seine Frau» und für andere Länder «andere Frauen» einsetzte.

Behrens, Heinold *1923 **Neapel**

In der Silvesternacht stand ich als Soldat von 23 bis 1 Uhr am Flak-Fernrohr, bei klarer Sicht und nicht unangenehmer Temperatur, in jener Flakstellung, die sich genau zwischen der Stadt Neapel und dem Vesuv befand.
Um null Uhr, am Beginn der ersten Stunde des Jahres 1943 spie der Vesuv in gewaltigen Feuerfontänen seine Innereien in die Luft, begleitet von entferntem Donnergrollen. Es war ein Schauspiel, das durch die Beobachtung mit den leistungsstarken Objektiven noch multipliziert wurde, so daß man als Betrachter versucht war, den Kopf einzuziehen, um von den Gesteinsbrocken nicht getroffen zu werden.

Vordtriede, Werner 1915–1985 **New York**

Gestern abend war die Stadt um den Times Square herum völlig außer Rand und Band. Mit Tuthörnern blies man allen Menschen die Ohren voll, fast alle waren betrunken, viele bis zur Sinn- und Bewußtlosigkeit. Man möchte manchmal sagen, die Amerikaner seien wie Kinder. Aber Kinder haben ja viel mehr natürliche Würde. Außerdem saufen sie nicht.

Hahn, Jochen *1913 **(Hohensalza)**

Sylvester wurde im Kasino gefeiert. Nach einem ausgiebigen Essen, es gab wieder Pferdefleischbraten, haben wir feucht fröhlich das Neue Jahr begossen. In fortgeschrittener Stunde fühlte sich unser Nepomuk, der Kommandeur, verpflichtet, uns eine Reitstunde zu geben. Die Stühle waren unsere Pferde, mit denen wir nach seinem Kommando die Runden drehen mußten. Auch unsere Damen machten da mit.

Kreuter, Georg Christian 1913–1974 **bei Woilowo**

Wir feierten beim Oberst! Wir sind in ausgezeichneter Stimmung. Ich besonders, denn es wurde mir eröffnet, daß ich zum Bataillons-Führer-Lehrgang nach Putlos-Krampnitz-Paris kommandiert worden sei!!!!! – So begann das Jahr 1943 unter einem glücklichen Stern.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

Liebe Frida!
Das Jahr 1943 hat begonnen. Gestern Abend mußte ich schon mal bei den Kameraden in der Kantine feiern. Es war die übliche Sauferei. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte schon mittrinken. Hab aber keine Angst, ich habe nicht viel getrunken und war auch ganz nüchtern. Jeder Soldat bekam ein viertel Liter Rum. Gestern Abend habe ich den nicht getrunken. Ich werde tauschen und Rum in Speck oder Butter verwandeln.
Gestern Mittag fing es an zu schneien. Draußen war eine schöne Winterlandschaft.
Heute gab es ein prima Mittagessen. Jeder bekam ein halbes Huhn. Vorweg gab es Hühnersuppe. Da läßt sich leben!
Grüße den kleinen Strolch und Mutter! Dein Bocky

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!
Nun mein Bericht über die letzten Stunden des alten Jahres. Um 9 Uhr fing das Feiern an. Mehrere Unteroffiziere kamen bei uns herein und

vollführten einen furchtbaren Spektakel. Später kamen noch verschiedene Wachtmeister und der Chef. Sie hatten sich alle als indische Fürsten verkleidet und machten den tollsten Blödsinn. Wir sagten allen unsere Meinung, was man ja nur an solchem Tag machen kann und rollten nachher die ganze Gesellschaft durch den Schnee, denn es schneite gestern ziemlich stark. Wenn es noch so glatt gewesen wäre, wie an den Vortagen, so hätte es manchen Arm- und Beinbruch gegeben.
Um 24 Uhr trat alles auf den Hof, und es gab unter dem Geknatter der leichten Flak ein allgemeines «Prost Neujahr».
Das Feuerwerk dauerte natürlich nicht lange, aber wir merkten, daß wir nicht die einzigen in dieser Gegend waren. Nachher wurde weiter gegrölt. Ich hatte Mühe, unsere Stube vor einer Demolierung durch die Unteroffiziere zu schützen, da ich neben Mohr der einzige Nüchterne war. Um 2 Uhr lag aber alles im Bett. Ich kam zu der einzig richtigen Feststellung, daß das neue Jahr mir reichlich lang erscheint.
Es grüßt Euch herzlichst, Euer Eckart.

Mrongovius, Arthur 1905–1992 **(Mirgorod/Ukraine)**
Düster, wie es das Weihnachtsfest 1942 gewesen war, brach wenige Tage danach auch das neue Jahr 1943 an. Ich erinnere mich angesichts dieser Tatsache auch nicht an eine besondere Silvesterfeier im Kasino. Vielmehr glaube ich, daß ich den Übergang vom alten zum neuen Jahr zusammen mit dem I c/AO Major Hoffmann in Gesellschaft der beiden Vertreter der Osthandelsgesellschaft in deren gemütlichen Quartier im tiefen Alkohol-Rausch begangen habe. Bei unserer Rückkehr von dieser Feier ins Quartier ereignete sich die Episode unserer Verhaftung durch eine Streife unserer Ostfreiwilligen. Es war eine harte Frostnacht mit dichtem Schneetreiben, als uns beiden plötzlich gefällte Bajonette auf die Brust gesetzt wurden, und die beiden gelbgesichtigen Posten uns aufforderten, auf ihre Wache mitzukommen.
Unsere Proteste und unsere Uniform machten auf diese in der sowjetischen Armee erzogenen Soldaten überhaupt keinen Eindruck. Und auch danach auf der Wache mußten wir uns ausweisen und erst, als der Wachhabende dann durch Anruf beim Divisionsstab unsere Identität festgestellt hatte, durften wir unseren Weg fortsetzen. Diese Freiwilligen kuschten eben nicht gleich vor einer Offiziersuniform, wie ich es mehrfach bei deutschen Posten erlebt hatte, sondern waren in der Roten Armee zu einem stets wachen Mißtrauen erzogen worden, womit im Gegensatz zu unserer Wehrmacht auch die geringere Spionageanfälligkeit ihrer Verbände zu erklären sein dürfte. Dagegen weiß man ja heute

sehr genau, daß es auf deutscher Seite kaum ein Kriegsereignis gab, das dem sowjetischen Gegner nicht vorher schon bekannt war.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**
Meine Liebste, das neue Jahr hat nun begonnen. Ich habe den ganzen Tag – mit einer Unterbrechung am Vormittag zum Besuch beim Kommandeur – geschlafen. Bis 3 Uhr hatten wir gefeiert. Ich weiß noch, daß ich zum Schluß, bei der Betrachtung der beiden Frauenbildnisse, scheinbar Ölbilder aus dem Schloß, die jetzt beim Stab hängen, sehr laut gegen Wagner und für Bach und Mozart Stellung genommen habe. Ich fand im Zuhörerkreis beim Doktor und Leutnant H. von der 1. Kompanie lebhafte Zustimmung. Nun, heute Nachmittag um 4 Uhr, schmeckt es mir wieder. Da habe ich meine Mittagsportion Huhn und Pudding verzehrt. Dazu muß ich dauernd die blöde Melodie summen, die als Vorspiel in unserm Kino laufend gespielt wird: «Ich wollt' ich wär' ein Huhn . . .»

Freudenberg, Olga 1880–1955 **(Leningrad)**
Mein Traum war, das Neue Jahr festlich zu empfangen, genauer gesagt, das alte zu verabschieden. Im Laufe eines ganzen Monats sparte ich mir jeden Bissen vom Munde ab, um etwas für Sylvester aufzuheben. Nicht, daß ich an das Neue Jahr noch geglaubt hätte. Aber ich verabschiedete das Schreckensjahr 1942 und feierte den Sieg des Lebens. Wir hatten es also durchschritten, wir hatten es überlebt, Mama und ich. Ringsum wütete der Tod. Wir hatten teure Freunde verloren, hatten Tod und Hunger ins Angesicht geblickt. Wir, die noch Lebenden, hatten an Leib und Seele eine Wandlung erfahren. Unter dem Dreck und den Steinen eines zerfallenen Staates schon verschüttet, schafften wir uns mit letzter Kraft aus den Trümmern des Lebens hervor. Aber der Glaube war noch nicht verglüht.
Mama und ich machten sauber, wechselten die Wäsche. Nachdem wir uns aufgewärmt und zu Abend gegessen hatten, gingen wir um acht ins Bett. Es war eine gute Nacht, festlich, still und warm. Eine Nacht ohne Hoffnungen, ohne Trauer, ohne Gedanken.

Weick, Ruth *1919 **Konstanz**
Was wird dieses Jahr 1943 bringen? Weihnachten war doch recht einsam und traurig. Mutter ist leidend, und doch ist sie die einzige, die Leben und Wärme um sich verbreitet. Sie ist so mager. Die Sorgen um Fritz haben sie alt gemacht.

Vater lebt wie ein 70jähriger Mummelgreis, möchte nur das, was er will tun, haßt jeden Laut und jeden Lärm.
Andererseits ist er wieder gutmütig und will immer helfen.
Wenn ich keine Mutter mehr habe, so steht für mich fest: habe ich auch keine Heimat mehr.
Am 5. Januar fahre ich wieder nach Tübingen. Nächstes Jahr mache ich mein Physikum. An sich würde ich mich so freuen auf all das Lernen. Aber man kann sich heute auf nichts mehr freuen. Was wird alles sein? Lebt Fritz noch, ist er vermißt, gefangen? Leben wir noch, ist Vater noch an seiner Stelle, sind wir arm, brotlos? Ach, es ist gut, wenn man nicht in die Zukunft sehen kann!!

Fuchs, Helmut *1920 **Rshew**

In der Sylvesternacht 1942/43 schossen unsere Batterien um Null Uhr einen halben Kampfsatz auf die russischen Stellungen.
Die Russen antworteten nicht. Sie ahnten wohl, daß sie jetzt die besseren Karten hatten und daß für sie mit 1943 «god perjeloma» begann, das «Jahr des Umschwungs».

Fiebig, Martin 1891–1947 **im Osten**

Lage Moro macht Räumung notwendig. K. G. 55 nach Nowo Tsch., Nahkampfverbände nach Tazi. Verlegung am 2. 1. Nachdrängen an u. über Zimla-Abschnitt, geht mit Panzern südw. Zymlanskaja über Don; vor 4. Pz. A. keine stärkeren Bewegungen.
Zwischen Skassijrskaja und Moro 32 russ. Panzer durch 6. Pz. Div. abgeschossen.
Kriterium der Lage: Bei uns kaum geschlossene Verbände, fast nur zusammengewürfelte Haufen. Der Russe kann mit Panzern marschieren, ohne viel Widerstand zu finden, weil nichts da ist.
16 Uhr bei Gen. Oberst v. Ri. zum Tee. Vertrauliche Aussprache über Lage. Sie wäre nicht schwierig, wenn nicht das Gespenst, das Schicksal der 6. Armee, auf allen Entschließungen lastete. Man kann sich kein Bild machen, was mal dort in der Festung werden soll. Warum zerdrückt der Russe diese reife Frucht nicht? Fehlen ihm die Kräfte, oder glaubt er, daß sie ihm eines Tages doch zufallen muß? Will er erst sein operatives Ziel Rostow haben? Bestimmt hat er große Schwierigkeiten im Nachschub, denn er hat keine Bahn. Warum fliegt er nicht, greift er nicht unsere Plätze an? Viele Fragen und Gegenfragen!
Starke Belastung des Führers, mutet er sich nicht zu viel zu mit dem O. K. H., bleibt ihm genügend Zeit für die Politik und all das andere?

Aber sind auch Führerpersönlichkeiten vorhanden, denen er vertrauen kann oder liegen da auch Spannungen, weil man das Kriegshandwerk nicht aus dem Ärmel schütteln kann, gelernt haben muß. Und wenn dann Entscheidungen fallen, die wider alles Hergebrachte sind, und deren Auswirkung erst mal ausbleibt, dann gibt es womöglich Führerkrisen, Vertrauenskrisen. – Warum ist nicht am 1. Okt. Schluß mit der Operation gemacht worden, – warum ließ man nicht die 6. Armee von St. und von der Wolga abziehen oder gab den Kaukasus auf. Nun muß man Letzteres doch, ohne der 6. Armee helfen zu können.
Was zu solchem Handeln veranlaßt, ist schwer zu begreifen, denn die Verluste und die heraufbeschworene Not sind sehr groß. Man wünschte sich als Führer eine innere Ausrichtung, um nach unten zu wirken. Aber nichts erfolgt, man saugt sich dafür etwas aus den Fingern; ob es richtig oder falsch ist?! Der nach einem kommt, kann das ganze Gegenteil sagen. – So kreisen unsere Gedanken. Ich habe den Eindruck, daß v. Ri. die Gelegenheit zur Aussprache vertrauensvoll aufgriff, denn man hat ja in solchen Stellungen kaum Menschen, zu denen man mal sein Innerstes offenbaren kann.
Wir sind uns einig, daß die Entwicklung an unserer Front nördl. und südl. des Don noch keinen Silberstreifen sich abzeichnen läßt. Aber eines Tages muß es doch wieder werden!

Engicht, Emil *1900 **(Lausitz)**

Ein Erlaß der Schulbehörde bescherte den Lehrern aller Schulen über die Weihnachtsferien hinweg eine zusätzliche Aufgabe. Sie hatten in freier Wahl eine schriftliche Arbeit zu erstellen, die Pädagogik und Politik verband. Ich nahm eine Zeitungsskizze, die die eroberten Gebiete im Osten markierte. Mit Hilfe des Lichtbildapparates, den die Schule besaß, entwarf ich eine Landkarte in einer Größe, wie sie im Erdkundeunterricht gebräuchlich war. Sie zeigte in einer vollendeten Prägnanz auf, wie weit die deutschen Truppen in russisches Gebiet vorgestoßen waren.
Eine Ironie des Schicksals. Ich hatte den größtmöglichen Raumgewinn eroberten Landes eingefangen, den bislang deutsche Armeen erkämpft hatten. Danach kam die Wende.

Hotzel, Siegfried 1894–1992 **Tomaszow**

Am ersten Tag des neuen Jahres pflege ich immer Rückschau zu halten und gewissermaßen eine Bilanz der Ereignisse zu ziehen, aber zugleich auch vorwärtszuschauen. Bei einem Rückblick auf die Ereignisse des

vergangenen Jahres läßt sich schon jetzt erkennen, daß uns der Sieg nicht zufallen wird. Rußland bleibt unbesiegbar. Unsere strategischen Ziele wurden trotz aller Siege dort nirgends erreicht. Wir sind in Rußland und auch in Nordafrika in die Defensive gedrängt, ja zum Rückzug gezwungen worden. Mit einer Aufgabe Nordafrikas muß gerechnet werden. Das abgelaufene Jahr hat den Rückgang unserer Macht und Kraft schon deutlich genug gezeigt. Die Zeit arbeitet gegen uns, je länger, je mehr. Das Jahr 1943 wird die bereits gefallene Entscheidung noch deutlicher machen, vielleicht so deutlich, daß nicht mehr der geringste Zweifel bestehen kann. Es ist möglich, daß mit dem Ende dieses Jahres schon das Ende des Krieges kommt, aber was für ein Ende! Die wahre Lage ist in unserem Volk bisher erst nur von einem kleinen Teil erkannt worden. Eine ungemein geschickte, aber auch skrupellose Propaganda schlägt selbst urteilsfähige Menschen mit Blindheit, wie ich in meiner Umgebung immer wieder festzustellen Gelegenheit habe. Nur sehr langsam bricht sich die Erkenntnis Bahn, wie es mit uns wirklich steht.

Smeding, H. J. **Amsterdam**

Der vierte Jahreswechsel in Kriegszeiten und der dritte für uns als besetztes Land! Doch ist es diesmal nun etwas anders als im vorigen Jahr, erstens, weil die Initiative nicht mehr ausschließlich von den Deutschen ausgeht und zweitens, weil wir nun das Gefühl haben, daß das kommende Jahr vielleicht die Entscheidung zum mindesten in Europa bringen könnte. Da sind vier Offensiven in Rußland – südwestlich von Stalingrad, im Kaukasus, bei Woronesch und bei Velikie Luki – die alle Erfolg haben. Aber es stehen noch immer 150 bis 200 deutsche Divisionen bis zu 1000 km im russischen Raum, und wie die Optimisten die da so schnell wegkriegen wollen, ist mir ein Rätsel. Und was einen Umbruch in Deutschland angeht: Abgesehen davon, daß Organisation und Maschinengewehre das unmöglich machen: die Deutschen stehen in jeder Hinsicht ganz anders da als 1918 während der Steckrübenzeit, sie haben noch absolut keinen Hunger. Außerdem wissen sie, daß ihre Zukunft bei einer Niederlage schrecklich wäre, die Verzweiflung wird sie also zum äußersten treiben. Und noch immer erreichen ihre Gegner nicht ihren Stil, sie wurden noch niemals überrumpelt: vorläufige, verhältnismäßig kleine Erfolge erzielen sie, worüber jeder hier jubelt, und dann ist es wieder aus. Zwar ist auch die deutsche Taktik verändert: der Blitzkrieg ist längst aufgegeben, und Hitler und Goebbels winden sich in ihren Reden nach allen Regeln der Kunst – aber insgesamt sieht es

so aus, daß sie sich ineinander verkrallen, und so kann es doch noch ziemlich lange dauern.

Tremayne, Julia *1903 **Kanalinsel Sark**

Die deutschen Soldaten sehen sehr deprimiert aus. Sicherlich ist ihnen inzwischen klar, wer wahrscheinlich diesen Krieg gewinnt. Sie bekommen viel Post aus Deutschland, so daß sie bestimmt über die herrschenden Umstände dort und die Nahrungsmittelknappheit informiert sind. Die Offiziere feiern ständig mit Putenbraten, Eiskrem, Champagner und «plum pudding», so erzählt es uns die sarkische Köchin. Wie es den Soldaten geht, wissen wir nicht. Sie hängen immer noch in der Nähe der Küchentür herum mit ihren Emaillepötten, die mit wässriger Suppe gefüllt werden. Der jetzige Haufen sieht aus wie C.B. Männer, viele schielend, einige x-beinig. Sie sehen sehr bedrückt aus, wenn sie zum Dienst gehen; manchmal geben die Offiziere ein Zeichen, ein Lied anzustimmen, aber es kommt nicht von Herzen. Es sieht alles nicht echt aus. Sie schlurfen herum, ganz anders als unsere marschierenden Tommies. Man möchte am liebsten sagen: «Nun nimm doch die Füße hoch.» Unsere sämtlichen Regale sind nun leer. All das, was wir für schlechte Tage aufbewahren wollten, wurde Weihnachten verschlungen. Wir beten alle für einen frühen Sieg oder eine Befreiung, doch es scheint, als versuchten die Deutschen mit allen Mitteln, auf diesen Inseln, dem ersten Gebiet Großbritanniens, das sie in Besitz genommen haben, zu bleiben.

Maltzan, Maria Gräfin von *1909 **(Berlin)**

Zu den wenigen erheiternden Erlebnissen dieses Jahres gehörte Sylvester. Spät in der Nacht wurden von Klamotten-Schulze, wie die Berliner die städtische Müllabfuhr nannten, sieben Pferde mit Lumbago eingeliefert. Diese sogenannte Feiertagskrankheit entsteht, wenn Pferde, die harte Arbeit gewohnt sind, zuviel Stallruhe haben. Diese Krankheit führt durch chemische Veränderungen in der Muskulatur zu Lähmungserscheinungen.

Die zitternden und stark schwitzenden Pferde, die zu uns gebracht worden waren, knickten in der Nachhand ein und wollten sich legen. Die einzige Therapie, die es gab, war, die Tiere in Bewegung zu halten. Wenn das durch Antreiben nicht gelang, bekamen sie das Aufputschmittel Pervitin gespritzt. Als ich die mir zugeteilten Pferdepfleger holen wollte, fand ich die Kerle total betrunken vor. Da die Pferde aber unbedingt in Bewegung gehalten werden mußten, brauchte ich ihre

Hilfe. Aus dem Giftschrank entnahm ich acht Ampullen Pervitin, von denen ich eine als zerbrochen in das Giftbuch eintrug. Ihren Inhalt verteilte ich auf vier Spritzen und verabreichte ihn einfach meinen Helfern. Durch die hohe Dosis wurden sie schlagartig munter und verwendungsfähig.
Am nächsten Morgen ließ mich der leitende Professor zu sich kommen. Er deutete auf das Giftbuch und sagte: «Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie durch die ‹zerbrochene Ampulle› die Männer vor vielen Unannehmlichkeiten bewahrt haben. Sie haben jetzt noch immer alle stark erweiterte Pupillen.»
Alles Pferdematerial, das zu uns gebracht wurde, galt als kriegswichtig. Ein Verstoß gegen ihre Pflichten hätte die Männer nicht nur ihr Freistellungsprivileg vom Kriegseinsatz gekostet, sondern sie wahrscheinlich Bekanntschaft mit einer Strafkompanie machen lassen.

Kupffer, Heinrich *1924 **Berlin**
Wenn du in einem Dienstverhältnis stehst, kannst du das entweder unmittelbar zur Selbstbestätigung nutzen, indem du dieses komplexe Gebilde aus Befehl und Gehorsam, aus Einsatz und Ruhe, aus Opportunismus und Sturheit naiv bejahst und ganz darin aufgehst; dann lebst du ohne nennenswerte Schwierigkeiten.
Oder du lehnst das Ganze ab, suchst deinen Schwerpunkt außerhalb dieses Zusammenhangs und bindest dich innerlich an ein anderes Leben, an das Leben außerhalb des Kommiß'. In diesem Fall wird der gesamte Militärdienst für dich zur negativen Identitätsfindung; du findest dich oder erinnerst dich an dich selbst nur durch Ausschluß und Verwerfung des oktroyierten Dienstverhältnisses.
Ich wählte den zweiten Weg und schob die gesamte militärische Existenz als für mich unzutreffend beiseite. Das heißt nicht, daß ich um diese Entscheidung gerungen und chronisch unter den Umständen gelitten hätte oder an der auf unabsehbare Zeit programmierten Entfremdung innerlich zerbrochen wäre. Keineswegs. Der Kommiß ist das potenzierte Internat. Du legst dir mit der Zeit ein dickes Fell zu und wirst einigermaßen unempfindlich. Psychischen Streß kannst du dir gar nicht leisten, das fehlte gerade noch. Du verlangst dir schon bald gar keine Rechenschaft mehr ab, wie du dich fühlst, was du empfindest. Die Grundhaltung des Soldaten ist die Haltung des zwar dauernd Beschäftigten, aber im Prinzip passiven Menschen, der ausführt, was andere für ihn geplant haben; der bei allem, was kommt, mitmachen muß und nichts daran ändern kann. Du bist als Soldat der Betroffene, besonders

als Rekrut, aber auch später. Du erfährst eine chronische Gefährdung und Bedrohung, aber nicht etwa in erster Linie durch den Feind, den du auch im Kriege monatelang nicht siehst, sondern durch die eigenen Leute und Vorgesetzten.

Faber du Faur, Moriz von 1886–1956 **Gräfelfing**
Ich bin zu den Offizieren zu besonderer Verwendung versetzt worden, das heißt zu gar keiner. Seit langen Jahren habe ich wieder ein Weihnachten zu Hause gefeiert. Man muß froh sein, wenn man noch ein Zuhause hat. Die Bomben fallen ringsum, in München wie in Stuttgart, und zerstören alles, nur nicht den Glauben an den größten Feldherrn aller Zeiten, denn die Propaganda hat ein weiteres Schlagwort erfunden: die neuen Waffen. Sie werden uns, trompetet man, die Offensive wieder ermöglichen, wenn sich nur alle, aber auch alle zur Verfügung stellen. Sie tun es auch, wohl oder übel. Sie sind bereit zu sterben, doch nicht zu leben; denn um leben zu können, müßten sie denken, und das wollen sie nicht. Zum Sterben brauchen sie nicht zu denken.

Jünger, Ernst *1895 **Apscheronskaja**
[...] Früh aufgestanden, zur Rückfahrt nach Apscheronskaja. Die Sonne glänzte prächtig auf den Bergen, deren Wälder in den violetten Farben des Vorfrühlings atmeten. Ich war auch guter Laune, wie ein Fechter, der von neuem in die Arena zieht. Die kleinen alltäglichen Geschäfte an diesem ersten Tag des Jahres sind liebevoller – das Waschen, Rasieren, Frühstücken und die Notizen im Tagebuch: symbolische Akte, die man zelebriert.
Drei gute Vorsätze. Als ersten «Mäßig leben», denn fast alle Schwierigkeiten in meinem Leben beruhten auf Verstößen gegen das Maß.
Zweitens: «Immer ein Auge für die Unglücklichen.» Dem Menschen ist die Neigung angeboren, das echte Unglück nicht wahrzunehmen, ja mehr als das: er wendet die Augen von ihm ab. Das Mitleid hinkt nach.
Endlich will ich das Sinnen auf individuelle Rettung verbannen im Wirbel der Katastrophen, die möglich sind. Es ist wichtiger, daß man sich würdig verhält. Wir sichern uns doch nur auf Oberflächenpunkten eines Ganzen, das uns verborgen ist, und gerade die Ausflucht, die wir ersinnen, kann uns umbringen.
Die Straße war nicht so unergründlich wie auf der Hinfahrt; freilich zählte ich auch wohl fünfhundert Menschen, die an ihr arbeiteten. Weitere fünfhundert brachten auf Wagen oder Pferden den Nachschub vor. In solchen Bildern spiegelt sich die Schwerkraft des Großraumes.

In ihm gewinnen dann selbst einzelne Berge wie der Ssemascho ein Atlasgewicht. Auch die vorzügliche Prognose Spenglers kam mir in den Sinn.
In Apscheronskaja aß ich zunächst mit Massenbach, dann machten wir einen Spaziergang durch den Wald. Die weißen Berge leuchteten am Horizont. Wir sprachen über die Schandtaten der Zeit. Es war ein Dritter dabei, der sie für unvermeidlich hielt. Durch die Abschlachtung des russischen Bürgertums nach 1917, die Ausmordung von Millionen in den Kellern, sei der deutsche Kleinbürger in panischen Schrecken versetzt worden und habe sich fürchterlich gemacht. So sei von rechts gekommen, was noch entsetzlicher von links gedroht habe.
Bei solchen Unterhaltungen wird deutlich, wie tief die Technik bereits in das Moralische eingedrungen ist. Der Mensch fühlt sich in einer großen Maschine, aus der es kein Entrinnen gibt. Da sieht man überall die Furcht regieren, sei es in der Verdunkelung, der grotesken Geheimhaltung, dem allmächtigen Mißtrauen. Wo immer zwei Menschen einander begegnen, sind sie sich verdächtig – das beginnt schon mit dem Gruß.

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Chomutowka/Nordkreis**
An seine Frau
29. und 30. habe ich eine Rundfahrt durch den Kreis Tetkino gemacht. Es geht nur noch mit dem russischen PKW und Schneeketten, soweit es sich um von Schlitten festgefahrene breitere «Hauptstraßen» handelt. In Tetkino war die Fabrik am 28. 12. zur Probe gelaufen. Als ich kam, stand alles unter Dampf, aber aus vielen Ventilen zischte es, aus x Rohren sprühte es, usw. Das soll aber überall in der Welt so sein. Man zeichnet dann jede undichte Stelle an, legt den betreffenden Teil der Anlage still und repariert an allen Stellen gleichzeitig. 1mal oder 2mal 24 Stunden später läßt man den ganzen Laden dann richtig an, nachdem vorher nur Leerlauf mit Dampfdruck exerziert worden war. Hoffen wir das beste, daß heute, morgen oder übermorgen die erste Rübe aufgeschüttet werden kann und paar Tage später der Zucker läuft. Ein deutscher Ingenieur ist seit kurzem da, die ganze Vorarbeit ist aber von Frank und den Russen gemacht worden. Als der Ingenieur kam, stand alles schon. Es war schön, mehrmals in den Abend- und Nachtstunden durch die Hallen und Kesselhäuser zu gehen, den steigenden Dampfdruck zu beobachten und den ersten Anlauf der großen Maschinen zu erleben. Die abgedunkelte Beleuchtung, der viele Dampf, schlüpfriges Eisparkett in den noch kalten Räumen, die zahllosen bewaffneten Posten in

jedem Raum gaben einen eigentümlichen Eindruck. Im Kreis sind z. Zt. sieben deutsche Gendarmen, vier Sonderführer, den Dienst macht werkseigene Polizei und Gemeindepolizei. In dem weitverzweigten Werksgelände kann man sich mit der Postenkontrolle schon beschäftigen! Ganz nahe bei Haucks Sitz Kr. ist seinem nachbarlichen Amtsbruder eine kleinere Zuckerfabrik im November zerstört worden. Ich doktore an dem Problem, die Rüben, die dort frei geworden sind, mit 1500 Schlitten in 1 Monat nach Tetkino zu bringen. Aber wegen mangelnder Disziplin kann das danebengehen. Die Gegend von Tetkino ist zur Zeit frei von Banden. Hier in Chomutowka, wo ich Sylvester verbringe, sieht es böse, böse aus. Man hält seinen Wohnsitz, mehr ist nicht zu machen. Allerdings kommen jetzt Kosaken in größerer Zahl her, die Sicherheit der eigenen Männer ist einigermaßen gewährleistet, nachdem das Kräfteverhältnis im Raum 1 : 10 ist.
Ich grüße Euch alle recht herzlich. Getreulich Klaus.

Alsdorf, Lorenz *1921 **(Feldstrafabteilung 4 in Tschudowo)**
Am ersten Weihnachtsfeiertag kam ein Feldgeistlicher zu einer bescheidenen Feier. Zwischen hohen Tannen stand ein Harmonium im tiefen Schnee. Im Karree standen wir und sangen «Stille Nacht, heilige Nacht», während uns die Tränen an den mageren Wangen herunterliefen. Es war aber auch ein zu trostloses Bild: halbverhungert und krank an Leib und Seele, bis zu den Knien im Schnee, standen wir da und dachten an die Heimat, die so mancher von uns wohl nie mehr wiedersehen sollte.
Dann kam die Neujahrsnacht 42/43. Man hatte mich wegen einer Furunkulose zur Genesungskompanie nach Tschudowo geschickt. In einem Holzgebäude, das früher wohl mal eine Schule war, wurden die Kranken der Abteilung untergebracht. Man traf hier abgemagerte Skelette und von Wasser aufgedunsene Körper mit den unmöglichsten Krankheiten behaftet. Die ärztliche Betreuung war gleich Null. Wer nicht von selbst gesund wurde, krepierte eben.
Dann kam die Unglücksnacht. Das neue Jahr mußte wohl erst eben angefangen haben, als uns ein beißender Qualm aus dem Schlaf schreckte. Bald war uns klar, daß es brannte. Wir stürzten zur Türe, aber diese war verschlossen. Wir lagen im ersten Stock, während das Parterre in ein Flammenmeer verwandelt war. Einige Kopflose sprangen aus dem Fenster und kamen meist mit gebrochenen Knochen unten an. Dann endlich hatte sich ein beherzter Unteroffizier bis zu unserer Tür durchgeschlagen. Wir stürzten uns die brennende Treppe hinunter, die

hinter mir zusammenbrach und ungefähr ein Dutzend Gefangene mit sich riß. Das ganze Haus war erfüllt von Hilferufen und Schmerzensschreien. Endlich gelangte ich ins Freie und gesellte mich zu einem Haufen Geretteter. Da standen wir nun, die meisten barfuß und in Unterhosen, in der kalten russischen Winternacht. Ein Mann vom Wachpersonal verteilte Gasmasken an Freiwillige, die den Verpflegungsraum leerräumen sollten. Die meisten machten mit, denn jeder sah hier eine Chance, vielleicht einmal satt zu werden. Kaum dem Schatten des Todes entronnen, dachte man sofort wieder an das Naheliegende. Der Magen verlangte sein Recht. Ich habe auch nie wieder so mutige und eifrige Bergungsleute gesehen, wie in dieser Nacht. Die Aktion ging so vor sich:
Man stürmte mit aufgesetzter Gasmaske in den Verpflegungsraum und trachtete, eine Wurst zu erwischen. Dann riß man sich trotz des beißenden Rauches die Gasmaske vom Gesicht, nahm so viel Wurst in den Mund wie nur reinging, setzte die Gasmaske wieder auf, nahm einige Brote oder Konserven in den Arm und stürzte kauend, schwitzend, halb erstickt mit angesengten Haaren wieder nach draußen. Hier schmiß man die geretteten Sachen auf einen Haufen und stürmte, noch immer kauend, durch die Flammen, und das Ganze wiederholte sich.
Mir wird heute erst, wo ich dies ganze niederschreibe, bewußt, was man damals alles riskierte, um zu einem vollen Magen zu kommen.

Markgraf, Wichard *1919 **Rußland**
Dann plötzlich am 1. 1. 1943 um 2.00 Uhr morgens begann der Russe mit einem Neujahrskonzert von ungeahnten Ausmaßen. Ein gewaltiges, nie erlebtes Trommelfeuer aus hunderten von Geschützen, Granatwerfern, Stalinorgeln brach über unsere Stellungen herein. Unser kleiner Hügel war wohl nicht als besetzt erkannt worden, wir hatten uns tagsüber nie blicken lassen, so bekamen wir kaum etwas ab, sahen aber die Stellungen rechts und links von uns in Feuer und Rauch verschwinden. Nach 3 Stunden bewegte sich die Feuerwalze nach hinten und das unverkennbare Angreifen der Panzer ließ uns aufhorchen und hellwach werden. Mit über 100 Panzern griff der Russe die links von uns liegenden Stellungen an, die hauptsächlich von Baubataillonen und Reserveeinheiten besetzt waren. Sie leisteten kaum Widerstand, wir konnten durchs Fernglas sehen, daß sie sich sofort den angreifenden Panzern ergaben und zu hunderten in Gefangenschaft geführt wurden. Zu unserem kleinen Stützpunkt bewegte sich nur ein einzelner Panzer. Wir verhielten uns mucksmäuschenstill und ließen uns überrollen. Er

fuhr dann auch bald weiter. Da machten wir uns unter Zurücklassung aller entbehrlichen Ausrüstung, aber mit unseren Waffen auf und erreichten ungeschoren die Reste unserer Kompanie, die sich gerade aufmachte, die Stellung zu räumen, weil der Russe nach den empfangenden Funksprüchen weit ins Hinterland durchgebrochen war. Mit uns hatte niemand mehr gerechnet und so wurden wir freudestrahlend empfangen.

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin (31. 12. 42)**
An SS-Brif. Dr. Karl Genzken
Lieber Genzken!
[...] Deutschland erwartet von seinen Söhnen, daß sie sich zusammenschießen lassen, ist aber nicht in der Lage, den an den Beinen schwer Kriegsversehrten einen Rollstuhl zur Verfügung zu stellen. Ich glaube ja, der Führer dürfte das nicht erfahren. Meine Frau bemühte sich, einige Krankenfahrzeuge zu erhalten, da sie eben von einem Schwerverwundeten darum gefragt worden war, ob sie kein Krankenfahrzeug beschaffen könne.
Ich kann wirklich nur bedauern, daß meine Ärzte diese Frage nicht schon längst an mich herangetragen haben. Denn wenn zu wenig Krankenfahrzeuge vorhanden sind, wird die Sache nicht dadurch besser, daß man die vorhandenen Fahrzeuge den Verwundeten stundenweise gibt, sondern nur dadurch, daß neue Krankenfahrzeuge hergestellt werden.
Ich kann mir vorstellen, daß irgendein Referent in der Sanitätsinspektion des Heeres das neueste und raffinierteste Modell eines solchen Fahrzeuges, das mit allen Schikanen ausgestattet ist, fabriziert zu wissen wünscht. Den armen Kriegsversehrten wäre aber schon geholfen, wenn sie einen einfachen Rollstuhl bekämen, dessen Räder, wenn es sein muß, von den beschlagnahmten Fahrrädern aus Polen genommen werden. Der Sitz und die Lehne können ruhig aus Weidengeflecht sein. Außerdem sind nur noch eine Kurbelachse und zwei einfache Handgriffe notwendig. Der Kriegsversehrte fährt nämlich lieber schlecht in einem improvisierten Fahrzeug als gar nicht in einem ausgezeichneten guten, das er nicht hat.
Ich habe jetzt SS-Obergruppenführer Pohl beauftragt, innerhalb unserer Konzentrationslager derartige behelfsmäßige Fahrzeuge für die Kriegsversehrten, die ihre Beine verloren haben, nach der angedeuteten Bauart herzustellen.
Heil Hitler! Ihr gez. H. Himmler

Tjaden, Enno 1923–1943 **Stalingrad**

Immer noch aus gleicher Umgebung und Lage wie früher sende ich Euch diesen letzten Gruß aus dem Jahre 1942. Rückblickend muß ich sagen, daß es außer den ersten 6 Wochen und der einen Urlaubswoche nur wenig Erfreuliches gebracht hat. Aber alles geht im Leben einmal vorüber, und so hoffe ich, daß 1943 mehr Freude und vor allem Erfolg bringen wird. Vor allem hoffen wir aber, daß sich unsere augenblickliche Lage bald verbessert. Ich bin hier wirklich in ein Schlamassel hineingeraten, welches in diesem Kriege seinesgleichen sucht. Aber das muß ich schon sagen: Wenn ich hier einmal herauskomme, dann werde ich manches mit anderen Augen ansehen als bisher, darunter vor allem das tägliche Brot. Aber so eine Lehre kann ja keinem Menschen schaden. Ich habe so etwas ja immer mitmachen wollen. – Hoffentlich habt Ihr irgendwelche Nachricht von mir. Ich fürchte, Ihr werdet es nicht leicht gehabt haben in diesen Tagen.

Eltern **Erfurt**

An ihren Sohn in Stalingrad

Unser lieber Horstel!

Wieder ist ein weiteres Kriegsjahr zu Ende gegangen u. was wird uns das neue Jahr bringen. Das ist die Frage die wir uns hier stellen. – Hatten wir doch vorigen Sylvester bestimmt gehofft, das uns das Jahr 1942 den Frieden brächte – Aber – es ist doch anders geworden. – u. mit bangen Sorgen denken wir an die Zukunft – die ja so verschlossen scheint.

Wir wissen ja liebster Horstel, ohne Postverbindungen ist es noch niederdrückender u. wir sehnen ja wenigstens von Dir unserm Lieben einige Zeilen herbei u. hoffen auch innig, daß Du nun von uns u. von Deiner lieben Trudel Heimatpost empfangen hast. Die einzigen Verbindungen von Dir zur Heimat u. von der lieben Heimat zu Dir – es ist doch der einzige Faden – wie schmerzlich so eine Unterbrechung wirkt. Wir glauben für Dich unsern heißgeliebten Horstel ist so etwas besonders niederdrückend u. wir hoffen mit ganzer Innigkeit, daß dieser Zustand – der uns ja schon längere Zeit aus dem Zellenabend [Zelle = Teil der NSDAP-Ortsgruppe] bekannt, bald doch noch eine günstige Wendung nimmt. Aber glaube uns lieber Horstel wir kennen jetzt auch den Ernst der Lage wo Du zur Zeit bist u. wir könnten alle Drei vor Bangen vergehen – wenn wir nicht noch die feste Hoffnung hätten daß die Lage sich doch noch bessern wird, wo Du jetzt bist.

In unserm ausführlichen Weihnachtsbrief vom 25. Dez. hatte Dir Vater schon angekündigt, daß ich Deiner lieben Trudel unser Weihnachtsgeschenk, eine große Leselampe, nach Gotha bringen werde. Heute kann ich Dir lieber Horstel mitteilen, daß dies geschehen ist. Ich war in Gotha u. habe die kleine Wohnung Deiner lieben Trudel gesehen. Lieber, lieber Horstel! Deine liebe Trudel hat ja so wunderbare Sachen erstanden, daß man einfach platt ist. Ein Schlafzimmer u. ein Speisezimmer mit allen möglichen Beistücken wie Couch, Sesseln, etc. ganz prima u. fabelhafter Ausführung u. hier wünschen wir herzinnig, Dich bald bei Deiner lieben kleinen Trudel in der Heimat, damit Du das Eheglück mit ihr finden kannst. Vater u. Mutti.

Heinz W. **Stalingrad/Gorodischtsche**

Der letzte Tag des Jahres 1942 ist angebrochen. Zur größten Freude erhalten wir etwas Brot und Schokolade zusätzlich zur Verpflegung. Eine Flasche Schnaps, Keks und sehr guter Bohnenkaffee sind für die Sylvesterfeier reserviert worden. Wie schon vorauszuahnen war, griff der Russe um 20 Uhr im Nordteil Stalingrad und in Spartakowka an. Um 22 Uhr war abermals die Hölle los. Aber dieses mal schoß unsere Ari! 3.Komp. hat 9 Tote, 23 Verwundete u. 4 Vermißte.

Kaliga, Bruno **Rußland**

Meine Lieben!

Jetzt ist Sylvesterabend und wenn ich an zu Hause denke, dann will mir fast das Herz brechen. Wie ist das alles hier trost- und hoffnungslos. Seit 4 Tagen habe ich schon kein Brot mehr zu essen, und lebe nur von dem Schlag Mittagsuppe. Morgens und Abends einen Schluck Kaffee, und alle 2 Tage 100 gr. Büchsenfleisch od. ½ Büchse Ölsardinen od. etwas Tubenkäse. – Hunger, Hunger, Hunger, und dann Läuse und Schmutz. Tag und Nacht werden wir von Fliegern angegriffen, und das Art. Feuer schweigt fast nie. Wenn nicht in absehbarer Zeit ein Wunder geschieht, gehe ich hier zugrunde. – Schlimm ist nur, daß ich weiß, daß von Euch ein 2 kg. Paket mit Kuchen und Marmelade unterwegs ist. Ich muß nun ständig daran denken, ja bekomme Wahnvorstellungen, daß diese Sachen mich nie erreichen werden. Obwohl ich erschöpft bin, kann ich Nachts nicht schlafen, sondern träume mit offenen Augen immerzu von Kuchen, Kuchen, Kuchen. Manchmal bete ich und manchmal fluche ich über mein Schicksal. Dabei ist alles sinn- und zwecklos. Wann und wie kommt die Erlösung? Ist es der Tod durch eine Bombe od. Granate? Ist es Krankheit und Siechtum? Alle diese Fragen beschäftigen uns unausläßlich. Dazu kommt die ständige Sehnsucht nach zu Hause, und das Heimweh wird zur Krankheit. Wie kann ein Mensch dies bloß alles

ertragen! Sind alle diese Leiden eine Strafe Gottes? – Meine Lieben, ich dürfte Euch dies alles ja gar nicht schreiben, aber ich habe keinen Humor mehr im Leibe, und das Lachen ist mir vollständig vergangen. Man ist nur noch ein Bündel zitternder Nerven. Herz und Hirn sind krankhaft überreizt, und man bebt wie im Fieber. Wenn man mich wegen dieses Briefes vors Kriegsgericht stellt und erschießt, so möchte ich glauben, wäre es für den Körper eine Wohltat. – Ich bin ohne Hoffnung, und ich bitte Euch, weint nicht zu sehr, wenn Ihr die Nachricht bekommt, daß ich nicht mehr bin. Seid gut und lieb zueinander, dankt Gott für jeden Tag, der Euch beiden beschieden wird, denn zu Hause ist das Leben süß.

«Münchner Neueste Nachrichten» **München**

Die neuen Lebensmittelkarten. Wegen Vorbereitungsarbeiten für die 45. Verteilung der Lebensmittelkarten sind die städt. Bezugscheinverteilungsstellen am Montag, 4., und Dienstag, 5. Januar geschlossen. Die Verteilung der Lebensmittelkarten an die Bevölkerung erfolgt am Mittwoch, 6. Januar, durch die Staatsjugend. Die Eltern werden gebeten, die zur Verteilung eingesetzten Kinder bis 8.30 Uhr vormittags an die zuständigen Verteilungsstellen zu schicken.
Der Oberbürgermeister der Hauptstadt der Bewegung.
Ernährungsamt

Frontfilmer der Roten Armee **Stalingrad**

Meine Liebe,
heute ist der erste Tag des neuen Jahres. Was wird es bringen? Außer dem Sieg möchte man, daß es uns Glück bringt, dieses lang ersehnte und erwünschte Glück. An beides möchte man glauben. Und es wird. Dir wünsche ich Gesundheit, und daß Du munter und geduldig warten kannst. Du bist bei mir des Lebens froh und hast eine gesunde Weltanschauung, aber in letzter Zeit fühle ich in Deinen Briefen, daß Deine seelischen Kräfte nachlassen. Du mußt kämpfen, Schurik. Jetzt wie nie zuvor muß man mit den Schwierigkeiten im Leben kämpfen, auch wenn man nicht so viel Hoffnung hat. Du kannst Dir ein Beispiel an mir nehmen. Du kennst mich, und Du weißt, wo ich mich befinde. Leben – trotz Schwierigkeiten – für den Sieg und genauso ehrlich warten, das ist unser Weg zum Glück. Gehe diesen Weg! Meine Liebe, im Dezember hatte ich sehr viele interessante und schwierige Erlebnisse.
Den ganzen Monat machte ich Aufnahmen in dieser berühmten Armee. Stalin sagte, das ist unsere beste Armee. Ich bin glücklich, daß ich der Geschichte Filmdokumente voll großer Kraft hinterlasse.

Das geht nicht unbemerkt vorüber. Ich bekomme gute Briefe aus Moskau über meine erfolgreichen Aufnahmen. Die Generäle dieser Armee, bei denen ich jetzt wohne, sind sehr zufrieden mit meiner Arbeit. Die Kameraden sind begeistert. Ich gebe zu, das ist mir alles sehr angenehm. Das gibt neue Kräfte.
Das Ganze verlangt aber auch viele riskante Unternehmungen meinerseits. Aber manchmal, wenn ich eine Schlacht aufnehme, vergesse ich die Grenzen des erlaubten Risikos. Man hat auf mich geschossen, als ich gerade die Eroberung eines Hauses aufnahm. Sogar ein Kanonenschütze drückte mich zu Boden, als ich die Helden der Überfahrt über die Wolga filmte. Ein letztes Ereignis, das mir beinahe das Leben kostete: Ich habe den Angriff unserer Panzer aufgenommen. Ich setzte mich in einen Panzer hinein, der auf den Feind zufuhr. Der Panzer schlägt in ein Haus, einen feindlichen Stützpunkt ein. Und dieser Schlag ist so gewaltig, daß die Häuserbalken und die feindlichen Kanonen auf den Panzer fallen. Das ganze Gewicht drückt auf den Panzer, so daß ich fast aufhöre zu atmen und das Bewußtsein verliere. Ich komme erst wieder zu mir, als man mich schon aus dem Panzer rausgetragen hat. Mein Mitarbeiter Kritschewenij dachte, daß ich schon tot bin, und filmte mich. Ich lag ein paar Tage und wußte nicht, was mit meinen Rippen ist. Es tut noch alles weh, aber es ist nichts gebrochen. Selbst General W.I. Tschuikow verfolgte meine Genesung. Es wäre schade gewesen, im eigenen Panzer umzukommen. Besser an einer Kugel oder einer Granate sterben. Aber alles ist gut ausgegangen. Alle haben sich um mich Sorgen gemacht. Ich habe das aufrichtige Mitgefühl der Panzerführer und Armee-Kommandeure gesehen. Ich wußte nicht, daß mein Leben ihnen allen nicht gleichgültig ist. Und das verpflichtet mich, mit noch mehr Energie und Mut zu arbeiten. Die Aufnahmen, die durch die offene Luke des Panzers entstanden, bevor meine Hand ihren Dienst versagte, sollen ausgezeichnet geworden sein: da ist ein Haufen aus Balken, Ziegelsteinen, Fritzenkörpern [Fritz = Deutscher], alles bricht zusammen, drückt und vernichtet. Kann sein, daß diese Episoden in unseren Film reinkommen, vielleicht sogar ins Journal. Ich mache mir Sorgen um die Aufnahmen.
Das zweite Ereignis ist nicht weniger interessant. Wie mein erstes Jahr zu Ende gegangen ist – sehr originell, im Unterstand an der vordersten Front. Die Fritzen waren unweit in den Häusern, etwa 40 bis 60 Meter entfernt. Punkt 12 Uhr, aufgeschreckt durch die Signalschüsse unserer Artillerie, begannen sie auf unsere Stellungen zu schießen. Und wir antworteten mit Feuer. Ich schoß aus der Kanone und dann, als die Munition alle war, aus dem Maschinengewehr. Wirta und Selma füllten

die Gewehre mit Patronen. Es war lustig. Der Kampf dauerte etwa 15, 20 Minuten. Dann haben wir getrunken. Wir haben uns zusammen fotografiert, und mein bester Freund, ein Leutnant, hat mir seine Geige geschenkt. Dieses Geschenk ist mir sehr teuer. Ich werde es Dir nach Hause bringen. Erst am Morgen kam ich in meinen Unterstand. Die ganze Zeit dachte ich an meinen Liebling, wie sie das neue Jahr empfangen wird. Ich war zu Besuch beim General, hörte mir ein Konzert an, und wir haben natürlich noch mal getrunken. Jetzt ruhe ich mich aus. Es ist halt so, daß meine Kamera damals im Panzer kaputtging. Eigentlich müßte ich jetzt eine Reise zum Depot machen, die neue Kamera abholen, aber das möchte ich nicht; diese Stadt und diese Armee sind mir zu sehr ans Herz gewachsen. Ich bekomme die Kamera, und dann kann ich wieder arbeiten. Hier gibt es ohnehin viel Arbeit: die Stadt wird vom faschistischen Dreck gesäubert, und das muß man zeigen. Die kriegen bald eins auf den Deckel. Die sitzen hier wie Ratten in der Falle. Die Fritzen hier – hungrige Köter – ergeben sich, aber wir vernichten sie auch öfters in ihren Löchern. Heute war ich in einem von ihnen gesäuberten Ort, ihre Leichen habe ich nicht gezählt, Leichen auf Schritt und Tritt.

Mollenhauer, Anna-Mathilda *1934 **Braunschweig**

Aus einem Schulheft

Wie Soldaten Weihnachten feiern

Auch die Soldaten an den Fronten feiern den Weihnachtsabend. Sie feiern ihn still. Mancher hatte gedacht, er könnte das heilige Fest zu Hause zubringen. Aber leider ging es doch nicht. Am Nachmittag schmücken sie sich einen Tannenbaum, welchen sie sich aus einen der vielen Wälder geholt haben. Vielleicht läutet am Abend ein Glöcklein die Weihnacht ein. Dann packen die Soldaten ihre Päckchen und Liebespakete aus, die sie von den Lieben daheim bekommen. Manche von ihnen finden eine Kerze in ihrem Päckchen, darüber freuen sie sich alle. Sie stecken sie an den geschmückten Weihnachtsbaum, damit sie alle etwas von dem hellen Scheine haben. Da sie aber keine Kerzenhalter bekommen können, machen sie sich schnell aus Draht etwas zurecht. Dann singen sie das schöne alte Lied, «Stille Nacht, heilige Nacht». Nun hat jeder einen anderen Gedanken. Die meisten denken wohl an zu Haus, wie schön sie dort früher das Fest verbracht haben. Aber leider ging es dieses Jahr nicht, weil sie ihr Vaterland verteidigen müssen. So vergeht der stille Weihnachtsabend. Es folgt ein neues langes Jahr.

Inhalt: 2 Schrift: 3

Berichtigung

Am Nachmittag schmücken sie sich einen Tannenbaum, welchen sie sich aus einem der vielen Wälder geholt haben.

Himmelsbrief

gefunden bei einem gefallenen deutschen Soldaten

Ein Graf hatte einen Diener den wollte er den Kopf abschlagen lassen T. L. S. Wie nun dieses geschehen sollte hatte ihn der Scharfrichter nicht abschlagen können. Als der Graf dies sah, daß ihm das Schwert keinen Schaden zufügen können gab ihm der Diener den Brief mit folgenden Buchstaben (B. T. E. K. H. M. H.) wie der Graf diesen Brief gelesen, hatte er befohlen, daß jeder diesen Brief bei sich tragen muß, wenn ihn die Nase blutet oder sonst blutige Wunden hat der lege den Brief darauf so wird das Blut gestillt werden, wers nicht glaube der schreibe diese Buchstaben auf einen Degen oder auf der Seite seines Gewehres, so wird er sich nicht verwunden können. Wer diesen Brief bei sich trägt wird seine Feinde bezaubern können sie können ihm nicht schaden das sind die hl. 5 Wunden Christe (K. H. H. K. H. E. E.). Wer diesen Brief bei sich trägt den wird kein Blitz treffen, Feuer oder Wasser schaden. Wenn eine Frau gebären soll und die Geburts von ihr nicht will gebe man ihr den Brief in die Hand so wird sie bald gebären und das Kind wird glücklich sein. Dieser Brief ist besser als ein schönes Gebet wer Glaube daran hat. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes Amen. So wie Jesus Christus am Ölgarten stille stand so soll jeder geschwind stille stehen. Wer diesen Brief bei sich trägt denselben wird Gott bekräftigen daß er sich nicht fürchtet vor Dieben und Mördern. Alle Gewehre müssen sichtbar und unsichtbar stille stehen durch den Befehl des Engels Michaels. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes Amen. Gott sei mit ihm wer diesen Segen gegen seine Feinde bei sich trägt, der ohne Gefahr und geschützt bleiben wird. Wer diesen nicht glaubt der hänge diesen Brief einem Hund um den Hals und schieße auf ihn der wird es erfahren, daß es wahr ist. Wer diesen Brief bei sich trägt wird nicht von Feindeshand verletzt werden so wahr Christus auf Erden gewandelt ist gestorben und auferstanden so muß Fleisch und Blut unbeschädigt bleiben. Ich schwöre durch alle Gefahr und Waffen auf dieser Welt beim lebendigen Gott. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes Amen. Ich bitte im Namen Jesus Christus Blut daß mich keine Kugel treffen wird sei sie von Gold, Silber oder Blei. Gott mach mich von allen sicher frei. Im Namen des Vaters des Sohnes und des Hl. Geistes Amen. Von Himmel ist dieser Brief gesand und in

Halsteinisch gefunden worden und schwebt zur Rauchtawir über die Donau, wer ihn ergreifen wollte von dem entfernte er sich bis 1794 wenn sich jemand näherte mit dem Gedanken ihn abzuschreiben zu den neigte er sich und tat sich auf. Ferner stand darin, wer am Sonntag arbeitet der ist entlassen 6 Tage sollst du arbeiten den 7. sollst du ruhen. Reichtum den Armen geben. Ihr sollt nicht sein wie unvernünftige Tiere, sondern an diesen Tag die Worte Gottes hören, schwöre nicht falsch bei meinem Namen begehrt nicht Gold und Silber, denn so wie ich den Menschen erschaffen so kann ich ihn wieder vernichten. Ehrt Vater und Mutter gebet kein falsch Zeugnis wieder Euren Nächsten, dann gebe ich auch Gesundheit und Friede. Wer diesen Brief besitzt und nicht offenbart ist verlassen von der hl. christl. Kirche und habt ihr soviele Sünden als Meere und Sterne am Himmel so sollen sie Euch vergeben werden. Begehrt ihr dieses nicht so werdet ihr am jüngsten Tage Rechenschaft über Eure Sünden ziehen. Wer diesen Brief im Hause hat den wird kein Donnerwetter schaden, haltet Eure Gebote die ich Euch durch mein Engel Michael gesand habe. Im Namen Jesus Christus B. V. H. F. S. Amen
Diesen Brief soll einer dem andern geben.

Rodenberg, Hans 1895–1978 **Sowjetunion**
An Erich Weinert
Lieber Erich!
Kannst Du nicht mal darüber nachdenken, was Du mir helfen könntest, damit ich von hier weg auf andere Arbeit komme? Warum sitze ich eigentlich noch hier? Schwab und Noffke arbeiten in Moskau als Diktoren. Also bin ich dort nicht notwendig. Als mir zu Kriegsanfang kategorisch mitgeteilt wurde, ich habe nun am Radio zu arbeiten, habe ich diszipliniert gehorcht. War auch überzeugt, es sei wichtig und richtig. Heute ist das anders. Wir senden nichts als Swodka und Tass (keinerlei Originalmaterial). Das kann mich nicht ausfüllen, und ich bin restlos unausgenützt. Aber das Gesetz der Trägheit bewirkt, daß ich hier sitze und sitzen werde, wenn nicht von irgendeiner Seite ein Anstoß kommt. Was möchte ich: entweder Frontdiktor oder NKO. Wäre ich in Moskau, könnte ich mich da- und dorthin wenden. Hier kann ich gar nichts machen. Sollte sich zufällig für Dich eine Möglichkeit ergeben, in dieser Richtung (zufällig wird jemand gebraucht, Du erfährst das und nennst meinen Namen) etwas zu machen, würdest Du mich aus einem scheußlichen Dreck herausziehen. Du siehst, ich klammere mich an einen Strohhalm (nicht an Dich, sondern an die Möglichkeit, daß...).

Im übrigen tut man überall, wo man hingestellt wird, sein Bestes, wenn's auch schwerfällt.
Herzlichst Dein Hans

Hedin, Sven 1865-1952 **Stockholm**
Um ¾5 kam v. Uthmann. [...] V. Uth. hielt die Lage zwar für schwer, aber sicher. Man wird während des Winters keine großen Operationen unternehmen, den Russen nur erwidern und sie in Schach halten. Den Russ. traut man kaum mehr zu als eine starke Defensive. Wenn sie jetzt einige Vorstöße unternehmen, so heißt dies gar nichts. Ihr Vordringen [...] ist unangenehm, aber es ist klar, daß man sie nicht bis Rostow kommen läßt, sonst wäre der Kaukasus in Gefahr. Die Ausbuchtung der Front gegen Westen wird im Frühjahr vielleicht abgeschnitten. – Er glaubt daran, daß Regierung, König und Armee es mit unserer Neutralität ernst meinen. Das Geifern der Presse gegen Deutschland, die engl. und die USA-Propaganda gegen Deutschland in Schweden, ruft in Deutschland Mißvergnügen hervor. Er hält eine Eng.-USA-Landung an der Kalotte in Verbindung mit der russischen Besetzung von Petsamo und Kirkenes für denkbar, aber kaum für wahrscheinlich. Die USA-Landung in Marokko war eine Überraschung, aber sie fand an dem einzigen Punkt statt, an dem sich keine deutschen Soldaten befanden. In Narvik, am Lyngenfjord, ist es anders, die Schwierigkeit dort ist, daß Schweden aus Neutralitätsgründen nein antworten muß, wenn Deutschland um Durchfahrtgenehmigung für Truppen und Waffen ersucht. Er glaubt nicht, daß Deutschland in einer solchen Situation Schweden besetzt, was im übrigen auch nicht leicht wäre. Im Falle eines Krieges werden Stockholm und andere Städte jedoch zerbombt. – Hält es für wahrscheinlich, daß der Krieg noch über 2 Jahre anhält. [...] Selbst wenn Rommel und Nehring gezwungen sind, Afrika zu verlassen heißt dies nicht viel, da die europäische Festung auf alle Fälle gesichert ist. Für die USA ist die Besetzung Spaniens von geringem Wert, weil man über die Pyrenäen muß.
V. Uth. sagte mir im Vertrauen, daß Deutschland nach wie vor vom schwedischen Eisenerz abhängig ist [...]. – Mit v. Uth. sprach ich auch über Norwegen. [...] Würde man nun [dort] zu einer reinen Militärregierung übergehen, käme man in die gleiche Lage wie 1940. Das Militär könnte Norwegen nicht regieren. Die Norweger würden weiter ihre Mauschelei mit Engl. und USA treiben. Weder A[rvid] noch Utgh. glaubt, daß ich bei H[itler] etwas erreichen könnte.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Der Inhalt der Führeraufrufe zum neuen Jahr ist von den Blättern in Leitartikeln aufzugreifen und zu unterstreichen.

4. Fischer: Zur Führer-Parole möge beachtet werden, daß sie ohne Phrasen, schlicht und einfach, aber sehr hart und sehr klar kommentiert werde. Man möge die Entschlossenheit unterstreichen und auch den leisesten Anschein vermeiden, als ob eine andere Möglichkeit der Interpretation der Lage gegeben sein könnte.

6. Die Vermehrung der Kriegslasten in den USA könne nur aufgegriffen werden, wenn wirklich überzeugende Argumente gebracht würden.

7. Morgen wird Manovardo zur letzten Ruhe bestattet. In der Oper wird ein Staatsakt stattfinden. Göring lege einen Kranz des Führers nieder. Gut beachten.

12. AA: Ein Tagesbefehl Girauds zeige, in welchem Maße er Roosevelt untertan sei. Er sage, der Präsident habe ihn gebeten, den Franzosen die Neujahrswünsche auszusprechen. Er tue es hiermit.

13. AA: Der Streit zwischen England und Argentinien sei recht eigenartig. Er dürfe aber nicht sensationell herausgebracht werden. Am besten tue man, wenn man den Vorgang an einem Beispiel im europäischen Raum erläutere, etwa, indem man Schweden für Argentinien und Deutschland für England setze. Dann würde dem Leser klarwerden, wie ungeheuerlich das Ansinnen aus London und Washington sei. Aber keine Sensation daraus machen.

14. OKW: Der heutige Wehrmachtbericht brachte das Endergebnis im Handelskrieg für 1942 und für Dezember. Kommentierung dringend erwünscht.

Schluß 19.25 Uhr

Churchill, Winston 1874–1965 **London**

An Franklin Delano Roosevelt

Vor etwa zwei Monaten bat Mr. Hall um die Versicherung, die wir gerne gaben, daß die britische Regierung sich in Übereinstimmung mit der Regierung der Vereinigten Staaten darüber befindet, daß die Blockade des feindlichen Territoriums nach besten Kräften aufrechterhalten werden sollte. Wir haben dem extrem starken Drängen der belgischen Regierung und anderen widerstanden, uns davon zu lösen [nämlich vom

u. g. Prinzip; A. d. Übers.]. Die Aufgabe des Prinzips, daß der Feind für die von ihm eroberten Gebiete verantwortlich ist, wird sehr schnell dazu führen, daß wir die ganze Sache auf den Schultern haben – eine Last, die über unsere Kräfte geht.

Verhältnisse in Belgien sind schlimmer als in Norwegen, und nach unserer Meinung wäre es nicht richtig, ein Zugeständnis an Norwegen und nicht an Belgien zu machen. Es wäre außerdem unmöglich, den Ansprüchen anderer alliierter Regierungen zu widerstehen, die sicherlich hartnäckigst auf gleiche Privilegien drängen würden.

Wie Sie sicherlich erfahren haben, sind wir bereits mit Ihren Spezialisten hinsichtlich eines geheimen Plans übereingekommen, der, obwohl von gewöhnlicher Hilfe verschieden, unserem norwegischen Freund ohne gefährliche Rückwirkung helfen wird. Dieser Plan, der von der norwegischen Regierung gutgeheißen wurde, erlaubt die Versendung einer limitierten Menge Hilfsgüter – getarnt als schwedische Importe – im Göteborger Verkehr, die in Norwegen durch geheime Kanäle verteilt werden sollen. Sollte dieser Plan in Aktion treten, dann wird er unseren Freunden materielle Hilfe bringen, obwohl es natürlich von entscheidender Bedeutung ist, daß lediglich diejenigen norwegischen Behörden davon wissen dürfen, die direkt betroffen sind.

Wir beeilen uns auch mit der Weiterführung des Plans zur Evakuierung der norwegischen, belgischen und anderen Kinder nach Schweden bzw. in die Schweiz, wo sie durch zusätzliche Importe durch die Blockade versorgt werden könnten.

Für eine Stellungnahme Ihrerseits wäre ich sehr dankbar.

Roosevelt, Franklin Delano 1882–1945 **Washington**

An Churchill

Hinsichtlich Ihres Schreibens 249 [hier nicht abgedruckt; A. d. Übers.] bin ich der festen Überzeugung, daß wir eine militärische Aufgabe in Nord-Afrika haben und deshalb unser Kommandierender General dort absolute Vollmachten über alle zivilen als auch militärischen Angelegenheiten hat. Wir müssen dafür sorgen, daß unsere französischen Freunde dies keinen Moment lang vergessen. Aus diesem Grund möchte ich auch bei niemandem den Glauben aufkommen lassen, wir würden irgend jemanden oder irgendein Komitee oder Gruppe als Repräsentanten der französischen Regierung oder des französischen Staats anerkennen. Das Volk Frankreichs wird sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, wenn wir diesen Krieg gewonnen haben. Bis dahin können wir mit lokalen Franzosen überall dort auf einer örtlichen Basis verhandeln,

wo unsere Armeen früheres französisches Gebiet besetzen. Und wenn diese französischen Behörden nicht mitspielen, müssen wir sie eben ersetzen.
Ich stimme damit überein, daß Eisenhower zu viel Zeit mit politischen Angelegenheiten verbringen mußte, aber Marshall [General Marshall; A. d. Übers.] hat ihm diesbezüglich sehr genaue Instruktionen geschickt. Ich weiß nicht, ob Eisenhower Giraud ohne einen anderen Franzosen, der die Zivilangelegenheiten betreut, bei der Stange halten kann, aber ich werde es herausfinden. Warum zieht denn de Gaulle nicht in den Krieg? Warum beginnt er nicht nordwestlich von Brazzaville? Es würde ihn eine Menge Zeit kosten, um die Oase von «Irgendwo» zu erreichen.
Ein frohes neues Jahr Ihnen und den Ihren.

Rommel, Erwin 1891–1944 **(bei Tripolis [31. 12. 42])**

So kam es am 31. Dezember wieder zu einer Besprechung zwischen Marschall Bastico und mir. Das Commando Supremo hatte sich inzwischen nach langem Hin und Her entschlossen, es nicht auf eine mögliche Vernichtung der Armee in Buerat ankommen zu lassen. Man wollte dort wieder mehrere Fliegen mit einem Schlage erledigen und meinte, daß ich die Bueratstellung bis zum Äußersten halten und bei drohender Vernichtungsgefahr nach Westen ausweichen solle. Zum mindesten, meinte man in Rom, müsse noch ein bis zwei Monate Widerstand geleistet werden. Ich erklärte sofort, daß der Termin nicht vom Commando Supremo, sondern von Montgomery bestimmt werden würde. Die nichtmotorisierten Truppen müßten sofort abgezogen werden; wenn die Briten einmal antreten, sei es zu spät. Ich wies ausdrücklich darauf hin, daß der Gegner bislang immer versucht hatte, uns außerhalb unseres Feuerbereichs zu umfahren.
Marschall Bastico fragte mich daraufhin, ob ich den Abmarsch der nichtmotorisierten Verbände befehlen wolle. Natürlich hätte ich das gekonnt, aber dann hätte mich das Commando Supremo noch mehr diskriminiert, was Folgen für die ganze Armee gehabt hätte. Folglich bestand ich auf der formellen Weisung Basticos zur Rücknahme der Infanteriedivisionen. Den Zeitpunkt ihres Abmarsches wollte ich selbst bestimmen.
Es ist immer sehr schlecht, wenn es in einer Armee Usus ist, für alle möglichen und unmöglichen Fehler Sündenböcke zu suchen und diese abzusägen. Die Entschlußfreudigkeit der Truppenoffiziere wird dadurch völlig eingedämmt, denn jeder sucht sich für jede einzelne Handlung durch Beweismittel aller Art zu sichern, so daß wohl eine elende Tüftelei, niemals aber ein befreiender Entschluß erfolgt. Der Erfolg einer derartigen Einstellung ist meist, daß sich der Offizier durchsetzt, der devot die Meinung seiner obersten Stelle vertritt, und die Wertvollen, die keine vorgekauten, sondern ihre eigenen Anschauungen haben, auf das Eis gelegt werden.

Marschall Bastico war ein grundanständiger Mann mit nüchternem militärischem Verständnis und erheblichem inneren Stehvermögen. Er sah gleich mir die Situation so an, wie sie war, hatte aber das Pech, vom Commando Supremo beauftragt zu sein, die Meinung des Duce mir gegenüber zu vertreten. Da diese Meinung falsch war, hatte er in der Argumentation mir gegenüber immer einen schlechten Stand. Eigentlich schlug er immer in meine Kerbe und hat durch seine vermittelnde Tätigkeit viel dazu beigetragen, daß der Rückzug durch Tripolitanien trotz der Verbohrtheit oberer Stellen gelang.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Kein Strom. Wir essen schon um sechs Uhr zu Abend, denn auch das Gas wird gesperrt, während wir uns beim Licht einer Kerze zu Tisch setzen. Auf Tunis sind von neuem Bomben gefallen, mittags und um fünf Uhr; die Sprengwirkungen sind erschreckend. Jean Tournier war mit einer Gruppe junger Leute die letzten Vormittage damit beschäftigt, aus den Trümmern eines Häuserviertels der Araberstadt, das anfangs der Woche von drei Bomben vernichtet worden war, die Toten und die Verwundeten zu bergen. Es hat drei- bis vierhundert Opfer gegeben. Die in den Kellern Verschütteten, die um Hilfe riefen, konnten nicht mehr rechtzeitig gerettet werden. Und immer noch werden ganze Bündel von schon verwesenden Leichen unter den Trümmern von Mauerwerk, Balken und Gipsschutt hervorgeholt.
Und das ist wahrscheinlich nur das Vorspiel zu wesentlich stärkeren Bombardements, vor denen man sich nirgends sicher fühlen kann. Die Hoffnung durchzukommen wird täglich geringer.
Auf Einladung der Ragus habe ich an diesem ersten Tag des Jahres im städtischen Krankenhaus, in Gesellschaft der Boutelleaus, zu Mittag gegessen. Diese kommen mit beträchtlicher Verspätung: Eine Bombe ist auf das Haus Madame Sparrows, der angesehenen polnischen Ärztin, gefallen, bei der sie wohnen. Ein Telefonanruf (das Krankenhaus hat noch Strom) meldet den Ragus, daß Madame Sparrow nicht kommen könne. Noch im Bett (mit starker Migräne) überrascht, hat sie im Pyjama fliehen müssen. Die Bombe hat sich, ohne zu explodieren, in die

Erde gebohrt, wobei sie den Keller des Gebäudes sprengte. Es wird davon gesprochen, sie zur Explosion zu bringen, und eine Kette von Polizisten sperrt die evakuierten Häuser ab. Am Vorabend hatte ich Gérard Boutelleau die zwei Hefte meines Tagebuchs (das komplette Jahr 1942) anvertraut, die mit der Maschine abzuschreiben Hope Boutelleau sich liebenswürdigerweise erboten hatte. Überdies fürchtete ich eine Haussuchung und wollte sie in Sicherheit bringen. Gérard B. hatte größte Mühe, die Kette deutscher Polizei zu durchbrechen und die Manuskripte an sich zu bringen. Daher seine Verspätung. Man hofft, daß die Wohnung Madame Sparrows durch die Explosion nicht allzusehr verwüstet wird. Sie gingen gleich nach dem Essen wieder weg, um sich dessen zu versichern.
Nach ihrem Weggang beraten wir lange den Plan der Flucht nach Nabeul. Wir müssen sicher sein können, nicht vom Regen in die Traufe zu kommen: Zahlreiche Farmen und Villen sind plündernden Arabern preisgegeben, die Bewohner umgebracht worden. Es handelt sich da um eine Art organisierter «Jacquerie», die das deutsche Militär deckt, um sich bei der rachsüchtigen einheimischen Bevölkerung beliebt zu machen. Lieber eine Bombe, als den Hals abgeschnitten zu bekommen!

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**
England dagegen dürfte eher mit Gefühlen des Zweifels in das neue Jahr treten. In Französisch-Nordafrika sind die raschen Erfolge ausgeblieben, und manche Zerfahrenheit, auch zwischen den Verbündeten, scheint noch vorzuhalten. Es ist, als ob der Gesamtplan sich nicht bewährt habe. Zwar folgt die 8. Armee vorsichtig Rommel nach Tripolis, aber sie ist eigentlich auf einem ganz unmöglichen Weg, und es überrascht nicht, daß sie jetzt meldet, Rommel werde schon östlich von Tripolis eine große Schlacht liefern. In Tunesien sind die Verbündeten der Ansicht, daß Nehring im gleichen Augenblick angreifen werde wie Rommel. Der billige und unangenehme Spott Londons ist verstummt. Man könnte noch auf andere Gründe zur Besorgnis hinweisen, z. B. die ungebrochene Herrschaft der Achsen-U-Boote auf den Meeren, aber ich habe nicht die Absicht, heute vollständig zu sein.
Hitlers Neujahrsbotschaften verlangen für 1943 ein Maximum an Anstrengungen. Nach dem Winter werde der Vormarsch wieder aufgenommen. Trotz kleiner und mehr scheinbarer Rückschläge winke am Ende der sichere Sieg im Kampf um Leben und Freiheit. Von Norwegen bis zur spanischen Grenze wache der deutsche Soldat, bereit und fähig,

jeden Angriff sofort niederzuschlagen. Hitler empfiehlt den Deutschen, sich an Gott zu wenden. – Mussolini scheint geschwiegen zu haben.

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**
Ich könnte heute ein paar von Mamies vorgeschlagenen Aspirin gebrauchen. Kurz nach Mitternacht eröffnete Ike [Eisenhower] beim Bridge, bot und machte sieben Herzen, ein gutes Omen für das kommende Jahr. Fredendall, nicht Clark, wird den südlichen Sektor in Tunesien kommandieren. Clark wird sich der Ausbildung der fünften Armee zuwenden. Eine Nachricht des Premierministers von heute drückt Sorge über unsere Situation in Tunesien aus und informiert Ike darüber, daß Alexander denkt, Tripolis bis oder im Februar nehmen zu können. Rommel wird wahrscheinlich nach Tunesien kommen, wo wir ihn in der Hand haben werden. Der Premierminister sorgte sich auch über die Seeflanke von Tunis.
Erwarte die große strategische Zusammenkunft in Casablanca am 12. Januar.
Mitten in unseren Schwierigkeiten telegraphierte Special Services aus London den hiesigen Hauptquartieren, ob ein Pianist und ein Schlagzeuger als Begleiter der Kay-Francis-Truppe zur Verfügung ständen.

Duclos, Jacques *1896 **(Frankreich)**
Wie viele Franzosen glaubte ich, daß das Jahr 1943 den Sieg bringen würde. Deshalb schrieb ich, um das neue Jahr zu begrüßen, folgenden Aufruf für die «Humanité» vom 1. Januar 1943: «An der Schwelle des Jahres 1943 ruft die Kommunistische Partei alle ihre Mitglieder dazu auf:
ihre Kräfte im Kampf gegen die Eindringlinge und Verräter zu verdoppeln;
den Provokationen des Feindes klug aus dem Wege zu gehen und mustergültige Wachsamkeit an den Tag zu legen;
sich überall an die Spitze der Forderungen und aller Massenaktionen zu stellen; [...]
Kommunistische Genossen! Auf zum Kampf, damit das Jahr 1943 zum Jahr des Sieges werde!»
Zur Frage der Einheit aller Franzosen schrieben wir in derselben Nummer:
«Die Kommunistische Partei ruft unablässig zur Einheit aller Franzosen auf, einer Einheit, aus der nur Verräter wie Laval, Pétain, Déat, Doriot

und de Brinon, die zum Feind übergelaufen sind, ausgeschlossen sind. Unsere große Partei, die mit dem Französischen Nationalkomitee General de Gaulles zusammenarbeitet, unterstützt alle Kräfte, die effektiv gegen Hitler kämpfen. Nach der Ausmerzung Darlans und der Ernennung General Girauds zum Hochkommissar von Nordafrika wird es offensichtlich, daß sich die Einheit aller hitlerfeindlichen Kräfte Frankreichs günstig entwickelt. Die Kommunistische Partei ist entschlossen, alle ihre Kräfte der Sache der Einheit zu widmen, um das Nahen der Befreiung zu beschleunigen.
Das Jahr 1943 beginnt für die Franzosen unter günstigen Vorzeichen, aber der Sieg wird nicht ohne Einheit, nicht ohne Kampf errungen werden; wir müssen uns einigen, handeln und entschlossen am Kampf teilnehmen. Das Jahr 1943 ist das Jahr des Sieges, aber es ist vor allem das Jahr eines unerbittlichen Kampfes gegen unseren Todfeind, der vernichtet werden muß.»

Hauser, Martin *1913 **Kairo**

Weihnachten 1942! Das dritte, das ich im Kriege verbringe. Dabei hat, wenn man recht überlegt, «Weihnachten» mit «Krieg» genausowenig zu tun, wie mit «Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen», diese bedeutende Botschaft von Jesus Christus, mit der Abschlachtung Hunderttausender von Juden in Europa durch Christen, eine Tatsache, die jedoch der Papst in seiner Weihnachtsrede nicht für erwähnenswert hielt. Ob er als Hirte der Gläubigen wohl seine Herde im allgemeinen und die italienischen Schafe im besonderen für klug genug hält, sich diesen kleinen Widerspruch zwischen Aussage der Bibel und Praxis des Lebens zu erklären? Zugegeben muß werden, daß dieser Unterschied zwischen «Theorie und Praxis» auch bei uns Juden zeitweilig ein wunder Punkt ist. 30 Trauertage anläßlich der angekündigten restlosen Vertilgung der europäischen Juden stehen in schlechtem Vergleich zu der Anzahl Menschen, die zum Militär gehen. Nur gibt es dazu doch viel zu sagen, psychologisch (palästinensische Verwaltung, Unruhen etc., Politik) und materiell (Kriegswirtschaft, Mangel an Menschen in der Landwirtschaft etc.). Andererseits steht wiederum im Widerspruch der Begriff «liberty in the British Empire» und der des «gleichen Rechts für alle» mit der Tatsache, daß man uns, den Juden, als der einzigen der wirklich kämpfenden Nationen die Bildung einer eigenen Armee abschlägt. Trotzdem sind wir sogar hier um einige Schritte vorwärts gekommen. Zwei Dinge haben sich ereignet, die ein großes Plus für die Juden sind: Das erste ist die Abreise der ersten Gruppe von Palästinensern zur Ausbildung als Piloten. Wir waren alle in sehr freudiger Stimmung darüber, als die zweite Überraschung kam, die Bildung der ersten rein jüdischen «Unit» in der R. A. F. (No. 7 Supply and Transport Column). Dieser Beschluß bedeutet zweifellos zugleich eine Anerkennung der Leistungen der Palästinenser in der R. A. F., insbesondere, als zur selben Zeit eine rein palästinensische Gruppe eines «Balloonflights» gebildet wurde.

Brown, William 1910–1965 **USA**

Mein Liebling:
Es gibt heute abend nur zwei von uns in der Baracke, die Radio hören – gute Programme sogar. Ich frage mich, was Du so machst. Weißt du noch, wie wir vor einem Jahr unsere Party auf dem Hügel feierten? Ich wollte, wir wären wieder dort.
Hier sind ein paar Neuigkeiten. Während ich weg war, wurden alle Pässe und Urlaube nach dem 4. Januar gestrichen. Es wurden auch Nachtschichten eingeteilt, die den Verladeprozeß der gesamten Ausrüstung der Einheit beschleunigen sollen. Die ganze Einheit wurde auch auf «Übersee»-Tauglichkeit getestet, alle außer mir. Ich weiß nicht, ob ich mit Sicherheit abgelehnt bin oder nicht. Glaube aber nicht.
Ich habe meinen alten, ausgeleierten Kugelschreiber verloren, als ich bei Pye war, und Las gab mir seinen Waterman vom letzten Jahr, da ihm einer seiner Geschäftskollegen einen neuen gegeben hat. Dieser scheint ein Dandy zu sein.
Wie ist die Fleisch und Eier-Situation jetzt, Schatz? Ich wollte, es gäbe etwas, das ich tun könnte, um zu helfen, aber ich weiß nicht, was ich tun könnte. Vielleicht kann Dein Doktor etwas unternehmen.
Später: Sylvester
Letzte Nacht um Mitternacht, Liebling, hab' ich ganz fest an dich gedacht. Aber ich bin nicht so sicher, daß meine Gedanken den stürmischen Nord-Ost durchbrechen konnten. Weißt du noch, daß es Sylvester war, als ich dich das erstemal geküßt habe? Dalore Hotel.
Ich liebe Dich, Schatz – und in diesem Jahr werde ich Dich mehr lieben denn je. Dein Bill.

Green, Julien *1900 **Baltimore**

Gestern habe ich den Lokalbehörden meine Demobilisierung mitgeteilt. Ich habe das kleine, rote Backsteinhaus nicht ohne ein leises Gefühl des Entsetzens wiedergesehen. Wieder saß die Frau mit dem bleichen Gesicht und der roten Mähne am selben Platz im hintersten Winkel

desselben Büros, jene Frau, deren Unnahbarkeit und Gleichgültigkeit mich im vergangenen März so schmerzlich berührten. Sie erschien mir damals wie ein Bild des Krieges, eine Inkarnation des Geistes der Unmenschlichkeit, der in diesem Augenblick über die Welt herrscht. Gestern nahm sie den Telephonhörer ab und sagte mit monotoner Stimme: «Nein, Gnä' Frau, eine nach dem 8. November 1941 geschlossene Ehe zählt in *unseren* Augen nicht. Wir wollen damit nicht sagen, diese Ehe sei nicht legal (!), aber sie berechtigt nicht zu einer Eingabe um Zurückstellung.»

– Was man manchmal unternehmen sollte, was man allein mittels Nachdenken und Beten – vor allem Beten – unternehmen könnte, wäre der Versuch, das zu begreifen, was ich das geheime Spiel der Vorsehung nennen möchte. Denn es scheint mir unstreitig, daß es im Leben des Menschen zwei Arten des Handelns gibt: jenes Handeln, das von unserem Willen geleitet wird, der unstet, sprunghaft ist, und das Handeln der Vorsehung, die zum Irrtum unfähig ist, jedoch stets unser individuelles Handeln respektiert, ohne welches es keine Freiheit gäbe (und ohne Freiheit keine Liebe). Oftmals ist es unmöglich, zwischen beiden Arten des Handelns zu unterscheiden. Man könnte fast meinen, es gefalle dem Willen Gottes, den Anschein des Menschlichen zu erwecken, sich gewissermaßen zu verkleiden, um als etwas Menschliches zu erscheinen – denn wir ertrügen es wohl kaum, wenn sich der Wille Gottes unablässig in unserem Leben bemerkbar machte; es wäre eine ununterbrochene Folge von Wundern, die aus dem Glauben eine Gewißheit machten. So muß sich der Wille Gottes denn verbergen, er muß sich wie ein Dieb *(sicut fur)* in die Unzahl menschlicher Handlungen einschleichen, doch kommt es vor, daß er sich manchmal offenbart, so unaufmerksam die Augen auch sein mögen . . .

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Habe Mittag gegessen bei M. D. Schlechtes Essen. Verrückt, diese Mittagessen (Fleisch vom Schwarzmarkt) bei diesem Ergebnis. Ich werde ihr sagen, daß ich daran nicht mehr teilnehmen möchte.

Die glasierten Maronen waren kein wirklicher Genuß. Ich sage das nach dem, was sie mir über die gefüllte Schokolade gesagt hat, die es bei dem Kaufmann an der Ecke Rue Gay-Lussac und Rue de Goff gab. 6 Francs das Stück Schokolade. «Für 300 Francs hätte man an die 50 haben können.»

Nach dem Mittagessen in ihr Zimmer, den einzigen beheizten Raum. Konversation. Sie machte die Äußerung: «Conveyre ist kein Mann von

Welt.» (Ohne Zweifel hat er ihr nicht mal den kleinsten Neujahrsgruß geschickt.) Ich frage sie: «Was ist ein Mann von Welt?» Keine Antwort. Sie amüsiert mich sehr mit diesem Hang zu den Gepflogenheiten der «großen, weiten Welt», den sie von Zeit zu Zeit durchblicken läßt.

Dann: «Georgette? Was macht sie so? Ich würde sie gern sehen.»

«Warum?»

«Um zu sehen, wie sie ist.»

Ich sage zu mir selbst, daß sie dann eine ziemlich alte Frau zu sehen kriegte.

«Und Rolande O . . .?» (die aus Bordeaux).

Dies ist eine Art Rückschau am Jahresende. Ich antworte, daß ich keine Ahnung hätte, daß es mich nicht interessiere, daß ich weiß, daß sie verheiratet ist, das ist alles.

Sie berichtet mir: «Mit einem Amerikaner.»

Ich sage: «Ach! Dieses Detail war mir nicht bekannt.»

Sie stellt daraufhin Betrachtungen über meine Beziehungen zu ihr an, daß ich mich schlecht benommen hätte, daß ich ihr Vertrauen mißbraucht hätte.

Ich äußere genau das Gegenteil: Ich habe der aus Bordeaux niemals irgend etwas versprochen. Als Jungfrau habe ich sie kennengelernt, als Jungfrau habe ich sie verlassen. Sie wollte unbedingt, daß ich sie heirate, daß wir gemeinsam auf einem kleinen Anwesen wohnen würden, das uns ihre Eltern gegeben hätten (in der Umgebung von Libourne): Geld, Ruhe etc. Sie 23 Jahre alt, ich, glaube ich, 50. Niemals hätte ich mich darauf eingelassen.

Sie setzt ihre Lobpreisungen der Frau aus Bordeaux fort: «Sie wollte Ihnen alles geben, Ihnen die Freiheit garantieren, die Ruhe zum Arbeiten.»

Ich habe geantwortet, daß ich dem, wie immer, meine Freiheit vorgezogen hätte. Mich in der Provinz begraben lassen! Wenn ich wenigstens ein Verfasser von umfangreichen Werken wäre, dieser Bücher, an denen man zwei oder drei Jahre schreibt. Am Ende der vierten Seite über ein Thema habe ich genug. Ich wende mich ab. Ich habe weder Einbildungskraft noch Erfindungsgabe. Ich kann nur über wahre Dinge schreiben. Und dann, auch hier, wie immer, meine Freiheit. Ich habe diese Freiheit immer allem anderen vorgezogen, in meinem ganzen Leben. Selbst als ich noch ein junger Mann war, gab es weder Freunde noch Geliebte oder andere Freuden, die mich von meiner Arbeit ablenken konnten. Ich verließ mein Büro um 6 Uhr. Um Viertel nach sechs Uhr war ich bei mir zu Hause. Um halb 7 Uhr hatte ich gegessen. Danach bis um Mitter-

nacht lesen oder schreiben. Nichts hätte mich davon wegziehen können. Meine Arbeit ging schon immer vor. Ich fange also an, ihr zu sagen, daß es mir zwei oder drei Mal passiert sei, daß man mir angesichts dessen gesagt hat: «Sie sind ein eigensinniger Mann.»
Sie meint dazu: «Das ist wahr.»

Schleier, Rudolf 1899–1959 **Paris**
Telegramm an das Auswärtige Amt, Berlin
Citissime
Generalkonsul von Krug berichtet wie folgt:
«Weisungsgemäß habe ich heute Marschall Pétain sowie Präsident Laval im Namen Botschafters Abetz sowie im eigenen Namen die Neujahrsglückwünsche überbracht. Die Audienz beim französischen Staatschef dauerte etwa 20 Minuten. Die Unterhaltung war freundschaftlich gehalten und erstreckte sich vorwiegend auf militärische Fragen sowie die Lage in Nordafrika. Pétain ließ sich nochmals längere Zeit über den Fall Darlan aus, den er als lamentabel bezeichnete. Der Exadmiral sei an dem Verlust der französischen Besitzungen in Nord- und Westafrika schuld. Die Situation wäre vielleicht anders gewesen, wenn General Weygand, der den Befehlen von Vichy gehorcht haben würde, das Kommando noch innegehabt hätte; vielleicht habe man die Unterhaltungen Weygand–Murphy, die zur Entlassung Weygands mit beigetragen hätten, überschätzt und somit auf beiden Seiten Fehler begangen. Für Pétain herrschte kein Zweifel, daß Darlan durch einen von den Engländern gedungenen Gaullisten erschossen worden ist. Die Engländer seien auf diesem Gebiete firm. Ebenso wie über Darlan äußerte sich der Marschall in abfälliger Weise über Giraud und de Gaulle. Alle drei seien ehrgeizige Offiziere und dächten deshalb nur an ihr eigenes Interesse. De Gaulle war im Weltkrieg im Stabe von Pétain tätig und wurde von diesem entlassen, Giraud hat als Oberst unter Pétain am Feldzug gegen Abd el Krim teilgenommen, er besitze Erfahrungen in Afrika, aber habe kein großes Format als höherer Truppenführer. Der Marschall begrüßte in diesem Zusammenhang die in Aussicht genommene Aufstellung der «Phalange Africaine» und interessierte sich für die Frage ihres Einsatzes. Das westliche Mittelmeer werde im neuen Jahr eine wichtige Rolle spielen. Ein Zusammengehen zwischen Deutschland, Italien, Spanien und Frankreich sei darum anstrebenswert. Wichtig für die Zukunft Europas sei aber vor allem die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich. – General von Neubronn hat an dem Empfang nicht teilgenommen, da die Weisung erst am Nachmittag des 31. 12. [1942]

eintraf. General von Neubronn war, um jeder Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, am 31. 12. früh nach Bourges gefahren.» Schluß der Meldung. Schleier

Regler, Gustav 1898–1963 **Coyoacan. D. F.**
Lieber Kesten!
Wir sind zwar beide sehr stumm geworden, aber es ist nicht so, daß wir nicht oft an Sie denken, an Sie, der mein ältester Freund ist. Nehmen Sie heute unsere besten Wünsche für 1943. [...] Die Wünsche sind ziemlich klar in unseren Zeiten: Gesundheit, kein KZ mehr, keine Freunde bedroht – alles primitivste Wünsche, leider zu berechtigt. Und dann das Ende der Bastarde von Nazis. Vielleicht einen kleinen Bestseller dazu. Die Woche macht unvorsichtig.
Unser vergangenes Jahr wird mit Vergnügen verabschiedet. Es war scheußlich genug. Zuletzt schreckte uns ein Arzt, indem er Mieke eine (unnötige) Operation aufzwingen wollte und die scheußlichsten Ängste uns gab; das ging gut aus; andere Doktoren beruhigten uns; alle verlangten viel Geld, aber das Schlimmste war nicht wahr, und das genügte uns. Vorher im September hatten uns Diebe das ganze Haus ausgeräumt bis aufs vorletzte Hemd (eins hatten wir an und saßen irgendwo bei einem kranken Freund). Nicht einmal Miekes letzter Familienschmuck wurde verschont. Auch mein Radio nicht, noch meine Guitarre. Nur die Manuskripte ließen sie, was wenigstens bewies, daß es normale Diebe waren.
Also das Jahr kann gerne gehen. Es startete mit der Drohung der Deportation, es endete mit Todesdrohungen für Mieke. Asche drüber und dreimal gespuckt. [...]
Schreiben Sie mal wieder. Über die «Zwillinge» [Kestens Roman «Die Zwillinge von Nürnberg»] erfährt man gar nichts. Sind sie fertig? Über meine Produktion im nächsten Brief. [...]
Ihr alter Freund Gustav Regler

Miller, Henry 1891–1980 **Beverly Glen/USA**
An Anaïs Nin
Warum Du weiterhin denkst, ich sei Deinem Leiden gegenüber blind oder gleichgültig, verstehe ich nicht, und ich werde mit Dir auch nicht über die relativen Verdienste von Stalin und Ramakrishna streiten. Sie wirken auf verschiedenen Ebenen. Die Zeit wird beweisen, welche Bemühungen die wirksameren, die dauerhaftesten waren.
Zu Deiner Bemerkung, Christus sei mit einem «symbolischen» Mahl

zufrieden, muß ich Dir sagen, daß Du nicht gründlich genug liest. Statt wirklichen Wein den Wein des ewigen Lebens zu reichen, ist nicht nur ein symbolischer Akt. Du beschuldigst mich zwar jetzt, daß ich Dir das Blut ausgesaugt habe, aber Du irrst Dich, wenn Du glaubst, daß es das war, was mich nährte. Falls Du fürchtest, daß ich Schaden leide, wenn mir die materiellen Grundlagen verweigert werden, beweist dies nicht, daß Du den wirklichen Geschenken, die Du machst, zu wenig Bedeutung beimißt? Dieser schreckliche Drang, der einen veranlaßt, «über die eigenen Kräfte zu opfern», rührt nach meiner Meinung von mangelndem Glauben an die kosmischen Prozesse her. Während man sein Äußerstes tut, muß man sich auch darüber klarsein, finde ich, daß man die Welt wahrscheinlich um kein Jota verändert. Tatsächlich tut man Gutes für sich selbst – man häuft sozusagen Verdienste an. Die einzigen, die wirklich die Welt und das Schicksal der Menschen beeinflussen können, sind jene, die sich vollkommen dem Opfern verschrieben haben, weil sie sich emanzipiert, ihre persönlichen Probleme ausgelebt, echte Anonymität gefunden und erkannt haben, daß es außer dem Geben nichts gibt. Sie wollen nichts und erwarten nichts. Für alle unbedeutenderen Menschen ist Opfern nur eine Lektion, eine Sühne, eine Reinigung usw. Es liegt in ihrem eigenen Interesse und dient nicht dem Wohle anderer. Für erstere birgt das Opfern keine Schrecken, es laugt sie auch nicht aus. Sie haben sich sozusagen das Geheimnis erschlossen, jene unerschöpfliche Kraft zu nutzen, die das Universum lenkt. Sie sind «isoliert». Alle anderen werden bei dem Vorgang *geopfert* – im wahrsten Sinne des Wortes.

Gegen das Opfern als solches ist nichts einzuwenden. Ganz im Gegenteil sogar. Doch es ist eine nur den Höchststehenden vorbehaltene Form des Handelns. In ihnen wird es umgebildet – der Tod wird in Leben verwandelt. (Streite nicht darüber – durchdenke es. Es ist ganz und gar nicht *persönlich* gemeint, sondern schlicht die Wahrheit.) Und so sicher, wie es Wahrheit gibt, wirst Du von Deinem Tod mit größeren Kräften und größerem Verständnis auferstehen. Dein neptunischer Scharfblick, Dein sehr genaues Gespür für Wahrheit müssen, glaube ich, stärker veräußerlicht und verbreitet werden, über die ganze Oberfläche Deines Wesens. Du neigst dazu, beides so zu benutzen wie ein Medium seine Gaben. Du verläßt Dich auf den Erkenntnisblitz – doch dann ist sehr oft der Bezug gestört. Pflichtest Du mir nicht bei?

Glaub mir, ich versuche keineswegs, Dich zu *kritisieren*. Ich versuche Dir zu helfen.

Oder glaubst Du, ich sei unfähig, Dir zu helfen?

[...]

Heute ein weiterer Brief von Dir. Guter Gott, Du scheinst ganz schön in der Patsche zu sitzen. Ich werde so bald wie möglich Pierce [Harwell] aufsuchen und schauen, was er Gutes für Dich zu entdecken vermag. Alles scheint auf eine Veränderung in Deinem Leben hinzudeuten – diesen Verdacht hatte ich schon früher. Ich erinnere mich an meinen Wandel in Paris. Man muß sich dreinschicken – nicht dagegen kämpfen. [...]

Eberhard H. **Berlin**

Betriebsführer des Verlages der DAF

Sehr geehrter Herr Dr. Grimm!

Längst sind die Gärten verblutet. Schnee flockt vom Himmel. Die Raben schreien.

Gestern noch brauten dichte Nebel über dem Wasser. Über Nacht aber hat es sich mit einer glasigen Decke überzogen, die ihre eiskalten Fangarme immer mehr in die Tiefe streckt.

Der Gott der Finsternis ist in die Welt eingebrochen, um sie zu vernichten.

Wintersonnenwende. Die Sonne scheint. Zwar blinzelt sie nur milchen zur Erde herab. Noch ist es bitterkalt. Das Schilf erschauert, und das Holz in den Bäumen kracht. Aber leise, leise erklingt schon in der weißen Einsamkeit das erste zaghafte Lied vom neuen Leben. Die Sonne scheint. Ein Sträuchlein knospet. Und die Menschen träumen vom Frühling. Dem nahenden Gott des Lichts wird sein dunkler Gegner unterliegen!

Wir Menschen müssen uns in unserem Leben entscheiden: Licht oder Finsternis, Schöpfung oder Zerstörung, Gut oder Böse, Sein oder Nichtsein.

Und sollte der Lichtgott nicht doch endlich in uns allen siegen?

Herbert S. **Lüdenscheid**

Lieber verehrter Herr Hausmann!

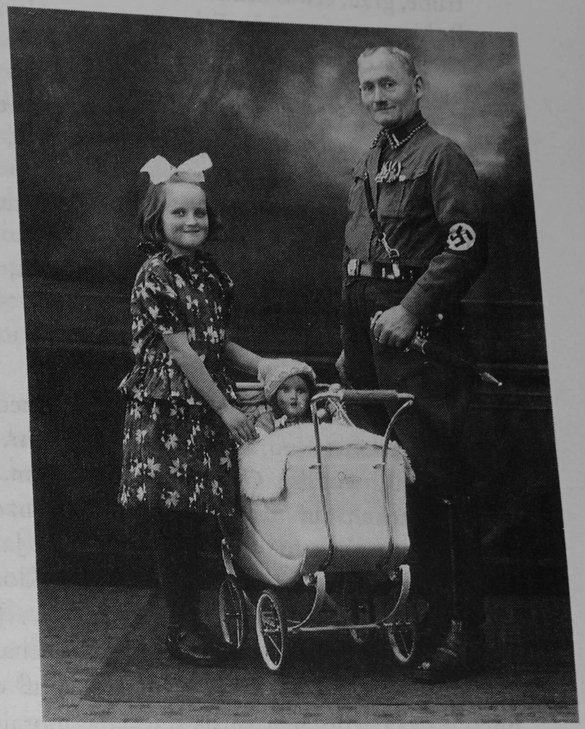
Ich bin bei der Reinschrift der «Soldatenbriefe», für die Sie mir so wunderschöne Beiträge gesandt haben, und habe nun eine Bitte. Besinnen Sie sich auf den Brief des Leutnant Friedr. Wilh. Friese vom 7. XII. 41, der in einem Taschenbüchlein zwei Gedichte von Ihnen fand – bruchstückweise – und Sie dann bat, ihm den ganzen Text mitzuteilen? Es sind die Gedichte «Trost» und «Das Mädchen» (aus den Jahren des Lebens). Darf ich nun diese beiden Gedichte, die dem Schreiber des

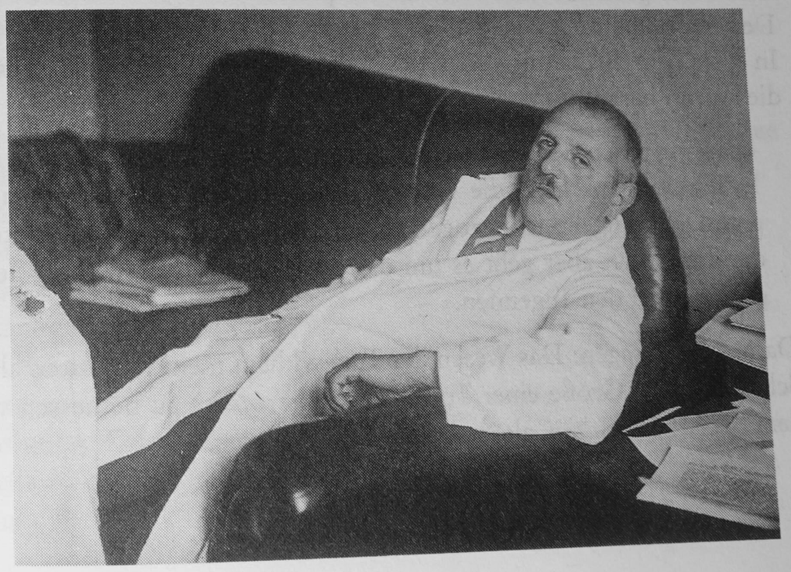
Briefes und seinen Offizierkameraden so am Herzen lagen, mit in meine Sammlung aufnehmen? Ich will in einigen ähnlichen Fällen es mit anderen Gedichten auch so machen. Muß ich noch den Verlag danach fragen? Und wie verhält es sich mit dem Honorar? Hoffentlich erhalte ich die Erlaubnis!
Man hat nach dem Lesen jenes Briefes den innigen Wunsch, die Gedichte kennenzulernen!
In steter Verbundenheit Ihr

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Johanna Sara Schl.
Geboren den 21. 4. 1893 in Breslau
gestorben den 1. 1. 1943
Wohnung: Mommsenstr. 20
Arzt: Dr. Sternberg
Todesursache: Schlafmittelvergiftung
Beerdigung: 13. 1. 43 – 9 Uhr vorm.
Besteller: 16. Polizei Rev.
Zahlung:

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin [31. 12. 42]**
An SS OGr. F. Oswald Pohl
Lieber Pohl!
Ich habe zu Weihnachten die Fotokopie dieses interessanten Destillier- und Kräuterbuches geschenkt bekommen und stifte es für unsere Bibliothek im Heilkräutergarten Dachau. Wir müssen meines Erachtens nur dafür sorgen, daß dann im Frieden eine genügende Anzahl Leute in unser Institut eingestellt wird, so daß wir wirklich in der Lage sind, diese Bibliothek auszunützen und wissenschaftlich in jeder Form zu erschließen. Darüber möchte ich gern einmal bei Gelegenheit (es eilt gar nicht) einen Vorschlag vorgelegt bekommen.
Nehmen Sie doch bitte auch mit dem Ahnenerbe Fühlung auf, da ich mir vorstelle, daß dieser Heilkräutergarten in jeder Weise unter Ihrer Führung und Leitung so wie bisher bleibt, zugleich aber eine Abteilung unserer Forschungs- und Lehrgemeinschaft Ahnenerbe wird, das ja die Hauptaufgabe hat, die Gemeinschaftlichkeit unserer gesamten Forschung, also die Zusammenarbeit aller Abteilungen im Ahnenerbe herzustellen.
Heil Hitler! Ihr HH

Zeitsprung in das Jahr 1933





Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
trübe, grau, etwas Schnee
Ruhiger, etwas müder Feiertag
Nichts Rechtes getan
Januar 1943
Zahlungen: Lohnsteuer, Umsatzsteuer, Dietrich
Personenstand: Ditzen, Suse, Uli, Mücke, Achim, Kentersche Herta (Anneliese)
1 Kuh, Hund Teddy (Peter z. Besuch), 1 Puter, 2 Puten, 1 Hahn, 11 Hühner, 12 Kaninchen, 11 Bienenvölker
Tabakbestand: 139 Päckchen Feinschnitt, 9 Päckchen Pfeifentabak, 29 Päckchen Bienentabak, 4999 Zigaretten

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**
Der Himmel war heute früh wie mit einem Reflex von Aprikosen-Rotgelb getönt. Nun, nachmittags drei Uhr, ist er zartblau, im Süden wenigstens, wo das Gebirge in stumpfem, leichtem Graublau, mit Sonnenflecken auf dem Schnee, die Grenze gegen den Bereich des Mittelmeers zieht, das ich, ach, seit fünf Jahren nicht mehr erblickt habe! Das angeleuchtete Scharlachrot des Klosterdachs setzt sich scharf gegen das stählerne Graublau des Sees ab. [...]
Heute Abend wollen wir uns ein kleines Schallplattenkonzert machen; eins der Brandenburgischen Konzerte muß dabei sein. Die struktive Energie der Bachischen Musik stärkt das moralische Skelett – und darauf sind wir angewiesen. Ein Glas Rotweinpunsch wird auch da sein.
Den Tag im Bett mit dem 71. Psalm begonnen. [...]
In einer Zeitschrift einige Sätze des heiligen Thomas von Aquin gelesen, die ich mir herausnotiere:

> «Es kann geschehen, daß einer den Tod *weniger* fürchtet, als er sollte. Es hat den Anschein, die Tapferkeit rage hervor unter allen Tugenden. Denn Tugend ist bezogen auf das Schwere und auf das Gute. In der Tapferkeit aber geht es um das Schwerste. Also ist [...] sie die größte unter den Tugenden.» –

Darauf ist zu sagen: Das Wesen der Tugend liegt mehr im Guten als im Schweren. Die Größe einer Tugend ist daher *mehr* zu bemessen nach dem Begriff des *Guten*, als nach dem des Schweren.

Seidel, Heinrich Wolfgang 1876–1945 **München**
An die Lektorin Dr. Kläre Buchmann (Cotta)
Liebes Fräulein Dr. Buchmann!
Bei der Arbeit an der Biographie kommt mir heute noch ein Gedanke über die Form der Darstellung, den ich Ihnen noch vortragen möchte. Es gibt nämlich zwei Möglichkeiten.
Die eine ist, daß ich das Buch insofern subjektiv gebe, als ich gleich bei Beginn bemerke, ich schriebe die Biographie meines Vaters. Die andere wäre die ganz objektive Schilderung, in der ich von Heinrich Seidel spräche wie etwa ein anderer von E.T.A. Hoffmann, verschweigend, daß ich in einem besonderen persönlichen Verhältnis zu ihm stehe oder dies Verhältnis höchstens verratend durch die Wärme des Tones, vielleicht auch durch ein besonders auffallendes Wissen um vieles Einzelne.
Beide Formen könnten bei den einen oder den anderen Billigung finden, beide die einen oder die andern befremden. Die subjektive Form würde die Biographie leicht von den andern Biographien der Reihe isolieren, könnte auch als ein unerwünschtes Sichvordrängen des Biographen aufgefaßt werden; ihr Vorteil wäre verwandt dem Vorteil, den etwa in der Novellistik eine Ich-Erzählung hat, der freilich nicht immer ein Vorteil ist. Gegen die objektive Form ließe sich möglicher Weise der Vorwurf der Kühle erheben und der des Verschweigens einer wesentlichen Tatsache, daß hier immerhin ein Sohn das Bild seines Vaters zeichnet und sich daher mehr berichtend und dankend erinnernd und wiederbeschwörend verhält, als kritisch oder doch kritisch nur in indirekter Weise: durch Auswählen, Schweigen, reines Darstellen.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: J. Sara T.
Geboren den 27. 9. 1883 in [unleserl.]
gestorben den 1. 1. 1943
Abholung von Jüd. Krankenhaus
Wohnung: Konstanzerstr. 3
Arzt: Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung
Beerdigung: Donnerstag, 14. 1. 1943 – 9 Uhr
Besteller: Krankenhaus
Zahlung:

Knoop, Gertrud Ouckama 1869–1967

Sehr verehrter Herr Bassermann!

In der heutigen Silvesternacht, die mir geschenkt ist als ein Einsamsein, wie es eigentlich der beste Zustand ist an solchen Wendepunkten, las ich noch mal, was vorher leider nur in Bruchstücken geschehen konnte, im ganzen den Abschnitt über Entstehung und Gehalt der Sonette, bewundere das tiefe Eindringen in Art und Wesen des Gegebenen und staune ob der weiten Übersicht über den unendlichen Bezirk, der Rilke ist. Und wie die Belege für das im letzten Werk Gestalt Gewordene oft aus weit zurückliegender Zeit herangezogen werden und dadurch sichtbar wird, wie der Orte Faden sich durchschlingt vom ersten Auftauchen einer Erkenntnis, die schon keimhaft die ganze Vollzähligkeit in sich trägt. Bis zum Augenblick vollständigen Sichtbarwerdens in der organischen Entwicklung zu einem Höhepunkt – das ist ebenso bewundernswert wie aufschlußreich. Wie viele Einblicke gewährt die Darlegung der Zeit der Vorbereitung bis zum Augenblick letzter Überwindung im Verzicht auf das eigene Wollen und die Hingegebenheit an den unbedingten Gehorsam, «selbst wenn er es mit seinem mitwissenden Denken nicht mehr sollte einsehen können» – Verzicht auf sich selbst auf das eigene Werk. Die Gedichte aus den letzten Tagen vor den Sonetten, die den Durchbruch ankündigen – «wir, die ersten hörenden Menschen» – er selber zum Hörenden geworden, der Botschaft des Gottes und sie uns hörbar machend, im Ausströmen des inneren «Diktats» – das alles ist von weittragenster Bedeutung. («Alles ist noch Rede, darum höret Ihr nicht.») Wie Sie an Veras Schicksal den grundlegenden Einsichten Rilkes der Einheit von Leben und Tod und der Bejahung des Lebens als einer «Herrlichkeit» auch in der furchtbarsten irdischen Not nachgehen, wird vielen zum Aufschluß werden des nicht leicht zu Fassenden, dem unser äußeres Bewußtsein widerstrebt: «Laß dir alles geschehen, Schönheit und Schrecken – man muß nur gehen – kein Gefühl ist das Fernste.»

Als letzte Krönung seiner Erkenntnis das Wort an Frau Wunderlich in seiner eigenen letzten Todesnot: «Vergessen Sie nicht, Liebe, das Leben ist eine Herrlichkeit.» Nicht mehr am andern erfahrene Bestätigung, sondern im eigenen schmerzvollen Leid zur Tat geworden. – Die Aneinanderfügung der wesentlichen Stellen aus den Sonetten scheint mir auch so glücklich, daß sich da ganz plastisch das Ganze rundet und so ist wesentlich zum Verständnis und zum Überblick der Gesamtheit beigetragen.

Für Ihre Briefe meinen herzlichsten Dank. Ich hoffe, daß die Ferien und die Festzeit so verlaufen ist, wie Sie es erstrebten, in der ungestörten

Arbeit, zu der Ihnen dort Zeit und Raum gegeben ist. Daß Sie dort so geborgen sind, ist wie ein Wunder, aber vielleicht doch gar nicht so wunderbar, daß es zum Verwundern wäre, da es ja letzten Endes folgerichtig aus der Treue und Hingabe herausgewachsen an ein schon seit Jahren verfolgtes Ziel, daß wir für solche Gewährungen aus der eigenen inneren Gesetzmäßigkeit dennoch aufs Tiefste dankbar sind, liegt vielleicht an unserem Einvernehmen, daß Dank und Gabe eine Einheit sind, eines des anderen Wesensbestandteil – und da könnte ich ja gleich auf den Dank kommen, den Sie mir darbieten, den ich mit noch mehr Berechtigung Ihnen zurückerstatte, da Sie ja als erster mir das Geschenk Ihrer jahrelangen Versenkung in Art und Wesen des gemeinsamen Freundes entgegengebracht haben, wovon das übrige nur die Auslösung war. Und damit sei genug des Dankens und es bleibe die reine Freude an allem Empfangenen.

Die diesem letzten Abschnitt vorausgehenden Teile, die mit der Auslegung des zweiten und dritten Briefes an eine junge Frau beginnen, habe ich auch mit tiefster Teilnahme verfolgt: Das Problem des Erlebnisses der Liebe in «ihrer überpersönlichen Gerichtetheit», die ins Eigene zurückfällt und das in ihrer Zeitunabhängigkeit Senkrechtstehen auf dem Zeitablauf unserer Vitalität (?) ist anschaulich gemacht im Koordinatenkreuz, wofür meine mathematische Tochter meinem Verständnis nachhelfen konnte. Die Bewußtseins*pyramide* hat sie beanstandet, (wozu die Ecken? Der Kegel wäre besser). Aber die aus diesem Bilde resultierende Anschaulichkeit des Seins an sich, in dem alles einfach ist, verrät Ihr eigenes Einvernehmen mit dem ansich schwierigen Problem. – Wie ist es so ganz «Rilke», die große künstlerische Leistung zugleich als Auszeichnung und als Demütigung zu empfinden.

Der umfassende Abschnitt, der aus dem «Einsehen unserer Trostlosigkeit» zur Einsicht des «rechten Gebrauchs» bis zum «Sichersein», zur «Geborgenheit im eigenen Schwergewicht» führt, beleuchtet einen Werdegang von weittragenster Bedeutung. Und wie alles dem Leben Abgerungene in dem herrlichen Gedicht: «Was unser Geist der Wirrnis abgewinnt…» sich zusammenfaßt, das ist der versöhnende Ausklang und das im ewigen Sinngebende – sehr spannend sind die konzentrierten Erlebnisse auf Schloß Berg geschildert, und ich habe aus ihnen auch die Begeisterung für Valerie verstehen gelernt, die mir nie ganz klargeworden war. Und nun schließt sich der Umkreis zu den Abschnitten, mit denen ich meinen Brief begann.

Nun alles Gute und seien Sie bestens gegrüßt von

Ihrer Gertrud Ouckama

Scholl, Sophie 1921–1943 **Ulm**

Mein lieber Fritz [Hartnagel]!
Heute haben wir zusammen einen schönen Spaziergang nach Geislingen gemacht, den Bergrand entlang durch den lichten Buchenwald und den herrlichen frischgefallenen Schnee. So am hellen Mittag im Schnee, da kann einen so ein ausgelassener Übermut packen, daß man tobt und Blödsinn treibt wie im Backfischalter. Während diese Stimmung, wenn die Dämmerung anbricht im verschneiten Wald oder zwischen den schmalen hohen schneebedeckten Häusern, in das Gegenteil umschlägt, in eine erwartungsvolle feierliche Stille, wie vor Weihnachten.
Ich schlafe mit Hans zusammen in dem oberen Stüblein, und da fallen vor dem Einschlafen in weiten Abständen noch einzelne Worte, Früchte eines Rückblicks auf den Tag, oder Fragen, die durch Gespräche oder Gelesenes neu aufgetaucht sind.
So sagte Hans gestern abend (weil ich gerade die Theodizee Leibniz' lese), Leibniz habe als erster die Allmacht Gottes beschränkt, weil Gott nur Gutes, nichts Böses vollbringen *könne*. Hierauf stellte ich anstatt des «können» «wollen». Doch mußte ich dies gar bald fallen lassen und brachte zu meiner Hilfe den Vergleich: Gottes Unfähigkeit, bös zu sein, ist genau so wie die Unfähigkeit eines Klugen, dumm zu sein. Hans wollte diesen Vergleich zwar nicht gelten lassen, doch mir leuchtet er jetzt immer mehr ein. Wäre Gott nicht gut, so wäre er nicht weise, und umgekehrt. Sein Mangel ist es, keinen Mangel haben zu können. [...]
Ich bin bei Dir, so sehr ich vermag! Deine Sophie

Graf, Willi 1918–1943 **Saarbrücken**

es liegt immer noch etwas schnee. doch ist alles so naß. kalt kann man das gewiß nicht nennen. vormittags bin ich wieder bei bollinger zu einem guten gespräch.
mittags treffe ich alfred reuther und seine angehörigen. zunächst spricht man das übliche, wir sitzen mit den angehörigen und der braut zusammen. die abendstunden vergehen, ohne daß sich die erwarteten einfinden. ein wenig familienumgang. spät kommt dann noch hein, wir sitzen zusammen, anneliese und mathilde kommen dazu, wir sprechen ein vernünftiges stück bis weit in die nacht hinein. in der nacht bleibt hein hier, und wir reden zusammen, zunächst bin ich überrascht, doch dann kann man darüber reden.

Bonhoeffer, Dietrich 1906–1945 **Finkenwalde**

Aufzeichnungen unter dem Titel:

Nach zehn Jahren. An der Wende zum Jahr 1943

Das Walten Gottes in der Geschichte
Ich glaube, daß Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen. Ich glaube, daß Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber Er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf Ihn verlassen. In solchem Glauben müßte alle Angst vor der Zukunft überwunden sein. Ich glaube, daß auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind und daß es Gott nicht schwerer ist, mit ihnen fertig zu werden als mit unseren vermeintlichen Guttaten. Ich glaube, daß Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern daß er auf richtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.

Vom Leiden
Es ist unendlich viel leichter, im Gehorsam gegen einen menschlichen Befehl zu leiden, als in der Freiheit eigenster verantwortlicher Tat. Es ist unendlich viel leichter, in Gemeinschaft zu leiden als in der Einsamkeit. Es ist unendlich viel leichter, öffentlich und unter Ehren zu leiden als abseits und in Schanden. Es ist unendlich viel leichter, durch den Einsatz des leiblichen Lebens zu leiden als durch den Geist. Christus litt in Freiheit, in Einsamkeit, abseits und in Schanden, an Leib und Geist und seither viele Christen mit Ihm.

Gefährdung und Tod
Der Gedanke an den Tod ist uns in den letzten Jahren immer vertrauter geworden. Wir können den Tod nicht mehr so hassen, wir haben in seinen Zügen etwas von Güte entdeckt und sind fast ausgesöhnt mit ihm. Im Grunde empfinden wir wohl, daß wir ihm schon gehören und daß jeder neue Tag ein Wunder ist. Es wäre wohl nicht richtig zu sagen, daß wir gern sterben – obwohl keinem jene Müdigkeit unbekannt ist, die man doch unter keinen Umständen aufkommen lassen darf – dazu sind wir schon zu neugierig oder etwas ernsthafter gesagt: wir möchten gern noch etwas vom Sinn unseres zerfahrenen Lebens zu sehen bekommen. Wir heroisieren den Tod auch nicht, dazu ist uns das Leben zu groß und teuer. Erst recht weigern wir uns, den Sinn des Lebens in der Gefahr zu sehen, dafür sind wir nicht verzweifelt genug und wissen wir zuviel von

den Gütern des Lebens, dafür kennen wir auch die Angst um das Leben zu gut und all die anderen zerstörenden Wirkungen einer dauernden Gefährdung des Lebens. Noch lieben wir das Leben, aber ich glaube, der Tod kann uns nicht mehr sehr überraschen. Unseren Wunsch, er möchte uns nicht zufällig, jäh, abseits vom Wesentlichen, sondern in der Fülle des Lebens und in der Ganzheit des Einsatzes treffen, wagen wir uns seit den Erfahrungen des Krieges kaum mehr einzugestehen. Nicht die äußeren Umstände, sondern wir selbst werden es sein, die unseren Tod zu dem machen, was er sein kann, zum Tod in freiwilliger Einwilligung.

Haecker, Theodor 1879–1945 **München**

Nun hört man schon deutlicher das Heulen und Winseln der Dämonen in ihren Phrasen der Angst. Es ist das Keuchen der Amokläufer vor dem Ende. Öffentliche Aufforderung zum Haß! Wohl, der Haß wird sich finden, aber auch das Objekt des Hasses, und es wird ein anderes sein, als sie meinen und heute wollen. Der Haß ist die letzte Offenbarung abgefallener Geister, die Logik der Auflösung. Sie ist aber auch die Auflösung der Logik. Sie ist erstaunlich, man hält sie kaum für möglich. Zum Beispiel, wer alles einkalkuliert, wird siegen. Wir haben alles einkalkuliert, ergo werden wir siegen. Oder: Wenn wir nicht siegen, ist unsere Partei verloren. Unsere Partei darf nicht verlieren, ergo werden wir siegen. Oder: wir verkörpern die höchste Tugend, Gott läßt die Tugend siegen, ergo werden wir siegen. Oder: Gott hat uns drei Jahre siegen lassen; es wäre sinnlos, uns nicht mehr siegen zu lassen, ergo werden wir siegen. Oder ganz simpel: wir *müssen* siegen, ergo *werden* wir siegen. Und am simpelsten: wir haben längst gesiegt, der Feind hat es nur noch nicht gemerkt.

Es ist unsere Aufgabe, die raffinierteste der Weltgeschichte, ihn in diesem Nichtmerken zu stärken und zu erhalten, denn dann reiben sich unsere Feinde gegenseitig immer mehr auf, und unser «Endsieg» wird um so vollkommener sein.

Unbekannter Verfasser **Ghetto Lodz**

«Es lebe das Neue Jahr!»

Lieber Willy,

ich komme gerade von der «Silvesternacht», die ich selbst organisiert habe. Aus zweierlei Gründen: Erstens, weil ich, wie Du weißt, immer zu denen gehört habe, für die das Neue Jahr wirklich am ersten Januar beginnt. Zweitens, um Dir von den Stimmungen und Hoffnungen der

Juden im Ghetto bei diesem Jahreswechsel berichten zu können. Das wird Dich interessieren.

Einige Tage vor Silvester hatte ich mit verschiedenen Juden gesprochen, mit gebildeten und einfachen, älteren und jüngeren, und ihnen vorgeschlagen, daß wir uns zu einer Tasse Kaffee zusammensetzen, um die Silvesternacht ruhig, aber gesellig zu feiern, wenn das auch – wie der Kaffee – nur ein Ersatz sein konnte. Ob diese Veranstaltung ganz gelungen ist, mußt Du selbst nach diesem Bericht beurteilen.

Wir trafen uns also abends in einer Privatwohnung, zwölf Männer aus verschiedenem sozialen Milieu, Beamte und Arbeiter. Das «schöne Geschlecht» war ebenfalls vertreten, und zwar auf jede nur mögliche Weise herausgeputzt.

Natürlich fehlte jedem etwas zur vollständigen «Garderobe», wenn man vom Vorkriegsgeschmack ausgeht. Hatte eine Frau ein Kostüm, dann fehlte ihr ein Paar heiler Schuhe. Hatte sie ein Abendkleid aus der Vorkriegszeit an, dann gaben ihr die Strümpfe und Ghettoschuhe den Beigeschmack einer emporgekommenen Gutsbesitzerin. Doch niemand achtete besonders darauf. Schließlich waren wir zusammengekommen, um für ein paar Stunden das Ghetto zu vergessen, um uns wenigstens im Geist eine Weile in die Zeit vor oder nach dem Krieg zu versetzen. Wir benahmen uns so wie in jenen guten Zeiten: Wir wählten einen Toastmeister. Als Auszeichnung für die Veranstaltung des Abends wurde mir diese Ehre zuteil. Ich nahm die Wahl dankend an und erteilte jedem das Wort. Sollen die Leute hören, was einem jeden am Herzen liegt.

«Ein schweres Jahr», beginnt als erster ein älterer Herr, «ein sehr schweres Jahr haben wir zu verabschieden. Das Jahr 1942 hat im Ghetto mit dem Eintreffen der Juden aus dem Ausland begonnen.»

Danach gab ich einem anderen das Wort, der etwas weiter weg saß. «Wenn wir an das Unglück des vergangenen Jahres zurückdenken», sagte der junge Redner, «dürfen wir nicht die Fehler derer vergessen, die unser Leid vermehrt haben. Der Neujahrstag stellt nicht nur den Anfang neuer Taten dar, sondern er ist auch ein Tag der Gewissenserforschung. Man muß an die begangenen Fehler denken, sie bereuen und versuchen, eine Wiederholung zu vermeiden. Nur dann können wir auf ein besseres Jahr hoffen.»

Daraufhin sagte ich: «Wer hat denn die Fehler begangen? Erinnern wir uns doch, daß die Ghettobevölkerung im vergangenen Jahr um diese Zeit unter der Willkür eines Mannes litt, der mit uns machen konnte, was er wollte. Wenn man sich aus Not ein Stück Holz oder ein paar

Kartoffeln genommen hatte, wurde man für den ‹Diebstahl› geschlagen oder gefoltert. Dieser Mann war Herzberg, der damalige Gefängnisleiter, dem der einst autokratische Präses alle Vollmachten und die wichtigsten Ämter im Ghetto anvertraut hatte. Er war der größte Dieb im Ghetto.»

«Die Ghettoverwaltung darf nicht zulassen, daß wir vor Hunger umkommen», sagten andere im gleichen Geist.

Mein Freund, ich möchte Dir noch die wenigen Worte einer älteren Frau schreiben, die uns durch ihre Schlichtheit – ohne überflüssige Rhetorik und schmückendes Beiwerk – zu Tränen gerührt haben und deshalb aufgezeichnet werden sollen.

«Meine Lieben!» sagte die Frau mit weicher Stimme, «wir sitzen hier zusammen bei einer Tasse Kaffee und erzählen uns dies und das über das verflossene Jahr. Wenn ich anfangen würde, euch meine Erlebnisse zu erzählen, würde ich euch sicher die frohe Stimmung verderben, und das will ich nicht. Was geschehen ist, soll der Vergangenheit angehören! Nur eines möchte ich feststellen: Im vergangenen Jahr um diese Zeit war ich schwach und ausgehungert. Von Arbeit durfte ich nicht einmal träumen. Ich hatte bereits die Hoffnung auf das Leben verloren, auf die Frühlingssonne; nicht einmal der Sommer erfreute mich mehr. Der Hunger hatte mich aller Menschlichkeit beraubt. Aber da kam das neue System. Man muß ein für alle Mal mit der alten Wirtschaft Schluß machen. Mit einem Federstrich ist das ganze Vermögen des Ältesten der Juden, sind alle Fabriken und Betriebe in die Hand der Ghettoverwaltung gekommen.»

Nun gab ich wieder einem jungen Mann das Wort.

«Der Gerechtigkeit zuliebe», beginnt er, «muß man zugeben, daß schon fast alles gewonnen ist, wenn das Wirtschaftssystem in Ordnung kommt. Verfaulten bisher eine Unmenge von Kartoffeln und anderem Gemüse, während die Menschen vor Hunger umkamen, so wurde das alles jetzt durch die Veränderung des Ghettosystems geregelt. Auch im ‹freien Verkauf› kann man Gemüse bekommen, wenn es sonst verderben würde. Der Kampf mit dem Hunger ist heute die Parole im Ghetto. Sollen die Menschen ruhig die Kartoffeln aufessen, die ihnen für die nächsten Monate zugeteilt wurden!»

«Wohin führt das?» fragte jemand.

«Das führt dahin, daß man auf den Trümmern des alten Europa, das während ganzer Generationen niemand Glück gebracht hat, eine Welt der Arbeit und Gerechtigkeit aufbaut.»

«Hat man uns Juden», meldete sich ein anderer, «denn umsonst hier

ins Ghetto gebracht? Wir müssen an dem Umbau unserer Volkswirtschaft arbeiten und uns jeden Tag mehr in diese verdammte Arbeit vertiefen. Aber Europa bleibt gleichgültig gegenüber der Vernichtung unserer Siedlungen.»

Berg, Mary *1924 **Warschau**

Die Neujahrsnacht war für mich voller Alpträume. Ich schlief ein und wachte einige Male wieder auf, weil ich von fürchterlichen Träumen gepeinigt wurde; ich durchlebte noch einmal all die Szenen, die ich während dieser Kriegsjahre hatte mit ansehen müssen.

Wieder und wieder zogen die kleinen Kinder aus Janusz Korczaks Heim an meinen Augen vorbei. Ich wußte, daß sie tot waren und fragte mich, warum sie immer weiter lächelten. Jedes Mal, wenn ich in Schlaf fiel, erschienen diese Kinder vor mir. Dann wurde ich von Geschrei und Gelächter geweckt, das aus der Richtung des Gefängnishofes kam. Die Nazi-Offiziere begrüßten fröhlich das neue Jahr. Von Zeit zu Zeit hörte ich das Geräusch von Schüssen, dem wieder Gelächter folgte und der Lärm brechenden Glases. Dann kamen röhrende betrunkene Stimmen.

Der erste Tag des Jahres 1943 ist bewölkt und verschneit. Während ich dies schreibe, kann ich nicht aufhören, an Dita W.'s Geschichten von Treblinka zu denken. Ich sehe die gefliesten Badehäuser vor mir, voll nackter Menschen, die im heißen Dampf ersticken. Wie viele meiner Verwandten und Freunde sind dort umgekommen? Wie viele junge, noch ungelebte Leben. Ich verfluche das Kommen des neuen Jahres.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Telefongespräche

12.45 Gmund a. Tegernsee, Mami und Püppi
SS OGr. F. Wolff, Wolfsschanze, militärische Lage. – Seegefecht

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Die Nummern 27906 bis 27925 erhalten 20 weibliche und die Nummern 85265 bis 85303 erhalten 39 männliche mit einem Sammeltransport eingelieferte Häftlinge.

Schwarz, Hans *1908 **im Osten**

Bei Orel ziemlich weit vor Moskau hatte unser Heer, unsere Wehrmacht die erste große und blutigste Schlacht hinnehmen müssen mit ungeheueren Verlusten, die nicht zu verheimlichen waren. Unser Kompanieführer, der nun schon lange bei uns war, kam zu uns. Tränen standen ihm in den Augen. Ja sagte er, den Krieg können wir nicht mehr gewinnen. Das durfte er eigentlich als Offizier nicht sagen. Auch wir warens gewahr, durch Aussagen von Verwundeten. Wer hätte je gedacht, daß der Krieg noch drei Jahre dauere. Es war Heilig Abend. Nachmittags um zwei Uhr Streifendienst. Ein weiter Weg im hohen Schnee. Über eine Brücke gehend unten eine Querverbindung der Bahn. Dreißig Meter unten ein Wärterhaus. Kaum bewaffnete Einheimische, die im Auftrag unserer Wehrmacht dort unten Wache stehen bei einem Stellwerk. Sie winken herauf, wir herunter. Gehen unsere Streife weiter, auch wieder zurück. Immer wieder ist uns eingeschärft worden, an der Bahn hat niemand zu suchen. Sonst auch für Einheimische verboten. Sollten wir einen, mehrere an der Bahn sehen, es seien Partisanen. Sollten sofort darauf schießen. Keinen Gefangenen nehmen, das gäbe nur Scherereien. Man müßte ihn nach Gomel bringen. Nun wie Karl und ich unsere Tour gegangen, gehen durch das Waldstück längs der Bahn, sehen wir zwei Russen, erst spät hatten sie uns bemerkt. Wir hörten sie am Knacken der Äste, auf denen sie traten. Wir riefen sie, ihrer ansichtig gleich stoi. Einer konnte noch türmen, der zweite war zu nah. Ihm blieb nichts anderes über als herbei zu kommen. Wie kennt man überhaupt einen Partisanen, durchsucht ihn nach Waffen, nach Sprengkörper. Wer sagt uns aber, ob er wirklich ein Partisan ist. Ich besprach es mit Karl, auch er war unschlüssig. Weißt du was, sage ich. Heute ist Weihnachten, sollten wir ihn nicht doch zu Hause feiern lassen. Seine Familie freut sich. Und wir haben kein schlechtes Gewissen. Ich sage Karl, kein Wort darüber, nicht zu Kameraden, zu keinem. Auf Karl, den ich lange kannte war Verlaß. Innerlich freute mich noch lange dieser Entschluß. Meine Unterwäsche schrie nach Wasser und Seife. Wie üblich ging ich in irgendein Haus, diesmal nicht weit von der Bahn. Ein mit Bäumen schön gebautes Haus, in das ich trat. Ich frug die junge Frau, erzählt ihr mein Begehr. Ja sagt sie, sie würde mir die Wäsche waschen. Ich ließ sie gleich bei ihr. Sie lud mich ein in die Wohnung zu kommen. Ich staunte. Eine schöne Dreizimmerwohnung, mit Bad und Toilette. Die Wohnzimmerdecke war mit schönem Stuck verziert, so etwas hatte ich in

Holzhäusern nie vermutet. Sie sagte mir sie sei jetzt arbeitslos. Die Mittelschule, an der sie Lehrerin sei, sei zerbombt. Ihr Mann sei im Krieg, sie müsse sich durchhelfen. Ihr etwa dreizehn Jahre alter Sohn hatte ein Schachspiel vor sich auf dem Tisch, versuchte eine Schachaufgabe zu lösen. Ich frug sie, ob sie mir erlaube mit ihrem Sohn zu spielen, sie bejahte es. Wir haben in folgenden Tagen noch manche Partie gespielt. Sie frug mich aus, ob ich eine Familie, wie man in Deutschland jetzt im Krieg so lebe, und manches mehr. Sie ihrerseits schilderte ihr Leben vor dem Krieg, vom jetzigen Mangel und vieles mehr. Ich hatte sie beide noch manchmal besucht. Nicht nur ihr gutes Deutsch, ihr freundliches Benehmen mir gegenüber beeindruckte mich. Auch vom Sohn selber spürte ich keinen Haß. Bei diesem jetzigen Kommando hatten wir einen Kapo der dritten Gruppe des zweiten Zuges. Auch ein Ostpreuße, wie der überwiegende Teil unserer Vorgesetzten. Er war ein lieber Kerl. Er kannte mich, mochte mich, und ich ihn. Ich meldete mich in meiner Freistunde bei ihm ab. Ich sage ich will in die Sauna gehen. Unser Koch, der das hörte, rief mir nach, Hans du kannst mal rumschaun, ob du nicht irgendwo Zwiebel auftreibst. Ja ja, sage ich, ich werds machen. Nach ausgiebigem Saunen und duschen, etwas ruhen, begab ich mich in ein paar Häuser, bis ich das Gewünschte bekam. Als ich nach gut einer Stunde wieder zurück kam, unser Furierwagen stand wegen dem schlammigen Weg etwa zehn Meter vom Haus entfernt an der Straße. Wie ich ins Haus komme ein großes Hallo. Du verdammter Hund, du hast wieder mal ein Glück. Du kommst nach Hause und wirst sogar entlassen vom Barras. Nun konnte ich es kaum fassen. Der Furier drängte mit der Zeit, er müsse zurück zur Kompanie. Nun aber schnell. Eile war geboten. Was muß ich sagen. Meine Kumpel, welche dienstfrei hatten, packten meinen Tornister, meine Tasche. Gut, ich gab ihnen abwechselnd meine Rauchwaren, verstand mich mit fast allen sehr gut. Doch diese Hilfsbereitschaft freute mich. Sie drückten mir die Hand, trugen mich zum Wagen. Mit einer Teufelsgeige, die einer gebastelt hatte, und zwei Mundharmonikas spielten sie, muß i denn, muß i denn, bis der Wagen aus ihrer Sicht entschwunden. Voll Freude über diesen Abschied, aber voll Glück nach Hause zu dürfen, kamen wir bei der Kompanie an. Nun hatten sie wieder einen anderen Spieß. Auch bei der Kompanie gab es kein langes Halten. Man brachte mich zum Bataillon. Erst hier bekam ich die Entlassungspapiere. Mit der Anordnung mich in Preußisch-Holland (Ostpreußen) bei der Genesungskompanie zu melden. Dann erst die Weiterfahrt nach Hause. Ich hatte das Glück, nach ein paar Stunden, in einen Urlauberzug zu steigen. An den Kilometer-

steinen und der Uhr zu messen fuhren wir im Schnitt etwa siebzig bis achtzig Kilometer die Stunde. Jetzt hatte ich viel Zeit zum denken. Etappenweise durchdachte ich die vielen Kommandos, zu denen ich jeweils gehörte. Die Orte, die Begebenheiten, die guten und die bösen Tage. Ich dachte an die Kameraden, die oft wirkliche Kameraden waren. Auch an viele Späße, die wir miteinander hatten. Der Zug rollte dahin. Ich weiß heute nicht mehr wieviele Stunden. Ich frug einen Unteroffizier, der andeutete, diese Fahrt schon ein paarmal gemacht zu haben. Ob dieser Zug direkt bis Preußisch-Holland fahre. Er meinte, ich müsse in Cielze, im Polnischen umsteigen. Nun dort endlich angekommen, hatte ich Pech. Achtzehn Stunden währte hier der Aufenthalt. Es war ein mäßig großer Bahnhof. Eine große Wartehalle, in der etliche Soldaten warteten. Auf ihre Heimfahrt, wie ich. Andere wiederum ihre Fahrt zur Front brauchten. Oder aber zu näheren Kommandos. Die Gastwirtstheke wurde gebraucht zur Essenausgabe. Wohl fünf, sechsmal habe ich Essen gefaßt. Milchreis, aber anstatt Reis schwammen Nudeln in der Magermilch. Aber man wurde satt. An den Tischen sitzend, mal drei, auch mehrere Männer. Es wurden Karten gespielt, sich unterhalten, geschimpft auf den Krieg auf den Barras, oft auch auf Vorgesetzte. An drei Tischen sah ich Schachspieler sich die Zeit vertreiben. Auf mein Ansinnen, mit ihnen spielen zu dürfen, waren sie einverstanden. Durch mein gutes Spiel aufmerksam geworden, regten sie an, ich solle gegen sechs Bretter simultan spielen. Gegen sechs Spieler hatte ich dann auch vier gewonnen, eine unentschieden, eine verloren. Derart vergingen viele Stunden. Endlich hatte ich den Zug zur Weiterfahrt. Es ging über Brest Litowsk, Warschau. Endlich war ich am Zielbahnhof angekommen, vom Bahnhof aus schickte man mich zur Kaserne. Meldete mich dort in der Schreibstube. Ja sagt man mir, vor ein paar Stunden sei ein Urlaubszug in Richtung Heimat abgefahren. Nun müsse ich auf den nächsten warten. Das dauere bis morgen Nachmittag. Es ging hier darum, sie müßten meine Ankunft hier, an meine vorige Einheit durchgeben, sonst sei nichts. Ich sollte meine Uniform bei meinem hiesigen Wehrkreis zurück geben. Man zeigte mir die Kaserne, in der ich die Nacht schlafen könne. Den Speisesaal, wo ich mein Essen bekäme, und morgen meine weitere Verpflegung. Vor der Abfahrt nochmalige Meldung auf der Schreibstube. Ich solle mit Leuten der Genesungskompanie auf den Hof gehen. Ei der da. Da war doch ein Oberschütze, ein großer klotziger Kerl, der uns aufforderte anzutreten dann links kehrt, rechts kehrt. Ich trete vor, ich sage Männchen, das kannst du nicht mit mir machen. Ich bin von der Wehrmacht entlassen. Meine Papiere liegen

auf der Schreibstube. Wenn du willst kannst du auch Meldung machen. Nun das wollte er doch nicht. Ich ging bis zum Abendbrot ein wenig in die Stadt. Am Abend auf der Bude noch einige Gespräche mit einem, den andern. Den nächsten Morgen wurde ich gewahr, daß der Urlauberzug um zehn Uhr dreißig fahre. Ich bekam meine Entlassungspapiere wieder, vom Furier die Reiseverpflegung und konnte zum Bahnhof. Endlich war ich im Zug, wollte mir einen Platz suchen, der Wagen war so ziemlich voll Urlauber. Nur ein Kupee war besetzt von zwei Kapos, die mich absolut nicht bei sich haben wollten, dachten wohl, sich in der Nacht ihre Beine strecken zu können.

Ein Bahnoffizier frug mich warum ich im Gang stehe mit Tornister und Brotbeutel. Ich sagte ihm, da im Kupee säßen Unteroffiziere, die den Platz des ganzen Kupees für sich beanspruchten.

Er reißt die Tür auf und schnauzt die Burschen an. Sie wurden ganz klein. Einer Unterhaltung mit ihnen ging ich aus dem Weg. Sie interessierten mich nicht. Nun hatte ich endlich Platz. Legte meinen Ranzen, meine Tasche ins Netz. Achtete jetzt erst wieder auf das Rattern der Räder. Ab dieser letzten Fahrt dachte ich nicht mehr an das Gewesene. Was gestern, vorige Woche, was vorher war. Nun waren meine Gedanken an zu Hause gerichtet. Was wird meine Frau staunen, mich wieder zu sehen. Die Kinder werde ich wieder um mich haben. Keine Kommandos mehr hören, kein stille stehn, kein Zack zack. Der Zug fuhr über Landsberg, Küstrin, Berlin. Zwei ganze Tage waren verbummelt durch Aufenthalte in Cielze, noch mehr Haltestops vor Bahnhöfen, um andere Züge vorbei zu lassen. Es war Nacht. Die Müdigkeit überfiel mich, doch nicht lange. Der Zug fuhr in den Morgen hinein. Schon waren wir über Hannover kurz vor Münster. Nun war es nicht mehr weit. Dann mußte ich in Recklinghausen umsteigen, jetzt ging es weiter nach B. Früh am Morgen, die Straßenbahn brachte mich zum Heimatort. Noch zehn Minuten, ich war zu Haus.

Glückstrahlend konnte ich meine Familie begrüßen. Und alle waren noch gesund, konnte sie alle umarmen, konnte sagen, daß ich bei ihnen bleibe.

Sonnabend, 2. Januar 1943

Ich will rühmen des Herrn Wort.
HERRNHUT PSALM. 56,11

Schläge des Schwertes heilen leicht, aber nicht die der Zunge.
TAGEBUCH QUAATZ RICHELIEU

Wir haben ein Recht, an den Sieg zu glauben.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Injektion wie immer.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**
−5°. – Ybergs Schwester ist hier gewesen und hat mir eine zweite Spritze gegen Grippe gegeben. Die Dosis war diesmal bloß die halbe und wird wahrscheinlich weniger stark wirken. – Die Zeitng. bringen die verschiedenen Neujahrsbotschaften. Hitler hat zur Nation und zur Armee gesprochen. Man muß harte Prüfungen erwarten, diesmal aber wird Deutschland seine Stellung behaupten. Der einzelne muß sich für das Volk opfern. Von Norwegen bis Griechenland ist Europa eine uneinnehmbare Festung. Dieppe hat gezeigt, wie einfach es ist, sie hinauszuwerfen und dort war nur die normale Besatzung. Die gesamte Industrie arbeitet in beschleunigtem und konstantem Rhythmus. Die Soldaten an der Front können gewiß sein, die besten Waffen zu erhalten, die es gibt, und in völlig ausreichender Menge und Munition ebenfalls. Wir sollen zu Gott beten, daß er uns seine Hilfe auch jetzt nicht verweigert. – Der bolschewistisch-jüdisch-kapitalistischen Allianz wird es nicht gelingen, ihre Absicht auszuführen und das nazistische Deutschland zu zerstören. Kein innerer Feind mehr, völlige Einigkeit. [...] Herr Roosevelt und Herr Churchill haben uns gelehrt zu hassen, was wir früher nicht konnten.
Roosevelt verspricht große Dinge, den Untergang der Barbarei und

Freiheit für die Zivilisation. Zu den Barbaren gehört offenbar Deutschland und zur Zivilisation Rußland. So weit ist noch niemand mit Bluff und leerem Geschwätz gegangen. Weiter verkündet Roosevelt, daß alle Alliierten auch nach dem Krieg zusammenhalten werden, sonst haben wir in 10 oder 15 Jahren einen neuen Krieg. – USA und England setzen Argentinien und Chile unter Druck, damit sie die Verbindungen mit den Achsenmächten abbrechen.
Deutschland hat 1942 fast 9 Millionen Tonnen = 1500 Schiffe versenkt.
Die Russen haben Velikie Luki genommen und die Besatzung niedergemacht. Sie behaupten, auch 1942 viele andere Orte eingenommen zu haben, insgesamt 2000. –
Roosevelt teilt mit, er werde Ende 1943 7½ Millionen Soldaten haben. Er verschweigt nach wie vor, wie diese Armee herübertransportiert werden und wo sie landen soll.
Alma hat mir heute nacht mit der Erledigung mehrerer Briefe und des Telegramms an Göring geholfen, der gestern hierher tel. hat. Wir sind auch das Vorwort zu «History of Expedition» durchgegangen.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

3. Tagesparole: Die im okw-Bericht voraussichtlich veröffentlichte Zusammenstellung über das Ausmaß der deutschen Abwehrerfolge an der Mittelfront ist gut herauszustellen.

4. Fischer: Die politischen Spannungen in Nordafrika verdienen nach wie vor gute Beachtung. Man möge aber die Dinge nicht komplizieren, sondern nur in großen Linien darstellen.

7. AA, Dr.Schmidt: Es gebe eine Reuter-Meldung, wonach erfahrene Psychiater durch entsprechende Behandlung in der englischen Armee es fertig gebracht hätten, siebzig Prozent der geistig Zurückgebliebenen für den Wehrdienst tauglich zu machen. Dies sei ein sehr geeignetes Glossenthema.

9. OKW: Bei dem in der Tagesparole genannten zusammenfassenden Bericht handele es sich um den Raum von Rschew. Dort seien 1900 Panzer erledigt worden. Die Bekanntgabe der Zahlen bedeute aber nicht, daß die Schlacht schon abgeschlossen sei. Die Kämpfe gingen weiter. Eine russische Meldung, wonach die Russen Velikie Luki erobert hätten, sei eine glatte Lüge, der Ort sei weiter in unserer Hand.

10. Fischer: Über den Staatsakt für Monovarda sei anständig zu berichten. Grundsätzlich sei bei dieser Gelegenheit zu sagen: übergeordnete

Stellen hätten es sehr bedauert, daß die Presse oft zum Tode von Tänzerinnen und Fußballspielern große Artikel bringe, für einen ernsten Künstler aber in manchen Fällen nur drei Zeilen übrighabe. Man mache daraus der Presse den Vorwurf der Oberflächlichkeit. Die Presse dürfe diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen, sie müsse künftig in solchen Fällen die nötige Form und Würde wahren. Im übrigen gelte für die Arbeit des kommenden Jahres weiterhin die Parole der Härte, das bedeute beispielsweise, daß es nicht anginge, einem Artikel die Überschrift «Stolze Zuversicht» zu geben, es müsse in einem solchen Falle heißen: «Entschlossene Zuversicht».

Teich, Elfride 1897–1988 **Hannover**

An ihren Sohn Hans-Henning Teich
Was wohl mit Deinem Weihnachtskuchen geworden ist?? Der Schreck ist ziemlich groß! Am 18. schickten wir ihn in einem LL-Dringend ab. Er war so feucht, wie es eben ging: mit Ei, Butter und Zucker und Mandeln! Außerdem war in dem Paket eine Schachtel mit Fondant-Bonbons, Trocken-Äpfel und echtes Vitam-R. Wenn Du es nun nicht mehr erhalten hast, was ich sehr fürchte – was wird dann? Du – ohne Deinen Wunschkuchen am Weihnachtsabend, und wir taten doch alles, um Dir rechtzeitig für Nase, Augen, Herz und Magen Dein Wunschpaket zu zaubern!
Großartig, daß Ihr auch einen Engländer abgeschossen habt! Hast Du auch einen Verdienst daran?
Dein Tauchsieder aus schönen Berliner Tagen ist jetzt unsere Rettung, nachdem der zweite elektrische Topf kaputtging.
Bleib gesund. Denk ans Atmen. Sorg für trockene Füße.

Brown, William 1910–1965 **USA**

Liebstes:
Hier sind einige Neuigkeiten: Gerade eben mußten wir in Formation «raustreten» und wurden angewiesen, uns auf eine Inspektion vorzubereiten, die, wie der Sergeant sagt, einem Verlegen der Einheit vorausgeht.
Und noch was. Einer der Jungs hat zufällig einen der Briefe gesehen, den ein Offizier seiner Familie geschrieben hat, in dem er mit Bestimmtheit sagte, daß wir nach Alaska gehen, aber wie er hofft, nicht vor April. Wir könnten in der Zwischenzeit auf Manöver gehen.
Liebling, viele Deiner ausgesuchten Namen gefallen mir. Mir gefällt Judith ziemlich gut, obwohl es ein hebräischer Name ist; auch Rebecca,

Neujahr 1943 in Ziegenhagen

Rahel und Minnehaha. Ellen, Jennifer oder Penny oder Anabel gefallen mir nicht. Kathleen und Ann sind nicht schlecht – Janice nicht so gut. Von Elison bin ich auch nicht so begeistert. Egal, wegen Deines Urteils mach' ich mir keine Sorgen.
Es hat den ganzen Tag schwer geschneit, und etwa 10 cm zusätzlichen Schnees sind gefallen. Schnee ist für mich immer aufregend, auch wenn ich draußen sein muß. Er ist so klar und frisch und versteckt eine Zeitlang alles Häßliche. Ich hoffe immer, daß es 2 m Schnee gibt.
Ich liebe dich, Liebling, und gute Nacht.

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **im Osten**

Meine liebe Frau Martha!
Ich habe mich sehr darüber gefreut, wie Du den Weihnachtsabend beschrieben hast. Die Buben haben die vielen Lichter angestaunt. So hatte ich mir's auch vorgestellt. Sehr niedlich finde ich, wie Walter sich über seine Puppe gefreut hat. Gerhard scheint mir ein typischer Balte zu sein. Ich wünschte, er nähme auch diese schöne Sprache an. Hat Gerhard eigentlich dunkle Augensterne bekommen? Nach den Bildern erscheint mir das so drollig, daß sein Haar immer noch so kurz ist. Er wird noch frühzeitig einen Plattkopf bekommen. Dagegen hat Walter ja wirklich schon ein recht volles Haupthaar. Kann Walter noch so schön turnen? Ist er jetzt auch schon etwas stubenrein geworden? Und hat Gerhard in dieser Hinsicht seine verständige Haltung bewahrt?
Mit großem Interesse habe ich Deines Bruders Walter Briefe gelesen. Mich wundert, daß er jetzt erst – für einen Infanteristen sehr gut – das E. K. II bekommen hat. Weißt Du zufällig, ob er im Besitze des Sturmabzeichens ist? Es ist mir auch ganz unverständlich, warum er nicht wenigstens schon Unteroffizier und Offiziersanwärter ist bei dem sehr empfindlichen Offiziermangel (es werden doch sogar von uns Offiziere und Anwärter zu der Schwesterwaffe abkommandiert). Ob er mal eine Strafe gehabt hat? «Drei Tage» kann sich ein Landser schnell mal zuziehen. Oder vielleicht hat er mal seine Meinung gesagt und deswegen eine ungünstige Beurteilung bekommen. Daß man ihn deswegen benachteiligte, weil er «Beutedeutscher» ist, wie wir das nennen, kann ich mir nicht denken.
Gib mir doch bitte mal seine Feldpost-Nummer!
In herzlicher Liebe Dein Gerhard

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Wenn ich schon einmal – wie heute wieder – zur Auswahl [von Ikonen] in die Kirche komme, dann ist meine Wahl nicht schlecht. Lieber nehme ich nichts. Der Pope wird mir die beiden Exemplare demnächst bringen. Ich habe ihm weitere Kirchenbücher übergeben und für ihn selbst etwas. Auch heute hatte er für mich, nach seiner Meinung, etwas Besonderes zurückbehalten, das ich jedoch nicht annahm, weil es meinem Geschmack nicht entsprach. Ich bezeuge natürlich mit vielen Komplimenten und Versicherungen meinen Dank und tippe dann auf das, was ich lieber möchte. Selbstverständlich wird es mir zugesichert. Unsererseits dann wieder die Beteuerung von Nichtberauben-Wollen usw. Seinerseits wird betont, daß er selbstverständlich das Gewünschte abtreten würde. Beim Stab dagegen steigen die Preise im Ikonenhandel, da das Angebot gering und die Nachfrage groß. Manchmal denke ich, Du hast genug davon, dann aber sehe ich gute Stücke und muß sie doch erwerben. Evtl. kann man später den einen oder anderen damit beglükken. Unser Pope will demnächst von Haus zu Haus gehen und sammeln, was noch davon aufzutreiben ist. Schön, daß das Madonnenkrönchen auch dort ist. Als ich die Ikone nämlich verpackt hatte, kam ich zu der Überzeugung, daß sie doch dazugehört. Du arme; und alles mußt Du aufhängen! Dazu kommen also noch zwei.

Gerade bin ich dabei, eine Kakaosendung zu mischen. Ich bekam heute mittag Milch, dazu das Weihnachtsgebäck. Wenn Pakete kommen, schau doch bitte nach, ob sich nicht Ungeziefer eingemischt hat. Ich bekam von W. einmal ein Buch, und als ich es öffnete, war zwischen den Blättern eine Laus. Ebenso fand ich bei mir zwischendurch eine kleine Wanze. Die Läuse sind bei mir verschwunden. Wanzen fange ich die übliche Zahl jede Nacht, eine alte und 2 junge. Es ist ein ekliges Gefühl, diese Viecher da herumlaufen zu haben. Man müßte eigentlich glauben, wenn ich jede Nacht auf Jagd gehe, würden es weniger.

Freudenberg, Olga 1880–1955 **(Leningrad)**

Schließlich ging auch der Januar zum Angriff über. In den Wasserleitungen gefror das Wasser. Es war furchtbar, im Januarfrost mit Eimern und Krügen zu einem fremden Haus zu gehen, in den Keller hinabzusteigen, in der glitschigen Dunkelheit zwischen Eisbrocken durch das Tag und Nacht auf den Boden strömende Wasser zu waten und dann wieder hinaus ins Freie zu klettern.

Die Temperatur fiel bis auf 28 Grad. Wieder diese schneidende Kälte, die steifen Finger, die kalten Nächte unter einem Berg von Decken und

die qualvollen, langen, düsteren Morgenstunden in Erwartung des Tageslichtes.

Unser Elend überstieg jegliche Grenzen. Mamas Pathos der Angst, des Hungerns und Erfrierens war entsetzlich. Doppelte Qualen, ihret- und meinetwegen!

«Du hast es ja so gewollt», stichelte Mama.

Ab Januar hatten die Luftangriffe wieder begonnen, und der Artilleriebeschuß ging weiter. Jetzt wurde beides kombiniert. Die Zeitungen berichteten weder über die Luftangriffe noch über den Hunger, die ausweglose Alltagssituation oder den Artilleriebeschuß. Es war verboten, in Briefen davon zu schreiben, in Gesprächen darüber zu sprechen. Der Mensch war der Gewalt und dem Tod ausgesetzt, sämtlichen Schrecken der Auszehrung und des Kampfes mit der Physis, sämtlichen Entbehrungen eines vom Staat zwar aufgegebenen, aber noch ausgebeuteten Wesens.

Schellhaas, Ernst Ludwig 1910–1975 **Orscha-Zentral**

Kontrolle der Feldpostausgabe.

25 (1 kg) Pakete Hefe eines Sdf. (Sonderführers) beschlagnahmt (1 kg = 130 RM, Russen machen aus Hefe Schnaps)

14 Tage vorher 50 Pfund Salz beschlagnahmt. Hefe in kleinen Stückchen an die Russen kostenlos verteilt. Salz an die Küche und als Lohn für einsatzfreudige Russen, die bei Fliegeralarm nicht weglaufen.

Neubacher, Hermann 1893–1960 **Bukarest**
Killinger, Manfred von 1886-1944

Telegramm an das Auswärtige Amt, Berlin

Zur Vorlage beim Herrn Reichsaußenminister.

Sonderbeauftragter.

Im Rahmen meines Auftrages, die deutschen Mineralölinteressen in Südosteuropa zu betreuen, berichte ich über die rumänische Mineralölwirtschaft im Jahre 1942 folgendes:

1.) Rohölförderung. Obwohl die Rohölförderung Rumäniens 1942 mit 5,6 Millionen Tonnen um etwa drei Prozent über Vorjahr liegt, ist ein Rückgang der Förderung, insbesondere im zweiten Halbjahr, festzustellen. Während die Förderung noch im August 480000 Tonnen betrug, sank sie im Dezember auf 440000 t. Die an die Aufschlußarbeiten in neuen Feldern geknüpften Erwartungen haben sich nur zum Teil erfüllt. Außerdem wirkten bürokratische Hemmungen verzögernd auf die Aufschlußarbeiten. Die Gesellschaften waren zur Erhaltung ihrer

laufenden Produktion gezwungen, in den letzten bekannten Feldern alle nur möglichen Bohrpunkte auszunutzen. Aus diesem Grunde stieg die Bohrleistung von 249 000 m im Jahre 41 auf 343 000 m im Jahre 1942. Das Bohrprogramm für den Aufschluß neuer Gebiete wurde dabei jedoch nur zu 60 Prozent erfüllt.

2.) Die Entwicklung des rumänischen Inlandverbrauches war im Jahre 1942 leider steigend, z. T. verursacht durch die Notwendigkeit, die neuen Ostgebiete – insbesondere Bessarabien und Transnistrien – zu versorgen. Er lag mit 2,25 Millionen Tonnen um etwa 25 Prozent über Vorjahr (1,8 Millionen t); wesentliche Senkung des Inlandkonsums nur durch Umstellungsaktion Heizöl-Gas und Heizöl-Kohle zu erwarten.

3.) Im Hinblick darauf, daß die Vorräte aus früheren Jahren schon 1941 abgefahren wurden, ging die gesamte Ausfuhrleistung Rumäniens für Deutschland und seine Verbündeten von 3,9 Millionen t im Jahre 1941 auf 3,3 Millionen t im Jahre 1942 zurück. Bei dem gegenwärtigen Stand der Produktion kann weiterer Rückgang nur durch obige Heizölersparnisse vermieden werden. Zusammenfassend muß daher festgestellt werden, daß bei der gegenwärtigen Lage der rumänischen Mineralölwirtschaft, insbesondere der Produktionslage, die Aussichten auf Erhöhung der Rohölförderung als gering zu bezeichnen sind und daß der Einsatz zusätzlichen deutschen Bohrgeräts in Rumänien weniger Erfolg verspricht als der Einsatz des gleichen Gerätes auf den deutschen Feldern bei Wien oder in Ungarn.

Schriftbericht mit Einzelheiten folgt. Neubacher, Killinger

Fiebig, Martin 1891–1947 **im Osten**

Die Festung den ganzen Tag über im Nebel – keine Versorgungsmöglichkeit, Brot ist sehr knapp! –

Moro und Tazi ebenfalls unter Nebel. KG. 55 startet bei völligem qbi, um herauszukommen und nicht wie wir in Tazi am 24. überrascht zu werden. Aber was wird aus den Nahkampfverbänden?, wenn plötzlich die Nord- und Ostfront schneller nachgeben müssen, als beabsichtigt ist.

Oberst Stahell mit seinem Haufen abgeschnitten. Hilferufe! – Obstlt. Obergehtmann vermißt. – Russische Panzer-Spähwagen nördlich des Don unweit der Donez-Mündung. Alarmmeldung, die sich nicht bestätigt.

Kritischer Tag erster Ordnung! Und das Schlimme, daß keine geschlossenen Verbände an der Front stehen ohne inneren Halt und ohne nennenswerte Kampfkraft. – Die Nerven spannen sich zum Zerreißen!

Besonders das Schicksal der Stukas, Schlächter, Jäger und Nahaufklärer in Moro geht mir nicht aus dem Sinn.

Wenn alles gesprengt werden muß, wenn morgen früh die Panzer bei Nebel am Platzrand stehen!

Lage südlich des Don vor 4. Pz. A. etwas beruhigt; für Salsk besteht vorerst keine Gefahr. Lücke hart südlich des Don, keine Klarheit dort über Feindbild.

Quack, Paulheinz 1921–1986 **Wahn**

Von dem Dienst in diesen Monaten brauche ich nicht viel zu berichten. Lehrgang eben. Drill, Schliff. «Geist von Potsdam». Freizeit war märchenhafter Luxus.

Vom 25. 12.–30. 12. war ich in Urlaub. Tage des Friedens. Traum. Schönheit. Wunderbare Stunden mit den Eltern, den Verwandten, ein herrlicher Tag und eine Nacht mit Hilde, Lullu, Egi und seiner Lene-Frau. Kerzen. Wein. Hilde las, ich las, der Cornet wurde vorgelesen … War Krieg?

Kein Wunder, daß mir endlich wieder ein Gedicht zufloß in diesen stillen Tagen, die ich wirklich wie auf einer Insel verbracht habe. Ich fand die Verse nachts, als ich allein noch im Wohnzimmer saß, während die Eltern schon schliefen:

Rast

Ich sauge Atem aus dem Duft der Stille
und höre nur mein Herz, das leise lebt.
Ich schließ mein Auge, daß es ganz sich fülle
von jener Landschaft, die nach innen strebt.

Und meine Hände tasten nur nach Erde,
ich fühle Gräser, einfach und gering.
Hier ist nicht Spur von Mühsal und Beschwerde,
Geist der Vollendung wohnt in jedem Ding.

Frag ich noch wägend-wach nach Tag und Stunde?
Wann war denn gestern? Morgen – o wie weit.
Jetzt spür den Kuß ich doch auf meinem Munde,
endloses Jetzt! O Hauch der Ewigkeit.

Um meinen Leib wächst mählich eine Hülle
von Traum und Frieden, Fern-Sein aller Welt.
Ich sauge Atem aus dem Duft der Stille,
die sanft wie Tau auf meine Stirne fällt.

Meine Arbeit hat Atempause. Die Essener Nationalzeitung brachte in der Reichsausgabe «Ein Stern fällt», in Norwegen habe ich wieder Veröffentlichungen gehabt, noch weiß ich freilich nicht, was dort erschienen ist. Der Staufenverlag, Köln, fragte um Prosa und wird nun vielleicht einen kleinen Band Erzählungen herausbringen.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!
Herzlichen Dank für übersandten Lesestoff in Form von zwei Korallen [Illustrierte] und dem Reich [Wochenzeitung].
Die Weihnachtstage habt Ihr ja ganz schön gefeiert. Wie drollig mit dem Teewagen und seinen Rädern, die anscheinend erst nach dem Sieg geliefert werden, da sie ja vorher dafür rollen müssen. Beim nächsten Urlaub habe ich dann einen Platz mehr, den ich belegen kann.
Nun noch ein Wort zu dem «Gedicht», sofern es diesen Titel verdient. «Parlament» ist unsere meist wöchentliche, abendliche «Sitzung» der Stube 15, zwecks Erörterung der Tagesfragen und der Vertilgung der wöchentlichen Schnapsration. Allerdings ist diese Menge nicht so überwältigend, daß nachher alles unterm Tisch liegt, das sei zur Beruhigung gesagt. Wenn man sich aber einmal in der Woche gemeinschaftlich zusammensetzt, so trägt das 1. zur Stärkung der Gemeinschaft bei und 2. ist es mal was anderes. Diejenigen, die links des Tisches sitzen, bilden die «Linke», die rechtsseitigen die «Rechte». Der «Vorsitzende» an der Schmalseite bildet zugleich das Zentrum. Daß auch über die Politik verhandelt wird, dafür sind wir ja schließlich ein Parlament. Dies zur Erläuterung. Ich will schließen, denn die Stube muß noch ausgefegt werden.
Viele Grüße, Euer Eckart

Soldat Hans **Rußland**

Mein liebes Finchen!
Nach getaner Arbeit ist gut ruhen, so sagt ein altes Sprichwort. So will ich es auch nun halten. Denn wir haben heute tüchtig gearbeitet. Weist Du mein Lieb, wir haben unsern Bunker ein wenig nett gemacht. Der sah nämlich ganz schlimm aus. Wir hatten beim Bau desselben nämlich gar nicht damit gerechnet das wir wohl so lange hier sein würden als wie es nun der Fall geworden ist. Haben heute eine schöne Stellasche gebaut, worauf wir schlafen, und zwei nette Bänke, wo zur Not auch noch drauf geschlafen werden kann. Dann als unser größtes Prunkstück einen Tisch. Den Kameraden von mir aus Stalingrad mit gebracht haben. Nun

habe ich dann gedacht, ei jetzt kann man mal wieder einen schönen Brief auf der Tischplatte schreiben. Doch zu meinen größten Erstaunen und Leidwesen klappt das mit der Schreiberei ja nicht so als wie ich möchte. Denn man ist das ja gar nicht mehr gewöhnt. Wie lange ist das aber auch schon her, seid ich zum letzten Male am Tisch gesessen hab und einen Brief geschrieben hab. Ich kann mich daran kaum erinnern. Na hoffentlich werde ich es aber bald wieder gewöhnt.
Nun wünsch ich Dir eine Gute Nacht, und für die anderen Tage alles gute. Dein Hans!

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

Meine liebe Frida!
So ähnlich hatte ich mir den Heiligabend bei Euch auch gedacht. Der Weihnachtsbaum wird nächstes Jahr schon etwas Interesse mehr für sie haben. Denn dafür fehlt noch der Sinn. Bei so viel Spielzeug kann ich mir denken, daß sie gar nicht wußte wo sie zuerst hin sehen sollte. Es ist gut, daß Du nicht zu Weihnachten alle Spielzeuge ihr gegeben hast. Denn nur noch ein paar Wochen, und Ilse hat Geburtstag. Für Ilse habe ich dieses Jahr recht wenig zum Geburtstag. Ein paar Bonbon und einen kleinen Bettvorleger. Den Bettvorleger habe ich billig erworben. Es ist gerade kein Prachtstück, aber eine Erinnerung an die Ukraine. Ich habe den Bettvorleger schon waschen lassen, vorsichtshalber kannst Du ihn nochmal waschen. Ich habe nach Weihnachten absichtlich noch kein Päckchen abgeschickt, denn die Post hat doch Arbeit genug, und die Päckchen liegen nur unnütz lange auf der Bahn. Packmaterial habe ich augenblicklich genug. Ich werde die Weihnachtspäckchen mit Speck gefüllt zurück schicken.
Richtig kapiert hast Du es immer noch nicht, wie Du die Briefe beschriften sollst. Du mußt die Firma durchstreichen und Deinen vollen Absender schreiben. Frau F. Bock, Fredelsloh usw. Wenn Du nur die Firma durchstreichst und z. Zt. Fredelsloh schreibst, weiß kein Mensch was das bedeutet. Für Geschäftsbriefe sind nämlich besondere Vorschriften in der Ukraine. Mach Dir die kleine Mühe und mache es so. Die Briefe kommen schneller an und auch hier wird nicht unnütz gefragt. Daß «Feldpost» darauf stehen muß ist klar, denn in demselben Augenblick, wo ich meine Post nicht mehr durch Feldpost bekomme, ist der Krieg für mich vorbei. Das wäre schön, aber vorläufig nur ein Traum. Obwohl hier jeder weiß, daß ich Soldat bin, würde ein Brief ohne Aufschrift «Feldpost» mir sofort zurückgegeben. Ich hoffe, daß Du es jetzt richtig machst.

Für Oma Bock habe ich auch eine Tischdecke erbeutet. Noch vollkommen neu. Diese Art würde Dir aber nicht gefallen. Es ist eine farbige Decke, nach Perserteppich-Art gemacht und auch gut in Farben. Oma ist für so etwas zu haben.
Beinahe hätte ich vergessen Dir wegen des Gummikissens zu schreiben. Vorläufig brauche ich kein Kissen. Dein Bocky
Grüße mir Ilse und Mutter!

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**
Stellung bei Nikolskolje vor Kosinka. Nordwestl. Woronesch
Liebe Meine Elle Du – Seit gestern lagen schon zwei Briefe von Dir beim Zuge, und ich habe es erst heute erfahren. Über die Bilder von Euch Dreien habe ich mich riesig gefreut – sie sind ja fast alle entzückend. Ich staunte über meinen Jungen – tatsächlich: ganz der Papa – auch [der Russe] Wladimir sagte das gleich, der sie gerade sah, als ich sie herauszog. Meine kleine Familie: Michael lachend auf Deinem Arm, Andrea vorn in sich versunken. Ach Du, mein Großmädchen, Großfrau, aber nicht Großmutter. Elle. Mit dem schönen Rock und der hübschen Bluse – steht Dir gut, und auch das Haar ist ausgezeichnet. Dahinter das Luftschutzbild – magst Du denn das bei Dir hängen haben? Der offene Flügel – ich höre Deinen schlichten, weichen, gefühlten Anschlag ohne alle Sentimentalität oder Süßlichkeit oder Pathetik.

Ganzer, Karl Richard 1909–1943 **Rußland**
Jahreswende 1942/1943
Das Jahr, das nun anhebt, wird ebenso schwer sein wie das letzte, angespannt und entsagungsvoll, es wird alle Kräfte fordern und unser Bewußtsein, daß wir in diesem Ringen als Generation aufgezehrt werden, nicht enttäuschen. Aber dieser Notwendigkeit müssen wir uns stellen. Schön ist das nicht, aber über dem Genehmen steht das Notwendige. Und das Notwendige hat seit Anbeginn die Eigenschaft, diejenigen zu zerreiben, die in seine auserwählenden Hände kommen. So kühl dieses Bewußtsein ist, so sehr entzündet es unser Herz. Heute wird nicht mehr allein mit Granit, sondern auch mit Eisenbeton gebaut, aber dieses Eisen muß durch Gluten gegangen sein. Daß sie uns nicht erspart werden, ist unser Stolz.

Jünger, Ernst *1895 **Maikop**
Nachts fielen an fünfzig Bomben auf den Ort. Morgens brach ich nach Maikop auf. Die Fahrt führte an abgelösten Truppen vorüber, die mittelalterliche Trosse hinter sich herzogen. Überhaupt wird man eher an den Dreißigjährigen Krieg erinnert als an den vorigen, nicht nur durch die Formen, sondern auch durch die Religionsfragen, die deutlich durchleuchten.

Das Wetter war mild und klar. Vormittags ging ich in den Kulturpark, in dem die Gipsfiguren moderner Übermenschen zerbröckelten, dann an das steile Ufer der Belaja. Nachmittags empfing mich General Konrad, der Führer der Hochkaukasus-Front. Er zeigte mir die große Lagekarte und sagte, daß der Rückzug in Vorbereitung sei. Die Schläge auf die 6. Armee erschüttern den gesamten Südflügel. Er meinte, daß unsere Kräfte im letzten Jahr verpufft worden seien von Leuten, die sich auf alles andere verstünden als auf die Kriegführung. Besonders dilettantisch sei die Vernachlässigung der Schwerpunktbildung; Clausewitz würde sich im Grabe umdrehen. Man folge jeder Begierde, jeder flüchtigen Idee, und Propagandaziele verdrängten die strategischen. Man könne den Kaukasus, Ägypten, Leningrad und Stalingrad angreifen, doch nicht zu gleicher Zeit, und dabei noch mit einigen Nebenplänen beschäftigt sein.

Mrongovius, Arthur 1905–1992 **(Mirgorod/Ukraine)**
Unsere besorgten Blicke richteten sich in jenen Tagen vor allem auf die sich abzeichnende Tragödie in Stalingrad und die vergeblichen Versuche der Panzerarmee des Generals Hoth, den Ring der sowjetischen Belagerer zu durchbrechen. Beklagt wurde damals bei unserem Divisionsstab weniger die scheinbare Aussichtslosigkeit der Entsetzungsversuche als vielmehr die Tatsache, daß es zur Einschließung der 6. Armee in Stalingrad überhaupt kommen konnte. Verantwortlich machte man dafür in erster Linie die rumänischen und ungarischen Truppenverbände, die es erst möglich gemacht hätten, daß die Frontlinie, die die Flanken der um Stalingrad ringenden deutschen Truppen abdeckte, von den Sowjets durchbrochen und damit deren Abschließung vollzogen werden konnte. Deutsche Überheblichkeit vergaß dabei allerdings, daß man selbst Schuld daran war, daß die Rumänen und Ungarn angesichts ihrer minderwertigen Bewaffnung und Ausrüstung überhaupt nicht in der Lage waren, dem massierten Einsatz der sowjetischen T 34-Panzer zu widerstehen. Man denke nur an die 3,5 cm-Panzerabwehrkanonen, mit denen man sie abgespeist hatte, und die sie auch behielten, als die deutschen Einheiten längst mit neuen wirksameren Modellen ausgerüstet worden waren, nachdem, wie ich es selbst ja bereits erlebt hatte, die 3,5 cm PAK sich als völlig wirkungslos bei der Bekämpfung der T 34

erwiesen hatte. Auf weitere Entfernung hinterließen ihre Geschosse auf der starken Panzerung dieser sowjetischen Kampfwagen nicht mehr als nur eine Delle.

Wagner, Karl *1912 **(Rußland)**

Der Leerlauf war oft ungeheuerlich. Aber nicht nur das. Die Fehldispositionen auch leitender Dienststellen brachten uns zum Staunen. Selbst bei der Ausbildung von den «Elitetruppen» des Hunderttausend-Mann-Heeres konnte man in dieser Richtung einiges erleben. Wie ich schon erwähnte, gehörten 1934/35 die Lanze und der Säbel noch zur Ausrüstung des Kavalleristen. Meine einzige Waffe im Krieg war die Pistole. Weder in meiner anderthalbjährigen Stendhaler Ausbildung, noch später in Lehrgängen habe ich übungshalber mal mit der Pistole geschossen. Ich war kein Einzelfall. Wir bekamen nach Rußland Offiziere zu unserer bespannten Einheit in Reitausrüstung, die bis dahin nur Pferde von unten gesehen hatten. Sie beschafften sich Fahrräder, und die Pferde gingen leer mit und fraßen das wenige, wertvolle Futter den Gespannpferden weg.

Schade-Bartkowiak, Elfriede *1918 **Stalingrad**

Wir scheinen tatsächlich eingekesselt zu sein. Der Transport, der heute abgehen sollte, ist abgesagt. Nur wenige Verwundete werden mit Flugzeugen ausgeflogen. Leider ist die Parole auch zu den Verwundeten durchgedrungen, und sie sind sehr unruhig.
An diesem Abend bekam der Leutnant mit dem zerschossenen Fuß wieder sein Kali-Per-Bad. Diesmal wurde er sogar ohnmächtig dabei.
«Warum kann man sich nur so wenig beherrschen?!» meinte er hinterher ganz unglücklich. Manchmal unterhalte ich mich eine Weile mit ihm, während ich die anderen verbinde. Er ist ein feiner, stiller Mensch, sehr höflich und zurückhaltend. Seine Eltern leben in China. Zur Ableistung seines Wehrdienstes kam er nach Deutschland und wurde hier vom Krieg überrascht.

Hans F.

Das schwarze Heer

Krähen, Krähen wolkendicht!
Ist, als zehre ihr Gewimmel
von dem jungen Morgenlicht –
so verfinstert sich der Himmel.

Und wie Schlossen weit und breit
fällt ihr Schrei'n herab zur Erde,
als ob bis in Ewigkeit
niemals Stille wieder werde.

Doch da es die Sonne sieht,
ist das schwarze Heer verschwunden.
Lautlos quillt des Lichtes Lied
auf aus Millionen Wunden.

Hedwig W. **Wien**

Lieber Herr Hausmann,
für den Brief und das Gedicht zu Weihnachten danke ich sehr. Wahrscheinlich werden Sie sehr von mir enttäuscht sein, denn Sie schreiben mir da von Dingen, von denen ich kaum eine Ahnung habe. Was ist eigentlich Prädestination? Ich habe schon davon gelesen in einem Buche über Vorherbestimmung und ob Gott einen Menschen verwirft. Da heißt es: Gnade und Erwählung sind das Geheimnis der Geschichte. Ich habe ja niemand, den ich fragen könnte, und wenn ich's mal tue, werde ich meistens ausgelacht. Sie sagen: alle Kunst sei Satans Werk. Das hat mir in der Seele wehgetan. Wenn ich als blutiger Laie auch nicht weiß, was Kunst ist, so will ich Ihnen wenigstens sagen, was ich glaube von ihr, und dann müssen Sie ja wissen, ob es sich überhaupt noch lohnt, mir davon zu erzählen, wie Sie zu diesem furchtbaren Wort gekommen sind.
Auf den ersten Blättern der Heiligen Schrift tut sich uns ein Künstleratelier auf. Und wir belauschen das Schaffen des Künstlers, dem das Atelier zu eigen war: «Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bild und Gleichnis.» Da wurde eine Menschenseele mit sinnenfälligen Formen umkleidet. Wodurch kam der Menschengeist in die Welt, daß er einen Leib erhielt und so sichtbar und greifbar wurde? Das war die erste Künstlertat, ein Sichtbarwerden des Unsichtbaren. Und diese erste göttliche Kunst wird immer wieder nachgeahmt in dem Künstlerschaffen, mit dem der Mensch es unternimmt, mit seinen Kräften und auf seine Weise Menschenseelen zu erschaffen. Und ist es nicht der Genuß des Künstlers, wenn er seine Seele in nachahmender Gestaltung in seinem Werk findet?
Ich meine, daß schreiende Farben, verzerrte und verrenkte Glieder und rohe Technik die Seele beleidigen, die sie offenbaren sollen. Man darf doch eine Seele nicht in fratzenhafte Formen hüllen, denn sie ist doch keine Fratze. Wenn man aber die Seele nicht im Kunstwerk erkennt, hat

man auch nicht die Freude des Wiedersehens. Ich glaube, daß die Kunst dieses will: menschliches Seelenleben einschließen in sinnliche Ausdrucksformen.
Es gibt Menschen, die meinen, die Kunst dürfe nur das Vornehme, Helden und Könige und dergleichen darstellen. Aber das Alltägliche und Gewöhnlichste kann dem Künstler-Schöpfer doch auch den Stoff abgeben, um dem Seelenleben, das er schaffen will, einen Leib daraus zu bauen. Gott selbst hat ja den Staub der Erde nicht verschmäht, um daraus den ersten Menschen zu machen. Es kommt ja nicht auf den Stoff allein an. Nur ein Beispiel: es gibt wirklich selten eine moderne Kirche, die ein wahres Gotteshaus ist, ja die sogar heidnisch und antireligiös wirkt, und dann ist nicht die Kunst eines Dostojewskijs rein und heilig, auch wenn sie durch russische Zuchthäuser herumwandert? Ist Kunst Seelenoffenbarung? Was aber ist Seele? Wenn ich das wüßte. Sicherlich ist sie etwas Reines, Tiefes, Warmes, eben etwas Seelenhaftes. Bosheit und wüste Begierden, Neid und Haß sind nicht die Seele. Und wenn die Kunst das Niedere darstellt, dann muß man auch die Verurteilung des Bösen im Werk erkennen. Die Kunst aber, die das Seelische als verschwistert mit dem Bösen offenbart, ist teuflisch und hassenswert. Sie ist eine Lüge, die Schönheit lügt, weil sie das Seelenlose verkörpert und doch Seele nennt, weil sie leuchtende Worte und bunte Farben mißbraucht, um seelische Gemeinheit erscheinen zu lassen. Das ist mir beim Film aufgefallen. Er kann Kunst sein und mit wunderbaren Worten und Bildern das Böse als gut hinstellen.
Ob Sie mich jetzt auch auslachen werden? Ich weiß nicht, ich kenn Sie ja so wenig. Vielleicht gehen Sie lieber mit der Frage Ihres Lebens zu einem Freund, einem Künstler, der kann das doch eher verstehen.
Mit der Musik geht es mir so. Ich bin, wie man sagt, unmusikalisch, nicht einmal Noten kenne ich. Wenn jemand etwas Unbekanntes von zwei Meistern spielen würde, ich könnte nicht sagen, das war Bach und das war Beethoven. Aber die Musik kann mich ergreifen und erschüttern und glücklich machen.
Ich hab mal im Theater so sehr vergessen, daß ich im Theater war, daß ich geweint hab bei der Rose Bernd, und da sagte neben mir ein Herr: Weinen Sie doch nicht, das ist ja bloß Theater. Und die Leute hatten alle gleichgültige Gesichter und konnten hinterher wieder lachen und schwatzen. Mir ist es lieber, wenn ich bei einem Buche alles um mich vergessen kann, wenn mir ein Schauer den Rücken runterläuft, als wenn ich eine wunderbare Kritik darüber schreiben könnte.

Noch niemals habe ich einem Menschen das gesagt, was ich Ihnen geschrieben hab.
Ich werd mit den Menschen nicht fertig. Wie sind sie eigentlich wirklich? Nicht schwarz, nicht weiß, wohl grau, nicht Tag, nicht Nacht, wohl Dämmerung. Ich komme bei den Menschen nie auf den Grund, in jedem Guten steckt was Böses und in jedem Bösen was Gutes, und man könnte eine Ewigkeit damit zubringen, alles Menschliche noch so fein zu zerreiben, noch so oft zu spalten und sondern, man käme nicht auf den Grund.
Für heute will ich aufhören, ich muß ins Bett.
Mit einem frohen Gruß Ihre dankbare Hedwig.

Hoffmann, Karl-Heinz *1919 **(Straflager in Nordnorwegen)**

Es war im Januar 1943, durch den tiefen Schnee bahnten wir uns den Berg hinauf zum Holzschlag einen Weg. Da sahen wir am östlichen Horizont ein rotes Glühen, das nicht vom Nordlicht kommen konnte. Nordlichter sind immer in Bewegung und verändern ihre Formen und Farben ständig. Einen Tag später sahen wir am Horizont die Kante einer roten Kugel, die täglich größer wurde: Wir sahen wieder die Sonne, die langen, dunklen Nächte gingen zu Ende.
Als aber die Sonne immer höher stieg und die Kälte der Polarnacht vertrieb, flimmerte die Luft von Milliarden kleiner Eiskristalle. Durch das Einatmen dieser mit Eiskristallen geschwängerten Luft verloren wir leider viele Kameraden. Sie bekamen Husten, nach einigen Tagen einen Blutsturz, dann brachen sie tot zusammen. Wir waren gar nicht in der Lage, in dem tief gefrorenen Boden, täglich die benötigten Gräber auszuheben. Mit Brechstange, Kreuzhacke und Spaten wurden Löcher gebuddelt, die man schlecht als ein Grab bezeichnen konnte, denn keines war länger als anderthalb Meter und knapp einen Meter tief. Ohne Sarg und meist nackt wurden die Toten in diese Löcher gelegt. Gliedmaßen, die nicht hineinpaßten, wurden in den Gelenken gebrochen, bis alles mit Erde bedeckt werden konnte. Am Kopfende durfte kein Kreuz stehen, sondern nur ein Stock, damit man wußte, wo das nächste Grab liegen mußte.

Hamburger Fremdenblatt **Hamburg**

GROSSHAMBURGER WOCHENSPIELPLÄNE 3.–10. 1. 43

Staatsoper: Don Carlos / Tannhäuser / Schwarzer Peter / Traviata / Macbeth / Wildschütz / Butterfly / Fliegender Holländer

Staatl. Schauspielhaus: Schwarze Magie / Wenn der junge Wein blüht / Der Bogen des Odysseus / Die Fuchsfalle

Deutsches Volkstheater: Umzug ins Altersheim / Das Wespennest / Des Meeres und der Liebe Wellen / Idothea / Morgenfeier der NSDAP

Thalia-Theater: Aphrodite ist meine Frau / Aimée / Schluck und Jau / Die seelige Exzellenz / Tanzmorgen Ilse Meudtner / Emilia Galotti

Volksoper: Die lustige Witwe / Hallo, der Schneemann

Theater an der Reeperbahn: Mit Hüh und Hott ins Weihnachtsland / Bettelstudent / Jutta Freybe in «Eine Frau wie Jutta»

Harburger Theater: Dat Sympathiemiddel / Die vier Optimisten / Hampelmann und Hampelfrau / Die tolle Komteß

Niederdeutsche Bühne: Harten-Lena / Dat Sympathiemiddel / Hamburger Leiden / De Ehrenjungfro / Dat Düwelsbook / De rode Hahn / Swienskomödie

Wandsbeker Theater: Schneeweißchen und Rosenrot / Blaufuchs / Schneewittchen / Aschenputtel

St. Pauli-Theater: Kuddl Knall sien Sündenfall / Frau Holle

Hansa-Theater: Die neue Schau «Kunterbunt» straffe Streiflichter köstlichen Varietés in 35 Blitzbildern

Flora-Theater: «Symphonie des Lachens» mit Siki, dem lustigen Spanier

Circus Busch: Das neue große Programm, u. a. die sieben Panther der Eveline de Kok und 13 weitere Attraktionen von Weltruf

Konzerte:
3. Sonntagskonzert / Niederdeutsche Weisen / Klavierabend Irmgard Mietusch / Kammermusik Hubertus Distler u. Wilhelm Werth / Freund-Quartett / Liederabend Joseph Degler / 5. öffentliches Vorkonzert

Vorträge und anderes im Januar [nicht vollständig]:
Die ukrainische Steppe als Lebens- und Kampfraum der Völker in Vergangenheit und Gegenwart (mit Lichtbildern) / Dante als weltgeschichtliche Persönlichkeit / Bulgarien, unser Bundesgenosse / Kurzlehrgang für Anfänger im Puppenspiel / Kaninchenzuchtverein Bramfeld, Wellingsbüttel und Wilhelmsburg: eine Gemeinschaftsschau im Lokal «Zur Erholung» / Goethes Farbenlehre / Gisela Schlüter Gastspiel / Die geschichtlichen und nationalen Wurzeln der Musikkultur in Finnland / Dr. R. Klutmann spricht auf einem Gemeindeabend seine dramatische Legende: «Der ewige Soldat» / Über plattdeutsche Familiennamen aus dem Berufsleben / Goethe als Zeichner / Die Kunstform von Goethes Faust

Filme der Woche im Großraum Hamburg:
Hab mich lieb / Die goldene Stadt / Reitende Mädchen (ein Mädchenherz im Zwiespalt erster Leidenschaft) / Wir machen Musik / Max und die drei Musketiere / Florentiner Hut / Die Entlassung / Streit um den Knaben Jo / Ihr erstes Rendezvous / Kater Lampe / G. P. U. / Violanta / Inkognito / Die heimliche Gräfin / Vision am See / Rote Mühle / Mordsache Holm / Weiße Wäsche / Die gläserne Kugel / Frau am Steuer / Diskretion Ehrensache / Dreizehn Stühle / Gauner im Frack / Die Töchter ihrer Exzellenz / Des jungen Dessauers große Liebe / Alles für Gloria / Premiere der Butterfly / Der Etappenhase / Der Mann von dem man spricht / Fronttheater / Falschmünzer / Gasparone / Grenzfeuer / Der Doppelbräutigam / La Habanera / Schloß im Süden / Ave Maria / Stern von Rio / Verräter / Männer müssen so sein / Rosen in Tirol / Alarmstufe V / Schwarze Rosen / Sieben Jahre Glück / Wundervolle Märchenwelt / Der Fall Rainer / Kleine Mädchen – große Sorgen / Heideschulmeister Karstens / Liebe, Männer und Harpunen / Dr. Crippen an Bord / Der rote Reiter / Alles für Gloria / Endstation / Vision am See / Hochzeitsreise zu Dritt / Wer wagt – gewinnt! / Die Finanzen des Großherzogs / Spiegel des Lebens / Anschlag auf Baku / Ein Zug fährt ab / Ehen in Verwirrung / Die kleine und große Liebe / Frau Sylevlin / Zentrale Rio / Herbstmanöver / Soldaten – Kameraden / Der alte und der junge König / Kapitän Orlando / Die unheimlichen Wünsche / Das Verlegenheitskind.

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Nachmittag stehe ich vor dem Capitol eine Stunde Schlange um eine Eintrittskarte, trotzdem vergebens.
An Enno Luftpostbrief und ein Päckchen abgeschickt.
Bericht geschrieben (Rassenpolitik).
Mit Agnes «Türenkrieg»: Meine Bitte, die Küchentür stets zu schließen, erfüllt sie natürlich nicht. Wenn ich sie dann selbst leise schließe, fühlt sie sich beleidigt und will es mir verbieten.

Johanna S. *1923 (Dresden)

Wir machten uns immer ein schönes Programm für die Freizeit. Einmal gingen wir in die Semperoper in die «Zauberflöte», saßen auf den billigsten Plätzen, es war wohl im vierten Rang. Von einer Kameradin bekam ich eine Freikarte für die 9. Symphonie von Beethoven. Mit Susi ging ich auch zum katholischen Gottesdienst in die Schloßkirche, oder wir fuhren zum Pillnitzer Schloß hinaus. Ein anderes Mal ging es in die Dresdener Heide oder ins Hygienemuseum.

Susi hatte zu dieser Zeit einen Freund, der natürlich Soldat war und fast jeden Tag schrieb. Ich dagegen bekam nur ab und zu von unbedeutenden Verehrern Post. Da in Dresden viel Militär lag, wurden wir ja auch oft angesprochen, aber wir waren beide kein Typ für Soldatenliebchen für ein paar Stunden oder Tage.

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**

An Schwester Ida Petsch Badgastein, Hospiz Helenenburg

Sehr verehrte Schwester Ida Petsch!

Mit großer Freude rüste ich mich nun auf die Reise nach Gastein und hoffe, rechtzeitig dazusein. Wäre es wohl möglich, daß ich schon am Abend des 14. einträfe?

Mit herzlichen Grüßen und Segenswünschen für das soeben begonnene Jahr Ihr

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**

Name: Anna Sara B. geb. Fränkel
Geboren den 16.9.1852 in Breslau
gestorben den 2.1.1943
Tag der Anmeldung: 12.1.1943
Wohnung: Heilbronnerstr. 22
Arzt:
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**

Name: Luise Sara B.
Geboren den 24.11.1882 in Luckenwalde
gestorben den 2.1.1943
Tag der Anmeldung: 12.1.1943
Wohnung: Heilbronner Str. 22
Arzt:
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**

Name: Henriette Sara G.
Geboren den 21.5.1893 in Berlin
gestorben den 2. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 14.1.1943
Abholung von Jüd. Krankenhaus
Wohnung: Kaiser Allee 134
Arzt: Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Kuby, Erich *1910 **Ingolstadt**

Das ist eine trostlose Art von Lebenszeitvergeudung – jedoch wie viele würden sich darum reißen, in so bequemer Lage zu sein. Schicke mir bitte zwei oder drei Orgelbände Bach, Händel, Pachelbel.

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**

Gestern Abend das Brandenburgische Konzert Nr. 4 (in G-Dur) angehört (Plattenaufnahme des Vortrags durch das von Alfred Cortot dirigierte Kammerorchester der Ecole Normale). Ich hatte nicht die Empfindung, Cortot habe dem Vortrag als Dirigent einen eigentlichen Charakter gegeben – was freilich auch ganz besonders schwer war, denn alles, was Interpretation heißen kann, das muß, wo es sich um *Bach* handelt, dicht neben der rein *objektiven* Konzeption liegen, kann also nur schwer ins Bewußtsein des Hörers übergehen. Das Konzert schien mir nur eben korrekt gespielt zu sein – vielleicht übrigens mit etwas zu viel Verbindlichkeit und Dixhuitième-Eleganz: Bach hörte sich da ein bißchen an, wie Watteau sich ansieht. Wahrscheinlich ist die Größe des Interpreten Cortot durchaus auf den *Flügel* angewiesen.

Wir hörten dann noch die Haffner-Symphonie von Mozart: im Vortrag des New Yorker Symphonie-Orchesters unter Arturo Toscanini. Die alte, etwas ausgespielte Platte gab das Werk noch immer sehr deutlich wieder. Toscanini erreicht in der Tat dies Schwierigste: die objektive Darbietung mit der stärksten Intensität der Wirkung. Nicht *ein* Moment, wo die Wirkung durch die versteckte Ehrfurchtslosigkeit eines subjektiven Akzents hervorgebracht worden wäre; wohl aber hörte das Ganze mit allen seinen Teilen sich an, als sei die objektive Schönheit, Stärke und Bedeutung des mozartischen Werkes dadurch klar gemacht worden, daß die subjektive oder vielmehr: die persönliche Kraft des Dirigenten in alle Dimensionen des Objektiven ausgespannt wurde – nach Höhe, Breite, Tiefe. So *war* es denn auch in Wirklichkeit; eben dies geschah vor

unseren Ohren. Aequivalenz des Objektiven und Subjektiven im Vortrag, nein: Übereinstimmung der beiden Mächte, nämlich nach dem Maße des Objektiven, allein zugleich mit aller persönlichen Kraft des begreifenden Kapellmeisters. Wunderbar, wie nun auch das *Einfachste*, eben als solches verstanden und vorgetragen, die Fülle des Zaubers empfing. Es war unbegreiflich, daß etwas so schlicht sein und so gänzlich zu fascinieren (zu *fascinieren*, nicht bloß zu gefallen) vermöge. Vom Gesamten blieb der Eindruck der *Höhe* (in einem *räumlich*-musikalischen Sinne) am nachhaltigsten zurück. Ich mußte an ein Wort Max Picards denken, der vor etwa zwanzig Jahren einmal, nach einer Gluck-Oper im Prinzregenten-Theater zu mir anmerkte: «Gluck hat den Himmel, aber Mozart hat den Himmel und dazu noch die Sterne.»

Huch, Ricarda 1864–1947 **Jena**

Meine lieben teuren Christoffels,
die Festtage sind vorbei – aber es funkelt und flimmert noch um uns herum, denn wir sitzen schreibend neben dem Weihnachtsbaum und unsere reichbeladenen Geschenktische stehen noch da. Auf meinem geistert der Christoffelsche Wundervogel, der anfänglich Furcht und Grausen erweckte; aber allmählich haben wir uns an ihn gewöhnt und lieben ihn. Nun aber der Kalender! Ich schwärme für Kalender und war tief betrübt, als es hieß, daß dies Jahr keine Bildkalender hergestellt würden. Ich schrieb sogar an Wölfflin, er möchte mir einen zu Weihnachten schenken. Und nun bekomme ich einen so wunderschönen von Ihnen. Also mit dem Kalender haben Sie geradezu eine Lücke in meinem Dasein ausgefüllt; ich sehe die Bilder, die er bringt, so gerne in Beziehung zu dem betreffenden Tage. Busi und ich haben übrigens selbst Kalender angefertigt und verschenkt, ich habe viel Zeit darauf verwendet.
Ich habe mit mehreren gewettet, daß in diesem Jahr der Krieg zu Ende gehen würde. Ich stand allein, alle wetteten gegen mich. Wenn ich verliere, wird kaum etwas zu haben sein, womit ich die verlorene Wette bezahle! Es grüßt Sie tausendmal mit innigstem Dank
Ihre Ricarda Huch

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

½8 Uhr auf. Nebeldunkle Dämmerung. Kaffee, Spaziergang, Frühstück. Gearbeitet gegen das Ende. Weit gegangen, bis der Wagen kam. Eintritt des neuen Neger-Mädchens Gussy zur Erleichterung K.'s. – Beschäftigung mit G.'s «Novelle». [...]

Agnes Meyer sendet zu all ihren Geschenken einen Check über 1000 Dollars.

Mahler-Werfel, Alma 1879–1964 **New York**

An Friedrich Torberg
Liebster Freund!
Heute nur kurz. Der Scheck an die Lisl Frank *war* und *ist* für Dich und ich bitte Dich ihn von ihr zurückzuverlangen.
Sei nicht bös. Über Dein Buch bekommst Du einen Extrabrief.
Innige Grüße, Alma

Wilhelm S. **Stettin**

An Wilhelm Lehmann
Sehr geehrter Herr Doktor,
es handelt sich um Ihr Gedicht «Die Kleinbahn». Gedicht kann man wohl sagen. Seit Tagen fahre ich nun schon zusammen mit Ihnen in dieser Bahn, ohne daß Sie es wissen; und ich nehme an, daß sich in Deutschland noch mehr unbekannte Mitreisende gefunden haben d.h. also Leser, welche diese Nummer der Frankfurterin [Frankfurter Zeitung] nicht gleich bei Seite gelegt haben. Die Kleinbahn – das war wirklich Etwas «zum Lesen».
Schon lange hat mich kein Zeitungsbeitrag so gefesselt wie dieser. Über die Topographie dort bei Eckernförde bin ich mir nicht klar geworden. Doch Das ist wohl Nebensache. Aber wenn die innere Kriegsunruhe mir unerträglich werden will, dann lese ich ein Stück Ihrer Betrachtung und habe dann wieder etwas mehr Seelenruhe.
Mit Ihrer Botanik komme ich nicht ganz mit. Goldfahnen der Rainfarne? Hat der nicht runde Knöpfe, die so in Büscheln stehen? Wenn man vorüberfährt, mag er wohl wie goldene Fahnen wehen. Die holden Wasserprimeln? Die kann ich mir nicht vorstellen. Aber wie Sie die Menschen dortzulande festgehalten haben und die Bilder der Landschaft und die Lokomotive und überhaupt das ganze Gefahre – das hält auch den Leser fest. Einzelnes ist unvergeßlich, so die Stirn der Bullen, grasbekränzt wie das Haupt eines heidnischen Gottes. «Wir formen das Weltall auf uns zu». Woher nehmen Sie den beneidenswerten «Übermut», daß Sie in dieser Zeit so liebevoll erleben können und so geduldig gestalten? – Im Schlußteil ist mir manches fragwürdig. Ich glaube nicht, daß Sie jeden Tag so mit der Kleinbahn fahren. Ich kann nicht wissen, wie weit Sie berichten, wie weit Sie phantasieren. Aber ich habe das Gefühl, daß Dichtung und Wahrheit hier (wie sonst) einander entspre-

chen und beide das Wesen der Wirklichkeit wiedergeben. Denn wenn ich zurückdenke an eigene Kleinbahnfahrten, so muß ich sagen: ganz so ist sie die kleine Bahn! Dichtung gleichsam ein höherer Grad von Wirklichkeit. [...] Hat der Redakteur den Schlußteil gekürzt? Oder haben Sie sich hier selbst vielleicht allzu knapp gefaßt? – Mit bestem Dank für die Freude, die mir Ihr Gedicht bereitet hat Ihr

Benn, Gottfried 1886–1956

An F. W. Oelze **Berlin**

[...] Ich hoffe, daß Sie ein Jahr beginnen, das Ihnen das Weiterschreiten auf Ihrem zwar einsamen, aber allein gerechten Wege giebt. Es trifft so sehr zu, was Sie schreiben, daß nämlich alle Beziehungen aufgehört haben, daß Gespräche sinnlos werden, aus jedem, nahezu ausnahmslos aus jedem, schillert der kleinbürgerliche Rest, Angst, alle die Zwar u. Aber, Familie, Kate, Umtrunk, grüne Flächen – nirgends die reine Verneinung, um die es aber heute geht. Was dem Menschen von heute völlig abgeht, ist der wunderbare Begriff des Märtyrers der früheren Jahrhunderte, der in der Arena die Pranken des Löwen u., an den Stamm gebunden, die Pfeile der Heiden ohne zu widerrufen hinnimmt. Die erniedrigende Säcularisation des Ich, seine familiär-individuelle Einstellung gegenüber dem Gott, dieser pamphletistische Ritus, diese freche banale Sacramentation ist es, die die gemeine Glorifizierung des Lebens hervorbrachte u. damit die exkrementelle Anthropologie schuf, die wir heute öffentlich um uns sehn.

Es scheint mir aber auch manchmal, als ob wir uns selber innerlich geändert hätten. Wir strömen nicht mehr in den alten Betten von Gespräch, Austausch, menschlichen Betrachtungen, diese Betten sind ausgetrocknet u. leer. Es geht alles nach Innen in ein umfassendes Schweigen. Man kann vielleicht auch sagen, der Mensch ist nicht einsam, aber Denken ist einsam. Es ist ichgebunden u. solitär. Die Denkfunktion der Verneinung ist die vom höchstem Rang, in ihr erreicht es seine letzte Stufe, sie umschließt das metaphysische Wesen des Denkens, sie ermöglicht seine allgemeine Bedeutung, sie ist Detailbekämpfung, Anti-emotionismus, Eindrucksfeindlichkeit – sie ist Stil. Darum ist alles Denken pessimistisch u. wer mit ihm beladen ist, geht schweigend in seiner Larve umher. [...] Was die *Lage* angeht, so ist sie von kristallener Klarheit. Es wird kaum Überraschungen mehr geben. Die Formen des Verlaufs sind nicht zu spezifizieren, aber das Ergebnis ist unerschütterlich deutlich.

Also nochmals: alles Gute für das kommende Jahr! «Die Birne ist reif»,

um Napoleons Redensart zu variieren, es gilbt ihre Schale, ihr Saft wird süß, es rüstet sich ihr Fest!

Léautaud, Paul 1872–1956

Paris

Habe beim Mittagessen eine alte Ausgabe der «Action française» (2. Mai 1940) gelesen. In dieser Ausgabe einen Bericht über das Buch des Botschafters Nevile Henderson in Berlin, von April 1937 bis zur Kriegserklärung Englands im September 1939, ein Buch mit dem wahren Titel: «Mißerfolg einer Mission». Ich wiederhole, was ich gesagt habe: Man schwankt in seinen Grundüberzeugungen, was die Meinungen und Gefühle betrifft, die man heute über den Krieg haben kann, wenn man, wie ich, ein bißchen deutschfreundlich ist, wenn man gewisse Dinge liest, wie sie dieses Buch enthält, das Buch eines Mannes immerhin, der seine Liebe und Bewunderung den Deutschen gegenüber nicht versteckte, der die Irrtümer der Alliierten ihnen gegenüber im Versailler Friedensvertrag erkannte, der Botschafter wurde mit dem Ziel, dem Willen und der Hoffnung, eine Annäherung und Verständigung zwischen England und Deutschland zu verwirklichen und so den Krieg zu vermeiden. Ein Mann, der aber gezwungen wurde, das völlige Scheitern zuzugeben und zu erkennen. Warum die Ernsthaftigkeit dieses Mannes anzweifeln – oder war es nur eine Fassade, und hinter dieser der Wille Englands zum Krieg? Oder gab es in Deutschland wirklich den festen Willen, zu unterwerfen, zu unterdrücken und zu «erpressen», wie geschrieben wurde, versteckt hinter pazifistischen Reden und so vielen Feststellungen, die wenig später durch die Fakten widerlegt wurden? Und auf der anderen Seite, diese Blindheit Englands und Frankreichs, sich in dieses Abenteuer zu stürzen? Und wenn man heute die Deutschen sieht, nach zwei Jahren ziemlicher Rücksichtnahme – eine Neuheit von Seiten eines Siegers, das kann man nicht leugnen, die vielleicht nur eine vorläufige politische Geschicklichkeit war –, wenn also die Deutschen heute ganz Frankreich besetzen (eine Besetzung, die zum einen gerechtfertigt ist durch den Druck, den unser doppeltes Spiel, das wir haben spielen müssen, auf sie ausgeübt hat, zum anderen durch ihr Bedürfnis, für ihre Sicherheit zu sorgen) und in der Bevölkerung alle diese Vorwegnahmen auf das Schicksal Deutschlands und diese täglichen Ansprachen im Radio dieses Dr. Friedrichs, die wenig überzeugend sind (und die vielleicht nur eine Art der Propaganda durch Einschüchterung sind), kann man dann von ihnen in diesem Krieg nicht das Schlimmste denken und von ihnen das Schlimmste erwarten im Falle ihres vollständigen, absoluten Sieges? Man kann sich darin verlieren,

und ich sage es mir noch einmal, es wäre besser, sich um diese Dinge nicht zu kümmern, sich nicht dafür zu interessieren, nicht daran zu denken, nicht darüber zu sprechen. Man hat diese Dinge nicht gewollt. Man ist wegen nichts mit hineingezogen worden. Man weiß nicht, was daran ist. Man hatte keinen Anteil an deren Beginn. Man wird keinen an ihrem Ende haben. Ohne es zu wollen, ist man davon betroffen, damit beschäftigt, ist gestört, verstört; man überlegt, man sucht, man spricht darüber, wenn es auch nur, wie es bei mir größtenteils der Fall ist, aus Neugier geschieht. Ich füge hinzu: ohne das zu berücksichtigen, was wir vielleicht eines Tages über die «Kehrseiten» dieses Krieges erfahren werden, so wie wir etwas über die vom letzten erfahren haben. Wie konnte ich mich nicht an das halten, was ich am Morgen des deutschen Einmarsches gesagt habe: Man muß sich bloß nicht darum kümmern (Äußerung zur Frau des Bürgermeisters, die an dem Morgen in der Haustür stand.) Wenn ich mich ernstlich an meine Arbeit machte und die gut ginge, wäre ich nicht weit davon entfernt, zu diesem Geisteszustand zurückzukehren.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Ruhige Nacht (wie fast alle, die Chacha klugerweise glaubt im Keller verbringen zu müssen). Schon im Morgengrauen aufgestanden. Herrlicher, prachtvoller Sonnenaufgang, den ich betrachte, als sollte es mein letzter sein. Der Stromausfall beraubt uns sämtlicher Radionachrichten, der richtigen wie der falschen; man erwartet aber einen starken amerikanischen Angriff auf Tunis.

Ich gebe die Lektüre von *L'Œuvre* auf, dem schlechtesten Buch Zolas, an das ich mich erinnere. Das Drama, das man aus dem Kampf zweier ästhetischer Konzeptionen entspringen zu sehen wünschte, ist kläglich auf Kindereien reduziert. Zola scheint den Akademismus als einzigen Feind des Naturalismus zu verdächtigen, und er findet auch noch ein Mittel, die Nöte seines Claude auf erbliche Mängel zurückzuführen. Das eigentliche Thema, das bewundernswert sein könnte, wird nicht einmal angedeutet. Man macht einen groben Fehler, wenn man einem Helden nur einen unbedeutenden Gegner gegenüberstellt; so inszeniert, erzeugt der Kampf eines Künstlers kein wirkliches Interesse. Das Geschwätz seiner Farbenkleckser und selbst die Glaubensbekenntnisse der Besten sind von entmutigender Einfalt. Hierin muß man all den Verleumdern Zolas schon recht geben.

Ich lese noch einmal *La Guerre de Troie n'aura pas lieu* von Giraudoux (ich hatte die Aufführung seinerzeit gesehen). Man wird sich bald über das Publikum wundern, das diesem Ballett von Sophismen, diesem

Spitzentanz nervenzerrüttender Paradoxien zugestimmt hat, ja, davon hingerissen war. Ich glaube, daß die Angst, nicht auf der Höhe zu sein, viel zum Erfolg dieses Stückes beigetragen hat (siehe *Les Habits neufs du grand-duc*).

Indessen sind wieder fünf italienische Schiffe in den Hafen eingelaufen, und ihre Munitionsfracht wird ausgeladen. Täglich kommen Truppenverstärkungen aus der Luft.

Beim vorletzten Luftalarm war Victor gerade dabei, sich in der Araberstadt mit «ftaïrs» vollzustopfen; hat das Durcheinander und die Panik ausgenützt, um sich ohne Bezahlen aus dem Staub zu machen.

Schleier, Rudolf 1899–1959 **Paris**

Telegramm an das Auswärtige Amt, Berlin

Citissime

Bitte auch Botschafter Abetz vorlegen.

Französische Regierung hat sich nun bereit erklärt, alle geeigneten Maßnahmen zur Erfassung der auf Grund des Führerbefehls bis zum 25. Januar angeforderten 37000 Metallfacharbeiter zu ergreifen. Durch gemeinsame deutsch-französische Polizeiaktion sollen Personen, die bisher der Aufforderung zur Arbeitsaufnahme nicht nachgekommen sind, sofort erfaßt werden. Ihre Zahl wird von französischer Seite auf 37000, davon etwa 15000 im bisher unbesetzten Gebiet, geschätzt. Sämtliche französischen Behörden werden mit entsprechenden Weisungen versehen. Parallel dazu nehmen die Maßnahmen zur sofortigen Rekrutierung weiterer Kräfte ihren Fortgang. Auch hier ist von französischer Seite volle Unterstützung zugesagt. Präsident Ritter, der sich über die Haltung der Franzosen sehr befriedigt äußerte, wird daraufhin Gauleiter Sauckel die Bitte Lavals befürwortend weitergeben, daß bei der Durchführung des neuen Arbeitsbeschaffungsprogrammes für drei französische Arbeiter, die ins Reich fahren, zwei französische Kriegsgefangene freigelassen werden und ein dritter Kriegsgefangener das Recht erhält, als freier Arbeiter in Deutschland weiterzuarbeiten.

Schleier

Laval, Pierre 1883–1945 **(Paris)**

Drei Monate vergingen, und am 2. Januar 1943 drohte Sauckel [Gauleiter], daß er mit oder ohne die Einwilligung der französischen Regierung einen weiteren Schwung von 250000 Arbeitern, darunter 150000 Fachkräfte, einsammeln werde. Er hatte von Hitler den Befehl erhalten, vor keinem Hindernis haltzumachen; es handelte sich also nicht mehr um

bilaterale Verhandlungen, sondern um rücksichtslose Forderungen. Ich erreichte, da ich die Gewißheit hatte, daß die Deutschen entschlossen waren, härteste Mittel anzuwenden, die Freilassung von 50000 weiteren Gefangenen. Ich erreichte ferner, daß bis zu einer Zahl von 250000 die Gefangenen zu freien Arbeitern werden konnten mit dem Recht auf Lohn und 14 Tage Urlaub in Frankreich.
Die deutsche Verwaltung hatte in der nördlichen als auch in der südlichen Zone das Sagen, und unsere Beamten konnten lediglich einschreiten, um allzu schreiendes Unrecht bei der Bestimmung der Abzufahrenden zu verhindern. Die Rekrutierung geschah ausschließlich in den Fabriken, und die öffentliche Meinung protestierte, denn oft waren ältere Männer gezwungen wegzufahren, während junge dem Opfer entgingen. Um dem Wunsch dieser öffentlichen Meinung zu entsprechen und in der Ohnmacht, in der wir uns gegenüber dem deutschen Ultimatum befanden, wurde zu diesem Zeitpunkt die Rekrutierung der Jahrgänge 40, 41 und 39 (letztes Trimester), mit Ausnahme der Landwirte vorgenommen.

Mackensen, Hans-Georg von 1883–1947 **Rom**
Telegramm an das Auswärtige Amt, Berlin
Nur als Verschlußsache zu behandeln
Heute vormittag fand vorgesehene Besprechung betreffs Tunis im Palazzo Chigi statt. Italienischerseits nahmen Vitetti nebst einigen anderen Beamten des Ministeriums sowie eines Vertreters des italienischen Generalkonsulats in Tunis daran teil, von seiten der Botschaft Bismarck und Doertenbach und als Vertreter des Gesandten Rahn, Herr Moellhausen.
Auf Grund oben angezogener Weisung hat Bismarck bei allen Punkten, die politischen Charakter hatten, zunächst Italiener zu Wort kommen lassen. Eingehende Aussprache ergab eine völlige Einigung über sämtliche Punkte. Sie hat sich damit als sehr nützlich erwiesen und soweit etwa noch irgendwelche Unklarheiten oder Verstimmungen auf italienischer Seite bestanden haben sollten, diese beseitigt.
Wiedergebe nachstehend Ergebnis der Besprechung nach Punkten der italienischerseits aufgestellten Tagesordnung.
1) Allgemeine Politik der Achse in Tunis. – Vitetti unterstrich, daß das Gesamtproblem Tunis augenblicklich in erster Linie ein militärisches sei und daher sämtliche heute zu besprechenden Einzelfragen dieser Tatsache untergeordnet werden müßten. Diese Auffassung wurde von Bismarck auch als die deutsche bestätigt. [...]

6) Deutsch-arabische Freiwilligentruppe. – An der Besprechung dieses Punktes nahmen auch deutscherseits der stellvertretende Militärattaché [Waldenburg] und als Vertreter des Comando Supremo General Amé teil. Letzterer hatte sich in diesen Tagen bereits eingehend mit Oberstleutnant Meyer-Ricks ausgesprochen. Zunächst wurde sofort Übereinstimmung festgestellt, daß die deutsch-arabische Lehrabteilung, welche bereits auf dem Wege nach Palermo sei, unverzüglich auf dem Luftwege nach Tunis befördert werden solle. Stellvertretender deutscher Militärattaché bezeichnete als Zeitpunkt bis zum vollständigen Eintreffen in Tunis etwa drei Wochen von heute an gerechnet. Nach erfolgtem Eintreffen solle Lehrabteilung Werbung unter Arabern sofort aufnehmen. Ferner bestand Übereinstimmung über Werbung von Freiwilligen in Tunis, bei deren Aufstellung, wie Bismarck hervorhob, vom Gesandten Rahn laufend Verbindung mit dem italienischen Generalkonsul in Tunis gehalten werden solle (vergleiche Drahterlaß 5209 vom 30. Dezember 1942). Sowohl von italienischer Seite wie von Moellhausen wurden jedoch Bedenken geäußert, wie sich diese Einschaltung praktisch auswirken werde.
Vitetti faßte diesen und vorhergehenden Punkt wie folgt kurz zusammen:
Alsbaldige Überführung deutsch-arabischer Lehrabteilung nach Tunis, Anwerbung von Freiwilligen, durch die die Lehrabteilung vergrößert werden soll. Gleichzeitig in Rom Besprechungen mit Bourguiba mit dem Ziel, ihn für Zwecke der arabischen Propaganda einzusetzen.

Roosevelt, Franklin Delano 1882–1945 **Washington**
An Winston Churchill
Unter weiterer Bezugnahme auf Ihre Schreiben 233 und 234.
Das Ergebnis von Untersuchungen der Marine-Abteilung besagt, daß folgendes erreicht werden kann:
Verlängerung des Zyklus' der Convoys im Nord-Atlantik auf zehn Tage und Eintreffen von durchschnittlich zwei veranschlagten Kargoladungen täglich über diese Route. Das stellt GB vier kanadische Eskorttruppen zur Verfügung als Ersatz für weitreichende Eskortierungen der Tanker Convoys von Aruba – GB, die zwei weitere geplante Kargoladungen täglich bringen sollen. Die Gesamtsumme der obigen Ladungen, unterstützt von Zeit zu Zeit durch weitere auftreibbare Tanker, sollte ungefähr 15 Millionen Tonnen jährlich betragen. Sehe auf unabhängigen Wegen verkehrende Tanker zu diesem Zeitpunkt als nicht

informierbar an. U.S. kann sich nicht dazu bereiterklären, mehr als die o.g. Summe an GB zu liefern, und selbst dies ist nicht durchführbar – es sei denn im Zusammenhang mit dem Problem bez. der «Torch»-Versorgung [Torch = Deckname für die geplante Nord-Afrika-Invasion], die unserer Meinung nach als gemeinsame Verpflichtung angesehen werden muß. Können schnelle Tanker bereitstellen, die mit der Versorgung dieser Gebiete beginnen, aber Eskorten müssen gemeinsam und zu gleichen Teilen von U.S. und GB gestellt werden. Schnelle Tanker werden nicht jenseits Gibraltar oder Casablanca vordringen.

Weiterreichende Transporte in das Mittelmeer müssen von britischen Tankern unternommen werden. Über allem steht die ökonomische Verwendung alliierter Tanker zur Deckung des Ölbedarfs von GB und «Torch».

Sollte oben Genanntes Ihre Zustimmung finden, schlage ich vor, daß weitere Details zwischen der Admiralität [Großbritanniens] und der Marine-Abteilung ausgearbeitet werden.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

Am 5. Lohnsteuer
trübe, Sonne, wenig unter 0° 12 mm
Ausmisten
Mais pahlen
Tannenbaum abputzen
Briefe. Tagebuch, Lohnbuch eingerichtet. Haushaltskasse

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Ich bin nicht im Geschäft gewesen, sondern habe mich im Hause betätigt. Ruhiger Tag. Das Wetter ist um 0° herum und meist trübe.

Leiter der Krupp-Zahnklinik **Essen**

Hochzuverehrende Frau von Bohlen!
Sehr geehrter Herr von Bohlen!
Heute, am 2. Januar, jährt sich zum 40. Male der Eröffnungstag der Zahnklinik, die Herr Friedrich Alfred Krupp durch Verfügung vom 6.4.1902 schuf. Wie aus der von Herrn Klüpfel zur Vorlage gebrachten Gründungsakte ersichtlich ist, erfolgte die Genehmigung zur Errichtung der Anstalt durch Herrn Friedrich Krupp mit dem eigenhändigen Vermerk:

«Mit Freuden genehmigt»

Zeitsprung in das Jahr 1933

An dem Ehrentag der Zahnklinik darf ich als Leiter der Anstalt und im Namen der Gefolgschaft Dank und Treuegelöbnis übermitteln und die Versicherung geben, daß Klinikleitung und Gefolgschaft an der Gesunderhaltung der Werksbelegschaft wirken und werken werden, um sie für die Aufgaben der großen Zeit trotz erschwerter Bedingungen einsatzfähig zu erhalten.
Mit deutschem Gruß ergebenst, H.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Pietromarchi hat eine lange Unterredung mit dem Papst gehabt. Ohne besondere Verpflichtungen einzugehen, hat der Heilige Vater erklärt, daß er jetzt die Gefahren von Luftangriffen auf Rom für beschworen hält. Er hat zur Kenntnis gegeben, daß seine Reaktion energisch und unmittelbar sein würde: damit hat er in Washington mehr Gehör als in London gefunden, [...] aber er hat gezeigt, daß er über die Bemühungen des Außenministeriums auf dem Laufenden ist, um unnützes Blutvergießen und Zerstörungen in den besetzten Ländern zu vermeiden. Er schloß, indem er mir seinen Gruß und seinen Segen übermitteln ließ.
Ich habe den Obersten Lucca zum Duce begleitet. Jetzt ist auch er davon überzeugt, daß ein Separatfrieden mit Rußland unmöglich ist. Zwei Monate früher hielt er es für möglich. Jetzt würde Stalin unmögliche Bedingungen diktieren, wo die Kosaken auf das Donezbecken zu marschieren und wo Velikie Luki gefallen ist. Lucca meint jedoch, daß sich in einiger Zeit bessere Perspektiven zeigen werden. Daß die Lage an der russischen Front sehr schwer ist, wird auch von Marschall Antonescu bestätigt, der die deutschen Mißgriffe als «strategische Mißgriffe» bezeichnet, die die bedenklichsten Folgen haben können.

Luftschutzverordnung
Das Verhalten in den Schutzräumen

Es ist in letzter Zeit Klage darüber geführt worden, daß in öffentlichen Luftschutzräumen Ordnung und Sauberkeit viel zu wünschen übrig lassen. Es ist festgestellt, daß Liebespärchen in ÖLSR durch ihr Benehmen Anstand und Sitte auf das gröbste verletzen. Die für die Schutzräume eingesetzten Luftschutzwarte und Schutzraumordner haben hierauf ihr erhöhtes Augenmerk zu richten. Insbesondere haben sie darauf zu achten, daß sich die Schutzsuchenden so verhalten, daß Sitte und Anstand auf alle Fälle gewahrt bleiben.
Gemäß Bezugserlaß sind Personen, insbesondere betrunkene, die durch ihr Verhalten die Ordnung in den Schutzräumen erheblich stören, von

den Luftschutzwarten dem zuständigen Polizeirevier zu melden. Das Revier hat die vorläufige Festnahme dieser Personen zu veranlassen.

Menge, Susanne **Berlin**

An ihren Verlobten Johann Dietrich Meyer
Mein lieber Dierk,
Luftschutzdienst! Einsam und allein sitze ich hier im Bücherzimmer unserer Volksschule und schiebe Dienst. Ausgerüstet mit einem Helm (er steht mir gut), langen Hosen, Leibriemen, Gasmaske, Kittel und Blindlaterne. Na, wenn das die Tommys nicht abschreckt.
2 Schultage habe ich nun schon hinter mir und zwar vertretungsweise in 2 Zweiten Klassen. Am ersten Tag war ich ganz heiser, heute geht es schon besser. Eben habe ich mich nun noch für morgen vorbereitet und dann gehe ich ins Bett. Es strengt doch in der ersten Zeit etwas an.
Unsere großen Jungs kommen jetzt zur Flak. Es erschüttert uns nun doch etwas, daß diese 13jährigen Jungs schon an die Kanonen müssen.
Gestern ist mir etwas Lustiges passiert. Ich wollte ins Lehrerzimmer, da hielt mich eine Lehrerin an «Na, wo willst Du denn hin?» Wir lachten sehr, und sie entschuldigte sich wegen des Irrtums. Ich kann es ihr kaum verdenken, denn die meisten älteren Kinder sind ja auch größer als ich. Da muß ich mich schon tüchtig durchsetzen.
Sonst gibt es nichts Neues. Eben habe ich das Gutachten gelesen, welches für mich bei dem Lyceum abgegeben wurde. Es war sehr gut. «Übermut und Schwermut wechseln oft und schnell, sie kann keinem Menschen und Tier etwas zuleide tun. Ein Bücherwurm. Religiöse und geschichtliche Bücher bevorzugt. Sehr nachdenklich. Manchmal etwas flüchtig.» usw. Schön wenn man so etwas nach Jahren einmal zu Gesicht bekommt, nicht wahr?
Gute Nacht, mein Lieber, schlaf gut. Deine Susanne

Johannsen, Marie 1886–1975 **Hamburg**

Kein Fliegeralarm in der Nacht. ½9 Uhr aufgestanden, Kaffee getrunken, kurz nach 10 Uhr R. und ich fortgegangen. R. zum Barbier, ich zu K. – R. kam noch bei K. vor, schippte noch Schnee, ging dann nach Hause. Ich ging noch zu Höfers; 2 Uhr im Hause, 2 Uhr zu Mittag gegessen, etwas geruht, ich eingeholt, gegen 5 Uhr Kaffee getrunken, ich R. braunen Mantel genäht (1 Ärmel). Gegen 9 Uhr zu Abend gegessen, ich Essen für Sonntag vorbereitet, Radio gehört, gelesen, 11 Uhr ins Bett.
Wetter: viel Schnee, Matsch, Schneeregen.

Schumann, Otto 1888–1950 **Frankfurt**

An Martin Havenstein

Lieber Herr Professor,

[...] Nach den Ferien werde ich, wie ich heute morgen hörte, in der Schule einen neuen Oberstudienrat antreffen. Er kommt von einer anderen hiesigen Schule, war früher katholisch, soll jetzt, wie ich glaubwürdig gehört habe, «gottgläubig» sein. Ich kenne ihn nur flüchtig, hatte einmal, vor anderthalb Jahren, ein Gespräch mit ihm, da schimpfte er auf die Juden, die angeblich noch irgend etwas, was damals schon rar war, sich zu beschaffen wüßten. Das ist mir bezeichnend. Was ich persönlich dazu zu sagen habe, können Sie sich denken. Ich habe in den Jahren seit 1934 insgesamt über 3½ Jahre lang die Leitung der Schule gehabt und habe sie, das darf ich sagen, nicht schlecht geleitet. Wenn durchaus dieses neue Amt eingerichtet werden mußte, so stand es *mir* zu. Aber ich bin nicht böse drum, daß man mich übergangen hat. Es ist in diesen Zeiten eine Ehre, übergangen zu werden. (...)

Nun muß ich aber doch endlich auf Ihren letzten Brief eingehen, der, ich sehe es zu meinem Schrecken, schon über zwei Monate alt ist. Dank insbesondere für die reizenden Gedichtchen, die von Walter Harlan und das von Ihnen. (...) Was er für ein Mensch gewesen ist, zeigen die kleinen Züge, die Sie von ihm berichten. Erschütternd sein Ende. Ja, diese Sorte jüdischer Literaten und anderer jüdischer Elemente, die sich in der Öffentlichkeit breit machten und der Öffentlichkeit ihren Willen aufzwangen, die haben wir hier in Frankfurt auch gut gekannt. *Das* waren die schlimmsten Antisemiten. Die haben den Wind gesät. Was aufgegangen ist, war nicht Sturm, sondern Taifun. Sie selbst sitzen aber vermutlich irgendwo im Trockenen, während die vielen, vielen, die anders waren – auch die haben wir hier in Frankfurt gekannt – zum großen Teil, weil sie doch ein gutes Gewissen hatten, im Lande geblieben sind und nun dem Taifun zum Opfer fallen. Dies letztere ist ein sehr böses Kapitel, ich glaube sogar, das allerböseste unserer Zeit; was da geschehen ist und noch geschieht, nicht nur an den Juden, sondern auch an anderen Völkern im Osten, wird uns teuer zu stehen kommen, und es bedeckt den deutschen Namen mit einer Schmach, die die Jahrtausende nicht abwaschen werden. Gestern habe ich erst wieder von einem Kollegen, der ein paar Tage in Polen war, furchtbare Einzelheiten gehört. Wehe uns, wenn dafür die Vergeltung kommt! Und mir scheint, das Schicksal hat schon ein paar Mal vernehmlich an unsere Pforten geklopft. Zuerst vor zwei Monaten bei El Alamein, dann in Marokko und Algier und jetzt auch in Rußland. Wir sind jedenfalls mit sehr wenig

Optimismus ins neue Jahr eingetreten. Aber es ist erstaunlich, wie viele Leute sich immer noch blauen Dunst vormachen oder vormachen lassen. Und freilich haben sie insofern recht, als es noch recht lange dauern kann, bis eine wirkliche klare Entscheidung fällt. (...)

Ihr stets ergebener Schumann

Heinrich B. *1887 **Kasbach**

Viertes Kriegsjahr, Jahr furchtbarer Endkämpfe. Langsam und sicher erdrückend ballen sich die Heere der Alliierten um das Hitler-Deutschland zusammen.

Daran ändern auch die Kraftreden Hitlers nichts mehr.

Was sagten Sie, Herr Hitler, in Ihrer Neujahrsbotschaft: «Deutschland (war) in der Zeit seiner politischen Machtlosigkeit Kulturdünger für die anderen, und so wurde es das Volk der Dichter und Denker.»

Ja, das ist es, was wir wollen, Herr Hitler. Etwas Höheres, Schöneres und Besseres kann man dem deutschen Volk nicht wünschen. Das höchste Prädikat, «Kulturdünger» und ein «Volk der Dichter und Denker» zu sein. Das wäre ein rechtes «Goethe-Deutschland».

Und nicht wie Sie es wollen, ein Groß-Deutschland auf brutaler, machtpolitischer Grundlage im Herzen Europas, mit dem Fuß auf dem Nacken anderer Völker, sogenannte Herrenrassenpolitik zur Beherrschung des Kontinents, mit dem Zweck, die anderen, für minderwertig gehaltenen Rassen zu vernichten oder in sich aufzusaugen. So nicht, Herr Hitler!

Man gebe Gott die Ehre und dem Nächsten, auch dem Nachbarvolke das, was ihm zusteht, das gleiche Recht wie sich selbst.

Was dieser Mann mit seinem wahnsinnigen Fanatismus, mit seiner krankhaften Phantasie nicht ausklügelt und erfindet, um doch noch zu seinem Ziele zu gelangen. Er glaubt auch, das ganze Volk stände noch hinter ihm.

Er täuscht sich selbst, er hat den Wagen endgültig in den Dreck gefahren. Es ist so gekommen, wie einsichtige Geister es ihm vorausgesagt hatten.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Nachts war ich, wenn auch ungläubig, mit Hitlers Worten beschäftigt, daß Deutschland, ohne jemals an Ergebung zu denken, mit dem ganzen Fanatismus der Nationalsozialisten kämpfen werde. Eines Tages müsse eine der kämpfenden Mächte zusammenbrechen, aber diese Macht werde ganz gewiß nicht Deutschland sein. Ich war durchdrungen von dem

Vorgefühl der ungeheuerlichsten Zerstörungen und der hilflosen Todesnot der Bevölkerung in allen Kriegsgebieten. So machte mir heute früh die Meldung von unerwartet raschen neuen Erfolgen der Russen vielleicht besonderen Eindruck. Sie haben Velikie-Luki erobert, nachdem die Deutschen die Übergabe abgelehnt hatten, und Elista, die Hauptstadt der Kalmücken-Republik, besetzt, die von den Deutschen aufgegeben wurde. Die Bedeutung von Velikie-Luki ist groß, aber ich vermute nicht, daß die Russen nun gleich weiter nach Lettland hin zielen. Die Vorstöße, die von den Russen in Richtung auf Salsk und Simliansk fortgesetzt werden, scheinen mir eher anzuzeigen, wie ihre nächsten Hauptpläne beschaffen sind. Schließlich rettet doch Rußland, das zerstört und verödet wird, viele andere Länder vor dem gleichen Schicksal.
Russische Schilderungen der Einnahme von Velikie-Luki zeigen, daß frische Truppen aus Asien (Usbek, Kasak) nach Artillerievorbereitung die äußeren und inneren Befestigungen und schließlich die Stadt selbst, Haus um Haus, Straße um Straße, im Bajonettangriff genommen haben. Erst tief in der Nacht, im Feuerschein der von den Deutschen angezündeten Gebiete, ging der Kampf zu Ende, der blutigste aller bisherigen an der Ostfront. Schon haben die Russen den Einwohnern (es waren früher 100000) Mehl, Medikamente und Ärzte von Kalinin zugesandt, während ihre Truppen westwärts eilen. – Moskau gibt bekannt, daß Timoschenko schon vor sechs Monaten den Oberbefehl an der Südfront an General Schukow abgegeben hat, sagt aber absichtsvoll kein Wort über die seitherige Tätigkeit Timoschenkos.

Hauptmann, Margarethe 1875–1957 **Agnetendorf**
Nachts u[nd] auch jetzt heftigster Südweststurm, kalt, Schneewirbel wie Wüstensand. G. bleibt im Haus. Benv., Barbara u[nd] ich rennen bis «Waldschulmeister» Kiesewald. Tee: Dr. Behl. Abends m[it] Ebermeyer, Baedecker, Benv., Barbara. Ebermayer liest vor aus d[er] Geburtsmappe der Dichter. Hans Grimms Beitrag. Wir teilen ihm dies telegrafisch mit.

PEN Deutsche Gruppe London **London**
Sehr verehrter Herr Kerr,
die prachtvolle Silberbowl mit Inschrift soll also gleich an Lehmann-Russbueldt weitergeschenkt werden? Ich habe sie an Zeitlin expediert. Um die Ehre unseres Komitees zu retten, muß ich übrigens schon jetzt verraten, daß wir nicht etwa gedachten, es nur bei dieser Inschrift

bewenden zu lassen. Bei unserer nächsten Zusammenkunft soll von berufener Seite ... usw. Sie werden sich dem nicht entziehen können. Wann soll aber nun der nächste Nachmittag steigen? Ich dachte an Freitag, den 22. Ist Ihnen das recht? Programm wäre: Kerr-Feier (auch ohne Ihr placet zwangsweise zu veranstalten); Vorlesung des unglückseligen Langer.
Wir müßten dann einmal energisch an den Abend «Übersetzung», zusammen mit den Engländern gehen. Ich glaube, das wäre ein Unternehmen, das einigen Vorbereitungsschweiß wert wäre. Stroh stolpert mir wieder zwischen den Beinen herum. Er kratzt mir im Halse. Wir werden ihn herunterschlucken müssen. Aber ich möchte nicht allein dafür verantwortlich sein. Zahlen tut er, sobald wir ihn auffordern.
Mit besten Wünschen für das Neue Jahr Ihr

Scholl, Hans 1918–1943 **München**
Notizen, auf einen Briefumschlag gekritzelt, ohne Datum, vermutlich Winter 1942/43
Nicht von der Masse rede ich, sondern von einer Elite des Volkes, die für den geistigen Gehalt und die Richtung des ganzen Volkes verantwortlich ist: die also in diesem Jahrhundert und wahrscheinlich in schon früheren so sehr versagt hat, daß das geistige Niveau seiner Pfeiler beraubt ins Chaotische gestürzt ist – diese Elite ist heute, da sie das drohende Verhängnis ahnt – zu einem noch größeren Irrtum fähig: sich abzuschließen von der realen Welt mit ihren Irrtümern und ein Eigendasein zu führen – ein l'art pour l'art im weitesten Sinn zu betreiben. Es gibt aber für sie keine größere Gefahr als die Flucht ins Ästhetische.

Zweig, Arnold 1887–1968 **Haifa [23.12.42]**
Lieber Dr. Fürnberg,
hier das ganze Ms. des «Alpenbuches». Lesen Sie es in Ruhe, und seien Sie sein erster Kritiker. Zu Ihren Zwecken aber verwenden Sie am besten S. 198ff. von der angekreuzten Stelle an. Im Text müssen Sie das Wort «der Gnom», das man nicht versteht, durch «der Sonnenadolf» oder durch «Hörr Hitler» ersetzen oder Ihren Text – Abschrift – durch eine Anmerkung belasten: «Der Verfasser schildert auf vorangehenden Kapiteln das Phänomen Hitler als Wiedergeburt einer steinzeitlichen Alpenseele.» – Haben Sie übrigens einen billigen Buchbinder zur Hand, so lassen Sie mir bitte das Ms. in die braune Decke einhängen, in der ich's Ihnen sende.
Mit besten Grüßen und Wohnungswechsel-Wünschen. Ihr Zweig

Graf, Willi 1918–1943 **Saarbrücken**

nach einigen wenigen stunden schlaf stehen wir auf. die vormittagsstunden vergehen erzwungen. mittags fährt hein weg für knappe stunden, dann kommt er wieder. ob ich darüber schreiben kann, was mich an diesem tag bewegt? ich will es nicht tun, weil ich noch zu wenig übersehe. das kommt ja auch noch.
plötzlich besucht mich karo, der von seinem leben und der anstrengenden arbeit erzählt. interessante dinge erfahre ich so.
am abend sind gebr. bollinger bei mir. über karo hinweg unterhalten wir uns über den wirklichen sinn der dinge und mächte. es war schon sehr aufschlußreich für uns. leider kam ich nicht mehr dazu, mit hein zu reden, hoffentlich gelingt es noch in den wenigen tagen der ferien.
[Wie Heinz Bollinger später erklärte, ging es in dem Gespräch um moraltheologische Aspekte des Widerstands gegen die Staatsgewalt sowie um die philosophische Betrachtung der nationalsozialistischen Ideologie als einer Manifestation des «Willen zur Macht».]

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30–11.30	Kersten
12–12.30	gearbeitet
14.30	SS OGr.F. Lorenz
16	Schießen
16.30	SS OGr.F. v. d. Bach, Graf Bassewitz
18.30	Suchanek Vortrag
20	Bach und Bassewitz

Telefongespräche

12.30	SS Stbf Baumert, Berlin – Luftmeldungen, Geschenk f. d. 12. 1. für den Reichsmarschall
16.25	SS OGr.F. Wolff, Wofsschanze – militär. Lage Auffrischung der SS T. Division
17.50	SS GrF. Güttner, Berlin – Rücksprache mit SS Stbf. Becher mit russ. General, Reste Pol. Regt 14 doch zu Kampfgruppe Fegelein, hatte Besprechung mit Daluege, Sturmgeschützbatterie bei Fegelein hat 21 Panzer abgeschossen …
18.20	SS OGr.F. Wolff, Wolfsschanze – Mitteilung des Vorstehenden an Wolff, 10000 Mann Ersatz für Polizei

22.30	SS OGr.F. Wolff, W. Sch. – schwere Waffen für 1. SS Brigade, Auffrischung SS T. Division

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 55 Häftlingen eingeliefert; acht Tote stammen aus dem Nebenlager Buna und einer aus dem Nebenlager Jawischowitz.
Nach Ergreifung des jüdischen Häftlings Israel Zylberman (Nr. 76720) und der beiden russischen Häftlinge Wasyl Jerochim (Nr. 71484) und Wasyl Krawczenko (Nr. 67199) wird um 15 Uhr die Alarmbereitschaft aufgehoben. Die drei Häftlinge werden in die Bunker von Block 11 eingeliefert. Sie werden am 6. Januar 1943 getötet.

Zwischentext zum 2. Januar 1943

Frassa, Lucie *1921 **Kassel**

Nun wieder zurück zum Jahresbeginn 1943! Mit meiner Freundin Lotti (aus dem Kunstgeschichtszirkel) ging ich häufig ins Theater; neben den Abonnementskarten, über die ich verfügte, kam ich auch leicht an Theaterkarten über unsere Zeitung; deshalb konnten wir uns auch alles ansehen, was im Staatstheater damals aufgeführt wurde. Wir hatten ja keine andere Möglichkeit, unsere Freizeit sinnvoll zu verbringen. Eines Abends hefteten sich zwei SS-Offiziere schon im Foyer an unsere Fersen, und an der Garderobe halfen sie uns beiden in die Mäntel: Dann fragten sie uns, ob sie uns nach Hause begleiten dürften, sie hätten noch viel Zeit bis zur Abfahrt des Zuges, der sie wieder nach Arolsen bringen sollte. Dort waren sie nämlich zur Zeit in irgendeiner Ausbildung im Schloß stationiert.

Nun waren ja SS-Männer und erst recht SS-Offiziere mit Vorsicht zu genießen. Man wagte nicht, sie vor den Kopf zu stoßen, aus Angst, daß man sie dabei Antipathie gegenüber der SS schlechthin spüren ließe. Wir gingen also zu Fuß. Die Theatervorstellungen waren im Kriege in andere Zeiten gelegt worden, der Verdunkelung und der Fliegeralarme wegen; sie fingen früher an und endeten dementsprechend auch früher. Da unser Weg über die Königsstraße und weiter die Wilhelmshöher Allee entlang führte, kamen wir auch am Café Reiss vorbei; da luden uns die Herren Offiziere zu einer Tasse Kaffee oder zu was auch immer ein. Wir wagten nicht, ihre Einladung abzulehnen, obwohl uns dabei ziemlich unbehaglich zumute war. Die beiden waren aber sehr nett und wohlerzogen, ganz abgesehen davon, daß sie auch sehr gut aussahen.

Wir blieben nicht lange im Café, unterhielten uns aber gut. Und dann geleiteten sie uns nach Hause. Nun wußten sie auch, wo wir wohnten, und bei der allgemeinen Vorstellung hatte sich der eine, der sich brennend für mich interessierte, meinen Namen gemerkt.

Zwei Tage später schon hatte ich Post neben meinem Teller liegen, als ich zur Mittagspause nach Hause kam. Darüber war meine Mutter ganz entsetzt!

«Mein Gott!» sagte sie, «fang bloß keine Freundschaft mit einem dieser Massenmörder an!» Für sie waren alle, die zur SS gehörten, Massenmörder.

Ich las den Brief, in dem mir der junge Mann mitteilte, daß der Lehrgang in Arolsen zu Ende ginge und er in etwa zehn Tagen wieder an die Front käme. Er möchte deshalb am nächsten Wochenende wieder nach Kassel

kommen und würde gern den ganzen Sonntag mit mir verbringen. Ich könnte ihm dann z. B. Wilhelmshöhe zeigen; davon hätte er bisher nur gehört. Das war ja eine schöne Bescherung!

Aber ich war irgendwie unfähig, mich auf irgendeine Weise aus dieser Affäre zu ziehen. Um mich meiner Mutter gegenüber zu rechtfertigen, wies ich sie darauf hin, daß Hans-Günther als Polizeibeamter schließlich auch bei der Waffen-SS gelandet sei, und den würde sie doch nicht auch als Massenmörder bezeichnen wollen. Ehrlich gesagt war es mir höchst unangenehm, mich mit ihm in der Öffentlichkeit zu zeigen – aber was sollte ich bloß machen? Ich gebe zu, daß ich zu feige war abzusagen.

Der Sonntag zog schnell herauf, und der SS-Offizier holte mich zu Hause ab. Meine Mutter empfing ihn sehr kühl und bat mich, nicht zu lange wegzubleiben; mein Vater ließ sich erst gar nicht sehen. Dann fuhr ich mit meiner «ungewollten Eroberung» nach Wilhelmshöhe und zeigte ihm dort das Schloß, den Herkules und die Löwenburg. In Wilhelmshöhe lud er mich zum Essen ein, auch zu Kaffee und Kuchen. Dort erfuhr ich auch einiges über seinen Werdegang. Zwischendurch sparte er nicht mit Komplimenten, vor allem mein blondes Haar hatte es ihm angetan, das ich zu einem Knoten gebunden hatte. Mit dieser Frisur kam ich «leider» dem damaligen Ideal der deutschen Frau sehr nahe.

Auf dem Nachhauseweg dämmerte es schon, und er bot mir seinen Arm an. Es war mir nur recht, daß es dunkler wurde; bald würde es ganz dunkel sein, und dann würde mich niemand von den Nachbarn oder den Bekannten erkennen: denn die SS-Uniform meines Begleiters war mir äußerst unangenehm. Bevor wir den Bahnhof erreichten, kehrten wir noch irgendwo zu einem Glas Wein ein, und bei dieser Gelegenheit bat er, mich duzen zu dürfen; er wäre überglücklich, wenn ich ihm schreiben würde. In einigen Tagen wäre er an der Ostfront, und dann würde er mir sofort seine Feldpostnummer mitteilen. Bei der Verabschiedung gab er mir noch einen herzhaften Kuß, der nicht anders schmeckte als der von Nicht-SS-Männern, und stieg dann heiter und beschwingt in seinen Zug.

Er war ein Schleswig-Holsteiner Bauernsohn, der in Hamburg Abitur gemacht hatte, danach zum Reichsarbeitsdienst einberufen wurde und bei Kriegsbeginn freiwillig bei der Waffen-SS gelandet war. Er hatte, wie ich glaube, zunächst den Leutnants- und nach Arolsen den Oberleutnantsrang; bei der SS hieß das wohl anders, Sturm- oder Obersturmführer. Er schrieb mir mit einer schönen ausgeschriebenen Schrift und in

einem guten Stil; auch ein Foto legte er einem Brief bei und gestand mir, daß er sich ganz doll in mich verliebt habe und er unbedingt ein Foto von mir haben müsse.
Ach, «du heiliger Bim-Bam!», da war einerseits guter Rat teuer, aber andererseits wußte ich, daß der Soldat, der erst einmal «draußen» war, nicht so schnell wieder Heimaturlaub bekommen würde und schon gar nicht damals, nachdem sich mit der Schlacht um Stalingrad das Kriegsglück gewendet hatte. Also tat ich ihm den Gefallen und schickte ihm ein Foto, auf dem ich so aussah, wie er mich gesehen hatte, mit meinem Teddy-Mantel und einem dunklen «Turban» (ich hatte ihn aus einem Schal geschlungen) auf dem blonden Haar; und der Junge war glücklich – und schrieb, schrieb, schrieb!
Im Sommer bekam er doch eine Woche Urlaub, weil sein Vater erkrankt war, und da mußte er nach Reinfeld in Schleswig-Holstein; er schickte mir von dort einen Eilbrief mit der Bitte, doch dorthin zu kommen. Ich sei in seinem Elternhaus sehr willkommen. Sie hätten noch zwei Pferde, die er früher geritten hätte, die nun aber in der Landwirtschaft als Arbeitspferde eingesetzt werden müßten, was aber nicht ausschließe, daß sie uns beiden auch zum Reiten zur Verfügung ständen. Das Getreide stehe gut, das Wetter sei herrlich, und es sei wunderschön, wieder mal daheim zu sein, was ihm noch zu seinem Glück fehle, sei ich!
Nun lebten wir schon seit geraumer Zeit mit Engpässen, und auf dem Lande gab es sicher noch genug zu essen und sicher auch das, was das Herz begehrte, und dann die Pferde und die andern Tiere auf dem Bauernhof – das alles reizte mich schon sehr und ließ mich einen Augenblick schwanken, ob ich die Einladung annehmen sollte oder nicht. Aber meine Mutter redete mir das schnell wieder aus.
«Da kommst du nicht so wieder, wie du hinfährst; womöglich hängt er dir noch ein Kind an – eine fürchterliche Katastrophe wäre das!» so redete sie es mir aus. Ich redete mich ihm gegenüber damit heraus, daß ich im Moment unter keinen Umständen Urlaub bekäme und vielleicht wäre das mal etwas für später. So einfach ihn vor den Kopf zu stoßen, das wollte ich auch nicht.
Er kam wieder an die Front und schrieb weiter, bis ich ihm dann im Herbst mitteilte, daß es den «Ernst» gebe, der ältere Rechte habe, was natürlich nicht stimmte: meine Eltern würden das begrüßen und so weiter. Er schrieb ganz erschüttert wieder, daß ich ihm das Schlimmste antun würde, was man einem Frontsoldaten nur antun könne, der «im dicksten Dreck sitze», viele seiner Kameraden seien

in den letzten Wochen gefallen, und dann diese schmerzliche Mitteilung!
Nun, es tat mir schon leid; aber diesen Mann hätte ich nun wirklich nicht zu Hause anschleppen können – so gab es für ihn ein Ende mit Schrecken; aber besser so, als ein Schrecken und Ängste ohne Ende für mich!

Sonntag, 3. Januar 1943

Die Worte, die ich dir gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden.
HERRNHUT 5. MOSE 6.6,7

Sei ein Fremdling in diesem Lande, und ich will mit dir sein u. dich segnen.
TAGEBUCH QUAATZ GEN. 26,3

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Nachmittags Blutdruck 152/110 mm Hg. Abends Kopfdruck nach anstrengenden Verhandlungen (Speer etc.).

Aufzeichnung ohne Unterschrift **Hauptquartier OKH**
Geheime Kommandosache

Aufzeichnung über die Ostfrage

I. Lage
Widerstandswillen der Roten Armee ungebrochen. Verstärkte Kraftentfaltung der Sowjets unter der Parole des «nationalen Krieges». Stimmung der bisher deutschfreundlichen Bevölkerungsteile verschlechtert sich zusehends. Bandengebiete breiten sich weiter aus und greifen auch nach den Reichskommissariaten Ostland und Ukraine über. Für die Kriegführung lebenswichtige Verbindungen sind ernstlich gefährdet. Bandengebiete fallen für wirtschaftliche Nutzung aus, dafür müssen bisher noch bandenfreie Gebiete vermehrt ausgesogen werden. Folge: Laufende Verstärkung der Banden. Stadtbevölkerung erwartet Hungersnot; Heizmaterial für den Winter fehlt; unvorstellbarer Mangel an Waren aller Art; Schwarzhandel blüht, zahllose Arbeitsstunden gehen für Beschaffung des Existenzminimums verloren.
Einstellung von über 500000 Russen in das Heer als Legionäre und Hilfswillige ist nur zu verantworten, wenn Gesamtbevölkerung zuverlässig ist, andernfalls Gefahr des Volkskrieges und des Abfalls unentbehrlicher, bisher treuer landeseigener Verbände und Arbeitskräfte. Sowjetpropaganda nützt Lage sehr geschickt aus.

Zunehmende Beunruhigung der eigenen Truppe über offenkundig falsche Behandlung der Bevölkerung: «Wir machen uns die Partisanen selbst!»
Gründe:

1) Deutsche Geheimparolen von der Minderwertigkeit des slawischen Volkstums und der Notwendigkeit seiner Ausrottung sind in die weite russische Öffentlichkeit gelangt und bilden den Nährboden für antideutsche Stimmung. Stalin: «Lieber stehend sterben, als kniend leben!»
2) Der starken Stoßkraft der bolschewistischen Irrlehre steht keine durchschlagende, alle Maßnahmen beherrschende deutsche Parole gegenüber.
3) Das Schicksal der russischen Kriegsgefangenen im Jahre 1941 ist noch unvergessen.
4) Verstärkte Bandentätigkeit und schwerwiegende Fehler in der Behandlung der Bevölkerung beeinträchtigen das deutsche Ansehen bereits fühlbar. Nur der Führer besitzt grenzenloses Vertrauen.
5) Bevölkerung wird vielfach unterschiedslos als «Bolschewiken» und «minderwertig» behandelt.
   Kulturelle Vernachlässigung (Schließung von Schulen und Instituten – auch zu unserem Nachteil: Mangel an Ärzten, technischen Spezialisten usw.). Verkennung des starken Bildungstriebes, des Stolzes auf technische und «kulturelle» Errungenschaften, des Scham- und Ehrgefühls, besonders stark ausgeprägt bei der russischen Frau, die das stärkere Element im russischen Volk darstellt. Vorführung minderwertiger Schaustücke usw., Prügelstrafe, Hängen, Anrede mit «Du».
6) Besonders nachteilig: Rücksichtslose Menschenjagd für den Arbeitseinsatz in Deutschland, unwürdige Behandlung freiwilliger Arbeiter im Reich (Stacheldraht, Ausgehverbot, geringe Entlohnung, planloses Zurücksenden ohne Führung). Trotz der Bemühungen des GBA [Sauckel] häufen sich nach wie vor die Klagen.
7) Ungenügende Durchführung der Agrarordnung, keine Rückgabe des früheren Privateigentums. Bisherige Gegenmaßnahmen – Entlassungen kriegsgefangener Ukrainer, Esten, Letten usw., bessere Behandlung der Gefangenen, Bevorzugung der Überläufer, Schonung der Kommissare, Verbot sinnloser Kollektivstrafen, Propagierung und Anlaufen der Agrarreform, großzügige Aufstellung landeseigener Verbände und Hilfswilliger, Belohnung bewährter Kämpfer und landeseigener Arbeiter, Verhinderung von Vergewaltigungen, Willkür, Roheit, insbesondere durch die Verbündeten – blieben als Einzelmaßnahmen ohne entscheidenden Erfolg, da sie nicht von

einer einheitlichen politischen Grundthese getragen sind. Wo diese angewandt wurde – Kaukasus, Krim –, trat die gesamte Bevölkerung geschlossen und todesbereit für die deutsche Sache an. Ansätze hierfür sind im Operations-Gebiet überall zu finden.

II. Vorzuschlagende Maßnahmen

1) Erklärung des Führers, die allen Russen, die sich im Kampf gegen den Bolschewismus eingesetzt haben, Gleichberechtigung nach dem Leistungsprinzip als europäische Menschen zusichert. Erklärung der politischen Absicht für Restrußland. Auf die Großrussen kommt es an! Zahllose Großrussen sind bereit, für ein neues Rußland gegen Stalin kämpfend zu sterben.
2) Verkündung einer neuen politischen Lehre, die den Bolschewismus ideell überwindet, auf der Grundlage der Selbstverwaltung und deutscher Führung.
3) Behandlung des Volkes in den besetzten Gebieten nach den Grundsätzen gemäß Ziffer 1). Verbot der Menschenjagden.
4) Grundlegende Besserung der Behandlung russischer Arbeiter im Reich; Umwandlung der bisher ablehnenden Grundeinstellung des deutschen Volkes gegenüber den Russen.
5) Ausreichende Versorgung der Städte: Unterstützung, zumindest Duldung der Selbsthilfe der Bevölkerung.
6) Rückgabe des Privateigentums, insbesondere in den Ostseeländern.
7) Verstärkte Propaganda in die rote Front und in das sowjetische Hinterland auf der Grundlage der vorstehenden Ziffern.

Angesichts der Entwicklung der Lage im Osten darf keine Zeit verloren werden.

Kroll, Hans *1898 **Türkei**

In den Wintermonaten 1942/43 war die Arbeit der Botschaft unbefriedigend und immer mühseliger geworden. Im November 1942 war ich zum letzten Mal im deutschen Hauptquartier, um die zuständigen Stellen von der Notwendigkeit zu überzeugen, der Türkei Brotgetreide zu liefern. Infolge einer Mißernte war in einigen türkischen Städten eine Hungersnot ausgebrochen. Die angelsächsischen Mächte hatten sich sofort eingeschaltet und versucht, die türkische Öffentlichkeit und die Regierung durch die kostenlose Lieferung von mehreren hunderttausend Tonnen Getreide zu beeinflussen. Ich hielt es für richtig, auch von unserer Seite aus wenigstens eine Geste zu machen. Nach vieler Mühe gelang es mir, den damaligen Leiter des Ernährungsministeriums, Staats-

sekretär Backe, zu einer entsprechenden Konzession für die Lieferung von etwa 50000 t Getreide zu bewegen. Als ich Ribbentrop diese erfreuliche Tatsache meldete, kam er auf folgende groteske Idee: «Wir müssen diese Hilfe propagandistisch ausschlachten», sagte er mir. «Ich habe daher beschlossen, daß diese Lieferung nicht in Form von Getreide, sondern in Form von bereits fertig gebackenen Broten erfolgt, auf die ein Hakenkreuz eingepreßt wird.»
Diese Äußerung, die mir später kein Mensch glauben wollte, zeigte den außerordentlichen Mangel an Takt und Fingerspitzengefühl, für den der deutsche Außenminister berüchtigt war.

Riedel, Therese **München**

HAUSHALTSBUCH

2. 1.: Fleisch 1.70, Milch 40, Briefm. und Neujahrsgeld 5.05	7.15
3. 1.: Otto 3.–, Parteibeitrag 2.50	5.50
	12.65

Mrongovius, Ruth *1906 **Bad Schreiberhau**

Und dann kam der 3. 1., an dem wir die große Reise nach Bad Schreiberhau antraten. Durch dollen Schneesturm zog man das Ditzel auf dem Schlitten zur Straßenbahn. Der Zug hatte leider 1½ Std. Verspätung und alle, auch Oma und Tante Waldtraut bekamen kalte Füße. Endlich ging es aber doch von Görlitz ab. Als aber Mutti und Didi in Hirschberg ankamen, war der Zug nach Bad Schreiberhau schon weg, und sie mußten bis um ½7 Uhr warten. Auch dieser Zug hatte Verspätung, und endlich um ½9 Uhr stieg Mutti in Bad Schreiberhau bis zum Bauch in den Schnee. Herr Stach trug Didi auf dem Rücken zum Haus «Schneekoppenblick», und die Freude der Brüder war einfach rührend, sie fielen sich immer wieder um den Hals. Eine ganz große Freude hatte Ulf, als ihm Mutti die von Vati geschickten richtigen Lederstiefel auspackte. Nun läuft er wie ein kleiner Kosak in dem tiefen Schnee herum, baut sich Höhlen und ist in seinem Element. Gestern hatten beide riesige Eiszapfen als Gewehre. Heute ist schon große Aufregung, denn in einer Stunde soll eine Pferdeschlittenfahrt nach Riesenwald steigen, auf die sich auch Mutti schon so sehr freut, weil das schon ein Wunsch aus der Kinderzeit ist.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Schwester Berta bei uns zu Mittag: essen und Kaffeetrinken, sie hatte frei. Stasia verweigerte am Vormittag wieder die Arbeit, und wir ließen

sie ihren Sack packen und durch Schwester Berta in das Heim bringen, da Polizei und Arbeitsamt Sonntags keinen Dienst tun, wir nehmen sie nicht wieder, ihre Ansprüche und ihre Haltung nehmen Formen an, die nicht mehr erträglich sind, und das, nachdem sie eben erst 2 Tage eingesperrt war; in dem Heim, wo geheizt ist, will sie wohl schlafen, aber alle Mahlzeiten bei uns nehmen. Sie warf das Frühstück wütend hin und rannte furchtbar schimpfend in der Küche hin und her, dann ging sie in ihr Zimmer und rührte keine Hand mehr; zum Glück war Hermann bei mir. Die Buben halfen mir Klöße machen, Hammelbraten.

Johannsen, Marie 1886-1975 **Hamburg**
Kein Fliegeralarm in der Nacht. 9 Uhr aufgestanden, Kaffee getrunken, R. 11 Uhr zum Thalia-Theater und Karten für Sonnabend geholt. Ich R. braunen Mantel genäht (2. Ärmel), gegen 2 Uhr zu Mittag gegessen, etwas geruht, ¼4 Uhr Kaffee getrunken, 4¼ Uhr zur Ufa. 4¾ Film «Hab mich lieb» mit Marika Rökk, Brausewetter, Viktor Staal, Mady Rahl, Wäscher, Henckels u.s.w. Sehr schön. Gegen 8 Uhr im Hause, zu Abend gegessen, ich Tagebuch geschrieben, dann gelesen, R. auch gelesen, 11 Uhr ins Bett. Tannenbaum abgeputzt.
Wetter: Strahlender Sonnenschein, leichter Frost.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Frankfurt am Main**
Ein letzter Blick auf den Weihnachtsbaum, dann mit Bummelzug nach Frankfurt. Ich erschrecke immer wieder vor der proletarisch verschmutzten, verödeten Stadt. (Einst hieß es: «Frankfurt fährt vierspännig.») Alle Fassaden bröckeln. Aber drei Tage, losgelöst vom häuslichen Getriebe und von Pflichten, führen mich zu mir selbst. Wir lasen das Oberuferer Dreikönigsspiel; die Judenermordung ist so schrecklich nahe, so ganz Gegenwart: «Hunderttausend siebzig und acht hab ich mit meinem Schwert umgebracht.»
Ein scheußliches Mittagessen gab es im «Fürstenzimmer» des Wartesaals erster Klasse. Hier aßen einst die Schlemmer! Der Raum ist ganz verwahrlost, die Besucher ebenfalls. – Ein Anblick, wie ich ihn noch nicht hatte: am Sonntag stehen Hunderte von Ausländern, Franzosen, Polen, Ukrainer auch Mädchen in Klumpen beieinander auf dem Platz vor dem Hauptbahnhof. Schmutzig, frierend, fast alle ohne Mäntel, die Mädchen im Sommerkleid mit Kopftuch. Eine unendliche Schwermut ging von diesen heimatlosen Menschen aus.

Schellhaas, Ernst Ludwig 1910–1975 **Orscha-Zentral**
Sonderzug Generalfeldmarschall Kluge.
In Ausnahmefällen gibt es auch Reisegenehmigung für Russen. Antrag muß an die HVD gehen.

Meyer, Johann Dietrich **Feuerstellung**
Heute morgen ist Susanne wieder nach Berlin gefahren! Wir haben das Jahresende in der Bahnhofswirtschaft in Böhlen erlebt, unbekannt unter anderen Menschen, die auch nicht zu Hause sein konnten. Als die Uhr um Mitternacht im Radio die zwölfte Stunde schlug, haben wir in aller Ruhe auf das neue Jahr angestoßen und haben dann auch den andern Besucher in der Gastwirtschaft ein frohes und glückliches neues Jahr gewünscht. Es waren vor allem ein paar Frauen und Kinder aus dem Rheinland, die durch die Angriffe der Engländer schweren Bombenschaden erlitten hatten und hier ihre Männer besuchten. Ein Mann hatte seine Frau, ein Kind und noch einen Verwandten bei einem Angriff verloren. Diesen armen Menschen stiegen beim Abschied vom alten Jahr die Tränen in die Augen. Mit Recht dürften diese bedauernswerten Volksgenossen mit einer gewissen Sorge in die Zukunft blicken, denn ihre Heimat liegt nach wie vor im Wirkungsbereich der feindlichen Bomber.
Das Erbaulichste, was ich am Weihnachtsfest in Berlin erlebte, war tatsächlich die schöne Feier im großen Berliner Dom. Es sang ein wunderbarer Kirchenchor alle unsere schönen deutschen Weihnachtslieder. Das Spiel der Orgel in dem baulich interessanten Kirchenschiff und die festliche Beleuchtung haben einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Und dann die Predigt des in ganz Deutschland bekannten Predigers – Wenn man so einen großen Theologen sprechen hört, wird man unwillkürlich mitgerissen. Ich bin auch der Überzeugung, daß man die christliche Kirche nie ganz abschaffen wird!
Meinen Hexenschuß bin ich Gott sei Dank wieder los. Ich wurde nur drei Tage von ihm gequält, aber das genügt auch gerade, denn diese Rückenschmerzen sind doch sehr unangenehm.
Seid nun alle vielmals gegrüßt von eurem Dietrich
N.B. Legt bitte meine Briefe gut weg, ich gebrauche sie für später!

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses
Mutter: Puhlow, Gertrud, Ehefrau, geb. 20. 2. 1895 zu Stettin
Säugling: männliche und weibliche, Totgeburt
Verlauf: 1. 1. 43 10.00 Uhr Wehenbeginn

3. 1. 43 2.00 Uhr Blasensprung, 4.00 Uhr 1. Kind zuhause geboren (tot), 19.45 Uhr 2. Kind tot geboren (Hydrocephalus), 19.50 Uhr Placenta, 19.55 Uhr 2 ccm Secacornin
Bis zum 3. Tag normaler Verlauf. Am 3. Tag starke Blutung, danach leichtes Fieber, wurde am 16. 1. 43 entlassen.

Kuby, Erich *1910 **Ingolstadt**
In der schönen Franziskanerkirche befindet sich die älteste Orgel Ingolstadts, ich sprach mit einem sehr mißtrauischen Mönch; ein Soldat, der um Spielerlaubnis bittet, war ihm noch nicht vorgekommen, und ich hatte den Eindruck, daß er jeden, der eine Uniform trägt, für einen Verfolger nicht so sehr der Russen wie der Kirche hält. Er will mit seinen Oberen sprechen.

Knab-Wendel, Annemarie **München**
An die Knabs in Berlin
Liebe Knabs!
... von dem klingenden Betrag konnte ich mir eine gemütliche Wochenendreise zu einer Freundin nach Landshut gestatten. Das ist übrigens eine reizende Stadt, wenn ich sie gleich nur im dichten Nebel sah. Dann war ich neulich auch in Passau (schrieb ich schon von der Hochzeit?). Hans Baumann nahm sich die Lisl, meine Kollegin, auf der alten geheimnisvollen Burg.
Seit Weihnachten singen wir wieder oft Knabchöre und zwar 4stimmig: Wie klinget die Welle, das Wiegenlied mit doppeltem Sopran, dann alle Marienlieder. Das macht Freude.
Dagegen macht die Geige oft Kummer.
Am 6. fahr ich mit Geige und Skihosen zu einer älteren Freundin ins Lechtal. Am 13. fängt der Laden wieder an. Bei Dir auch, Armin? Heil Hitler! Dominante, Tonika, dux Comes oder wie das heißt, wie weit liegts schon hinter mir! Bei mir heißt es jetzt: Bachsonaten (Solo), Brahmskonzert, Klavier (Chopinwalzer). Ganz schön sollte man denken.
Schönste Grüße, Eure Annemarie

Green, Julien *1900 **Baltimore**
Lieutenant Jackson hat zwei Tage zu Hause verbracht und uns soeben auf der großen Avenue von Roland Park verlassen. Soviel Traurigkeit in seinen Augen und in seinem Lächeln, daß uns allen etwas beklommen ums Herz war. Er geht in vier oder fünf Tagen nach England, und ich

habe in seinem Blick die Frage gelesen, die niemals über unsere Lippen kommen darf: «Werden wir uns je wiedersehen?» Gestern früh haben wir im Wohnzimmer am Kaminfeuer miteinander geplaudert. Ich habe ihm von dem merkwürdigen Jungen erzählt, den ich eines Tages in Camp Ritchie beim Reinigen der Waschbecken sah, ein großer Junge mit derbem, etwas animalischem Gesicht. Er hatte mich irgend etwas – ich weiß nicht mehr, was – über einen Ofen gefragt, den einzuschalten ihm nicht gelang, und plötzlich hatte er mich gefragt, wohin ich ginge. «Zur Kapelle.» Er wiederholte: «Zur Kapelle» und murmelte etwas, was ich nicht verstand, doch einige Minuten später, als ich in der Kapelle war, bemerkte ich ihn von der Empore aus, wo ich mich zu Soldaten gesellt hatte, die Weihnachtslieder lernten. Er kniete und betete, mit wunderbarem Ernst und vollkommen reglos. Ich glaube, er verharrte an die zwanzig Minuten in dieser Haltung; dann ging er, und ich habe ihn nie wieder gesehen. Ich weiß nicht, wer er ist. Ich dachte an den «jungen Mann aus der Kutsche» in Pater Surins berühmtem Bericht.

Gottschalk, Heinrich **Sondershausen**
Geehrter Herr Naumann!
Zu dem schweren Verlust, der nun auch Ihre Familie betroffen hat, sprechen wir Ihrer Gattin und Ihnen unsere herzliche Teilnahme aus. Wir, die wir das gleiche Leid schon lange tragen, wissen, daß Worte den Verlust des Liebsten, das man besaß, nicht mildern können, aber wir wollen Ihnen doch sagen, daß wir herzlich mit Ihnen fühlen. Wir wünschen Ihnen Allen die Kraft zur Überwindung des schweren Verlustes.
In herzlicher Anteilnahme Gottschalk + Frau

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Vormittags mit Agnes zur Operette «Salzburger Nockerln» im Theater. Ein seltener Genuß jetzt, den man dankbar hinnimmt. Ich bin direkt gerührt, daß die Leute auf der Bühne sich so viel Mühe geben, uns zu unterhalten, weil man doch sonst immer arbeiten und opfern soll.
Abends zu Dieckens: Heinz hat die Hoffnung, daß im kommenden Sommer Japan Rußland angreift. Die Stunden bei Dieckens sind mir immer Feierstunden!
WB.: Im Don-Gebiet dauern die schweren Abwehrkämpfe an. Der Feind wurde auf der gesamten Front zurückgeschlagen und verlor 38 Panzer.

Valéry, Paul 1871–1945 (Paris)

Meinen mißgünstigen Blick auf die Geschichte und die schriftabhängigen Werte erkläre ich mir einigermaßen mit dem Gefühl, das ich angesichts *alles Geschriebenen* habe, daß das etwas ist, was doch noch einmal überprüft, korrigiert werden sollte und stets nur eine Etappe unter anderen bei einer bestimmten Gruppe möglicher Operationen darstellt.

Was nun aber geschrieben ist, besteht vor diesem Blick nur unter 2 Bedingungen – entweder es ist einer Verifizierung durch die *Tatsachen* zugänglich, unter Ausschaltung der Sprache – oder aber bestimmte *sensorische* oder *konventionelle* Bedingungen («ästhetische» Form oder «logische» Form).

Geschichte ist jedoch weder verifizierbar noch formal.

Léautaud, Paul 1872–1956 Paris

Heute Mittag gegessen bei M. D., um die «Vorräte» zu vertilgen, worauf ich eigentlich verzichten wollte. 80 Francs für ein bißchen Fleisch, das nicht nach meinem Geschmack war und das ich mir auch nicht leisten konnte. Ich war sehr gut aufgelegt, sehr fröhlich, durch die Lektüre einiger Dummheiten in einem Bericht eines Professors über die «Schule der Frauen», den ich an den letzten beiden Abenden gelesen hatte. [...]

Sie hatte letzten Freitag ein Gericht aus für meinen Geschmack ungenießbaren weißen Rübchen gekocht. Sie hatte mir angeboten, etwas davon mitzunehmen. Ich hatte es aufs heftigste abgelehnt. Sie hatte mir prophezeit: «Sie werden sie am Sonntag essen, ich mache nichts anderes.» Bei meiner Ankunft sah ich die Überbleibsel dieser weißen Rübchen in einer Schale auf dem Büffet stehen. Wir aßen. Ich dachte, daß sie sie gleich servieren würde. Aber nichts dergleichen. Nach der Suppe und dem Fleisch: Karotten, ausgezeichnet. Sie sagt mir: «Ich werde die Rübchen essen.»

Wir sitzen in ihrem Zimmer. Es ist 2 Uhr 20. Ich amüsiere mich nicht besonders. Draußen ist es schön. Ich bereite mich innerlich darauf vor, ihr zu sagen, daß ich gleich gehen werde. Doch plötzlich kommt sie mir wieder mit der Sache mit meinem Gemüsegarten, daß ich einen kleinen Teil davon meiner Nachbarin, Madame M., abgetreten habe. Diese hat mich vor etwa 10 Tagen gefragt, ob sie in ihren Zaun eine kleine Tür einsetzen könne, damit sie diesen nicht immer mit Hilfe zweier Stühle überklettern müsse. Ich sagte ja, wie ich es oft tue, wobei ich wütend auf mich selbst bin, daß ich so etwas nicht zurückweise, und es

mir einfach gefallen lasse. Die kleine Tür wurde eingesetzt. Die Putzfrau von M. D. [...] hat die kleine Tür gesehen und sie informiert. Daher also der neue Angriff von heute, mit der Rückkehr zu alten Geschichten: daß ich diesen Teil des Gartens, ohne sie vorher zu fragen, Madame M. überlassen habe: ein Stück, das sie hätte haben können und das ihr einen wirklich nützlichen Gemüsegarten beschert hätte; dann der Durchgang durch mein Haus, den ich Madame M. gestattete und nun auch noch diese kleine Tür, um ihr das Überklettern des Zaunes zu ersparen. Was hätte ich nur, daß ich so liebenswürdig zu Madame M. sei, während ich sonst so wenig liebenswürdig sei zu allen Leuten und mich ihr gegenüber in dieser Sache so wenig liebenswürdig gezeigt hätte. Ich könnte damit rechnen – sie wiederholte es zweimal –, daß sie Fontenay nicht mehr betreten wird (ich sagte zu mir selbst, daß mir das vollkommen gleichgültig wäre).

Ich habe ihr geantwortet, daß ich der erste sei, der diese Geschichte nicht lustig fände; daß ich dieses Gartenstück nur abgetreten hätte, weil ich an diesem Tag gut aufgelegt gewesen sei; daß ich nicht hätte wissen können, daß auch sie sich mit Gartenbau beschäftigte; [...] daß die Dummheit nun mal passiert sei und daß ich kein Mittel sähe, da wieder herauszukommen. Was die Liebenswürdigkeit gegenüber Madame M. beträfe, ich hätte dazu nicht mehr Grund, als ihr gegenüber liebenswürdig zu sein.

Ich gehe zur Küche, ich packe meine Tasche. Als sie fertig gepackt ist, ziehe ich die Tür auf und gehe die Treppe hinunter. Es war gerade 3 Uhr. Auf meinem Spaziergang bin ich bis zur Rue Corneille gegangen, um für mich zum Trost ein Pfund Pralinen zu kaufen und dann die Metro zum Gare du Luxembourg zu nehmen.

Ich bin um halb 6 Uhr nach Hause gekommen. Habe sofort an Madame M. einige Zeilen geschrieben, um ihr anzukündigen, daß ich das Stück Garten von ihr zurücknehme, und um sie zu bitten, mir zu sagen, wann ich wieder in den Besitz gelangen könnte. Diese Zeilen habe ich ihr sogleich in ihren Briefkasten geworfen.

Wieder zu Hause, rufe ich Madame D. an: «Ich komme gerade nach Hause. Ich habe bei Madame M. eine Nachricht hinterlassen, um ihr zu sagen, daß ich mein Stück Garten zurücknehme. Ich habe es nicht eigens für Sie getan, [...] sondern vor allem, weil ich es satt habe, auf meinem Grund und Boden gestört zu werden. Wir werden sehen, was sie sagt.»

«Natürlich wird sie nicht begeistert sein.»

«Ich werde ihr sagen, daß es aus Gründen der Versorgung mit Lebensmitteln sein müsse. Jedenfalls hat sie nichts dazu zu sagen.»

«Ich danke Ihnen, lieber Freund.»

Abends Platten gespielt. Schluß des Liedes von der Erde. Aida. – Das russische Vordringen und Zurücknehmen von Festungen höchst eindrucksvoll. – Im Faust. – Nachts «Raskolnikow».

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

0° oder eine Spur kälter. Schneetreiben. Viel Schnee gefallen, alles weiß, Dunst, dunkel. – [...] Clara las laut. Brief von Löfstedt über einen Norweger, den Dichter Øverland, der wegen seiner aufreizenden Gedichte gegen die Besatzungstruppen in einem harten Konzentrationslager sitzt. Löfstedt bittet nur um Milderung und Schreiberlaubnis. L. hatte von Arvid Richert gehört, daß ich jetzt hinunterfahre, und wollte mich deshalb bitten, etwas für Øverland zu tun. L. sagt, er beabsichtige der Schw. Ak. [Schwedische Akademie] vorzuschlagen, sie solle beim Verein der deutschen Dichter einen Vorstoß unternehmen.
Ein deutscher Hilfskreuzer ist im Indischen Ozean von einem englischen Kreuzer versenkt worden. Die Besatzung wurde gerettet und von U-Booten aufgenommen.
Ein Konvoj ist bei Beeren Island von deutschen Jägern überfallen worden. Ein deutscher Jäger wird vermißt, mehrere englische Schiffe wurden von U-Booten getroffen. Ihr Schicksal konnte wegen Nebels und Dunkelheit nicht verfolgt werden. – In London wird behauptet, der Brennerpaß werde ungeheuer stark befestigt, um die Festung Deutschland von Italien abzuschneiden, falls dieses Land seine Politik ändert oder besetzt wird. – Velikie Luki ist nach DNB von den Russen nicht eingenommen worden. Bei Rschev vom 25. November bis 31. Dezember über 8000 Gefangene gemacht, 1900 Panzer und 592 Geschütze erbeutet.
Weißbuch aus Washington erklärt den Ablauf des diplomatischen Spiels vor Pearl Harbor. Washington war offenbar ein Jahr vor der Katastrophe wegen dieses Überfalls gewarnt. – London unzufrieden mit der Haltung der Franzosen in Nordafrika, auch wenn der Mord an Darlan die Stimmung verbessert hat. – 10 Uhr: Die Russen berichten von neuen Eroberungen von Städten, Stellungen, Material, Territorium. – Die Deutschen nehmen die im Winter immer am stärksten russische Offensive mit großer Gelassenheit auf und verneinen nach wie [vor] die russischen Gewinne und die Eroberung von Velikie Luki. – In Tunis sind die USA an der Grenze zu Algerien zurückgeworfen worden, und die Achse wird immer stärker.
Anna-Mia, Ann Marie, Gösta und alle Geschwister zum Essen. – Abends einige Zeit Besuch von Montell.

Mahler-Werfel, Alma 1879–1964 **New York**

An Friedrich Torberg
Ich habe Dein «Mein ist die Rache» gelesen – in einer Nacht – mit fieberhafter Erregung und zum Schluß mit großer Genugthuung. Wenn *ich* der Aschkenasy wäre – hätte ich täglich von neuem Freude darüber, daß mir *das* gelungen ist. Er ist ein Held und leidet um seines Heldentums. Es ist sehr merkwürdig – *hier* liegt ein großer Unterschied zwischen *Juden und Ariern!*
Es ist wunderbar geschrieben und sehr dicht!
Franzl [Franz Werfel] wird es jetzt lesen! Er ist endlich mit dem Stück fertig – ! Er kommt zu keiner inneren Ruhe! Die Sache Jac(obowsky) schwebt noch immer. Die Aasgeier R.(einhardt) umflügeln es gierig. Es ist schon langweilig. Man sollte es zurückziehen!! So spricht wieder der böse Arier!
Laß Dich umarmen, Alma.

Wolloch, Anna *1909 **New York**

An das Emergency Rescue Committee, N.Y.C.
Sehr geehrte Herren:
Nachdem ich von meinem Mann, Leon Wolloch, die Nachricht erhalten habe, daß es ihm gelungen ist, in die Schweiz zu entkommen (Adresse: Camps Des Réfugiés Bout du Monde, Genève, Campel Suisse), sende ich Ihnen die noch fehlenden Papiere für das Affidavit, das Sie erhalten haben. Ich möchte hinzufügen, daß ich jetzt $ 20 statt $ 18 die Woche mache. Ich hoffe, daß der beiliegende Brief von Edi Frankel zeigt, daß die Gesundheit meines Mannes ausreichend ist.
Bitte seien Sie so freundlich und geben mir eine Kopie des Affidavits, damit ich erfahre, was die Leute schrieben, als ich nach Washington ging.
Ich hoffe, daß nun alles okee ist.
Mein Mann schrieb, daß er aus dem Lager herauskäme, wenn er monatlich 150 Fr. (ich denke das sind etwa $ 30) für 2 Jahre nachweisen könnte. Ich habe das Geld nicht zusammenbekommen, weil ich für ihn und meine Eltern in Wien Schulden machen mußte. Haben Sie eine Ahnung, was ich machen soll?
Herzlichen Dank, Ihre A. Wolloch

Brecht, Bertolt 1898–1956 **Kalifornien**

arbeite jeden vormittag mit L[ion] F[euchtwanger] an den VISIONEN DER SIMONE MACHARD. die zusammenarbeit geht gut und ist eine

erholung nach der filmarbeit, obwohl f[euchtwanger] von allem technischen oder sozialen (epischer darstellung, v-effekt, aufbau der figuren aus sozialem anstatt ‹biologischem› material, gestaltung des klassenkampfs in der fabel usw) ganz absieht und das lediglich als meinen persönlichen stil akzeptiert. nachdem ich das stück konstruiert hatte, wobei er auf naturalistische wahrscheinlichkeit sah (es sollte eine hostellerie sein, der geldwert des benzins war zu gering, als daß jemand ernstlich dafür kämpfte usw), schrieb ich zuhause die szenen und korrigierte sie mit ihm dann. er hat sinn für konstruktion, versteht sprachliche feinheiten zu schätzen, hat auch poetische und dramaturgische einfälle, weiß viel von literatur, respektiert argumente und ist menschlich angenehm, ein guter freund.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Ich habe heute den deutsch-evangelischen Nachrichtendienst aus London gehört, der sonntags üblich ist, und war aufs angenehmste überrascht. Statt der martialisch abgehackten, abstoßend künstlichen und dabei falschen Sprechweise – *Jega (Jäger), Schlach (Schlag), Rrrickzuch* usw. –, die sonst schauspielernde Männlein und Weiblein zu bieten pflegen, hörte man jemand, der ein ruhiges, einfaches Deutsch, das deutschen Hörern gefallen kann, für seine Mitteilungen verwendete. Am eindrucksvollsten war ein Brief des württembergischen Bischofs an Goebbels, aus einer schwedischen Zeitung vom 17. Dezember. Der Bischof nimmt kein Blatt vor den Mund. Während die deutsche Propaganda in Rußland die Wiederherstellung der religiösen Freiheit, der kirchlich gesegneten Ehe usw. verspreche, erlaube sie in Deutschland weder den Druck der Bibel noch irgendeines Kirchenblättchens und sei im Begriff, die evangelische Konfirmation der Jugend ganz abzuschaffen. Die Kreise der Berliner Regierung hätten ihr Wort nicht gehalten, in Harmonie mit den Wünschen des Volkes zu handeln. Welche Enttäuschung, sagt der Bischof, für alle, die im Anfang geglaubt hatten, daß die Zugehörigkeit zur Nationalsozialistischen Partei sich mit der zum evangelischen Bekenntnis vereinbaren lasse. Damit meint der Bischof wohl sich selbst, aber auch die Mehrheit der Schwaben.

Aus Washington wird das Eintreffen großer Sendungen von Textilien, Lebens- und Heizmitteln in Französisch-Afrika mitgeteilt und volle Deckung des Bedarfs der Bevölkerung und der Truppen in nächste Aussicht gestellt.

Über 5000 Flugzeuge im Monat stellen die USA her, und im Laufe dieses Jahres soll die Produktion verdoppelt werden.

Podszus, Friedrich 1899–1971 **Damm**

An Wilhelm Lehmann

Mein lieber Herr Lehmann –

Bei uns ist es Winter geworden, schöner Winter mit Schnee, heulendem Nordwest. Ich las nun gestern gerade von Lachnit Bittersüss: «Der Sommer war seine beste Zeit.» Aber ist es nicht auch im Winter schön? Unter allen Jahreszeiten habe ich für mich den Sommerjubel am spätesten entdeckt. Die Tyrannei der Hitze schien mir oft schrecklicher als die der Kälte, und als Anbeter des Wassers däuchte mir Durst schlimmer denn Hunger. Aber die nie ganz durchschaubaren Fügungen der Jahre, die man so abpilgert, haben es mit sich gebracht, daß auch der Sommer eine freundliche Gewalt wurde. Sie sind zu Glück und Leide der Erde ausgelieferter als gewöhnliche Menschen und können aus einem Staubwirbel mehr läutern als der, dem er die Luft nimmt. Bei allen Vorgängen, seien sie geistiger oder natürlicher Art, lockt mich nach aller Hingabe die Möglichkeit, frei von ihnen sein zu können. Der Winter schien mir oft diesem Wunsche gnädiger zu sein als der Sommer.

Aus Ihrem Neujahrsbriefe traf mich der Satz ganz besonders: «Möchte das Geschick es doch fügen, daß Sie auch körperlich hier sein können». Habe ich ihn recht verstanden, wenn ich meinen kühnsten Geburtstagswunsch äußere? Ich möchte Ihnen gerne einmal leiblich Guten Tag sagen. Was würden Sie zu folgendem Vorschlag sagen? Ich könnte es so einrichten, daß ich am Freitag, den 22. Januar nachmittags 17.5 Uhr in Eckernförde einträfe und am darauffolgenden Montag früh wieder abführe. So würden wir Sabbath und Sonntag gemeinsam begehen können, falls Sie augenblicklich neben Ihrem Tagwerk einen teils bekannten, teils unbekannten Menschen ertragen. Um etwas Gutes über mich zu sagen, Frau Smolka, die vielgeplagte Mutter von sechs Kindern und Bestallerin eines zuweilen turbulenten Hauses, meinte einmal, ich wäre einer der ganz wenigen Menschen, die selbst in dünnen Augenblikken zu ertragen wären. Das wollte ich nur erwähnt haben neben der anderen Selbstverständlichkeit, daß ich mit meinem Besuche Ihnen und vor allem auch Ihrer Frau keinerlei zusätzliche Unbequemlichkeit aufladen möchte. Ich bin in der augenblicklich guten Lage, mir das Adlon von Eckernförde leisten zu können. Gut wäre es nur, wenn Sie mir dort für die drei Nächte ein Bett bestellen würden. Sollte das große Haus ausverkauft sein, würde ein Strohsack in einer Seemannsherberge auch genügen. Vielleicht schreiben Sie mir bald, was Sie zu einem solchen Wunsche sagen. Ich würde nicht enttäuscht sein, wenn Sie mir ihn nicht erfüllen könnten. Ich weiß, wie schwierig im allgemeinen das Leben

heute ist, es scheint manchmal so schwierig, daß man sich schöne Dinge für später aufhebt. Aber schön wäre es, wenn diese von Herzen erwünschte Begegnung stattfinden könnte. Es gäbe manches zu sagen. In der Sylvesternacht – ich hatte Dienst und trank um die Wende mit unserem Staats-(pardon!) Stabsschreiber eine Flasche Sekt – flüsterte ich auch Ihren Namen als Geistergruß in die Luft. Ich hörte nichts von dem Lärm, der unter Soldaten üblich ist. Über ein eigenartiges Erlebnis wird später einmal zu reden sein. Inzwischen werden Sie erfahren haben, daß ich auch das Wohlleben genossen habe, daß ich es wacker durchgestanden. Nun werden wieder magere Tage kommen.

Dank, daß Sie mit so viel Begeisterung und Herzensbeteiligung meine Gedichte, die «ungefälligen», wie jemand einmal sagte, vorlesen. Wenn die Menschen es nicht hören können oder gar wollen, so hören vielleicht andere Wesen zu. Obgleich ich es zuweilen erlebt habe, daß Menschen, die gleich oder später viel und geschickt sagen, wenn nicht gar schwätzen konnten, verrieten, daß sie nichts gehört hatten. Zudem gibt es Menschen, die das Vorlesen nicht ertragen können, die ihre Augen brauchen, um eines Gedichtes inne zu werden, und da ich keinen pädagogischen Eifer in mir spüre, diesen Fehler (anders kann ich es nicht sehen) auszurotten, lasse ich Sie gewähren. Das Ohr – was sehen die Ohren? Das ist es!

Die nächsten Tage werden über meinen Urlaub entscheiden.

Schreiben Sie mir bald wenigstens ein paar Zeilen Ihrem dankbaren, getreuen Podszus, der Sie und Ihre Frau herzlichst grüßt.

Elna W. **Hamburg-Wandsbek**

An Manfred Hausmann

Lieber Herr Dr. Hausmann!

Über Ihren Brief habe ich viel nachgedacht, Ihre Worte aber nicht ganz verstanden.

Ich möchte Ihnen erklären, was ich mir bei diesem etwas unglücklichen Ausspruch gedacht habe, und hoffe, daß Sie zu Ende fühlen können, was ich nicht so sehr präzise auszudrücken vermag.

Wenn ich meinte, ein Mensch sei, wenn er ein Kunstwerk schafft, «Gott» nahe, so hatte ich etwas Hemmungen, das Wort «Tod» zu gebrauchen. Sie sprechen von «Gott» und «Teufel» als zwei Gegensätzen. Ich begreife das nicht ganz. Für mich sind beide eines, eben der «Tod». Wenn ich an den Tod denke, so bin ich mir darüber klar, mit ihm ganz und gar ausgelöscht zu sein, und dieser Gedanke macht mir Angst, empört mich auch etwas, denn ich weiß, ich komme um das Sterben

nicht herum; diese Gewißheit hat aber auch eine große Beruhigung für mich. Es wird so oft von der «Mutter Erde» gesprochen. Für mich bedeutet dieses Wort, auch wenn es abgeschmackt und platt klingt, ungeheuer viel.

Wenn ich daran denke, werde ich bei dem Gedanken an den Tod ganz ruhig. Die Angst vor dem Tode ist aber vielleicht das, was Sie «Teufel» nennen, denn würde ich nicht mehr aus Angst und Wut weinen können, so wäre ich bereit zum Sterben. Ich will aber doch noch versuchen, etwas zu schaffen. Es hat eigentlich doch keinen Zweck, wofür, aber ich bin noch nicht so weit.

An einer Zeichnung aus Kubins «Totentanz» kann ich Ihnen das erklären. Ich will versuchen, sie Ihnen zu schicken, sie ist nur sehr schwer zu bekommen. Vielleicht kennen Sie sie auch. Ich will sie Ihnen beschreiben:

Der Tod steht im Meer, das ihm bis zu den Fußknöchelchen reicht, unter ihm ist ein winziges Schiff, man sieht, es muß untergehen, und auf dem Schiff steht ein kleiner Mensch, der sich noch nicht damit abgefunden hat, sterben zu müssen, und ruft dem Tod etwas zu. Dieser hält die Hand ans Ohr und neigt sich etwas zu ihm, um zu hören, was der Wicht zu schreien hat. Ebenso horcht einmal die Mutter Erde hin, wenn es einem Menschen gelingt, eine Idee, die er mit sich herumträgt, auszudrücken, um zu hören, was er zu sagen hat. Das meinte ich mit «Gott» nahe sein.

Also müßte mit meinen, leider sehr unpräzisen Worten, der «Teufel», wie Sie sagen, der das Schaffen von Kunstwerken bewirkt, die Angst vor dem Tode sein, «Gott» aber das Bewußtsein für den Tod. Ich glaube nicht, daß, wer vor Gott ist, schweigt oder schreit, oder sich entsetzt; er muß doch ganz *ruhig* sein! Wie viele alte Leute, die quasi nur noch ihre Tage ableben, man sagt von ihnen, «sie neigen sich der Erde zu», haben einen ganz ruhigen, sogar glücklichen Ausdruck. Vorläufig lege ich aber keinen gesteigerten Wert auf einen solchen Ausdruck, denn an das Altwerden zu denken, ist mir außerordentlich unangenehm.

Noch eine Frage! Sie sprechen von religiöser Kunst und führen als Beispiel die Matthäuspassion an! Kann man nicht jede, aus der Seele kommende Kunst, auch wenn sie nicht irgendeinen Gegenstand der kirchlichen Religion darstellt, als «religiös» bezeichnen? Oder hat Religion mit Kunst nichts zu tun? Eigentlich doch nicht, denn Religion ist wohl immer eine Glaubensangelegenheit, also weiß man nichts, sondern nimmt nur etwas an, während ein Kunstwerk geschaffen werden muß, also etwas Echtes ist, was von einer Kraft kommt, die schon da ist.

In der Hoffnung, daß es mir gelungen ist, Ihnen ein annähernd klares Bild zu verschaffen von dem, was ich gerne sagen möchte, grüße ich Sie auf das herzlichste Ihre ergebene

Quack, Paulheinz 1921–1986 **Wahn**

Zur Zeit lese ich «Gärten und Straßen» von Ernst Jünger, der mich immer mehr für sich gewinnt. Zwar stoße ich nur langsam zu ihm vor, seine Art ist so neu, so ganz anders, daß ich ihn noch nicht recht auszuloten weiß. Schreibt er für das 20. Jahrhundert typische und gültige deutsche Literatur? Jünger ist klar, sehr klar. Klug, sehr klug. Vielleicht weise. Aber fehlt ihm nicht das noch Wichtigere: Wärme? Güte? Die Liebe? Ist er ein Dichter? Eher wohl philosophischer Schriftsteller. Doch «Auf den Marmorklippen», ist das nicht am Ende reine und großartige Dichtung?

Oft läßt mich die Schärfe von Jüngers Blick frösteln. Man sieht das Leben wie unter dem Mikroskop. Aber man spürt nicht den Atem Gottes, der durch die Dinge geht und sie leben läßt.

Hilde schreibt über Ernst Jünger: «... Das Wissen um die Existenz dieses Geistes in dieser Zeit tröstet mich mehr als zehn Gottesdienste. Jünger schaut über so weite Zeiträume hin, daß ihm der unsere unter ganz anderer Perspektive erscheint: Es wird einem schlaglichtartig manches Symptom unserer Tage klar. Überall scheint wie Goldgrund der metaphysische Urgrund jeder Erscheinung. Jeder Satz Jüngerscher Prosa ist eine Vertiefung und Bestätigung Goethescher Erkenntnis: ‹Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.› Und Jünger bezieht in unbezwinglicher Wahrhaftigkeit alle Erscheinungen des Lebens mit ein, Entsetzen, Tod, Grauen ebenso wie Güte, Liebe, Schönheit: Eine wunderbare Bestätigung dessen, daß sich im reinen Geiste alles verwandelt und seinen göttlichen Ort findet. Es wird einem so weit, so frei, alles, vieles wird begreiflich. – Störend ist nur der Fremdwort-Tick bei Jünger, obgleich ich bei Gott kein wütiger Purist bin: Sentenz, Opus, Autor, inkonvenierend ... Das gibt oft so einen spröden Nebenton, der die Klarheit des Ganzen manchmal ins Fragwürdige hinüberzieht ...»

Man sieht: Die Meinungen gehen oft auseinander. So muß es wohl auch sein. Wie gut, daß man sich in dieser Zeit über solche Gegenstände unterhalten kann!

Zum Schluß ganz kurz vom Krieg: In Rußland keine Fortschritte seit dem Herbst. Im Gegenteil: Im Don-Gebiet mancherorts Zurücknehmen der Front. Die Lage um Stalingrad ist unklar. Nördlich Rshew scheint der Russe einen tiefen Keil getrieben zu haben. Bei Velikie

Luki (!!!) sind harte Kämpfe im Gange. Doch die Stimmung an der Front soll gut sein. Es gibt ausreichend Verpflegung und Winterausrüstung.

Und Afrika? Schlimme Dinge! Amerikaner und Engländer sind in Nordafrika gelandet. Wir sind aus Ägypten, aus Sollum und Tobruk heraus, Rommel zieht sich weiter nach Westen zurück ...

Vor uns liegt das junge Jahr wie ein großes Rätsel. Warten. Warten. Und seine Pflicht tun.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **München**

Es ist so schön, so ruhig – gemütlich hier, daß man garnicht mehr an den Krieg denkt. Eben trank ich starken Bohnenkaffee von unserer Weihnachtszuteilung. Meine Lebensgeister sind nun lebendig. Gleich werde ich mich aufs Bett legen, wie schon so manchen Tag und an dem Entwurfe meines «Bernd Fahland» arbeiten.

Fast jeden Tag kann ich soviel Milch trinken, wie ich mag. Während dem Dienst mache ich Sonderarbeiten, male Schrift usw.

Bald werde ich versetzt, wahrscheinlich zur Fliegertruppe, wie mir unser Wachtmeister im Suff erzählte. Er hat mich damals vor der Ostfront gerettet.

Speck, Ernst Martin 1922–1944 **Neumünster**

Nachmittags gingen Mutter und ich nach Bredstedt, Mutter zu Hansens und ich zu Meta Fromm. Ach, ich wurde natürlich von der Familie Fromm mit Begeisterung aufgenommen.

Herr Fromm hat auf unsere Bitte Geige gespielt, und wir haben so gut es mit der Erkältung ging, dazu gesungen. Meta sagt, es war seit Jahren das erste Mal, daß er Geige spielte zu Hause. Ob es meinetwegen war?

Ich will dort nicht Kind im Haus werden und auch nicht zu warm werden mit Meta. So ein gutes Mädchen bildet für einen Jungen einen ganz gewaltigen Reiz, aber es ist ein kostbares Spielzeug, das man gar nicht zart genug behandeln kann. Mir geht es jedenfalls so, daß ich mich in jedes hübsche Mädchen, dem man seine Sauberkeit aus den Augen ablesen kann, verlieben könnte. Und gerade das zeigt, daß ich noch viel zu unreif bin, mich schon irgendwie, und sei es nur im Unterbewußtsein, zu binden an ein bestimmtes. Und in eine Tändelei möchte ich nicht hineingeraten. Und mein tägliches Gebetsanliegen ist, daß ich auch zu Meta das Verhältnis finden möge, wie es sich für zwei junge Christen gebührt.

Scholl, Sophie 1921–1943 **Ulm**

An Fritz Hartnagel

Mein lieber Fritz!

Vielleicht hat ein Luftpostbrief größere Chancen, zu Dir zu gelangen. Deshalb will ich hier die leere Seite doch noch ausnützen. Ich verfolge die Nachrichten mit viel größerem Interesse, seit ich weiß, wo etwa Du steckst. Hoffentlich geht es Dir recht gut, daß Dich auch der Kriegslärm und das Elend nicht aus Deiner geraden Bahn bringen können. O, ich glaube wohl, daß das Elend stumpf machen will, doch denke daran: Un esprit dur, du cœur *tendre*! Oftmals bin ich unglücklich, daß alles Leid nicht durch mich geht, so wenigstens könnte ich einen Teil meiner Schuld abtragen an denen, die unverdient so viel mehr leiden müssen als ich. In Gedanken bin ich jetzt so viel bei Dir, daß ich oft meine, wir müßten uns begegnen. Doch frage ich mich immer wieder mit Sorge, wie es Dir jetzt ergehen mag. Du weißt, wie schwer ein Menschenleben wiegt, und man muß wissen, wofür man es in die Waagschale wirft. Welche Verantwortung, die Du trägst! Doch Du weißt ja eine Kraftquelle.

Und nun Gott befohlen! Deine Sophie

Kardorff, Ursula von 1911–1988 **Berlin**

Jürgen schrieb: «Wieviel Macht hat ein Mensch über sein Schicksal? Darüber denke ich oft nach. Ich glaube, man ist an bestimmte Bahnen gebunden, mit gewissen Engpässen, durch die man hindurch muß. Sie lassen dem Menschen aber einen Spielraum, und diesen Spielraum gilt es auszunutzen im guten Sinne. Und daß jeder in seiner Bahn möglichst weit kommt.»

Weihnachten feierten sie im Wartesaal. Jetzt wird er schon in Rußland sein.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**

Name: Elvira Sara H.
Geboren den 23. 1. 1903
gestorben den 3. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 10. 1. 1943
Abholung v. Jüd. Krankenhaus
Ehemann verst.
Wohnung: Halensee Hektorstr. 20
Arzt: Krankenh.
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Jünger, Ernst *1895 **Teberda**

Als ich um acht Uhr am Flugplatz eintraf, landete ein deutscher Aufklärer. Auf seiner Morgenrunde hatte ihn über Tuby ein Flakgeschoß am linken Flügel getroffen, in dem ein Loch von der Größe einer Wassermelone zu sehen war. Dann hatten vier Jäger sich auf ihn gestürzt. Der eigene Bordschütze hatte beim Hochreißen der Maschine eine Garbe von zwanzig Schüssen in das Höhenruder gesetzt. Im Lauf des Feuergefechts zerfetzte der Treffer einer Bordkanone das rechte Seitensteuer, und über dreißig Geschosse durchbohrten den Apparat. Der graue Anstrich war abgesprungen und das Metall silbern durchfurcht. Auch der Benzintank zeigte Lecks.

Der Flugzeugführer, ein Oberleutnant, blaß, übermüdet, Zigaretten einsaugend, erklärte den soeben ausgefochtenen Strauß. Die Löcher im Benzintank schließen sich automatisch durch eine Gummihaut. Gespräch über Aussteigen im Brandfalle.

«Über russischem Gebiet unmöglich. Es kommt auch auf dasselbe heraus, ob man sich oben durch den Kopf schießt oder erst am Schirm.»

Ich bestieg dann einen Fieseler Storch, ein kleines Reiseflugzeug für den Piloten und einen Passagier. Im Aufstieg wurde der Bau der Siedlung sichtbar: gleichmäßige Quadrate von Häusern, innen mit Gartenland. Wir schwebten langsam über den Grund dahin. Dabei ergötzte mich die Beobachtung der Vögel, so der Gänse, die in Reihen dahineilten, oder der Hühner, die flatternd den Schatten von Hecken und Zäunen aufsuchten, wie das auch gegenüber dem wirklichen Storch ihre Gewohnheit ist. Raubvögel mit Sperberschwingen strichen vor uns ab; Wolken von Meisen und Finken glitzerten im Sonnenblumenland. Ich dachte dabei an ein Gespräch mit meinem Vater um 1911. Sein Thema war, ob eines Tages der fliegende Mensch im Luftraum uns ebensowenig erstaunen würde wie ein Zug von Kranichen. Ich hatte damals ein vorwärtsgerichtetes romantisches Gefühl, als ob wir uns Saurierzeiten näherten. Das ist ein Zug, der mir verlorengegangen ist. Die Optik inmitten der Katarakte ist eine andere als jene, mit der man ihnen entgegentreibt. Aber alles entspricht unseren Wünschen, unserer großen Begierde; wir zahlen mit vollem Gewicht.

Vom Flugplatz Tscherkesk ging es im Wagen das Kubantal hinauf, eine der großen und feierlichen Arenen vorm Hochgebirg. Die eisgrünen Wasser führten Schollen mit. Den weiten Kessel begrenzten braune, gewellte Höhenzüge, am Tal steil abgebrochen zu weißen Klippen mit glatter oder lotrecht geriffelter Wand, die auch mit orgelförmigen und schön gefalteten Bildungen abwechselte. Dann kamen Cañons mit Tafel-

bergen aus rotbraunem oder rosarotem Gestein, waagrecht geschichtet, so daß man an Titanenmauern entlangzufahren schien. Unten das breite Flußbett mit weißem, geschliffenem Geröll.
In Chumarinski und anderen Dörfern bildeten kleine hölzerne Moscheen mit halbem Mond den Mittelpunkt. Berittene Hirten trieben Schafe und Kühe vor sich her. Andere führten hoch mit Holz beladene Esel aus den Waldungen herab. Sie trugen die Burka, den steifen Mantel aus gepreßtem Lammfell, der den Karadschajern eigentümlich ist.
Allmählich traten die Berge näher und schoben spitzzackige Eingangspforten vor, durch die der Blick auf die blauweißen Hochgebirgsriesen fiel. Bei Mikojan-Schachar, einem aus dem Boden gestampften Regierungssitz, biegt der Weg in das Teberdatal ab. Teberda, ein Kurort für Lungenkranke, hat einen Anstrich von Gemütlichkeit, von Überfluß, wie man ihn eher in Tälern des Harzes oder der Tiroler Alpen sucht.
Mit Oberst von Le Suire, der dort eine aus Gebirgsjägern gebildete Kampfgruppe führt, bin ich aus dem Hunderttausendmannheer bekannt. Er begrüßte mich herzlich im Kreise seines kleinen Stabes – die hohen Berge erheitern, wie ich das oft erlebte; sie machen das Blut leichter und freier, den Verkehr kameradschaftlicher und offener.
Zum Tagebuch: die kurzen, kleinen Notizen sind oft trocken wie Tee in Krümeln; die Abschrift ist das heiße Wasser, das ihr Aroma erschließen soll.

Wagner, Karl *1912 **Düsseldorf**

Anfang Januar war es dann soweit. Oberleutnant Denker forderte mich als Futtermeister an. Ich kam nach Düsseldorf, wo mich Guni [seine Frau] nochmal besuchte. Der Zug mit beheizten Viehwaggons stand schon bereit. Wir gingen abends in ein Kellerrestaurant, das als bombensicher galt. Es kam prompt Alarm, und eine Bombe fiel in der Nähe der Tür, die zersplitterte. Die Bevölkerung, etwa 100 Menschen, waren derartige Zwischenfälle gewöhnt und verhielten sich diszipliniert. Neben unserem Zug war eine Bombe gefallen und hatte einen Mann der Wache getötet.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

An seine Frau in Fredelsloh
Heute abend ist große Sensation für Wladimir. 40 muntere Beinchen. Ein ukrainisches Ballett. So etwas gibt es noch nicht einmal in Fredelsloh. Mit meinen Stubengenossen werde ich mal hingehen. Heute nachmittag bin ich zu Hause geblieben. Es hat den ganzen Tag geschneit und war nicht sehr kalt dabei. Draußen ist eine wunderschöne Winterlandschaft. Ich war zu faul herauszugehen. Ja, man wird alt!
Heute war Versammlung der Offiziere und Mannschaften. Es war für uns interessant. Der Arzt hat sich mit einem Zahlmeister in die Wolle gekriegt. Uns war das mal eine nette Abwechslung. Der Krieg dauert schon lange, sonst würden sie auf solche Gedanken nicht kommen.
Es grüßt Dich herzlichst Dein Bocky.
Grüße Ilse und Mutter!

Knoller, Hans 1917–1973 **Rußland**

An seine Frau
Mein liebster, guter, süßer Butz.
Wann ist wohl endlich einmal Post für mich da? Heute kamen ein paar Luftpostbriefe, aber für mich war wieder keiner dabei. Soviel man hört, sind in den letzten Tagen einige Postzüge von den Russen mit Bomben beworfen worden. Es wäre schon sehr, sehr schade, wenn ausgerechnet die erste Post von Dir nicht ankäme. Ich bin doch so neugierig, was Du schreiben wirst! Nachts kann ich wirklich kaum mehr schlafen. Liebes, gutes Herzchen, ich habe so schrecklich Sehnsucht nach Dir, nach ein bißchen Zärtlichkeit, nach einer Stunde Unterhaltung mit Dir.
Unser Leben ist nun fast ein wenig eintönig geworden. Drüben auf der anderen Seite ist es seit Tagen geradezu beängstigend ruhig. Was soll man da schon die ganze Zeit machen? Post kommt keine, der Lesestoff geht zur Neige, Radio haben wir keines mehr; und die Jagd nach Wanzen, Läusen und Flöhen ist auf die Dauer auch langweilig. Es bleibt nur übrig, von Zeit zu Zeit wieder die Brieftasche herauszuziehen und mir die Bilder anzusehen, – meine kleine Frau zuhause im Garten oder damals in Rügenwalde, im luftigen Badeanzug, mit schlanken, hübschen Beinen ...

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**

Stellung bei Nikolskolje vor Kosinka. Nordwestl. Woronesch
Gestern hat es tüchtig geregnet und ein Wind hat sich erhoben wie im März – heute ist fast aller Schnee weg, übriggeblieben ist Dreck und in den Gräben Hochwasser – wenn es März wäre, würde man den Frühling begrüßen, jetzt hat dieses Wetter wenig Zweck und ist lästiger als 30° Kälte.
Mit [dem Russen] Wladimir lebt es sich wirklich blendend; er ist wie eine Katze: man merkt ihn nicht; weich und geschmeidig ist er nie im

Wege, dabei warm und freundlich. Ihn haben die Erfahrungen ruhig gemacht, die er vor allem 2½ Jahre im Moskauer Gefängnis durchgemacht hat.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!

Heute war einmal ein richtiger Sonntag, und ich hatte volle 36 Stunden frei, was sehr selten vorkommt. Zunächst einmal schlief ich schön durch bis 8 Uhr, frühstückte in aller Ruhe und setzte dann meine Tagebuchaufzeichnungen fort. Das Mittagessen war gut, nämlich Goulasch, Kartoffeln und Reineclauden. Nachmittags konnte ich mich mal wieder handwerklich betätigen, indem ich Papp-Gipsplatten zur Verkleidung der Vorderseite unserer Betten zuschnitt und anbrachte. Sodann wurden etliche Kartoffeln geschält in Gemeinschaftsarbeit für das Bratkartoffelessen der Stube 15. Angeregt von unserem Korporal, der auch sämtliche Zutaten spendete. Als Sanitäts-Unteroffizier behandelt er auch die bei uns wohnende Bevölkerung. Als Entgelt bekommt er dann Kartoffeln, Milch usw. In der Küche wurde dann alles gebraten, und um 17 Uhr fand das Essen an gedeckter Tafel statt. Die Kartoffeln waren roh gebraten worden und schmeckten vorzüglich. Leider mußte ich um 18 Uhr zum Dienst, wo ich z. Zt. sitze. Das Licht ist wieder unter aller Würde, obwohl es wieder in Ordnung ist, d. h. überhaupt brennt.

Post traf für mich nicht ein, abgesehen von der «Landeszeitung». An Zeitungen kommt überhaupt eine große Auswahl zusammen in der Kompanie, da ja alle Landsleute vertreten sind.

Die Kälte war wiederum gering, die Glätte durch den Neujahrsschnee gemildert.

Für heute Schluß und viele Grüße, Euer Eckart.

Das kleine, neulich mitgesandte Büchlein benutze ich jetzt zum Notieren meiner Post-Ein- und -Ausgänge. Im letzten Vierteljahr 1942 erhielt ich 199 Briefe, Päckchen und illustrierte Zeitungen und schrieb selbst 176 Briefe etc.

Zimmermann, Josef *1913 **Ssinjawino/Wolchow**

Im Januar 1943 kamen wir nach Ssinjawino. Schnell wurden Bäume gefällt, und im nu waren unsere Blockhäuser fertig. Im Walde war unsere Feldküche. Wieder eine klirrende Kälte. Die Front lag etwa 3 km weg vor uns. Wir fühlten uns wohl in unsern Blockhütten und hatten alle nur den einen Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden. Nachdem es wieder Schnapszuteilung gab, wurde Richtfest gefeiert. Neidvoll sah

uns die Infanterie zu. Sie hatten nicht die Gelegenheit, sich solche Quartiere zu bauen. Sie lebten teilweise schlechter wie die Hunde.

Um unsere neue Behausung vor Ungeziefer zu bewahren, ließ ich mir etwas einfallen. Ich besorgte mir eine leere Benzintonne, stellte sie auf ein paar Steine, und nachdem ich ein paar Liter Wasser hineingoß, wurde ein kräftiges Feuer gemacht, und nun nichts wie hinein mit den Decken und der Wäsche. Oben wurde die Tonne mit einer weiteren Decke gut abgedeckt. Im nu quoll heißer Wasserdampf durch, die Läuse jeder Größenordnung veranstalteten ein Wettrennen um ihr Leben, aber sie kamen nicht weit, sie liefen rot an und gaben dann ihren Geist auf.

Albert K. 1902–1945 **Millerowo**

Meine Liebe!

Es ist 6.30 Uhr morgens, ich bin gerade aus den Stellungen zurückgekommen, um neue Geschützstellungen zu erkunden, da die bisherigen vom Gegner allmählich erkannt sind und nun ausgiebig beharkt werden. Eine besondere Freude hatte ich gestern, als mit Deinem Brief vom 12. 12. Nr. 10 die Kinderbilder kamen. Sie gefallen mir sehr gut, sie sehen alle drei sehr gesund aus, besonders Bubi, der mit seinen treuherzigen Augen und seinem fröhlichen Gesicht so zufrieden in die Welt sieht. Köstlich ist die Kleine, die mit ihrem Trotz solche Schwierigkeiten hat. Schade, daß Beate diese halbfertige (?) Frisur hinter den Ohren haben muß, mit dem Kurzschnitt wäre ihrem klaren Gesicht besser gedient. Im Ganzen reizende Bilder! Von mir kann ich leider keine mehr schicken zunächst, da seit Wochen nicht die Möglichkeit bestand, Filme zum Entwickeln wegzuschicken oder fertige Bilder zu bekommen.

Ich sehe, daß Du auch Deine täglichen Nöte hast; Hauptsache, daß sie Dir nichts anhaben können. Mädchen kann ich Dir nicht besorgen, da wir meist in Gebieten liegen, wo es keine Bevölkerung mehr gibt und weil ich vor allem gar nicht die Möglichkeit habe, sie «in Marsch zu setzen».

Euch allen viele herzliche Grüße, Dir ganz besonders, mein Liebes, Dein Albert.

Meyer-Jungcurt, Richard *1911 **bei Nowotscherkask**

Das aus Millerowo fast fluchtartig abgezogene Kriegslazarett ist in Lokomotivstroy seit fünf Tagen wieder im Einsatz und hat bereits Verwundete und Kranke aus dem Kessel von Stalingrad aufgenommen. Die Soldaten waren fast alle sehr erschöpft und stark verlaust. Unsere abgeschnittene 6. Armee führt einen verzweifelten und harten Kampf

und wird auf dem Luftwege mit Verpflegung und Munition versorgt. Im Donbogen soll die Schlacht etwas günstiger stehen. Eine Vorentscheidung des Krieges fällt im Südabschnitt der Ostfront, wo mehrere Divisionen im Anmarsch sind, um Stalingrad zu entsetzen.
Für den Vormarsch in Richtung Stalingrad sehr hinderlich ist eine Tauwetterperiode, die seit drei Tagen eingebrochen ist, ganz überraschend für diese Jahreszeit. Nach einer Frostperiode von minus 20 Grad weht jetzt der Wind aus dem Süden. Man versinkt im Schlamm, wenn man von einem Gebäude zum anderen geht.
Zwischen Weihnachten und Neujahr hatte ich Gelegenheit, mit einem LKW, der Verpflegung holen mußte, nach Rostow zu fahren. Man läßt Nowotscherkask links liegen und fährt durch ein völlig baumloses, steppenartiges Gebiet, in dem es keine Partisanen gibt. Die breite Rollbahn war zu jener Zeit hart gefroren und gut zu befahren. In Rostow habe ich meinen Kommandeur Oberstarzt Dr. Berger und meine alten Kampfgefährten besucht. An Post habe ich leider außer alten Zeitungen nichts vorgefunden.

Rahlenbeck, Martin 1894–1953 **Shitomir**
Ukrainisches Tagebuch
Hier draußen steht in besonderem Maße ein jeder für sich selber ein. Deshalb auch enthüllt das Leben hier eines jeden eigentlichen Kern in kurzer Frist.
Ist es so schwer, Idealismus Tat werden zu lassen? Es hat den Anschein. Ja, es muß wohl so sein. Denn die Zahl der hier Eingesetzten, die nur ihren Selbstsüchten leben oder die nur in ihren Trieben aufgehen – Wodka ist der große Verführer und die Brunst nach dem Weibe des Trunkenseins liebster Gefolgsmann – ist höher, als man hätte annehmen sollen.
So bewundernswert in dieser heroischen Zeit die Gesamthaltung der deutschen Menschen erscheint, an allzuvielen Einzelnen ging ihre Zucht ohne Spur vorüber. Im Bereiche der Heimat unterwerfen sie sich scheinbar und jedenfalls leichter dem Gesetz dessen, was allgemein geworden ist. Hier draußen aber zerbrechen die Schalen des Herkömmlichen. Hier sind der Richtung des Willens weniger allgemeingültige Schranken gesetzt.
Und noch eine Erfahrung erhärtet sich hier zur Gewißheit: Nämlich daß weniger Wort und Belehrung es sind, die erziehen, als Beispiel und Tat. Denn überall hier, wo Beispiel und beispielhafte Tat fehlen, da verwildern die Gefolgschafter. Und an Beispiel fehlt es oft.

Wenige besitzen das Format Beispiel vorzuleben. Suchen sollte man sie mit angespannter, mit eifernder Bemühung, diese Wenigen.
Und noch geringer an Zahl gewißlich sind die, denen es gegeben ist, Schatzgräber zu sein und sie zu entdecken, diese Wenigen. Nur Geworbene aus Eigenem, nur Ergebnis-Menschen der Selbsterziehung, ihnen allein könnte es gelingen, Aufspürer zu sein. Wer nicht unterscheiden gelernt hat zwischen Vettern und Tüchtigen oder zwischen Mitgelaufenen und entschiedenen Verfechtern, der taugt wenig zur Menschenwahl. Ein Kleid und ein Abzeichen bestimmen noch keinen Mann. Allzuviele Mißwahlen hier sprechen eine deutliche Sprache.
Daß hier für den Osten in beträchtlichem Umfang mindere Auswahl getroffen wurde, daran ist nicht zu deuteln. Besitzt denn die deutsche Nation so wenig Führernaturen? Wenn ich hier im Bezirk meiner Dienststelle das Ausmaß der Unredlichkeiten ansehe, begangen von Männern, die zu Führenden berufen waren, wenn ich Umschau halte, wo überall Genügsamkeit und Einfachheit, das Verzichten auf dunkel zu erwerbende Vorteile und das Voranstellen der Pflicht in Vergessenheit gerieten, dann beneide ich manches Mal die Kameraden, die vor dem Feind an den eigentlichen Fronten stehen.

Dubintschik, Alexander **Rote Armee, 196. Flakartillerieregiment**
Ich bin durch Wald und Flur gelaufen. Die Tage sind wunderbar – trocken, klar, sonnig. In Wald und Feld ist es sehr schön. Die Schatten auf dem Schnee sind regelrecht ultramarinblau. Zurückgekehrt bin ich, als die Sonne schon niedersank, und im Wald streckte sich über den bläulich-grünlichen kalten Schnee ein ganz feiner, aber feurig leuchtender Sonnenstrahl. Ungeheuer interessant.

Sperl-Brogelli, Irmela *1928 **(Kalchreuth)**
Im Winter 42/43 beunruhigte mich das Schicksal der Soldaten in Rußland tief. Auch in der Heimat waren die Winter sehr streng, wir hatten 20, 25, an einzelnen Tagen 30° Kälte, dabei aber ein Dach über dem Kopf und warme, saubere Kleidung. Wie konnten es die Soldaten in Rußland bei 40, 50° Kälte im Schützengraben aushalten? Bei dem Versuch, meinen kleinen Beitrag zu leisten, um sie vor Kälte zu schützen, wurde mein bisheriger schlimmster Feind zu einem meiner verläßlichsten Freunde. Der Feind war das Handarbeiten. Immer war es eine Qual gewesen, ich hatte mühsam eine Masche nach der anderen hergestellt, die eine wurde zu locker, die andere zu fest, das Fertigwerden war nicht abzusehen. Nun sehe ich mich noch in einer Freistunde im Schulzimmer

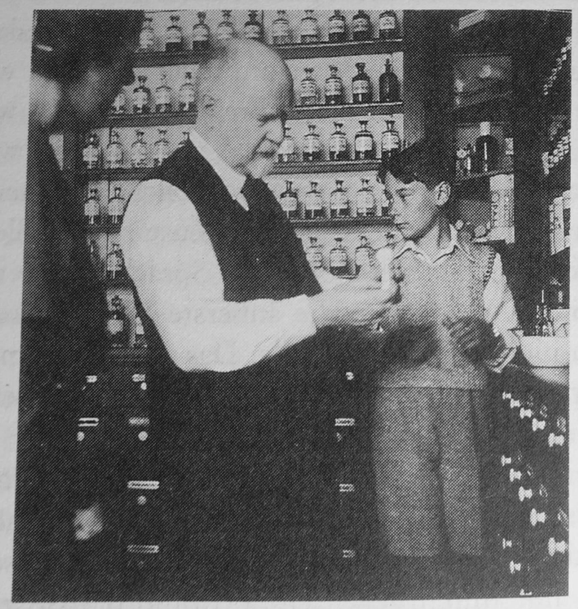
sitzen und, wie auch alle anderen Mädchen, Wollsachen für die Soldaten stricken. Ich habe mich nur an Pulswärmer gewagt. Und nun geschieht das Wunder: Die Arbeit wächst fast von selbst und wird ganz ordentlich.
Die Mädchen – die großen vom Jugendkreis, mit denen wir auch bald strickend an den Winterabenden beisammensaßen – sprachen von den Brüdern, Verlobten, Schulkameraden, die im Feld waren. In immer schnellerer Folge kamen die Nachrichten, daß der eine oder andere von ihnen gefallen war. Nun mußte übrigens auch der Schulleiter, der gleichzeitig Ortsgruppenleiter der Partei und Bürgermeister war, einen bitteren Preis für seine Machtstellung zahlen: Es oblag ihm, in die Häuser zu gehen und die Todesnachrichten zu überbringen. Die Aufgabe unseres Vaters war es dagegen, den Trauernden einen Trost auch dort zu zeigen, wo es keinen menschlichen Trost mehr gibt.
Unsere Mutter hatte selbst im 1. Weltkrieg einen ihr besonders nahestehenden Bruder verloren. Diese Erfahrung half ihr wohl, die menschliche Teilnahme in sichtbare Zeichen umzusetzen und dafür die Fähigkeiten der ganzen Familie zu mobilisieren. Wir lernten zum Beispiel in der Schule Schmuckschrift und ausgerechnet ich, die ich mit meiner verheerenden Kalligraphie so oft angeeckt war, konnte nun die Konfirmationssprüche der jungen Männer dekorativ schreiben. Die Schwestern rahmten die Blätter auf einfache Weise. Die Mutter selbst zog Blumenstöckchen – das war eine ihrer besonderen Gaben – und schenkte sie zusammen mit unseren höchstdilettantischen Kunstwerken den Hinterbliebenen. Ich habe beides oft neben dem Bild der Gefallenen gesehen.

Hotzel, Siegfried 1894–1992 **Tomaszow**
An den verschiedenen Neujahrsansprachen unserer führenden Männer fiel mir auf, daß eigentlich kaum noch prahlerische Voraussagen gemacht wurden. Nur Göring konnte es nicht unterlassen, vom neuen Jahr zu sagen: «Es soll das Jahr des Sieges und des Friedens sein.» Ob er wohl selber daran glaubt?

Haecker, Theodor 1879–1945 **München**
Wenn dieser Betrug einmal ein Ende genommen haben wird – und der Anfang vom Ende ist nun da –, dann gilt es, keine falschen Bewegungen zu machen. Und eine grundfalsche Bewegung wäre eine, wenn auch negative, Bewunderung und Hochachtung. Es gibt neben dem Schauer und Abscheu vor dem übermenschlichen Bösen, das zugrunde lag und

liegt, nur das *riguarda e passa*. Man kann es betrachten, um zu verachten und – weiterzugehen. Vor allem: *weitergehen!*
Wie aber, wenn das offenbare Scheusal doch nur der uns gnädig vorgehaltene Spiegel wäre, der mit exzeptioneller Schamlosigkeit und Aufrichtigkeit genau wiedergibt, wie wir in Wahrheit sind und vor Gott aussehen? Was dann? Wie ist es dann mit der Verachtung? Ziemt sich nicht Zurückhaltung? *Le moi est haïssable* [Das Ich ist hassenswert].
In der natürlichen Schöpfungsgeschichte wird uns fast unvermeidlich der Begriff der «Sackgasse» aufgedrängt. Gewisse Entwicklungsreihen haben plötzlich jede weitere Aussicht auf «Entwicklung» und «Fortschritt» verloren. Sie sind von aller Fruchtbarkeit ausgeschlossen – sie sind Sackgassen. Dieselbe geheimnisvolle Methode scheint auch im geistigen Leben, also im Leben der Freiheit, eine Rolle zu spielen; aber hier spielt dann die Schuld mit als Ursache der Sackgasse. Man muß umkehren und von vorne ein anderes Leben beginnen. Voreilige Schlußfolgerungen drängen sich um diesen geheimnisvollen Punkt der «natürlichen» Schöpfung, der dem Planen eines allwissenden und allweisen Gottes und Schöpfers zu widersprechen scheint. Aber Vorsicht! Wir kennen seine Wege nicht. Wenn er der Schöpfer ist und wenn «Sackgassen» sind, so ist er eben auch der Schöpfer dieser «Sackgassen», aber vielleicht ist dieser Name, der ja von uns ist, nur ein stümperhafter Notbehelfsbegriff für etwas, was wir noch gar nicht voll und richtig sehen oder einfach falsch interpretieren, wie den gebrochenen Stab im Wasser, der nicht gebrochen ist.
Der unnatürliche Stil mancher Schriftsteller ist das Produkt einer geheimen Angst, banal zu wirken. Aber um nicht banal zu wirken, soll man sich nicht vornehmen, um jeden Preis originell zu wirken, wie jene meinen und tun, sondern nur, so klar und so wahr wie möglich zu schreiben, nachdem man zuvor eine natürliche Trägheit und Zerstreutheit überwunden hat – denn in dem Zustand des Sichgehenlassens darf man allerdings nie schreiben. Die Sprache heute ist in einem Zustande, der vom Schreibenden die äußerste Wachsamkeit verlangt, daß er selber ihm nicht zum Opfer falle. Das war nicht immer so und braucht auch in späteren Zeiten einmal nicht immer so zu sein.
Der persönliche *und* gute Stil eines Schriftstellers ist die – oft durch große Kunst erreichte – natürliche Einheit zweier Naturen: der Natur des Schriftstellers und der Natur der jeweiligen Sprache, in der er schreibt. Denn diese beiden Naturen sind nicht identisch, und die Einheit ist meist nur durch gegenseitige Kompromisse zu erreichen.

Zeitsprung in das Jahr 1933



Es kann einer einen originell persönlichen Stil schreiben, der, von der Sprache aus gesehen, schlecht ist, weil er die Natur der Sprache, in der er schreibt, im allgemeinen und im besonderen vergewaltigt, und ein braver Schüler kann einen «guten» Stil schreiben, ohne etwas Persönliches zu verraten, das er gar nicht hat. Der *große* Schriftsteller ist aber der, in dessen Stil beide Naturen eine Einheit geworden sind, die wieder auseinanderzulegen keinem mehr möglich ist.

Graf, Willi 1918–1943 **Saarbrücken**

der letzte sonntag dieser ferien. vormittags wieder ein besuch. heinz b. ist bei mir und erzählt von seiner situation, es ist fast wie eine dozierung der metaphysik des lebens unserer zeit. nachher kommt mir das gespräch so weit entfernt, besser zeitlos vor, daß ich überrascht bin.
bald nach dem essen fahre ich zu hein. wir reden an diesem nachmittag, aber es fehlt vielleicht das überspringen des funkens, der unser reden aus der sachlichen tatsächlichkeit heraushebt. es gelingt uns nicht, diese unterhaltung zu beenden.
abends bin ich daheim. es ist ein ruhiger abend wie sonst.

Bollinger, Heinz 1916–1990 **Freiburg**

Wir waren überzeugt, wir kommen nicht davon, unsere Generation hat keine Chance in dieser Zeit, diesem Krieg und diesem Regime. Falls das Regime den Krieg gewonnen hätte, hätten wir sowieso nicht weiterleben können, denn irgendwann hätten sie uns entdeckt. Es wäre eine unerträgliche Qual gewesen, nach einem gewonnenen Krieg in einem Hitlerdeutschland weiterzuleben.

Papst Pius XII. 1876–1958 **Vatikan**

An die deutschen Katholiken
Unseren geliebten Söhnen und Töchtern im Deutschen Reich
Papst Pius XII.
Geliebte Söhne und Töchter! Eure Heimat, deren äußeres und inneres Werden in der Geschichte des christlichen Abendlandes einen so bedeutsamen Platz einnimmt, ist seit Jahren zum Ausgangs- und Mittelpunkt einer Auseinandersetzung geworden, deren mit immer größerer Klarheit ausgesprochenes Ziel den Kampf gegen den christlichen Glauben und die christliche Lebensführung bedeutet.
Trotz vieler mit einem Höchstmaß aufrichtigsten Verständigungswillens unternommener Versuche, Träger öffentlicher Verantwortung von einer aktiven Teilnahme an dieser Kampfansage abzuhalten und so den

Bekennern unseres heiligen Glaubens in deutschen Landen schwere Prüfungen zu ersparen, hat die Entwicklung den umgekehrten Verlauf genommen.

Das jüngste Jahrzehnt katholischen Lebens, Bekennens und Arbeitens auf deutschem Boden ist ein Leidensweg, dessen Bitternisse und Zerstörungen in ihrem ganzen erschütternden Umfang Gott allein bekannt sind.

Ein Leidensweg, auf dem aber – dank der mächtigen Gnade des Herrn – der Glaubensmut und die Glaubenstreue der lebenden Geschlechter sich der Vorbilder und heiligen Überlieferungen würdig erwiesen haben, die den Ruhm der «Germania sacra» früherer Zeiten bilden.

Tiefe Hirtentrauer empfinden Wir um alle, die Christus und Seiner Kirche den Treuschwur gebrochen haben. Die Stunde wird schlagen, wo sie, denen auch auf ihren Ab- und Irrwegen Unsere Liebe und Unser Gebet folgen, begreifen werden, was es heißt, Gottesfurcht für Menschenfurcht, Ewiges für Zeitliches geopfert zu haben.

Mehr noch indessen sind Wir erfüllt von dankbarer Freude in der Erkenntnis, daß die Zahl der Schwachgewordenen oder gar der erklärten Überläufer klein ist im Vergleich zu den stolzen Reihen derer, die allen Lockungen und Drohungen heldenhaft widerstehend sich immer noch um den Altar des wahren Gottes scharen, zu Ihm laut und freudig bekennen, an Seinem Opfertisch ihren Glauben nähren und aus Seinem göttlichen Herzen die Kraft der Liebe schöpfen, die stark ist wie der Tod (vgl. Cant. 8,6). Dafür danken Wir euch, und dafür danken Wir vor allem Gott, dessen starker Arm und alles überwindende Gnade das Leben der Kirche in deutschen Landen auch über die gegenwärtig dräuenden Gefahren hinwegretten kann und, so hoffen Wir in voller Zuversicht, hinwegretten wird.

Das, worum ihr besonders bangt, geliebte Söhne und Töchter, ist die kommende katholische Generation, das religiöse Schicksal der Jugend, der Glaube eurer Kinder. Nicht als ob in den vergangenen Zeiten der Jugend die Aufgabe religiöser Erprobung und Bewährung erspart geblieben wäre. Aber früher standen euch in reicher Fülle Mittel zur Verfügung, um das Glaubensgut in euren Kindern zur Entfaltung zu bringen und gegen Gefahren zu schützen. Worunter ihr jetzt so sehr leidet, ist der übermächtige öffentliche Zugriff, der eure Kinder schon in frühesten Jahren dem religiösen und sittlichen Einfluß des Elternhauses und der Kirche weithin entzieht, um sie mit einem jenen Erziehungsmächten fremden und feindlichen Geist zu durchdringen. Wir begreifen eure seelische Not, denn sie ist ja an erster Stelle Unsere eigene Sorge.

Aber Wir tragen sie, ohne Uns entmutigen zu lassen. Auch wird das Wort der Hl. Schrift Anwendung finden: «Gott ist treu. Er wird euch nicht über eure Kräfte versuchen lassen, sondern mit der Versuchung auch den guten Ausgang schaffen» (1 Cor. 10,13). Wo es euch selbst unmöglich gemacht wird, die elterliche Verantwortung für eure Kinder auszuüben, da empfehlt sie in inbrünstigem Gebet und täglichem Opfer Gottes Vatergüte und der Mutterliebe Marias. In den Jahren, welche die Kinder ganz oder zum Teil im Familienkreis verleben, unterweist, belehrt und bildet sie mit doppeltem Eifer. Die Umstände bringen es mit sich, daß ihr oft auch die Arbeit des Priesters und der Kirche an den Kindern übernehmen müßt. Das Beste und Entscheidende, was ihr dabei euren Kindern für ihren Lebensweg mitgeben könnt, ist das Beispiel eines bis in die innersten Gesinnungen echten christlichen Wandels. Schenkt ihnen verschwenderisch eure Vater- und Mutterliebe, die ihre Herzen euch selbst, und durch euch Christus und der Kirche unlöslich verbinde. Vergeßt nicht, daß im christlichen Familienleben Natur und Gnade sich zu einem Kraftstrom vereinen, der alle Hindernisse zu überwinden vermag. Die katholische Jugend, die trotz des sinnverwirrenden Taumels der vergangenen Jahre immer noch steht und, wie man Uns sagt, überzeugt und mutig zur Sache Christi hält, ist Zeuge zugleich und Frucht jener Kraftquelle. Ihr Beispiel wird, so dürft ihr vertrauensvoll hoffen, zusammen mit eurem Bitten und Flehen vor Gott viele von denen, die in die Irre gegangen sind, in das verlassene Vaterhaus der katholischen Kirche mit ihren Reichtümern an Wahrheit und Leben, an Versöhnung und Friede, an Gnade und Liebe zurückführen.

Das Vaterhaus der katholischen Kirche steht allen Menschen und Völkern offen. Alle können in ihr dasselbe Bürgerrecht erwerben. Eure Vorfahren haben weit über tausend Jahre ihre seelische Heimat, ihr inneres Glück in der Kirche gefunden, ohne je das Gesunde, Gute und Edle ihrer nationalen Eigenart opfern zu müssen. Männer wie Karl der Große und Heinrich der Heilige, Frauen wie die heilige Hildegard und Elisabeth gehören ganz euch und ganz der katholischen Kirche, und mit ihnen bis in unsere Tage Hunderte und Tausende, deren Namen euer Vaterland mit Dankbarkeit, die Kirche mit Mutterstolz nennt. Was sie gebaut, ist ganz heimatliche und ganz christliche Kultur. Laßt euch nicht verwirren, wenn heute an euer Ohr so willkürliche Schlagworte erklingen wie der Ruf: der christliche Glaube und die katholische Kirche seien dem deutschen Wesen artfremd. Die Geschichte legt überwältigend Zeugnis für das Gegenteil ab. Wie könnte auch Christus, «Gott hoch gelobt in Ewigkeit» (Röm. 9,5), wie die Kirche, Seine Braut, «die

Er sich mit Seinem Blut erkauft hat» (Act. 20,28), wie könnte die Fülle der Wahrheit und Gnade, die Christus uns gebracht, wie könnten sie irgendeinem Volke artfremd sein? Was sich in jeder Nation an Naturgemäßem, Wahrem und Echtem findet, wird von der Kirche bereitwillig bejaht, von der Gnade geadelt, von Christus, in dem Gott und Schöpfung, «alle die Schönheit Himmels und der Erde» sich eint, gesegnet und geheiligt.

Von einer überzeugten und tiefen Bejahung des Christentums kann, wie jedem Volke, so auch dem deutschen, nur Bereicherung, Veredlung, Kraftzuwachs im besten und höchsten Sinne des Wortes kommen. Wer demnach wie ihr alles daran setzt, um eurem heimatlichen Volkstum den Segen und die Gnadenfülle des Kreuzes Christi zu bewahren, der ist ein weitblickender und besonnenerer Baumeister der wahren Größe und Zukunft seines Volkes als die, welche – das Geisteserbe der Vergangenheit und die tiefste Sehnsucht der Gegenwart mißverstehend und vergewaltigend – sich vornehmen, die Verfassungsurkunde der von ihnen erträumten Neuordnung auf den Grabstein des christlichen Deutschlands zu schreiben. Die Zeit wird kommen, wo die Vorurteile und Fehlurteile des Tages in ihrer Nichtigkeit offenbar sein werden, und wo eure Nachfahren alle jene, deren Leiden der Rettung des christlichen Deutschlands galt, dankbar zu den Mitgestaltern des wahren Glücks ihres Vaterlandes zählen werden.

Mit brennendem Verlangen halten Wir Ausschau nach dem Ende des gegenwärtigen blutigen Ringens. Um seine namenlose Not zu mildern und zu verkürzen, haben Wir keinen Schritt unterlassen, der irgendwie verantwortbar gewesen wäre. Unser Friedenswille und Unsere Friedensarbeit gelten in gleicher Weise allen von der Kriegsgeißel erfaßten Völkern. Für alle ohne Ausnahme erstreben Wir einen wahren und dauerhaften Frieden, der aller Lebensbedingungen sicherstellt.

Daß ein solcher Friede allen in den Krieg hineingerissenen Ländern bald zuteil werde, ist Unser tägliches und stündliches Gebet. Dafür rufen Wir die Erbarmungen Gottes auf euch wie auf alle herab. Wir rufen sie herab auf eure Priester in der Heimat und im Kriegsgebiet, daß ihr Herz voll sei von der Liebe Gottes und der Geduld Christi für alle ohne Ausnahme und für alle Not, leibliche wie seelische. Wir rufen sie herab auf jene, die um des Namens Christi willen gelitten haben und noch leiden (vgl. Apoc. 2,3), daß ihr Opfer der Same neuer Blüte christlichen Glaubens und heiliger Sitte unter euch werde. Wir rufen sie voll Inbrunst herab auf eure Kinder, daß sie um eurer Glaubenstreue willen glücklichere Zeiten sehen mögen, daß ihnen beschieden sei, ein

ruhevolles Leben in Frömmigkeit und Ehrbarkeit zu führen (vgl. 1 Tim. 2,2). Wir rufen sie herab auf eure Gatten, Söhne und Brüder, die im Felde stehen. Wir rufen sie herab auf eure Kranken und Notleidenden. Wir rufen sie herab auf eure Toten. Auf euch alle rufen Wir die Erbarmungen Gottes herab, daß ihr euch aufrecht halten möget an dem Trostwort, das Er selbst euch zuruft: «Gut ist der Herr. Er ist Schutz zur Zeit der Trübsal und kennt die, welche ihre Zuflucht zu Ihm nehmen» (Nahum 1,7).

Als Unterpfand der überreichen Erbarmungen Gottes erteilen Wir euch allen aus der Fülle des Herzens und in besonderer Liebe den Apostolischen Segen.

Aus dem Vatikan, am Feste des allerheiligsten Namens Jesu, den 3. Januar 1943

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

Tagesparole: Roosevelts Weißbuch «Krieg und Frieden» ist als der unverschämte Versuch einer Geschichtsfälschung des längst der Kriegsschuld überführten Roosevelt und seiner jüdischen Hintermänner mit allem Nachdruck zu brandmarken. Roosevelt ist in einer großangelegten publizistischen Offensive aufs neue als der Hauptkriegsschuldige anzuprangern und mit Hilfe des zahlreich vorliegenden unwiderleglichen dokumentarischen Materials als der Kriegshetzer Nr. 1 anzuklagen und mit Hilfe der Beweise aus seiner Aggressionspolitik, die sich über fünf Jahre lückenlos nachweisen läßt, zu überführen. Das Weißbuch, das den Ausgangspunkt für die Kampagne darstellt, ist als ein Machwerk zu kennzeichnen, das den am 6. Januar zusammentretenden Kongreß und seine bevorstehende Kritik und das immer stärker werdende Mißtrauen des amerikanischen Volkes besänftigen und seine Verantwortung für die harten, bevorstehenden Kriegseinschränkungen von der Regierung abwälzen soll. Die gegebenen Richtlinien und das dokumentarische Material sind sorgfältig und in aggressiver Art zu verwerten. Dazu haben Herr Fischer und Herr Dr. Schmidt ausführlich im Sinne der Tagesparole dies nochmals bekräftigt.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30	aufgestanden
10–12	Kersten Behandlung
13.30	Vortrag Bender ...

16–17.30 SS O.Gr. F. M.
18 SS Obstf. Bender, SS Hstf. M. Gerichtsfälle
22.45 Bender
23.45 Suchanek

Telefongespräche

12.30 SS Stbf Baumert, Berlin – Luftmeldungen. – keine
12.40 SS OGr.F. Wolff, W. Schanze – Antrag auf Deutsches Kreuz für v. d. Bach – Dank von Darre
12.50 Gmund – Mami u. Püppi
18.15 SS Gr. F.3Güttner, Berlin – Besprechung in Kiew mit dem russ. General – keine Unterführer von LAH in das Reich – Besuch von Sepp Dietrich
18.30 SS OGr.F. Wolff, W. Sch. – Mitteilung an Wolff
20.10–21 SS OGr.F. Sepp Dietrich, W. Sch. – Bericht über LAH, 2000 Fahrzeuge, Opel 2 t Blitz f. LAH
22.30 SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Ausbildungszeit für SS T. – Russischer General in Kiew

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Um 14 Uhr wird die SS-Bereitschaft in das Nebenlager Buna kommandiert, um flecktyphuskranke Häftlinge in das Lager Birkenau zu bringen. Die Bewachung besteht aus drei SS-Untersturmführern und 75 SS-Männern. [Wie viele Häftlinge aus dem Nebenlager Buna in das Lager Birkenau gebracht werden, ist nicht bekannt; bei einer so starken Bewachung ist jedoch davon auszugehen, daß es sich um mindestens 300 Häftlinge handeln muß. Eine Behandlung gegen Flecktyphus findet nicht statt. Die Kranken werden in die Baracke Nr. 7 des Männerlagers BIb in Birkenau, der Isolierstation, untergebracht und später in den Gaskammern getötet.]

Zwischentext zum 3. Januar 1943

Runge, Johannes *1906 **Belgard/Stettin**

1942 wurde ich dann wieder eingezogen, diesmal zu den Landesschützen, Ers. u. Ausb. Batl. 2, in Stettin, Cambraikaserne.
Die Cambraikaserne lag etwas außerhalb Stettins nicht weit von dem schönen, waldumstandenen Glambecksee, in dem ich oft gebadet habe, nicht weit ferner von Hans Schultz' Behausung, der am Eckerberger Wald in der Nähe von Ziemers, Navothnigs und Schwerdtfegers wohnte. Damit ist schon der Bereich meiner Stettiner Zeit abgesteckt, wenn man noch bedenkt, daß Belgard nur zwei D-Zug-Stunden entfernt lag. Wenn schon Soldat, dann war die Ausgangsposition nicht schlecht, und sie festigte sich rasch, nachdem ich – wiederum wegen meiner Schreibmaschinenkenntnisse – in den Bataillonsstab aufgerückt war und mir das Wohlwollen des Kommandeurs erworben hatte. Es geht nichts über einen Bataillonsstab und einer Position darin, und mag sie noch so bescheiden sein! Ein Hauptfeldwebel beispielsweise ist in seiner Kompanie ein wichtiger Mann; wenn er aber zum Bataillonsstab kommt, bringt er den kleinen Schreibern Zigarren mit, damit sie die Fehler in seinen Meldungen mit Milde verbessern. Und dann die Annehmlichkeiten: kein Außendienst, das Essen wird auf den Zimmern eingenommen, wo auch eine elektrische Kochplatte steht (für Rührei und Bratkartoffeln), die im ganzen Kasernenbezirk strengstens verboten ist – Kohlenklau –. Zwei-Mann-Zimmer auf dem gleichen Flur wie die Schreibstube, keine Appelle, höflicher Umgangston der Vorgesetzten, die einen ja kennen; und wenn sie einen mögen: mehr Sonntagsurlaub, Nachturlaub und – das Wichtigste – länger GvH, d.i. «garnisonverwendungsfähig Heimat». Zwei und ein halbes Jahr habe ich diesen militärischen Komfort genießen können, oh, es hätte viel schlimmer kommen können!
Ich lernte schnell den militärischen Briefstil mit den feinen Unterscheidungen zwischen «befehlen, anordnen, ersuchen, auffordern usw.» Ich machte mich beliebt, indem ich den Akten-Wirrwarr ordnete. Ich entdeckte eine «HDV», eine Heeresdienstvorschrift über die Anlage eines Aktenplanes und reorganisierte danach den ganzen Wust, beschriftete alles und heftete schließlich einen Plan an das Aktenspind. Der Major war so entzückt, daß er die Schreiber des Nachbarbataillons kommen ließ, damit sie meine fabelhafte Einrichtung kopierten. Mitzinek und ich waren die Stützen des Schreibstubenbetriebs. Der erste Hauptfeldwebel – er hielt sich nur ein halbes Jahr – war ständig besoffen,

der zweite – Heinrich – war ein lieber und guter Kerl, aber das war auch alles. Infolgedessen verkehrten wir mit dem Adjutanten und dem Kommandeur immer direkt. Eine meiner Aufgaben war der tägliche Bat.ls-Befehl (in siebenfacher Ausfertigung). Früher wurde er vom Adjutanten diktiert, jetzt wurde er von mir nach einigen Stichworten und Zettelchen komponiert, gleich ins Reine geschrieben, der Major unterschrieb, und der Adjutant zeichnete ab «Für die Richtigkeit». Das alles lief ohne Reibung ab.

Sehr gut stand ich mit dem Kommandeur, Major Wulff, ehemaligem Polizeipräsidenten von Rostock. Er war klein, drahtig und äußerst militärisch – wenigstens nach außen. Von mir meinte er, daß ich in meinem ganzen Leben kein Soldat werden würde. Aber er mochte mich trotzdem, und er hat mir vermutlich oft das Leben gerettet, indem er dem Stabsarzt andeutete, daß er mich für typisch «GvH» halte. Er hörte gern Musik, und ich besorgte für ihn, seine Konzertfreundin und mich Karten für die «Simonschen Abonnementskonzerte», die recht gut waren. In der Pause grüßten wir uns von weitem. Am nächsten Morgen spielte sich dann meist folgendes ab. Der Major betritt die Schreibstube: «Morjen!», wir in strammer Haltung: «Morgen, Herr Major!» In der Tür zum Hauptfeldwebel über die Schulter: «Runge!» «Jawohl, Herr Major.» Wir beide durch das Zimmer des Hauptfeldwebels und des Adjutanten ins Kommandeurzimmer, Tür zu, der Major setzt sich, steckt Zigarette an und sagt völlig zivil: «Na, Runge, wie hat es Ihnen denn gestern abend gefallen?» Und dann folgte eine Viertelstunde Meinungsaustausch über das Konzert.

Infolge meiner guten Position und meinem Kinderreichtum – 4 Kinder galten damals viel –, konnte ich verhältnismäßig oft auf Sonntagsurlaub fahren. Hin und wieder kam auch Irmgard mal nach Stettin. Sie machte nun mit immer weniger männlichen Hilfskräften den Laden allein, die Umsätze blieben bis zuletzt auf erstaunlicher Höhe. Im März/April 1943 war das Geschäft stark gefährdet. In dieser Zeit wurden nicht lebenswichtige Geschäfte behördlicherseits geschlossen (Goebbels: «Optik des Krieges»). Und unser Laden stand bereits auf der Liste. Wir erfuhren es gerade noch rechtzeitig, so daß ich bei der Industrie- und Handelskammer und bei der Gauleitung die Schließung verhindern konnte. Wir mußten aber umziehen – innerhalb des Hauses – aus unserm Laden in den unseres Mieters Otto, der z. Zt. leerstand. Für diesen Umzug erhielt ich einen Sonder-(«Arbeits»)Urlaub von 4 Wochen.

In unserm großen Laden legte dann später die Fa. Siemens ein Aus-

weichlager an. Denn jetzt begannen die Bombenangriffe auf die Großstädte bedrohliche Formen anzunehmen. Eine Bochumer Oberschule für Mädchen wurde nach Belgard evakuiert. Wir erhielten Fräulein Mahr, Studienrätin für Kunsterziehung, als Dauereinquartierung. Sie blieb fast bis zum Ende des Kriegs bei uns, ein lieber, auch von den Kindern geschätzter Hausgast.

Werde wach und stärke das andere, das sterben will.
HERRNHUT
OFF. 6.6,7

Ist ein Mensch Rachegefühlen unterworfen, so bedeutet Verleihung von Autorität an ihn dasselbe, als wenn ein Schwert in die Hand eines Wütenden gerät.
TAGEBUCH QUAATZ

Roosevelt fürchtet sich plötzlich vor der Kriegsschuld.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Injektion wie immer. Blutdruck 132 mm Hg (nach Brom-Nervacit und einer Optalidon).

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**
Irgendwie gearbeitet, 3 Stilleben fertig gemacht – und so.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
trübe, leichter Wind. Kein Schnee. Lohnsteuer
Hof & Wege schneefrei machen. Abreise Kinder mit Schlitten
Teddy wahrscheinlich v. Schulz' Hund gedeckt.
Mein Umzug v. d. Gartenzimmer in die Fremdenstube
Korrekturen «Heute bei uns . . .»

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses
Mutter: Mantow, Gerda, Hausgehilfin, geb. 2. 4. 1902 zu Lübeck
Säugling: weiblich, Gew. 3350 gr, Länge 50 cm, Kopfumf. 34 cm
Verlauf: 4. 1. 1.00 Uhr nachts Wehenbeginn, 10.30 Uhr Blasensprung, 14.00 Uhr Geburt, 14.10 Uhr Placenta, 14.20 Uhr 2 ccm Secacornin, Eisblase, Dammnaht
Normaler Verlauf, Naht gut geheilt, ging am 11. Tag nach Hause.

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**

2 und mehr Grad Kälte. Sonne scheint ins Zimmer. Las gestern Abend im Bett in Loerkes Längstem Tag. Loerke ist die beste, die wahrhaftigste Nahrung für mich. [...]
Zum Begriff der Universalien (auch bei Bradley): Jean Paul (Gedenkbuch S. 243):
Wir würden nichts lieben können, wenn wir es für vergeblich hielten. Aber in die Vorstellung von Schönheit, Tugend, kommt gar keine Zeit, also kein Vergehen. [...]
Die Gedichte des Georg von der Vring sind nicht sehr gewichtig. [...]
Als ich gestern vormittag über Luisenberg + Chaussee (wenig gefroren, im Nordwind kalt) ging, sah ich auf Traueresche graue Vögel (Drosseln, Seidenschwanz(?)), aber meine Augen sind zu schlecht geworden.
Fand gestern abend, im «New Age» lesend – es war ein ganz irresoluter Tag gewesen, das Lob auf Mereschkowskys «Lionardo». Ich nehme es mit nach Örsberg. Loerke ist mit einem anderen Buche Ms. nicht einverstanden.
Ich las also Eichendorffs «Dichter und ihre Gesellen» (gelobt von R. Bach in der Frkf. Ztg.) und fand es zu unbestimmt-flüchtig, bunte Schemen nur.

Bin gespannt, ob die Frkf. Ztg. für mich nun tatsächlich mit dem alten Jahr zugeschlossen ist. So habe ich denn wenigstens eine gute Zeit davon + damit g*ehabt*. Es ändert sich eben beständig alles.
T. S. Eliot preist Irving Babbitt als höchst kompetenten Kritiker.
Schöne Weisheitssprüche Baudelaires (Westermann – Schulausgabe).

Anstatt Genaueres über Fakten zu geben, ist es ärgerlich, bei Lemcke Lit.geschichte Ermahnendes und Überflüssiges zu lesen!

Voigt, Camilla 1889–1969 **Breslau**

An Margarete Hauptmann
Sehr verehrte, liebe Frau Doktor!
An Ihrem Geburtstage möchte ich nicht verfehlen, mich unter den andern Gratulanten auch einzufinden und Ihnen meine aufrichtigen Glückwünsche für Ihr neues Lebensjahr darzubringen!
Um meinen Gefühlen für Sie einen sichtbaren, wenngleich sich in Rauch auflösenden Ausdruck zu verleihen, habe ich meinem Manne meine Raucherkarte, die er sonst für sich in Anspruch zu nehmen pflegt, entführt und ein paar Zigaretten besorgt, freilich von einer Qualität, die wohl einigermaßen den Kriegszeiten entspricht. Ich bitte Sie, sie freundlichst ihrem Zwecke zuführen zu wollen! Seien Sie überzeugt, daß wir am 7. d. Mts. viel Ihrer gedenken werden. In aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit
allzeit Ihre ergebene Camilla Voigt.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Agnetendorf**

Tiefer Schnee, bedeckt, mäßig kalt. 11 Uhr Besuch des Breslauer Stadtrats Dr. Friedrich Wendenburg m[it] Tochter Frau Ruth v. Helvensen-Helversheim, (die ihre Doktorarbeit über «GH u[nd] Bulgarien» schreibt; Gattin d[es] Legationssekretär v. H. Gesandtschaft in Sofia). 1 Uhr: Abreise an d[ie] russ[ische] Front von Walter Requardt. Nachm., wie stets noch Danksagungen. Abends liest G. im Frühstückszimmer Böhme.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Föhnluft, mittags sehr heiß. Ging morgens bergauf. Arbeitete nach dem Frühstück nah gegen das Ende, ging hinauf, erledigte Maniküre, Haarwaschung und Rasieren, setzte mich wieder und schrieb genau bis zum Lunch-Zeichen die letzten Zeilen von «Joseph der Ernährer» und damit von «Joseph und seine Brüder». Ich war erregt und traurig. Aber so ist es getan, schlecht und recht. Ich sehe darin weit mehr ein Monument meines Lebens, als ein solches der Kunst und des Gedankens, ein Monument der *Beharrlichkeit*. – K. war gerührt. [...]
Ich ruhte in Erregung. Hatte, als ich ins Freie trat eine Unterhaltung mit dem «schönen Mädchen», Huldschinskys Tochter, die, in Hosen, auf das Gärtner-Auto wartete. War ergriffen von Nase, Augen und Mund. – [...] Gleich nach dem Abendessen Vorlesung der beiden Schlußartikel für K., Borgese und Medi. Tröstlicher Eindruck, große Rührung Medi's. Es gab Champagner. Frank rief an, bewegt. – Vordringen der Russen gegen die Krozni-Ölfelder.

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Heute morgen kurzer Besuch von Madame M. [in der Gartenangelegenheit]. Sie ist ganz niedergeschlagen, enttäuscht, verstört, was man verstehen kann. Die Sache ist trotzdem gut verlaufen. Sie gibt mir mein Stück Garten in einem Monat zurück, um Zeit zu haben, die Pflanzen herauszunehmen, die sie dort hat. Ich bin ansonsten nicht zufrieden mit dem, was ich da gemacht habe, aber, und das ist die Wahrheit, es ging mir auf die Nerven, meinen Garten so verkleinert zu sehen und nicht mehr wirklich Ruhe in meinem Haus und Garten zu haben.

Stichnoth, Vera *1908 Berlin

Ja, wie kam denn das alles so schnell? Du standest spät vor meiner Tür, ich hatte schon fast geschlafen, war unglücklich und verzagt, Du warst sehr betrunken und hattest einen weichen ernsten Mund wie ein Kind. Und sprachest dann, ohne Aufhören, niemand soll es jemals erfahren. Was soll denn daraus werden.

R., R. *1924 Wien

An einem eiskalten Januarmorgen traf ich in Wien ein. Es war trübe und trostlos, und der kleine Bahnhof in seiner Kahlheit war alles andere als ein Willkommensgruß. Der qualmige Wartesaal war überfüllt, doch fand ich noch einen Sitzplatz, und übermüdet und durchfroren von der langen Fahrt in einem ungeheizten Abteil, empfand ich eine unbeschreibliche Leere und Traurigkeit angesichts meiner Lage. Als ich um 8 Uhr dann meine Koffer abgeben konnte, verließ ich schleunigst den Bahnhof und fuhr mit der Straßenbahn zur Stadtmitte.

Ich fuhr die Mariahilferstraße(?) entlang, und eine milde Neugier begann in mir wach zu werden für das allmählich in den Straßen erwachende Leben. Das war nicht das Wien, das ich aus Filmen kannte, das war eine kalte, abweisende Stadt im 4. Kriegsjahr.

Als ich an der Kärtnerstraße ausstieg, mußte ich nach dem Weg fragen. Die sehr knappen, unfreundlichen Auskünfte überraschten mich, ich wußte nicht, daß ich mich durch mein Hochdeutsch als «Piefkenesin» auswies und dadurch «persona non grata» war.

Auf dem Stephansplatz empfing mich eisiger Wind, eine Besonderheit dieses Platzes, die mit der Höhe der Türme von St. Stephan zusammenhängt. Im Büro der Caritas war noch niemand. Man arbeitete erst ab 9 Uhr. So wanderte ich ein wenig auf dem wunderschönen Platz herum, sah das erzbischöfliche Palais, in dem Kardinal Innitzer residierte, von dem ich wußte, daß er einer der wenigen mutigen katholischen Würdenträger war. Doch war ich ja nicht als Touristin nach Wien gekommen, und so ist es verständlich, daß mich die Attraktionen der Stadt kaum interessieren konnten. Ich wußte nicht, wo ich die Nacht verbringen würde, und brannte darauf zu handeln.

Als es endlich 9 Uhr war, traf ich die Damen in ihrem Büro an. Sie empfingen mich freundlich und waren bereit zu helfen. Es stellte sich schnell heraus, daß die Zimmerfrage fast das größte Problem war. Sie versicherten mir aber, daß sie mir für die nächsten drei Nächte ein Hotelzimmer besorgen könnten. Zunächst aber durfte ich mich in dem Zimmer der einen Dame ausruhen und aufwärmen. Sie begleitete mich

1943

zu einem Haus in der Nähe des Stephansplatzes und packte mich dort wie ein kleines Kind ins Bett, gab mir eine Tasse heißen Kräutertee und an die kalten Füße eine Wärmflasche. Kaum hatte sie mich verlassen, war ich auch schon eingeschlafen. Mit 18 Jahren ist man noch so robust, in jeder Lebenslage schlafen zu können, wenn man nur richtig müde ist. So verbrachte ich meinen ersten Morgen in Wien, einer ungewissen Zukunft entgegenschlafend.

Als ich erwachte, war es Nachmittag, und die freundliche Dame hatte mir Marmeladensemmeln gemacht und verkündete mir freudestrahlend, daß sie für mich ein kleines Zimmer in einem Hotel am Petersplatz bekommen hätte.

Ich bedankte mich sehr und ging etwas leicht benommen vom Schlafen am Tage in das kleine Hotel und schrieb mich ein.

Danach holte ich meine Koffer. Das war eine langwierige und anstrengende Sache, und als ich endlich wieder im Hotel angelangt war, verspürte ich einen Riesenhunger, zog mich um und begab mich auf die Suche nach einem Restaurant.

Es war inzwischen Nacht geworden, doch brannten in Wien die Straßenlaternen, eine besondere Annehmlichkeit dieser Stadt, die sich so weit von allen Fronten wähnte, daß man den Bewohnern dieses Zugeständnis gemacht hatte. Nun ging es mir wie allen Menschen in einer fremden Stadt: ich fand kein Restaurant. Als ich endlich auf ein verlokkendes Schild aufmerksam wurde, war es ein Speiselokal mit dem Hinweis: «Nur für Arier». Mit einem derartigen Hinweis hatte ich überhaupt nicht gerechnet, und meine Stimmung fiel auf den Nullpunkt ab.

Endlich sah ich ein Café und siehe, welch ein Glück, man konnte dort ein Tellergericht haben. Ich war froh, in dem warmen, gemütlichen Lokal endlich in Ruhe sitzen zu können und gab meine Bestellung auf. Marken hatte ich, und so aß ich gleich eine Wiener Spezialität: «Grenadiermarsch», und sah mich behaglich um. Die Menschen an den andern Tischen waren vergnügt, ihre Stimmen drangen an mein Ohr, und ich hörte den charmanten Wiener Tonfall, und ich war froh, mitten unter ihnen zu sein und vertraute auf ein wenig Glück.

Das Essen war übrigens sehr gut. Die Wiener verstanden es, selbst noch im 4. Kriegsjahr wohlschmeckende Gerichte anzubieten. Für 50 g Brotmarken bekam ich eine ausgezeichnete Mehlspeise, und wie sie den Kaffee-Ersatz zubereiteten, grenzte schon an Zauberei.

Nach dem Essen hatten sich meine Lebensgeister wieder erholt, und ich bummelte noch recht vergnügt durch die erleuchteten Straßen, betrachtete staunend die Vitrinen voll unerwarteter Dinge, die allerdings für mich mit meinen 150 RM unerschwinglich waren.

B.-W., W. **Basel**

An Samuel Schmitt [Emigrant], bei Familie Küng, Bern

Lieber Herr Schmitt,

Ich danke Ihnen herzlich für Ihr freundliches Gedenken vom 24. Dezember 1942.

Einer unserer Herren wird nächstens in Bern wegen Ihrer Angelegenheit vorsprechen. Wir hoffen, daß es gelingt, Sie wenn irgend möglich bei Herrn Schindler in Rothrist unterzubringen. Rothrist gehört zum Kanton Aargau und da sind die aargauischen kantonalen Instanzen maßgebend. Hätte nur die eidg. Behörde zu entscheiden, wäre die Sache viel einfacher. Wenn es nötig werden sollte, würde auch ich mich in der Sache einmal nach Bern bemühen, aber ich glaube, daß mein Mitarbeiter, Herr Hilpert, die Sache zurechtbringt.

Mit freundlichen Grüßen

P.S. Schicken Sie bitte an die Handlung eine Empfangsanzeige.

Beckmann, Armin von **Köln**

Lieber Otto, liebe Martha,

wir konnten und wollten es nicht glauben und mußten es nun doch durch Eure Anzeige als Gewißheit hinnehmen, daß Euer lieber, herzensguter Junge Ewald hat das schwere Soldatenschicksal hinnehmen müssen. Bald fünf Jahre hat Euer hoffnungsvoller Sohn an vielen Fronten gestanden und sich als überragender tapferer Soldat gezeigt. Er war ein kühner Kämpfer seines Führers und hat so viele Gefahren bannen helfen. Man kann es daher nicht fassen, daß man diesen goldigen Jungen nicht wiedersehen soll, er, der so bescheiden und liebevoll war. So geht Deutschlands beste Jugend dahin. Sie sind Kämpfer und Beschützer der Heimat und sichern unser Dasein durch den Einsatz ihres Lebens.

Wir empfinden mit Euch Euren großen Schmerz, von dem Ihr so schnell betroffen worden seid. So mußtet auch Ihr Euer Bestes für Deutschlands Schicksalkampf opfern. In tiefem Mitempfinden drücken wir Euch herzlich die Hand. Seid tapfer und doch stolz in Eurem Leid. Ihr habt einen großen, tapferen Helden verloren. Er gab sein junges Leben, auf daß Deutschland lebe.

Wir nehmen tiefen Anteil an Eurem Schmerz und grüßen Euch herzlich

Armin und Henriette

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**
An Diplomkaufmann E. Bernhardt, Wien
Lieber Edi!
Deine Vermutung trifft zu: ich gedenke vom 9. bis 13. in Kärnten zu sein. Anschließend aber werde ich am 14. oder 15. nach Gastein fahren und dort bis zum 9. Februar bleiben. Ich fände es großartig, wenn Du dorthin wieder eine Inspektionsreise unternehmen würdest und wir uns auf dem Boden des schönen Gastein wiedersehen könnten! Das wäre mir eine große Freude, und ich hoffe, daß Du es einrichten kannst.
Mit vielen herzlichen Grüßen Dein

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**
An Superintendent Hittmeyer, Göttingen
Sehr verehrter, lieber Herr Superintendent!
Haben Sie sehr herzlichen Dank für Ihre freundliche Einladung zum diesjährigen ersten Studententag. Zu meinem großen Bedauern muß ich Ihnen aber mitteilen, daß ich am 24. Januar nicht kann, da ich Mitte dieses Monats eine dreiwöchige dienstliche Reise antrete, die sich leider nicht unterbrechen läßt. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß ich gern gekommen wäre und daß es mir leid tut, Ihnen diese Absage geben zu müssen. Es würde mich freuen, wenn sich im Laufe des Jahres eine erneute Möglichkeit zum Dienst ergeben würde. Ihr

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**
Sehr kalt und frostig.
G. hatte eine brillante Idee, eine Anthologie zusammenzustellen, in der Ereignisse menschlicher Barmherzigkeit und Zusammenarbeit gesammelt werden (wie etwa die zwei Briefe zwischen einem britischen Piloten und einer deutschen Mutter im letzten Brief, der in dieser Wochenausgabe von *Peace News* abgedruckt wurde). Ich dachte an den Titel «Above all Nations» von einem Spruch, der über einem von Cornells Universitätsgebäuden hängt – «Above all nations is humanity» («Über allen Nationen ist Menschlichkeit»; Anm. d. Übers.). Machte ein Schema des Buches und veranlaßte G., an Victor Gollancz zu schreiben, um zu sehen, ob er es veröffentlichen würde.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**
Nach Darmstadt. Wenn ich an Buchschlag vorbeifahre, muß ich immer an Rudolf Binding denken, wie bei Friedelhausen an Rilke, der zeitweilig dort wohnte. – Es schneit und ist windig kalt. Bei Friederike de

Beauclair fühle ich mich gut aufgenommen; ihre Bilder, eine weite, bunte Welt, sind schön. Sie war sieben Jahre in Südamerika. Wir essen zusammen Mittag. Sie schenkt mir zum Abschied die neuen Gedichte ihres Sohnes Gotthard, der Lyrikpreisträger ist.

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Nachmittags gehe ich zum Farbfilm «Die goldene Stadt». Inhaltlich das alte Lied von dem Mädchen (Christina Söderbaum), das zuletzt ins Wasser gehen muß. Die Farbenfrage ist noch nicht befriedigend gelöst, wenn man auch die technische Leistung darin anerkennen muß.
WB.: Im rückwärtigen Gebiet 1400 Partisanen vernichtet.

Menge, Susanne **Berlin**
An ihren Verlobten Johann Dietrich Meyer
Mein lieber Dierk,
Ich war mit Mutti im Kino. Wir sahen «Stimme des Herzens» mit Marianne Hoppe. Es war sehr nett.
Den ganzen Vormittag war ich wegen meiner Papiere unterwegs und nachmittags half ich Mutti, wusch Deine Sachen und machte Dir ein Kissen zurecht. Morgen gehe ich nun gleich früh zur Kartenstelle und Krankenkasse, anschließend zum Rathaus und zum Schulrat. Jedes dieser Gebäude liegt in einem anderen Stadtteil.
Wie gern würde ich schon diesen Sonntag wieder zu Dir kommen. Aber nun heißt es erstmal lernen und endlich wieder einmal Geld verdienen, sonst ist bald Ebbe bei mir. Na ich glaube am 15.1. gibts die erste Löhnung. Am Mittwoch muß ich zum Gesundheitsamt um mir dort ein Gesundheitszeugnis ausstellen zu lassen. Vor allem ob ich auch nicht lungenkrank bin. Ich glaube es ja kaum. Man kann allerdings nie wissen.
Sei recht herzlich gegrüßt + geküßt von Deiner Susanne

Zucker, Käthe **Berlin**
An ihren Bruder am Ilmensee [gefallen 1944]
Lieber Helmut!
Unsere Firma hat in diesem Jahr 500 Stück von den Soldatenkalendern bestellt, und mir ist zugesagt worden, daß ich einen bekommen soll. Kannst Du Dich bei Heinzens nicht kurz durch Postkarte für das Päckchen bedanken? Du brauchst ja sonst nichts weiter zu schreiben und kannst bezüglich Deines dortigen Ergehens auf die Briefe an uns verweisen. Hast Du an Familie Schatz geschrieben? Und an die Mädels? Es genügen doch schließlich Karten, wenn Du an einen Brief aus

ruhigerer Zeit vertröstest. Aber jeder ist doch in Sorge, daß sein Päckchen nicht angekommen ist, außerdem ist es doch mit Freude zurechtgemacht, und da wartet man eben auf eine Nachricht. Das ist nun mal die Kehrseite des Päckchenbekommens, wo Licht ist, muß auch Schatten sein. Herzliche Grüße, Deine Käthe und Mutti.

Pröbstle, Alfred *1922 **Mo i Rana**

Was ist die Seele? Meiner Meinung nach das Göttliche im Menschen. Dafür ist für mich die Materie der Seele indiskutabel und die Unsterblichkeit selbstverständlich. Wie steht es aber mit der Tierseele? Sie soll mit dem Körper zugrunde gehen. Entweder ist die Tierseele etwas anderes als die Menschenseele, oder sie kehrt auch zu Gott zurück; denn nichts Göttliches kann sterben.

Green, Julien *1900 **New York**

Ich frage mich oft, wie jene leben, die sich nichts vorzuwerfen haben. Eine reine Seele ist so geheimnisvoll! Kürzlich schien es mir abends, während ich nachdachte, als sähe ich plötzlich eines jener inneren Bilder, wie ich sie seit fünf oder sechs Jahren des öfteren gesehen habe. Ich sah vor meinem geistigen Auge eine große Stadt in einer weiten Ebene zur Zeit der Dämmerung, gebaut wie eine Festung, aber niedrig, ganz plattgedrückt. Von dieser Stadt ging ein diffuses Licht aus, und nach einer Weile habe ich verstanden, daß diese Stadt unsere Seele und dieses Licht das Licht der Gnade war. Auf den Festungsmauern ging ein Mann in Rüstung auf und ab, und dieser Mann war der menschliche Wille, der auf den Festungsmauern der Seele Wache hält. Und im Schatten, um die ganze Stadt herum, eine große, in Lumpen gehüllte Menschenmenge mit düsteren Gesichtern, leisen Schritts. Als sich ein Herumtreiber den Mauern näherte, drängte ihn der bewaffnete Wächter mit seinem Degen beiseite, doch konnte er nicht verhindern, daß einer oder zwei schließlich doch eindrangen, daß andere ihnen folgten und daß nach einer Stunde die ganze Stadt in der Hand jener zerlumpten Herumtreiber war, die in meinem Geist die hochmütigen und gierigen Gedanken verkörperten.

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Ab heute wieder normaler Geschäftsbetrieb – An der russischen Front seit langem wieder heftige Angriffe der Roten. Weiß der Kuckuck, woher die das Material immer noch haben. Es geht wieder hart her für unsere Truppen. Scheinbar wird aber der Winter weniger hart.

Heinrich K. **Offenbach**

Zusätzliche Aufgaben in der Führung der Wirtschaft

Gewiß war das Jahr 1942 in jeder Hinsicht voller Entscheidungen. Aber die große Entscheidung des Krieges ist noch nicht gefallen. Die Anstrengungen wurden überall verstärkt, sie beginnen ihr Maximum zu erreichen. Der Aderlaß erfaßt die innerste Substanz unseres Volkskörpers und seiner Daseinswerte. Die äußerlichen Einwirkungen wären noch erträglich, die seelischen aber belasten zunehmend. Rußland hat weitere schwere Schläge hinnehmen müssen, gestürzt ist es nicht! Neben ungeheuren Menschen- und Materialverlusten hat es lebenswichtige Räume verloren: von der restlichen Ukraine bis zum Kaukasus. Sind solche ausgedehnten Gebiete nicht selbst für ein Riesenreich unersetzlich? Die Zeit wird es zeigen ...

In ihrer gegenwärtigen Winteroffensive zeigen die Russen trotz allem eine unerwartet große Schlagkraft. Die Gewichte haben sich verlagert: die Entscheidung des Krieges wird in Rußland fallen!

In Nordafrika hat sich die Lage sehr zu unseren Ungunsten verändert. Nach dem unerhörten Husarenstück Rommels, bis El Alamein auszugreifen, wurde er Ende des Jahres bis Tripolis zurückgetrieben, unter spürbaren Verlusten. Gleichzeitig erfolgte die amerikanische Landung in Nordwest-Afrika. Ein strategisch nicht zu unterschätzender Schachzug. Militärisch war es ein Spaziergang, denn die Sache war durch französischen Verrat bestens vorbereitet. Aber die Luftbasis Nordafrika wird nicht mehr wegzubringen sein. Das Mittelmeer und damit Italien sind schwerstens gefährdet. Churchill nennt es den Stoß in die Weichteile. Die schwächste Stelle der Festung Europa liegt im Süden. Günstigstenfalls kann die nordafrikanische Position Tripolis–Tunis gehalten werden. Eine fühlbare Verschlechterung der Gesamtlage! – Die jetzt systematisch forcierten Luftangriffe haben noch keinen entscheidenden Einfluß auf die Kriegsführung gehabt. Trotz aller Terrorangriffe hat die Bevölkerung eine wunderbare Haltung bewiesen. Diese Rechnung Churchills war falsch!

Zu Haus brachte die Rationalisierung des eigenen Betriebes eine gute Leistung. Der Durchbruch zu modernen Produktionsmethoden wurde vollzogen, das REFA-System eingeführt. Mit Energie wurde der gleiche betriebstechnische und organisatorische Impuls aber auch in breite Kreise der «Fachgruppe» Lederwaren- und Koffer-Industrie getragen, deren Leitung ich übernahm. Die erweiterten Aufgaben wurden verhältnismäßig leicht bewältigt, sie sind jedoch erst ein Anfang. Der in Jahren erprobte Geist kameradschaftlicher Zusammenarbeit meiner

ehrenamtlichen Mitarbeiter bei der «Fachabteilung» wird stärker gepflegt und beginnt sich nach oben durchzusetzen. Persönlich halte ich im Augenblick die Schlüsselposition für die zukünftige Gestaltung der Wirtschaftsgruppe. Die Anfang 1942 erfolgte Übernahme des Sonderausschusses GXI hat meinen Horizont auch in der Wehrfertigung unseres Bereiches (Tornister) nicht unwesentlich erweitert. Weitere Ämter und Berufungen stehen bevor. Ich muß mich hüten, von der handfesten betrieblichen Arbeit allzusehr ins abstrakt Organisatorische aufzusteigen. Ich darf mich nicht vom Fundament meiner Existenz lösen. Ausfälle in der Leitung meines Betriebes und der Abschluß der von mir betriebenen Trennung meiner Gesellschaft von der meines Bruders binden mich wieder stärker an Offenbach.

Reichspropagandaministerium **Berlin**
Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913

Der Minister macht einige grundsätzliche Ausführungen zur Kriegslage und betont dabei den Ernst der Situation und die Notwendigkeit, alles daran zu setzen, die letzten Kräfte für die Kriegsführung zu mobilisieren. Zu Beginn des neuen Jahres sei es notwendig, sich Rechenschaft über die bisherige Arbeit abzulegen und die Konsequenzen für die Zukunft daraus zu ziehen. Er sei glücklich, daß man nunmehr langsam seine Forderung nach einer totalen Kriegführung zum Durchbruch kommen lasse. Jeder Tag beweise mehr, daß wir im Osten einem brutalen Gegner gegenüberstehen, den man auch nur mit den brutalsten Mitteln niederzwingen könne, und hierfür müsse der totale Einsatz unserer gesamten Kräfte und Reserven erfolgen. Es sei jetzt an der Zeit zu handeln, und man dürfe sich nicht auf den Frühling vertrösten. Wenn wir heute nicht die gesamten Reserven mobilisierten, so dürfe man nicht glauben, daß dies im Frühjahr oder im Sommer geschehe, wenn auch ohnedies der Optimismus sich breitmache. Jetzt, wo die Schwierigkeiten so groß seien, müsse man die Zeit ausnützen und zur totalen Kriegsführung übergehen.

Zur Kriegspropaganda selbst sagt der Minister, daß wir sie auf einige Kardinalsätze zurückführen müßten. Es sei notwendig, einige feststehende Grundsätze laufend und unaufhörlich bei jeder Gelegenheit herauszustellen und sie in das Gewissen des Volkes einzuhämmern. Als solche führte er unter anderem an:

1. Der Krieg ist dem deutschen Volke aufgezwungen worden;
2. Es gehe in diesem Krieg um Leben oder Sterben;
3. Es gehe um die totale Kriegführung.

Diese Grundsätze vergleicht der Minister mit den Leitmotiven in den Wagnerschen Opern und meint, diese Sätze müßten immer wieder variiert in Erscheinung treten. Es gebe jeden Tag irgendeinen Anlaß, diese grundsätzlichen Thesen dem Volke ins Gedächtnis zurückzurufen. Ein solcher Anlaß sei z. B. die Veröffentlichung des Weißbuches durch die nordamerikanische Regierung. Der Minister ist der Auffassung, daß durch diese Leitgedanken z. B. auch das Gefasel über den Urheber des Bombardements von Städten erledigt wird.

Der Minister sagt, daß wir weiterhin die Härte des Krieges betonen müßten. Man dürfe dabei jedoch nicht der Gefahr erliegen, daß durch die Betonung der Härte eine defensive Haltung aus unserer Propaganda hervorgeht. Im Gegenteil, unsere Propaganda habe mehr denn je die Aufgabe, die Sieghaftigkeit des Reiches besonders hervorzuheben.

Zu den Nachkriegsplänen der Feinde, meint der Minister, daß es besser sei, keine Notiz von ihnen zu nehmen. Die massive Veröffentlichung dieser Pläne flöße vielen Leuten, die wenig Ahnung von der tatsächlichen Lage hätten, Furcht ein. Diese Nachkriegspläne seien eben eine reine Propaganda der Feindmächte, und letzten Endes verfolgten sie auch das Ziel, eine Sicherheit bei den eigenen Völkern vorzutäuschen. Wir sollten uns daher in Zukunft überhaupt nicht mehr mit ihnen beschäftigen.

Der Minister setzt sich mit dem Schlagwort auseinander, daß «wir den Krieg nicht verlieren könnten». Er halte dieses Wort für absolut falsch, denn es sei von der Vorhersehung nicht vorher bestimmt, wer den Krieg gewinne und wer ihn verliere. Selbstverständlich könnten wir den Krieg verlieren, wenn wir nicht alle Kräfte für den Einsatz mobilisierten. Wenn wir alle Kräfte unseres Volkes ausschöpften und sie richtig einsetzten, dann könnte es allerdings sein, daß im Sommer Rußland zerschlagen werde.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Die Auseinandersetzungen mit dem Roosevelt-Weißbuch sind im Sinne der gestrigen Tagesparole weiterzuführen. Der mißglückte Versuch Roosevelts, sich von der Kriegsschuld reinzuwaschen und der Kritik des amerikanischen Volkes zu entgehen, ist mit dem weiteren vorliegenden dokumentarischen Material anzuprangern.

2. Tagesparole: Die Meldung über eine Einsetzung des neuen Direktoriums der faschistischen Partei [Italiens] und die dabei gehaltenen Reden sind gut zu berücksichtigen.

3. Tagesparole: Der Abschuß von 16 viermotorigen feindlichen Bombern ohne Eigenverluste bei einem Tagesvorstoß in das westfranzösische Küstengebiet ist als guter Erfolg und Beweis der Stärke der deutschen Abwehr zu werten.

4. Fischer: Zum Weißbuch sei zu sagen, daß die Presse die Aufgabe habe, mit aller Energie und größter Leidenschaft das Weißbuch und seine Fälschungen und Behauptungen anzugreifen. Natürlich gehe es nicht, daß man sich aus Rom melden lasse, daß dort das Weißbuch kaum beachtet werde.
Dazu AA Dr. Schmidt: Es komme darauf an, einige schwache Stellen des Weißbuches anzugreifen, nicht in einem langen Palaver das ganze Weißbuch zu behandeln. Einer der schwächsten Punkte ist der Bezug auf den Handelsattaché Miller. Roosevelt benutze also das Feuilleton eines Handelsattachés, nicht die amtlichen Berichte seiner Botschafter, Gesandten und Geschäftsträger. Miller sei außerdem ein sehr fragwürdiger Mann von einem besonders schlechten Charakter und einer moralischen Haltung, die ihn nicht qualifiziere. Er sei schon einmal vom Außenamt in Washington aus der diplomatischen Laufbahn entfernt worden, weil er sich in Schiebereien mit Juden und Devisenschwindel eingelassen habe... Der Zusammenhang zwischen der Kriegsschuld Roosevelts und den tatsächlichen Vorgängen müsse deutlich herauskommen. – Ein anderer Fall sei die Behauptung des Weißbuches, ein Generalkonsul habe berichtet, daß Deutschland von Psychopathen regiert werde.

5. Meldungen über die Rationierungen in Amerika sollten besser nicht aufgegriffen werden. Sie erweckten nur unerfüllbare Illusionen.

6. AA: Die finnische Diskussion über das Verhältnis zu den USA nicht aufgreifen.

7. AA: Europa-Press von gestern über zunehmende Sorge über den englisch-amerikanischen Gegensatz in Nordafrika gut beachten.

8. Grundsätzlich müsse gelten, daß Haßausbrüche unserer Gegner gegen Deutschland immer aufgegriffen und verwertet werden müßten, daß aber Nachkriegspläne grundsätzlich nicht aufzugreifen sind. Wenn also aus Amerika gemeldet werde, daß dort Beamte für den Verwaltungsdienst in Deutschland geschult werden, dürfte eine solche Meldung nicht übernommen werden.

9. Heutiger Berliner «Völkischer Beobachter» brachte Artikel «Großküche der NSV». Nicht übernehmen.

abends:
1. Ausländische Presse beschäftigt sich ausführlich mit wirtschaftlichen Problemen der Nachkriegszeit, fragt nach der Möglichkeit einer Hausse oder Baisse usw.
Alles dieses nicht beachten, auch nicht Stimmen, die von einer Erweiterung der amerikanischen Produktion sprechen.

2. Die Äußerungen der Unzufriedenheit der englischen Presse mit Tunis könnten mit einiger Vorsicht verwandt werden, besonders auch die dabei deutlich herauskommenden Seitenhiebe auf die USA.

3. Die diplomatische Korrespondenz befaßt sich heute abend nochmals mit dem Weißbuch und möge gut verarbeitet werden. Man möge aber vermeiden, allzu ausführlich auf die Münchner Konferenz einzugehen.

4. Stimmen, die sich kritisch mit der englischen und amerikanischen Kolonialpolitik befaßten, seien einstweilen unerwünscht.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Im Jahre 1942 sind nach deutscher Statistik 8,9 Millionen Tonnen Schiffsraum, hauptsächlich durch U-Boote, versenkt worden. London nennt diese Ziffer unsinnig, ohne eigene Angaben entgegenzustellen. Nur für frühere Zeiten weist es die Übertriebenheit derartiger deutscher Ansprüche nach. Es ist klar, daß die Deutschen nicht zu knapp rechnen. Angesichts ihrer Mißerfolge in Rußland wollen sie sich und die Welt mehr denn je überzeugen, daß ihre U-Boote die tödliche Waffe bleiben, die einen wirklichen Sieg der Verbündeten verhindert. Ob Kanada, die USA und England zusammen so viele neue Schiffe bauen können, als alte versenkt werden, wie behauptet wird, darf man bezweifeln, die Ausdrucksweise läßt sich verschieden auslegen. Aber sicher ist, daß die Verbündeten noch immer gewaltige Transporte zur See fertigbringen, obwohl Hitler seit Jahren alles, was in Sicht kommt, torpedieren läßt und 30 Millionen Tonnen in diesem Kriege schon versenkt haben will. (Japan eingerechnet.)
Es ist zu erwähnen, daß der Luftkrieg, den die Verbündeten im Mittelmeerraum führen, fast täglich an Ausdehnung zunimmt. Außer den tunesischen Häfen wurden in letzter Zeit Palermo, Kreta genannt.

Sicherheitsdienst **Berlin**

Meldungen aus den geheimen Lageberichten

Der Neujahrsaufruf des Führers an das deutsche Volk und der Tagesbefehl des Führers an die Wehrmacht haben die Bevölkerung allgemein tief beeindruckt. Die Hintergründe des Krieges seien noch einmal klar und überzeugend dargestellt worden. Die Erwähnung des Führers, daß Deutschland durch die englisch-amerikanischen Kriegsmethoden jetzt hassen gelernt habe, wird vielfach als ein erneuter Aufruf zu noch größerem Fanatismus sowohl in der Heimat als auch an der Front im Kampf um den Sieg gewertet.

Anläßlich des Jahreswechsels beschäftigte sich die Bevölkerung vielfach mit Rück- und Ausblicken über die militärische und politische Lage. Die Erfolge im abgelaufenen Jahre werden vor allem darin gesehen, daß für die Versorgung von Front und Heimat wichtigste Gebiete erobert wurden, wenn auch die Gewinnung der Ölfelder von Grosny und Baku noch die Aufgabe des kommenden Jahres bleibe. Mit Besorgnis erwarte man jedoch weiterhin die schweren Abwehrkämpfe an der gesamten russischen Front, weniger wegen der vielfach als unwesentlich bezeichneten Gebietsverluste, als wegen der dadurch erkennbar werdenden russischen Kampfkraft.

Als wesentlicher Aktivposten des Jahres 1942 werden die Erfolge im Kampf gegen die Feindschiffahrt mit einem Jahresversenkungsergebnis von nahezu 9 Millionen BRT vermerkt und anerkannt.

Die vielfach als unklar und teilweise sogar als wenig günstig bezeichnete Lage in Afrika wird nach wie vor besorgt verfolgt. Trotz des starken Brückenkopfes im Raum von Tunis und Bizerta empfindet man es als unsicher, ob die Achsenstreitkräfte angesichts der starken Überlegenheit des Feindes an Menschen und Material sich werden halten können, wobei im Falle eines Verlustes der afrikanischen Position ein Angriff des Feindes auf Italien befürchtet wird, was auch zu Rückwirkungen auf die Lage an der Ostfront führen müsse.

Es wird vielfach darauf hingewiesen, daß die feindlichen Luftangriffe seit dem Jahre 1941 an Zahl und Stärke erheblich zugenommen hätten und es heute bereits schon so sei, daß der Engländer bei einer Angriffsdauer von weniger als einer halben Stunde deutsche Großstädte schwerstens treffen könne.

Eine Anzahl von Volksgenossen äußerte sich dahingehend, daß man sich «so gar keine Vorstellungen machen» könne, wie der Krieg, insbesondere mit den USA, zu einer klaren Entscheidung kommen solle. Teile der Bevölkerung ergingen sich in verzagten Gesprächen darüber, «was

wohl noch alles kommen würde». Einzelne Zeitungen ließen schon mit einem weiteren Winter im Osten rechnen.

Bei der von Reichsminister Dr. Goebbels zur Jahreswende gehaltenen Ansprache habe sich ein Teil der Volksgenossen gefühlsmäßig davon beeinflussen lassen, daß der Deutschlandsender abgeschaltet war, daß im Westen Alarm gegeben wurde, und daß die Rede im Osten auf der Breslauer Welle sehr gestört worden sei. Das monotone wiederholte Hineinsprechen von der Gegenseite «1943 wird ein Jahr des Grauens – Niemand wird aus Rußland zurückkehren – Hitler ist der Totengräber Europas – Stalingrad ist eingeschlossen – usw.» habe vereinzelt die Stimmung gedrückt.

Aus allen Reichsteilen liegen Meldungen vor, daß die Polizeiverordnung zum Schutze der Jugend vielfach übertreten werde, insbesondere das Verbot des Gaststättenbesuchs.

In einer Reihe von Kaffeehäusern sind laufend zahlreiche Jugendliche anzutreffen. Auch viele zum Teil sehr berüchtigte Nachtlokale, Bars und dgl. werden oft von Jugendlichen besucht. Besonders beliebt sind die Lokale, die eine sogenannte «Tischpost» eingerichtet haben, oft Dirnenlokale.

Jenssen, Hermann **Jena**

An das Arbeitsamt Jena

Anastasia Turpanowa, die seit Mitte November 1942 bei mir im Haushalt beschäftigt ist, hat gestern vormittag wiederum die Arbeit niedergelegt und weitere Arbeit verweigert, nachdem sie bereits vorige Woche einmal die Arbeit verweigert hatte und daraufhin zwei Tage im Gefängnis gewesen war.

Die erste Arbeitsverweigerung geschah, weil sie kein geheiztes Schlafzimmer hat. Gestern verweigerte sie die Arbeit, weil ihr das zweite Frühstück nicht zusagte. Sie hatte ein den Verhältnissen entsprechend dünn gestrichenes Butterbrot aus zwei Schnitten, nachdem sie schon ein ebensolches Brot mit etwas Wurst gegessen hatte. Offenbar wollte sie zu diesem zweiten Butterbrot Wurst haben, und als sie das nicht bekam, schmiß sie das Brot auf den Tisch, ging in schrecklicher Aufregung von Zimmer zu Zimmer schimpfend und schreiend. Dann begab sie sich in ihr Zimmer und entzog sich jeder Weiterarbeit.

Ich habe sie daraufhin, da die Polizei sie nicht abholen konnte, in das benachbarte Heim gebracht zu den anderen beiden Russinnen, weil ich den berechtigten Eindruck hatte, daß Anastasia Turpanowa in ihrer Aufregung sich an meiner Frau vergreifen könnte.

Anastasia T. ist in der Hausarbeit außerordentlich tüchtig. Sie ist auch durchaus arbeitsfreudig und arbeitswillig und leistungsfähig, aber sie ist ebenso anspruchsvoll. Sie kommt ständig mit neuen Wünschen. Wenn man ihr die Wünsche nicht erfüllen kann, läßt sie ihre ganze Umgebung ihre mürrische Laune spüren. Dabei ist sie in solchen Fällen dann so jähzornig und sinnlos wütig, daß sie in der Familie unerträglich ist. Ich muß deswegen bitten, sie mir umgehend abzunehmen. Mein Haus liegt am Rande der Stadt. Im ganzen Haus ist am Tage über kein Mann. Nach dem Vorfall von gestern muß ich damit rechnen, daß Anastasia T. unter Umständen in ihrem Zorn Dinge anrichtet, die für meine Familie die schwersten Folgen haben können. Ich glaube nicht, daß sie bewußt sich an meiner Frau oder meinen Kindern vergreifen würde. Ich halte es aber durchaus für möglich, daß sie in ihrem Affekt Handlungen begehen kann, die, wie gesagt, sehr schwere Folgen haben können.

Richard B. *1922 **Stargard**

Bisher ist der Flugdienst immer ausgefallen. Heute morgen saß ich schon in der 217, um nach Terespol zu fliegen, da mußte ich wieder raus, ein Leutnant sollte dafür mit. Schade! Die 217 ist ein Maschinchen! Picobello! Hoffentlich wird das Gerücht wahr, daß die Leutnante als Flugzeugführer zu einer Staffel 217 kommen sollen, zudem nach Frankreich. Das wäre 'ne Kiste!!

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **München**

Heute ist ein wahrer Glückstag. Zuerst kam ein Päckchen von daheim, dann ein ganz schrecklich lieber Brief von – U. N. (wohin mit diesem Glück?) und heute abend die Aussicht – in Urlaub zu fahren!! Ich bin nicht mehr in der Meßstaffel, sondern heute zur Geschützstaffel versetzt! 4 Mann, die Jüngsten, sind hierher verlegt, weil wir als «Spezialisten» in der Meßstaffel nicht versetzt werden dürfen. Also steht unsere baldige Versetzung bevor! Und vorher noch Urlaub!!!

Böttger, Hermann *1923 **Sagan**

Liebe Mutter!
Ich habe gerade wieder einmal einen Nachtmarsch von 15 km hinter mir. – Leider steht die Sache mit dem Versetzt- oder Nichtversetztwerden nicht allzu günstig. Jeder muß nämlich jetzt Frontbewährung und zwar in Rußland haben. Wenn verschiedene auch schon in Polen und Frankreich dabei waren, hilft alles nichts, ob Offizier, Feldwebel oder Schütze, alles muß raus. Mir hat auch der Spieß gesagt, ich werde

demnächst zu der Marschkompanie versetzt und werde von da zur 4. Kompanie kommandiert, um die Skiausbildung zu leiten. Heute gings los mit Skifahren, wir haben ja enorm Schnee hier. Ich hab ja wohl den Spieß gefragt, ob ich nicht nach Hause fahren könnte, meine Ski zu holen, aber da ich schon Freitag fahren müßte und ich doch erst vom Urlaub kam, und wir auch eben selbst Ski haben, konnte er es nicht genehmigen. Ist ja auch egal, wäre doch bloß eine Hetze geworden. Nun bitte ich Dich aber trotz der weniger netten Aussichten in Bezug auf Hierbleiben, mir meine Skischuhe, den Anorak, Keilhose und Skizunfttuch [?] möglichst schnell zu schicken, denn ich will dann doch nach Krummhübel zum Skilaufen fahren. Ich wurde sehr vermißt von ein paar Saganesen über Neujahr in Krummhübel; aber es gibt doch nichts schöneres als Daheim!
Dein Hermann

Saak, Wilhelm 1915–1945 **südwestlich von Stalingrad**

Liebe Eltern!
Gesundheitlich geht es mir wieder gut zur Zeit. Wir haben reichliche und gute Verpflegung. Wir sind vorgeschobener Gefechtsstand und schlachten, was wir wollen. Heute habe ich mir zum Frühstück ein schönes Stück Schweinefleisch zum Braten geholt. Es prokelt gerade in der Pfanne. Schade, daß ich Euch nichts davon schicken kann, da es unterwegs verderben würde.
Euer Willi.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!
Was das Wetter anbelangt, so haben wir mal wieder Tauwetter bei 2° Wärme. Das ist fast unglaublich. Der Vormittag verlief ruhig. Ich las verschiedene Zeitungen im Bett. Konnte es mir ja erlauben. Später stopfte ich meine Strümpfe. Letzte Woche habe ich mir eine große Menge graues Stopfgarn organisiert. Es wäre aber ganz gut, wenn Ihr mir noch braunes schicken könntet für die Privatstrümpfe.
Das Mittagessen war montagsmäßig, nämlich Kohlsuppe.
Draußen schneit es heftig.
Über meine Gedichte, d. h. darüber, daß sie evtl. «zu weit» gehen, braucht Ihr Euch keine Sorgen zu machen. Sie wurden zu richtigen Zeitpunkten vorgetragen und außerdem dürfte es mir keiner übelnehmen, wenn ich mich über Tatsachen auslasse.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine Liebste!
Ein Brief von Dir und einer von Doris. Heute ging für Doris Brot ab. Hängt denn das Vogelhaus? Konntest Du damit fertig werden? Meine Medizintropfen nehme ich nicht, da 1. nicht nötig und 2. ich bisher noch nicht wußte, daß 3×7 Tropfen tgl. zu nehmen sind.
Es stimmt nicht, daß ich alle Süßigkeiten schon vor dem Fest verschlungen habe, wegen der Überfülle habe ich heute noch Gebäck. Bücher stehen noch aufgestapelt und wollen gelesen werden.
Ich schickte ein Weckglas, weil ich kein anderes Gefäß zur Hand hatte, darum schicke mir immer Leerdosen und Leerflaschen zurück. Brauchst Du Papiertaschentücher? Ich werde schicken. Aufnehmer gibt es nicht.
Ach ja, die Wanzen! Da ich in unserer Behausung ihr alleiniger Ernährer bin, habe ich schon darunter zu leiden. Wenn St. zurückkommt, kann er die Hälfte gleich zurückbekommen. Läuse habe ich nicht mehr. Heute Nacht bin ich um 1 Uhr, dann um 3 Uhr und wieder um 5 Uhr aufgewacht, um auf die Jagd zu gehen. Jedes Mal mit Erfolg. Leider schlafe ich so schlecht wieder ein. Da ich hier aber ein freier Mann bin, kann ich zu jeder Zeit den Schlaf nachholen.
Habt Ihr denn auch für Eure Stiefel dicke Strümpfe?

Kreuter, Georg Christian 1913–1974 **Woilowo**

Große Pferdedurchsicht durch den Div.-Kdr. in Woilowo. Als ich General von Thüngen melden will, gratuliert er mir zum Hauptmann!!! Da war ich überrascht! – Anschließend mit Oberst Treptow bei Oberzahlmeister Reincke gegessen und eine Flasche Wein getrunken. Reincke opferte dann auch 2 Sterne, und so wurde ich ein richtiger Hauptmann!
Als ich im Birkenhof ankam, hatten sie meinen Tisch mit einem Kissen gedeckt, auf dem 2 Sterne lagen, außerdem wurde das ganze durch ein paar Flaschen «prächtig umrahmt».
Bald kamen alle Fw. zur Gratulation. Dabei blieb es aber nicht!! Die Sänger brachten ein Ständchen! Bald – nach 3 Stunden – war ich so weit, daß mich Große unauffällig abschleppen mußte. Ich ging im Schreibstubenunterstand «zu Bett». Als mein Verschwinden bemerkt wurde, suchte man mich im Walde, da man annahm, ich sei irgendwo dicht am erfrieren.

Marcks, Herbert 1918–1943 **im Osten**

Feldpostnr. 12303 c
An seinen Vater, Gerhard Marcks, Berlin
Lieber Vater!
Die anstrengendste Zeit im Jahr ist glücklich überstanden. Die Russen haben uns den Gefallen getan und blieben ruhig. Nur als die Regimentsmusik spielen wollte, gab es Zunder. Aber in jeder anderen Hinsicht war allerlei los.
Ich bin viel mit den Brettern unterwegs, lerne viele Leute kennen, überall findet man gastliche Aufnahme. Krieg wird geführt wie in der Nordwestpassage, mit übelsten Mitteln. Neulich machten wir einen Rachefeldzug, arrangierten einen Spähtrupp gegen einen Waldstützpunkt, legten uns einen halben Tag in Schneeanzügen vor seinen Igel, bis alles klar und bekannt war (man hörte sie sprechen, und in den Fernsprecher durfte nur geflüstert werden), und dann schossen wir ihm die Bunker ein. Die Splitter flogen uns um die Ohren, und die armen Russen wußten kaum, wie sie in ihrem Waldversteck zu dem Segen kamen. Regelrechter Indianerkrieg, nur die Mittel sind etwas anders …
Herzlich dankt und grüßt Herbert

Zimmermann, Josef *1913 **(Ssinjawino/Wolchow)**

An einem sehr kalten Januartag, es war der 4. Januar 1943, zog am Abend der Feldwebel Sawatzki los, um an einer Stelle entlang des Wolchow mit seinem Zuge, Minen zu verlegen. Russische Zivilisten, die von der Division abkommandiert wurden, waren mit ihren Panjewagen voll Minen schon unterwegs. Es waren Tellerminen, die lt. Vorschrift nicht mehr als 20 auf einen Haufen gelagert werden durften. Im Handtuchwäldchen, 200 Meter vom Wolchow entfernt, sollten sie gelagert werden. Von dort aus sollten sie bis ans Ufer zur Verlegestelle getragen werden. Alle Gruppenführer kannten die Vorschrift und wurden nochmals auf sie hingewiesen.
Die Soldaten waren emsig beim Abladen, denn je früher sie fertig waren, umso früher war es Feierabend. Um sich der Karte nach zu vergewissern und eine Minenskizze anzufertigen, begab ich mich mit meinem Zugführer in einen kleinen verlassenen Bunker. Er befand sich in unmittelbarer Nähe der Abladestelle. Wir zündeten uns ein Hindenburglicht an und jeder eine Zigarette. Jetzt vertieften wir uns in unsere Arbeit. Man hörte das Knirschen der schwerbeladenen Schlitten und hin und wieder einen Granateinschlag. Plötzlich wird die Tür des Bunkers eingedrückt, Dreck rieselt uns auf die Köpfe. Sawatzki schreit: «Josef, die Minen!»

Eine gewaltige Detonation drückte uns im Bunker zur Seite. Mit aller Kraft versuchten wir, den etwas zugeschobenen Eingang freizubekommen und liefen dem Geschehen entgegen. Was wir sahen. Grauenhaft. Ein großer schwarzer Krater tut sich vor uns auf. Auf dem verrußten Schnee lagen Fleischfetzen und zerfetzte Lumpen. Auch einige Fahrzeuge mit zerfetzten Russen lagen herum. Kein Mensch mehr zu sehen, alles war weg.
«Wie konnte das bloß passieren?» schrie der Feldwebel. «Bestimmt haben die die 200 Minen auf eine Stelle abgeladen. Josef, was mach ich. Ich erschieße mich. Soooo kann ich nicht mehr zur Kompanie zurück.» Immer wieder griff er nach seiner Pistole. Immer wieder drückte ich seine Hand mit der Waffe herunter.
«Otto», schrie ich ihn an. «Mach doch keinen Mist. Ich kann ja alles bezeugen, daß du die Gruppenführer genauestens informiert hast, und im übrigen wußten das schulmäßig auch alle Unteroffiziere.»
Sawatzki tobte und war kaum zu beruhigen. Er weinte, wie ich noch nie einen Mann weinen sah. Er sagte: «Geh alleine, ich bleibe hier.»
Doch Josef wich nicht von seiner Seite, denn trauen konnte ich ihm jetzt nicht. Ich gab ihm eine Zigarette, die er hastig rauchte.
Wir gingen dann zum Infanterieposten, dem ich das schreckliche Geschehen meldete. Ja, so war das: alles sollte schnell gehen, jeder wollte so schnell wie möglich wieder im warmen Unterstand sein. Immer noch weinte mein Feldwebel wie ein kleines Kind. Er war zu nichts mehr fähig. Ein gebrochener Mensch, der mir sehr leid tat.
Noch in derselben Nacht wurden die eingesammelten Körperteile auf sieben Atjas (finnische Schlitten) ins Lager «Minenlegerruh» gebracht und dort beigesetzt. Ein großes Holzkreuz auf dem Massengrab, darauf zu lesen war: «Hier ruhen 23 deutsche Pioniere, die für ihr Vaterland ihr Leben ließen.»

Henckell, Konrad Wilhelm 1922–1943 **Dobrowitschi**

In der Nacht um vier Uhr begann es: Feuerüberfall, Nebelwerfer, Schneesturm, Dunkelheit. Über das Eis der Lowat gegen den Wald rechts vom brennenden Dorf stürmen wir; bekommen Feuer. Unordnung und Verwirrung. Wir dringen zum Wald hin vor. Die Kugeln pfeifen. Schreie, Befehle, Schüsse. Dann im Wald. Handgranaten, Baumschützen, einzelne Russen fliehen.
Es ist sehr dunkel. Ich knie mit anderen in einer Lichtung und schieße auf das MG-Mündungsfeuer am anderen Ende der Lichtung. Plötzlich ein Schlag: ich bin getroffen. Aber noch kann ich gehen. Ich treffe R.,

drücke ihm die Hand, – und immer ohne Deckung im Feuer. Die Verwirrung ist groß. «Zurück!»
Nun kommt das schwerste. Viele gehen zurück, ohne Verwundete mitzunehmen oder Feuerschutz zu geben. Den Feldwebel habe ich – als Melder – längst aus den Augen verloren. Er glaubte mich schon gefallen. Wozu braucht man auch noch Melder? Es ist doch jeder ganz auf sich gestellt.
Ich fühle, daß mein linkes Bein feucht wird – Blut. Das Schreien und Stöhnen der Verwundeten zerrt an den Nerven. Ich helfe einem Schlitten die Böschung des Flusses hinauf, gehe vor, gehe zurück, bin bald allein, bald bei anderen. Und immer wieder umpfeifen uns die Kugeln. Trotz allem bin ich merkwürdig ruhig.
Da, wieder ruft jemand nach Sanitätern. Zu zweit nehmen wir ihn auf. Bald sinkt er erschöpft in den Schnee. Wir ziehen ihn an einem Tragegerüst. Er hält sich tapfer. Endlich nimmt ihn ein Schlitten mit … eine erschütternde Fracht von Not und Tod.
Am Kompaniegefechtsstand. Wir tragen Verwundete hinein, Tote hinaus – ich gehe in den Bunker des ersten Zuges, um meine Wunde zu untersuchen: kleiner Durchschuß an der linken Wade. Die Kugel zerriß den Tarnanzug, hätte beinahe die Eierhandgranate in meiner rechten Hosentasche getroffen und hinterließ noch eine längere Prellstelle am rechten Oberschenkel.
Ich humple weiter zu meinem Bunker und lasse mich verbinden. Alsbald stehe ich im wütenden Schneesturm wieder auf Posten.
Ich weiß, alles war nur ein Anfang. Und der Sinn? – Das Leben ist keine Selbstverständlichkeit mehr, es ist ein Geschenk.

Turner, Grete 1899–1982 **Kirchweyhe**

An ihren Sohn in Stalingrad
Mein Lieber Junge!
Ob es Dir gut geht, mein Junge? Ob Du wohl ahnst, wieviel unsere Gedanken bei Dir sind? Daß Du so gute Stiefel bekamst ist ja herrlich, hoffentlich tragen sie Dich bald einmal in die Heimat!!
Uns geht es gut. Wir hatten diese Tage Besuch von Onkel Rudi, Tante Grete und Helmut, haben viel von Dir gesprochen und Dich herbeigewünscht. Onkel Rudi gefällt es in Frankreich gut; er hat einen interessanten Posten.
Jenslein ist immer vergnügt, er spricht nun auch; wenn es schneit, sagt er «Zucker».
Liebe Grüße, Deine Mutti!

Reuber, Kurt 1906–1944 **Stalingrad**

Nachts

Ich sitze beim Karbidlicht und beginne ein Nachtbild von mir in der Hoffnung, daß es mein Kommandeur nach Deutschland mitnehmen könnte. Da unterbricht mich ein Melder und sagt, daß der Kommandeur wahrscheinlich noch in dieser Nacht abfliegen wird. Ob das Nachtbild was geworden wäre? – Nun, ich will an ihm weiterarbeiten. Schade nur, daß das, was ich an Bildern Dir mitgeben wollte, bei dem urplötzlichen Abflug nicht bereit ist. Es geht in dieser Unruhe alles anders als nach eigenen Gesetzen.

Soldat Theo **Rußland**

Ihr Lieben

Ein Gruß von Stalingrad sendet Euch Theo. Bin noch gesund was ich auch von Euch hoffe. Wie Ihr wol wisst sind wir seit 7 Wochen von den Russen eingekeßelt und werden aus der Luft versorgt. Diesmal ist es umgedreht aber ich denke das balt wieder der Kessel offen ist. Post habe ich schon lange keine mer bekommen. Die Paketen liegen alle noch außerhab des Kessels und ich hätte jetzt so ein Hunger drauf. Hier ist jezt viel Arbeit und wehnich zu Essen. Sielfester und Neujahr habe ich gut um bekommen da war ich nach vorne zum Schanzen und habe mich einen abgefroren. Über Weihnachten will ich nicht klagen. Die Tage hatten wir volle Verpflegung, was jezt wieder nicht der fal ist. Aber dafür müßen wier jeden Abend zum Schanzen. Nach diese Zeit kommt eine andere. Ich hate die ganze Tage keine Zeit zum schreiben werde auch die näksten 3 Wochen keine Zeit dafür bekommen also las den Mut nicht sinken wenn auch zuwenich Post kommt denn alles muß durch die Luft gebracht werden, für heute will ich schließen. Gruß Theo

Soldat Werner **Rußland, im Felde**

Liebe Mutter! Ich will nur kurz ein paar Worte senden, denn ich habe mir eine Blutvergiftung an der rechten Hand zugezogen und augenblicklich die Schiene abgenommen. Es wird aber schon wieder besser. Ich muß nur noch Bäder machen und die Hand ruhig halten.
Silvester ist ruhig verlaufen. Ich habe mit noch zwei Kameraden im Bunker gesessen und «Mensch ärgere Dich nicht» gespielt und ab und zu dabei ein Gläschen Cognac getrunken, den wir uns von Weihnachten aufgespart hatten. So ging dann das alte Jahr seinem Ende zu.
Nun . . . der Onkel Doktor wird schimpfen, wenn er mich sieht.
Viele Grüße und weiterhin alles Gute wünscht Dir Dein Sohn Werner

Soldat Peter **im Osten**

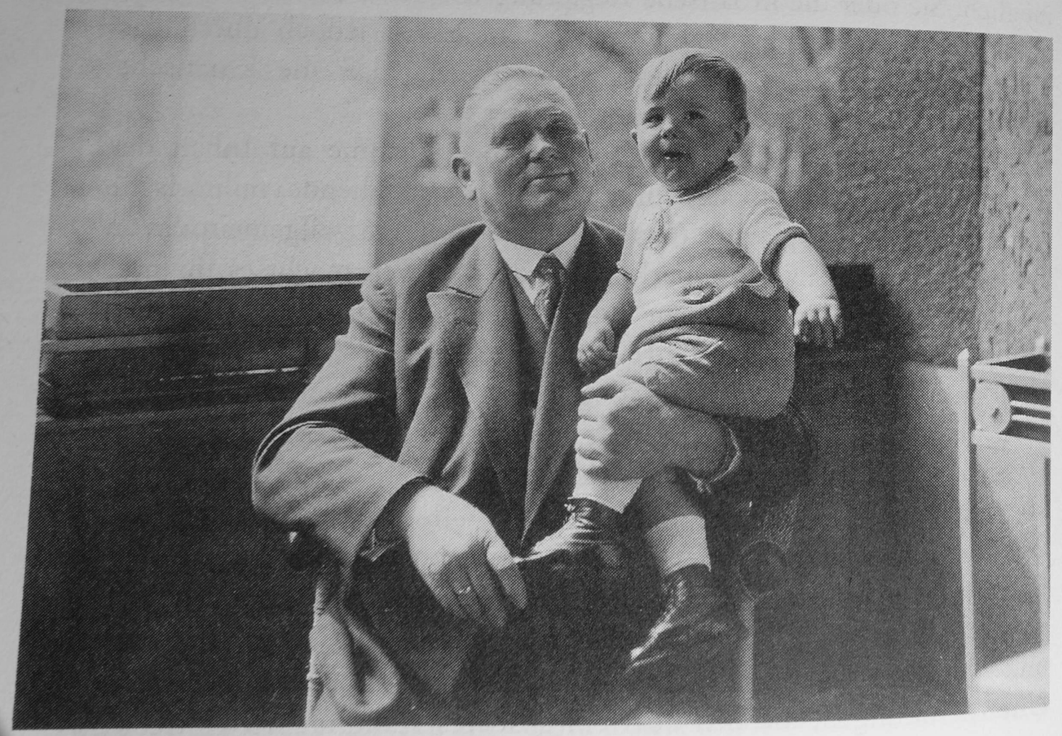
Liebe Mutter!

Der Hunger ist zu toll. Ein Stückchen trocken Brot schmeckt wie Kuchen. Man hat nur nicht jeden Tag was.
Könnte ich doch nur jetzt zu Hause sein, am Tisch sitzen und trocken Brot essen. Mehr wollte ich garnicht.
Hoffentlich kommen bald bessere Zeiten. So kann es nicht bleiben. Auch mit der Weihnachtspost ist nichts zu machen. Erst muß der Weg offen sein. Wann mag aber der Tag kommen? Man muß eben aushalten, und darf den Kopf nicht hängen lassen.
Wünsche Dir nun für Heute alles Gute und empfange recht herzliche Grüße von Deinem Sohn Peter!

Ritter, Karl 1883–1968 **z. Zt. Sonderzug**

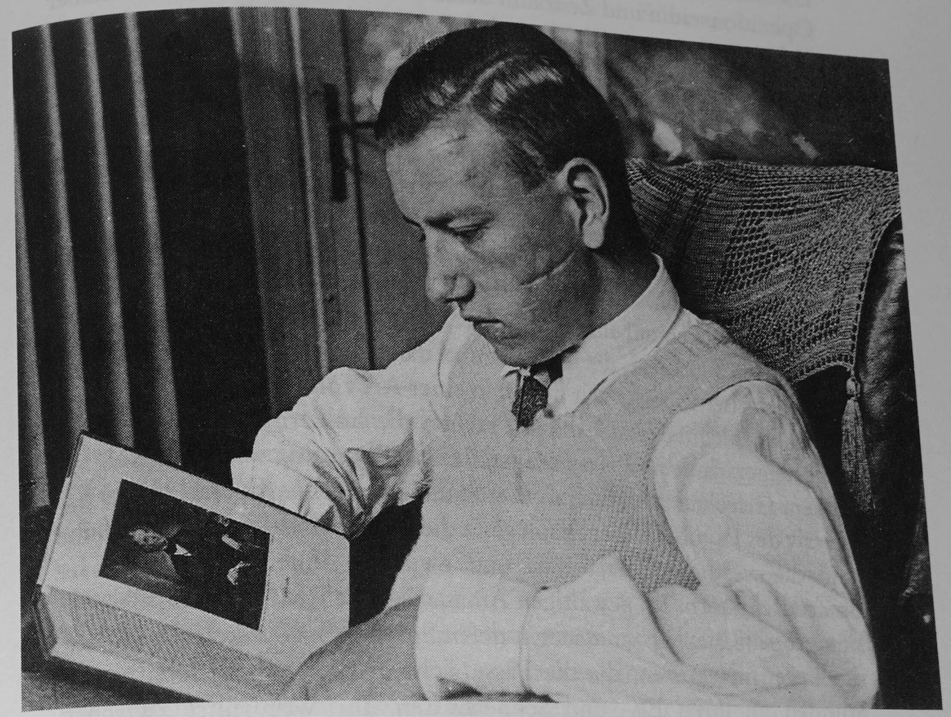
Telegramm an die Gesandtschaft in Agram [Zagreb]
Nur als Verschlußsache zu behandeln
Geheimverkehr für Behördenleiter.
1.) [. . .] Für die bevorstehenden militärischen Maßnahmen im dortigen Raum ist eine besonders strenge Geheimhaltung angeordnet worden. Die vorherige Kenntnis der Einzelheiten muß auf den engsten militärischen Kreis beschränkt bleiben. Aus diesem Grunde war und ist es nicht möglich, Sie oder die kroatische Regierung vor der Durchführung der militärischen Maßnahmen zu unterrichten. Es ist jedoch durch das Oberkommando der Wehrmacht sichergestellt, daß die kroatische Wehrmachtsführung rechtzeitig unterrichtet wird.
2.) Ich bitte jedoch, ohne unmittelbare Bezugnahme auf Inhalt der Ziffer 1.) oder auf etwaige unmittelbar bevorstehende militärische Maßnahmen den Poglavnik (Pavelić) persönlich ganz allgemein davon zu unterrichten, daß das Oberkommando der Wehrmacht es für notwendig hält, bei zukünftigen militärischen Operationen deutscher Truppen gegen die Banden und Kommunisten in Kroatien den Kampfraum zum militärischen Operationsgebiet zu erklären mit der Wirkung, daß die gesamte Vollziehende Gewalt in dem Kampfraum für die Dauer der Operationen auf den Befehlshaber der deutschen Truppen übergeht.
Die bisherigen Erfahrungen bei der Bekämpfung der Banden und Kommunisten haben dies als unbedingt notwendig erwiesen. Wir seien sicher, daß der Poglavnik für diese Notwendigkeit Verständnis habe und zustimmen werde. Dabei sei natürlich nur gedacht an militärische Unternehmungen, die sich über ein größeres Kampfgebiet erstrecken.

Zeitsprung in das Jahr 1933



MONTAG, 4. JANUAR 1943

Zeitsprung in das Jahr 1933



Die kroatische Wehrmachtsführung werde jeweils rechtzeitig über den Operationsraum und Zeitraum durch den deutschen Oberbefehlshaber Südost [Löhr] unterrichtet werden. [...] Ritter.

Jünger, Ernst *1895 **Teberda**

Weiter hinauf im Teberdatal, bis zum Gefechtsstand des Hauptmanns Schmidt, der oben mit Hochgebirgsjägern zwei Pässe sperrt. Ich bediente mich des Kettenkraftrades, eines Fahrzeugs für unwegsame Anstiege.

Der schmale Pfad führte zwischen riesenhaften Nadelhölzern und bemoosten Felsblöcken empor. Ein Bächlein rieselte unter blasig gefrorenen Eisglocken auf ihm dahin. Rechts, zwischen bleichen Geröllhalden, vielfach geädert, die Teberda und dann der Amanaus, der sich aus den Gletschern speist. War heiter, in einer Art von Höhenrausch.

Hoch oben, im Amanauskessel, stehen die hölzernen Gebäude einer Bergsteigerschule und einer Heilstätte. Hier empfing mich Schmidt auf seinem Gefechtsstand, über dem sich die Eisriesen aufrecken: links das Massiv des Dombai Ulgen, dann spitz die Karadschajanadel, die östliche und die westliche Belaja Kaja und zwischen ihnen das sonderbare Ssofrudschuhorn. Im gewaltigen Amanausgletscher mit seinen Flächen von grünem Blankeis, mit seinen tiefen Spalten und funkelnden Abrissen liegen die Posten, die die Pässe sichern; die steigen noch sieben Stunden zu ihren Eis- und Schneehütten. Ihr Weg führt zwischen Steinschlägen, Lawinen, grausigen Abstürzen empor. Wie Schmidt mir erzählte, werden indessen die alpinen Gefahren von denen des Krieges überblendet; im schweren Aufstieg denkt man vor allem an den Feind.

Gerade traf eine Meldung bei ihm ein: Russische Spähtrupps hatten sich oben in Schneelöcher eingegraben; ein Feuergefecht war im Gang. Diese Schneelöcher werden mit einer Zeitung tapeziert und mit einer Kerze geheizt; das ist der ganze Komfort.

Hier oben gedachte ich so lange wie möglich zu bleiben und hin und wieder aufzusteigen in die Gletscherwelt. Ich fühlte mich heimisch und spürte, daß in diesen Massiven noch eine der großen Quellen lebt, wie das auch Tolstoi so stark empfand. Doch als ich die Einzelheiten meines Aufenthalts mit Schmidt besprach, kam aus Teberda der Funkspruch, daß unverzüglich der Rückzug notwendig geworden sei. Das heißt wohl, daß die Lage bei Stalingrad sich noch verschlechtert hat. Auch wurde das Wetter, das hier seit Wochen heiter gewesen war, plötzlich drohend – man sah die warme Schwarzmeerluft in Wirbeln und Fahnen über die Pässe einfahren, und wehender Brodem heftete sich an die

Spitzen der Hörner an. Ich blickte einmal noch aus dem Kessel auf diese Riesen zurück – auf ihre Grate, Zinnen, Abstürze. Kühnste, höchste Gedanken, mit allen finsteren Schrecken der Macht vereint. An solchen Orten tritt der Plan der Welt hervor.

Auch in Teberda fand ich alles aufgestört. Die 1. Panzerarmee links räumt ihre Stellungen; die Hochkaukasusfront wird von der Bewegung erfaßt. In Tagen werden Positionen aufgegeben, deren Erringung mehr Blut und Mühe kostete, als je ein Hirn ermißt. Infolge der Überstürzung wird viel zurückbleiben. Der Oberst hat Befehl, die Munition zu sprengen und die Vorräte zu vernichten; auch werden die Kreuze von den Gräbern genommen und deren Spuren verwischt. Im übrigen verhielt er sich philosophisch, so etwa:

«Ich bin doch neugierig, wer in einer Woche die Anastasia in den Hintern zwicken tut.»

Der Spruch bezog sich auf eins der beiden Mädchen, die bei Tisch aufwarteten. Übrigens weinten sie und meinten, daß die Russen ihnen die Hälse abschneiden würden, worauf der Oberst ihnen einen Platz beim Troß einräumte.

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**

Wir hatten endlose Dienstbesprechungen am gestrigen Sonntag mit grauenhaftem Formelkram, am Abend war es dann erträglich gemütlich mit letztem Weihnachtsalkohol und Liedersang. Wir stehen im Büro im Zeichen großer Zusammenstellungen, bekommen von den Russen elendes Material. Keine Zahl stimmt. Draußen stehen wir im Zeichen von großen Viehbeitreibungen. Es ist alles unterwegs, was nicht auf Urlaub ist. Stimmung und Mitarbeit der Agronomen ist auch nicht sehr doll mehr––!

Ich sitze herrlich bequem auf einem von Morosows Frau gestickten Kissen, das voller Ersatz für das vergessene Gummiding ist. Das kleine Rauchgeschirr und ein blühendes Sedum machen den Platz nett und gemütlich. Die elektrische Lampe mit Sojas gelbem Papierschirm brennt bis 10 Uhr, dann kommt die Petroleumlampe ohne Schirm dran. Bei dieser Temperatur wird abwechselnd der oder jener Ofen in Abständen von 3 Tagen geheizt.

Die Mädels haben gestern vor der Dienstbesprechung den Christbaum abgeräumt. Peters Tüten und Bänder, ein Teil der Engel von Ursel und anderes wie Lametta, werden am 6. 1. russische Christbäume noch einmal schmücken, darunter Morosows. Bei Dollanskys ist es nicht notwendig, etwas hinzugeben. Isa hat aus Zigarettenschachteln eine Stadt

zusammengebastelt, natürlich noch mit Zutaten wie Moos u.s.w. Anständig wie in einem deutschen Haus, aber für unseren Geschmack nicht so recht auf den Christbaum gehörig. Nunas Engel bleiben bei mir auf dem Schlafzimmertisch, die gehen nicht weg. Die Märchenfiguren und kleinen Tiere habe ich auch alle noch, bin nicht entschlossen, sie zu verschenken. Die Kinder würden zu schnell alles zerbrechen.

Hegenscheidt, Annemarie *1907 **Ornontowitz**

An ihren Mann

Ich bin mal wieder sehr fleißig in der Wirtschaft, habe mit dem neuen Jahr ein «neues Leben» angefangen. Philosophie des «Als-Ob»! Ich bin jedenfalls fest entschlossen, diesen Platz, so lange ich eben auf ihm stehe, so auszufüllen, als hinge alles von meiner Pflichttreue ab – alles: Dein und der Kinder und mein Wohlergehen und das aller anderen Menschen. Daß mir das Schicksal nicht vergönnt hat, auf einem Gebiet, von dem ich wirklich was verstehe, also als Ärztin, zu wirken, bedaure ich immer noch leise. Aber auch damit hätte ich die Welt und die Menschheit bzw. ihr Los nicht bessern können. Das ist mal sicher. Vielleicht ging es mir dabei auch weniger um die Sache selber, als um die Treue zu einer Sache, um das Prinzip der Treue. Deshalb habe ich so sehr an dieser Arbeit gehangen, aber auch deshalb mußte ich im Augenblick des Entweder–Oder den Weg wählen, der mich immer wieder und immer neu zu Dir, zu unserer Liebe, unserer Gemeinsamkeit führt. Ich wäre ja auch nicht die geblieben, die ich immer war, wenn ich nicht mit aller seelischen Kraft und aller Treue an unsere Ehe herangegangen wäre. An jedem Abend, an dem ich unser Kind ins Bett gelegt, aufs Bäckchen geküßt und ihm ins Ohr geflüstert habe: «Schlaf schön, unsere Goldene, Geliebte!» – an jedem Abend, an dem ich mit den Großen singe: «Auch dem Vati sende Ruh . . .», bin ich voll eines Seelenfriedens, der bis zu Dir hinstrahlen muß, so ganz umfaßt er Dich mit.

«. . . den der doppelt elend ist,
doppelt mit Erquickung füllest . . .»

Je heißer man sich seine Entwicklung, sein inneres Reifen erkämpft, desto tiefer empfindet man gewisse Rast-, Ruhe- und Aussichtspunkte für die Seele. Du wirst Dich wundern, daß ich gerade jetzt an einem solchen angelangt bin, wo die äußeren Geschehnisse so atemberaubend und beunruhigend sind. Ich wundere mich selber. Aber ich war derartig aufs äußerste angespannt und angestrengt, bevor Du kamst, in jeder Beziehung, auch körperlich durch das Kind und seelisch durch die übergroße Sehnsucht nach Dir, daß dann das Ausruhen bei Dir, in Dir,

das ganze Endlich-sich-wieder-lösen-Dürfen so schön war, daß ich immer noch über dem Alltag stehe. Auch das Gefühl, daß Du mich mehr brauchst denn je, gibt mir eine gewisse feierliche Kraft. All meinen Reichtum möchte ich Dir geben. Du sollst nicht traurig sein über dieses Leben.

Pechtold, Hildegard 1905–1967 **Koburg**

Lieber Walter!

Am Neujahrssonntag waren wir alle bei Deiner Mutter zum Mittagessen eingeladen. Es gab herrlichen Lendenbraten und Klöße. Mutter ging es nicht so besonders. Sie hatte vor allem mal wieder eine schlaflose Nacht, denn sie hatte Angst, der Braten könnte nicht langen, dabei war es so reichlich.

Nachmittags kam dann Hilde Altenburg (Tochter von Prof. Altenburg), die mit Elisabeth auch in Bayreuth bei der Gauamtsleitung der NSV ist, mit ihrem Neffen zum Kaffee. So hatte Frieder einen Spielkameraden, und haben sie zuerst Wehrschach gespielt. Das Spiel geht sehr schön, man muß tüchtig aufpassen. Allerdings wenn beide Parteien gut aufpassen, bringt man es kaum zu einem Ende.

Von uns allen herzliche Grüße D. Hilde

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Der Duce hat mich an von Mackensen die Kopie eines Telegramms überreichen lassen, das der türkische Botschafter Zorlu von Kuibyschew an seine Regierung geschickt hat. Es enthält eine unparteiische und, wie es scheint, sehr klare Schilderung der Lage in Sowjetrußland. Nach seiner Meinung lastet der Krieg sehr schwer auf dem Volk, aber Rußland ist noch stark, und die Aktionen der Achse lassen nach dem Urteil des diplomatischen Korps in Kuibyschew nach.

In diesen Tagen kümmere ich mich um die Geschenke für Göring zu seinem 50. Geburtstag. Der Duce wird ihm ein goldenes Schwert schenken, das von Messina ziseliert worden ist; ursprünglich war es Franco zugedacht, aber die Zeiten haben sich geändert. Ich werde ihm den St. Mauriziusorden mit Brillanten schenken; dieser war ursprünglich König Zogu zugedacht und hat auch lange im Safe gelegen. Das mangelnde Interesse des Duce für persönliches Eigentum ist wirklich rührend. In seinem Haus hat er nur ein einziges schönes Stück: ein Selbstportrait von Mancini, das ihm der Maler selbst geschenkt hat. Als er nun erfahren hatte, daß man Göring ein Geschenk machen mußte und daß das Kultusministerium Schwierigkeiten machte, [. . .] hat er sofort daran gedacht,

Åihm seinen Mancini zu schenken. Ich mußte lange auf ihn einreden, um ihn davon abzubringen.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Besuch des kleinen Charles Pérez, der nach wie vor die durch Luftangriffe Verwundeten pflegt, als Freiwilliger einer Hilfsbrigade. Er erzählt, daß man immer noch Hilferufe von fünf unter den Trümmern des «Soldatenheims» verschütteten Familien höre; eines großen Betongebäudes, das ganz eingestürzt ist und unter seinen riesigen Blöcken die begraben hat, die in seine Keller geflüchtet waren ... Diese gewaltigen Blöcke können nur durch mächtige Kräne gehoben werden, deren Ankunft täglich erwartet wird. Es ist gelungen, den Eingeschlossenen Sauerstoff zuzuleiten, was sie noch am Leben erhält ...

Charles Pérez verläßt mich, um bei seinen Eltern ein wenig Toilette zu machen; Tag und Nacht in Anspruch genommen, ist er seit acht Tagen weder nach Hause gekommen, noch hat er sich umziehen können.

Stainford, Peter **(Nordafrika)**

Die Bedingungen für den Sturmangriff am 4. Januar waren tatsächlich sehr schlecht. Nach dem heftigen Regen, der in den vergangenen vierzehn Tagen ununterbrochen gefallen war, war der Boden völlig durchgeweicht, und der größte Teil des Vormarsches müßte durch aufgeweichte Felder gehen. Trotz eines heftigen Sprühregens, trotz der dunkelsten aller Nächte und des fest entschlossenen feindlichen Widerstands, stürmten die Fallschirmjäger Green Hill und zwangen die Deutschen aus ihren stark betonierten Verteidigungslinien zurück in eine strategisch weniger bedeutende Stellung, die als Baldy bekannt ist.

Baldy lag etwas südöstlich von Green Hill und sollte von den Buffs angegriffen werden. Aber dieses Bataillon war, nachdem es sich durch die mit Wasser vollgesogenen Felder gequält hatte, völlig erschöpft bis zu dem Augenblick, als sie zum Angriff übergingen, und dieser wurde durch den verbissenen deutschen Widerstand zum Stehen gebracht.

Der Feind organisierte sich schnell auf Baldy, und fast unmittelbar erfolgte der Gegenangriff. Die deutsche Infanterie rückte Schulter an Schulter vor, alle schrien wie die Irren und sangen ein Nazi-Kriegslied. Aber dieses gespielte Heldentum half alles nichts angesichts unseres vernichtenden Feuers, und der Gegenangriff wurde zerschlagen.

Nach einem vernichtenden Granatwerfersperrfeuer griffen die Deutschen kurz vor der Morgendämmerung wieder an, mit ausgeruhten Truppen, die mehr Kriegserfahrung hatten.

Feindliche Infanterie strömte um die Flanke von Green Hill und isolierte mehr oder weniger die Fallschirmjäger. «B»-Kompanie wurde aus ihrer Hauptstellung vertrieben, aber irgendwie brachte sie es fertig, sich an weniger günstigen Verteidigungsstellungen festzuklammern. Der Rest des Bataillons war in einer ähnlichen Zwangslage, und allen wurde die Munition knapp, die unmöglich aufgefüllt werden konnte.

Bei Tagesanbruch wurde die Lage hoffnungslos, und es wurde Befehl zum Rückzug gegeben. Der Feind beharkte das Gebiet westlich von Green Hill mit starkem Maschinengewehr- und Granatwerferfeuer, und diese todbringende Böschung war die einzige offene Linie für den Rückzug unserer Männer.

Aber der Rückzug wurde mit ausgezeichneter Disziplin durchgeführt. Die Männer sollten nicht aus ihrer Stellung eilen, die sie so hartnäckig verteidigt hatten, und nicht ein einziger Mann oder eine Waffe wurde zurückgelassen.

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

Der Präsident hat eine förmliche Nachricht an den Premierminister gesandt, die teilweise vom britischen Außenministerium an Ike [Eisenhower] weitergeleitet wurde. Sie bestätigte die These, daß dies eine «militärische Besatzung» ist und daß Giraud tun muß, was Eisenhower diktiert, sowohl politisch als auch militärisch, und wenn irgendwelche Zweifel über Eisenhowers Zuständigkeit im Handeln bestehen, wird der Präsident das «bald klären».

Der Zweck der gesamten Afrika-Operation, beginnend mit den Anweisungen, nicht auf die Franzosen zu schießen, bevor sie auf uns schießen, die von den jeweiligen Regierungen über die vereinigten Stabsoffiziere herausgegeben wurden, war, die Franzosen zu aktiv kämpfenden Verbündeten zu machen. Dies haben Ike und der Stab getan, und ein alter Verbündeter, lahmgelegt durch den deutschen Einmarsch im Juni 1940, wurde wieder mit Kampfgeist belebt. Alles, was sie brauchen, ist Ausrüstung und Zeit zur Ausbildung, um bedeutende Wirkung zu erzielen.

Ike ist besorgt, daß die Äußerung des Präsidenten, dies sei eine «militärische Besatzung», ungeachtet der politischen Unstimmigkeiten zwischen England und den Vereinigten Staaten, ihn dazu zwingen könnte, zu Giraud zu sagen «Tu dies, tu das.» Wenn Giraud dann antwortete «Ich tu das nicht. Was wollen Sie jetzt machen?», müßte Ike die zivile Verwaltung des Landes übernehmen, was nach einem Bericht von General Patton kurz nach dem Einmarsch, über 60000 Soldaten allein in Marokko erfordern würde. Die Franzosen, die unsere Kommunika-

tionslinie zur Front bewachen, würden zurück in ihre Quartiere bei Algier, Oran, Casablanca und sonstwo gerufen werden, und wir müßten ihre Stärke durch alliierte Truppen ersetzen, anstelle von aktiver Hilfe hätten wir nur wenig Hilfe, vielleicht passiver Widerstand à la Gandhi oder womöglich Kämpfe der Franzosen gegen Briten und Amerikaner. [...] Vielleicht sorgt Ike sich umsonst, aber wenn die Drohung des Präsidenten «ich werde das bald klären» sich in eine Forderung entwickelt, die Ike an Giraud stellen muß, dann braucht Ike erst einmal fünf Tage, bevor er Giraud informiert, um die Truppen zu einer Verteidigungslinie bei Constantine zurückzuziehen und sich von Tunis zu verabschieden, bis wir genügend Truppen und Ausrüstung haben, nicht nur um die Aufgabe in Tunesien zu erfüllen, sondern um eine französische Expansion in Nord-Afrika zu verhindern. Es scheint, als ob der Präsident keine einheitliche feste Regierung wünscht, bis das französische Volk sie nicht selber wählen konnte. [...] Wie dem auch sei, das Aufkommen von politischen Schwierigkeiten, die Niederlage in Tunis, die Bombardierung von Bone, wo die «Ajax» eine Unterseebombe in den Rumpf bekommen hat, was für vier oder fünf Monate Reparatur reicht, der Verlust von vier Versorgungsschiffen an nur einem Tag, die offensichtliche Fähigkeit der deutschen Luftwaffe, uns schwer zu schlagen, und die offensichtliche Unfähigkeit unserer Luftwaffe, trotz verhältnismäßig größerer Truppenstärke gebührend zurückzuschlagen – dies alles und die Eintönigkeit, zwischen Haus und Büro zu pendeln, war der Grund für Ikes schlechte Laune gestern abend. Ich nehme solche «familiären» Streitigkeiten nicht ernst, und wie ich schon zu Ike gesagt habe, werden wir in acht Tagen bei dem geheimen Treffen zwischen dem Präsidenten und dem PM Genaueres erfahren. Kurz nachdem Ike mich zum Mittagessen hereingerufen hatte und wir versuchten, klar Schiff zu machen, damit er einmal für eine Stunde in den schönen Sonntagnachmittag hinaus kann, wer anders überraschte uns als General Giraud, der besorgt war über den Schlag, den die Franzosen bei Pichon hinnehmen mußten, aber er war sehr kooperativ und verständnisvoll.

Wischmann, Adolf *1908 O.U.

An die Studentengemeinde in Göttingen

Lieber Bruder Locher!

[...] Zunächst möchte ich Ihnen, liebe Schwestern und Brüder, ein gesegnetes, gutes neues Jahr wünschen, ein Jahr voll Vertrauen auf Gottes Führung, der uns fest an die Hand nimmt und führt, auch wenn

der Weg durch Tiefen und durch Wüsten geht. Sich auf ihn zu verlassen, auch wenn es oft so schwer ist, weiterzugehen und zu verstehen, was geschieht, und mit sich selber fertig zu werden, – das ist doch das Größte! Denn Gottes Wort ist kein leeres Wort, Sein Versprechen kein leeres Versprechen, seine Liebe keine herzlose Liebe. Aber unser volles Vertrauen verlangt er, unsere ganze Hingabe! Daß wir sie ihm nicht immer entgegenbringen, wissen wir. Daß wir auf Grund von Jesu Tod und Opfer es damit aber stets neu wagen dürfen, läßt uns nicht verzweifeln, sondern froh sein.

[...] Betet für uns hier draußen! Für Euren Studentenpfarrer, der es sehr spürt, wenn dies Gebet nachläßt, und für Eure Brüder und Kameraden, die es ebenso spüren und immer wieder bezeugen! Das war 1939/40 viel echter, viel lebendiger. Das kommt allerdings auch mit daher, weil wir uns alle damals noch persönlich kannten, weil damals die mitbeteten, die nun in der ewigen Weihnachtsfreude leben. Laßt uns da wieder treuer werden. Ich schließe Euch jeden Abend und Morgen in mein Gebet ein. Ich habe in diesem Winter oft über die Geschichte der Studentengemeinde nachgedacht.

[...] Wenn ich an die Göttinger Kriegsarbeit denke und an die Tausende von Studentenbriefe, die ich als kostbaren Schatz verwahre, dann kann ich wieder nur danken! Die Gemeinde besteht etwa seit 1926. Damals kam Pastor Wiesenfeldt aus Lewe-Liebenburg [...] als Studentenpfarrer nach Göttingen, hielt jene großen Akademischen Gottesdienste mit Chargierten und Fahnen, die ein eindrucksvolles Bild boten. [...] Im bunten Reigen schlug er sich mit Kommunisten, Sozialdemokraten, Ludendorffern, Gottgläubigen in Debatten, Aussprachen, Vorträgen.

[...] [1936] schickte das Landeskirchenamt Hannover mich – wortwörtlich – als «letzten Versuch», bevor man das Studentenpfarramt endgültig aufgab. Daß es uns geschenkt wurde, aus dem Kampf der Gruppen und Parteien [...] die Studentengemeinde erwachsen zu sehen, war etwas Großes. Es war ein schwerer Weg; Kampf über Kampf! Aber Gott führte uns gerade dadurch fest zusammen. [...] Gott schuf noch einmal gegen alle Erwartung eine Studentengemeinde. Er prügelte uns zusammen. Mir taten diese Prügel oft empfindlich weh; sie schmerzen noch hier und da, wenn ich dran denke, daß Vermerke auf Grund meines Tuns in Karteien stehen, die mich stets belasten werden. [...]

Ihr wißt, daß meine Rundbriefarbeit zur Zeit einmal wieder, wie schon oft, umstritten ist. Gott hat sie mir einst geschenkt, als ich als marschie-

render Infanterist und MG-Schütze III im Polenkrieg nicht alle mich erreichenden Briefe persönlich beantworten konnte. Gerade vor einem Jahr war es ebenso. Damals wandte sich ein Denunziant aus Haß, Neid oder Dummheit ans Wehrkreiskommando Hannover, das die Sache ans O.K.W. weiterleitete, das sich aber als desinteressiert erklärte. – Das ließ den «guten Mann» nun wohl nicht schlafen, und er versuchte diesmal den Weg übers Propaganda-Ministerium in das O.K.W. Aber noch ist nicht alles entschieden. Ihr werdet verstehen, daß ich Einzelheiten nicht schreibe. [...]
In Treue, Euer Adolf Wischmann.

Graf, Willi 1918–1943 **Saarbrücken**

mittags ein kurzer gang. dann bin ich daheim. mathilde hat besuch aus bamberg, und auch ich widme mich ihm. wir sitzen abends und reden ein wenig aus der familienchronik, es wird spät dabei. überhaupt bin ich in diesem urlaub fast immer daheim, am abend meine ich. das geschieht absichtlich, weil ich auf stunden mit der ganzen familie zusammen sein möchte. der zugang zu mutter ist ja auch recht schwierig. wie kann man ihr zeigen, was sie uns bedeutet? doch nur in kleinen äußerungen.
Puschkin: Der Posthalter
Puschkin: Der Sargmacher

Geheime Staatspolizei / Geheimes Staatspolizeiamt **Berlin**

An Generalanwalt im Volksgerichtshof
Betrifft: Strafsache gegen Heinz Israel Rothholz und Andere wegen Vorbereitung zum Hochverrat u. a.
Bezug: Dort. Schreiben vom – [unleserlich]
Anlagen: 1 Berichtsdurchschrift – [unleserlich]

Ein Gnadenerweis für die Verurteilten
Heinz Israel Rothholz, geboren 18. 1. 1901 Berlin,
Heinz Israel Birnbaum, geboren 21. 9. 1900 Berlin,
Hella H. [unleserlich], geboren 1901 Posen,
H. Meyer, geboren 1901 Berlin,
Marianne Joachim, geboren 1921 Berlin,
Lothar Israel Salinger, geboren 1919 Berlin,
Helmut Israel Neumann, geboren 1921 Berlin,
Hildegard Loewy, geboren 1922 Berlin,
Siegbert Israel Rothholz, geboren 1919 Berlin,
wird nicht befürwortet. Es sind hier keine außerordentlichen Umstände

bekannt geworden, die für eine Milderung der Todesstrafe sprechen würden.
Gegen die Freigabe der Leichen bestehen Bedenken.
Im Auftrage:

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30	aufgestanden
10.30	gearbeitet
11	nach Wolfsschanze
...	
13	Sepp Dietrich
14	bei Bormann
15	Lagekarte
...	
21.45	SS Stf Schellenberg

Telefongespräche

10.20	SS Ustf Gutgesell, Berlin – Luftmeldung Essen 17 SS Gr.F. Berger, Berlin – Rekruten ...
17.45	General Zeizler (!), W.Sch. – Marschtermin SS T.Division, Aufstellungsraum und Ausbildungszeit für die beiden neuen SS Divisionen
18	GF. Mrsch. Keitel, W.Sch. – Verständigung von hier. Sicherung der Ausbildung d. neuen SS Divis., 800 Unterführer aus d. Zollgrenzschutz
19	Reichsminister Speer, W.Sch. – Winker für Kraftfahrzeuge abschaffen, keine großen Scheinwerfer f. Kfz f. Kriegsdauer
21.30	SS Gr.F.Berger, Berlin – Keitel an Hierl geschrieben, gibt Bericht von Antwort Schmidt

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 58 Häftlingen eingeliefert; drei Tote stammen aus dem Nebenlager Buna.

Zwischentext zum 4. Januar 1943

Schulze, Ernst-Günther *1927 **Ludwigslust**

So lief denn also an unzähligen Orten des Großdeutschen Reiches für uns Jungen ein stupides dümmliches NS-Programm ab: In Ludwigslust war mittwochs und sonnabends um 15 Uhr Antreten entweder auf der Schloßbrücke am Ende der prächtigen Schloßstraße oder auf den Kolonnenbrücken (Eisenbahnbrücken) beim Exerzierplatz oder am Meilenstein am Anfang der Grabower Chaussee, neben dem Friedhof.
Der Dienst bestand aus stereotypem Exerzieren («Schleifen»), rauhen Geländespielen («Viel sehen und nicht gesehen werden»), Fußballspiel (Fähnlein I gegen Fähnlein II) und über allem der rüde kläffende Kommandoton. All das widerte mich an, erschreckte mich geradezu. So nahm ich denn jede Gelegenheit wahr, um mich vom Dienst zu drücken, dabei unterstützt (u. a. mit Entschuldigungszetteln) von meiner Mutter, der mein Widerwille nicht verborgen blieb. In irgendwelchen Schulräumen fanden – vor allem im Winter – Heimnachmittage statt (Immer wieder: «Lebenslauf des Führers»), am Sonntagmorgen manchmal Kinovorführungen («Ohm Krüger», «Carl Peters» u. ä.), Reichsjugendwettkämpfe im Sommer (Laufen-Springen-Werfen: ab 180 Punkten eine kleine Siegernadel aus bleigrauem Leichtmetall), zur Adventszeit, wenn Mutter Pfeffernüsse backte, bei klirrendem Frost in blauroten Händen die knallrote WHW-Blechbüchse (bei Verwandtschaft und Bekanntschaft die Runde gemacht, damit das Ding schnell voll wurde), Wochenendlager in einer Scheune auf Stroh nach langem, ungewohnten Fußmarsch mit dem blöden «Affen» auf dem schmalen Rücken und dann noch bei strömendem Regen (nach Rückkehr sofort in die Badewanne und danach heißes Getränk), ewig-grölender Gesang «drei – vier –»: «Ein armer Fährmann bin ich ja, Hollahihah-Hollahoh», «Madagaskar» und «Westerwald» und «Drei Heller und zwei Batzen (Spatzen)». Unsere Jungvolkführer (Jungzug-, Fähnlein-, Stammführer) kamen fast ausschließlich von unserer Oberschule (Untertertia bis Sekunda), sie waren durchweg große Sportskanonen und wurden später Offiziere, besonders des Heeres, weniger der Kriegsmarine und ganz selten der Luftwaffe. Es waren aber nicht alle wilde Nazis, einige akzeptable, ausgesprochen liebenswerte Typen waren unter ihnen. Ich besaß gewisse Privilegien, weil mein Fähnleinführer ein Auge auf meine Schwester geworfen hatte und sich bei mir anbiederte, indem er mich, den Ehrgeizlosen, zum Kassenwart machte (Oberhordenführer mit grüner Schnur und zehn RM in der Kasse), ungefähr das, was beim

Jungvolk-Fußball der Verteidiger oder Außenläufer war, Positionen für «Flaschen».
Der NS-Staat war für uns Jungen nicht die ganze Wirklichkeit. Glücklicherweise gab es genug freie Räume, in denen wir uns unbedrängt, unbekümmert und unbeschwert bewegen konnten – von der Erziehung und vom kleinstädtischen Milieu her ohnehin mit einem Bein im ausgehenden 19. Jahrhundert: Briefmarken- und Münzentausch, chemische Experimente, Flugzeugmodellbau, Lektüre (Karl May, Hans Dominik, Rolf Torring, Tom Shark), Schülerliebe, Indianer- und Fußballspiel, makaber-gefährliches Spiel mit Sprengstoffen gaben den zeitgeschichtlichen Akzent. Und: Häufige Kinobesuche (sonntags mit der Bahn nach Schwerin) mit dem operettenhaften Marika-Rökk-Kitsch, weniger mit penetranten Propagandafilmen. Außerdem herbstliches Kastaniensammeln (ein Zentner – zwei Mark), sommerliches Baden in einem der mecklenburgischen Seen und in der Ostsee bei Kühlungsborn, im Winter Schlittschuhlaufen auf den Teichen und Kanälen des Schloßparks.
Das Lehrerkollegium der Oberschule für Jungen (vormals Großherzogliches Realgymnasium) war, da die jüngeren Kollegen fast ausnahmslos zur Wehrmacht eingezogen waren, stark überaltert; einige befanden sich bereits im Pensionsalter. In dem Kollegium war als ein Relikt der Weimarer Republik an politischen Richtungen nahezu alles vertreten: Die liberal-konservative und gemäßigt-nationale Richtung dabei vorherrschend. Ein tristes Dasein führten die ehemaligen Sozialdemokraten an unserer Schule. Natürlich gab es da auch einige stramme Nationalsozialisten, zum Beispiel ein emphatischer, leicht cholerischer Typ, der uns in Latein und Religion unterrichtete und ständig bemüht war, den Nationalsozialismus mit dem Christentum «zu verquicken» und dann ein boshaft-zynischer Typ: klein, schmächtig, widerlich-forsch, mit grauen Knickerbockern und einem Gehabe, das immer Schlimmes befürchten ließ. Unsere Lehrer sind wohl kaum in der Lage gewesen, unsere Gesinnung nachhaltig, geschweige positiv zu beeinflussen. Unter anderem verhinderte dies die urmenschliche Komik, die sich zwischen uns, Lehrer und Schüler, schob. Es blieb letztlich beim mehr oder weniger geistreichen Spruch, bei der schrulligen Episode, kurz: der ewigen Schulanekdote; der Rest war wortlose Hilflosigkeit im Angesicht der vielen Ungeheuerlichkeiten …
Vielleicht mehr unterschwellig-atmosphärisch beeinflußt wurde ich durch den Freundeskreis meines Vaters, Geschäfts- und Jagdfreunde. Vor allem waren dies hanseatische Großkaufleute mit leicht unterkühl-

tem Gebaren von pseudoenglichem Flair; sie machten aus ihrer Abneigung gegen die rüpelhaften Nazis keinen Hehl («Robert Ley: Unmöglich!») und stellten dabei eine spöttische Arroganz zur Schau, die gar nichts bewirkte, es sei denn, daß sie bei mir den kritischen Verstand ein bißchen anregte. Sehr deutlich und mehr als nur eine Handbreite über dem kleinbürgerlichen verkitschten Nazi-Mief schwebten ein Hofjuwelier, ein Chirurgie-Professor und andere «Weltbürger», die aus Berlin kommend bei uns einkehrten, um sich mit fleischlichen Naturalien zu versorgen. Aber auch diese «Männer von Welt» kochten letztlich ebenso und mehr noch wie Millionen Normalbürger des Großdeutschen Reiches ihr pikantes Süppchen auf den «lodernden Flammen» der Großen Zeit!

Wie äußerte sich der Krieg in der mecklenburgischen Kleinstadt-Idylle – fernab vom Geschützdonner, von Bombennächten mit brennenden Häusern und schreienden, wimmernden Menschen, mit verkohlten Leichen auf den Straßen?

Krieg aus dem Radioapparat, Krieg in den Wochenschauen der «Lichtspiele». Verdunkelung. Lebensmittel- und Textilrationierung. Behäbiger, zeitenentrückter Tageslauf der Bürger in ihren verputzten Fachwerkhäusern, in ihren schmucken Backsteinbauten mit Pferdefuhrwerken auf dem Kopfsteinpflaster, mit spätbarockem Schloß und Schloßpark. Aber der Moloch «Krieg» nahm auch Besitz von dieser dahinträumenden Idylle im Südwesten Mecklenburgs: Im Straßenbild Uniformen, Uniformen; nicht mehr Uniformen als Attrappe wie vor dem Krieg; Uniformen aus grobem Stoff und behangen mit den verschiedensten Orden (fast jeden Monat kam ein neuer dazu), unauffällige, meist aber blitzende Kriegsorden. Verwundete auf Krücken oder mit dicken Verbänden. Aus dem «Park-Hotel» wurde ein Heimatlazarett. Tag für Tag Todesanzeigen gefallener Soldaten aus Ludwigslust und Umgebung im «Ludwigsluster Tageblatt»; während des Polenfeldzuges noch vereinzelt, nach Ausbruch des Rußlandkrieges spaltenweise: die Anzeigenseite wirkte wie ein dicht belegter Friedhof. Meldungen von anonymem Leid, hundertfach, tausendfach. Und dann kamen auch Nachrichten und Benachrichtigungen vom Tod vertrauter Menschen, von Menschen, die ich liebte und die ich verehrte ...

Wenn der Fliegeralarm nach Mitternacht kam, begann der Unterricht am kommenden Morgen eine Stunde später.

Mitte des Krieges, im Alter von 15 oder 16 Jahren, erhielt das, was heute als «politisches Bewußtsein» bezeichnet wird, festere Formen. Zunächst ein mehr dumpfes als gezieltes Aufbegehren gegen den Zwang, gegen

forsche Marschmusik, stramme Uniformen, kurzen Haarschnitt, gegen Brüllerei und Ballerei.

Der Antityp, mit dem wir uns gerne identifizierten, war schnell gefunden: Die Angehörigen der Kriegsmarine, aber mehr noch die der Luftwaffe, dieser im strengen und unduldsamen NS-Sinne verwahrloste Haufen: betont lässig und verpönt langhaarig (mit charakteristischer Scheitellage) gammelten sie durch die heroische Landschaft, angetan mit weißem Seidenschal und als weitere Kennzeichen: fürchterlich «verhottet» (statt Norbert Schultze und Herms Niel, Teddy Stauffer und Nat Gonella im Herzen) und tolle Weiberhelden waren sie obendrein. Statt Marschmusik Swingmusik. Fliegen nicht aus pseudoweltanschaulichen, sondern aus sportlichen Motiven. Im Offizierskasino wurde zu vorgerückter Stunde auf das obligate Führerbild an der Wand geschossen. Sie gaben sich im Auftreten zivil, geradezu provozierend privat, trugen während des Urlaubs selbstverständlich Zivilkleidung, mieden den forschen Gang und den barschen Umgangston; kurzum: Sie waren auf großmögliche Distanz zu ihrer militanten Umgebung bedacht.

Wie Paradiesvögel fielen sie bei uns in Ludwigslust von Zeit zu Zeit ein: die Swingheinis aus Hamburg. Nach der Melodie «Goody, Goody» sangen sie «Es hat keinen Zweck, HJ muß weg; die Jugend swingt den Tiger-Rag». Den Mantelkragen hochgeschlagen, den braunen Filzhut hinten extrem tief auf die Krempe gedrückt, so schlenderten sie mädchenanpfeifend durch unsere Stadt ...

Wir stießen uns an den Zwängen der Diktatur, nicht so sehr an den Brutalitäten des Terrorsystems, da wir von ihnen nicht unmittelbar betroffen waren. Die NS-Organisationen mit Ortsgruppen- und Kreisleiter schienen zuweilen im milden Licht dieser Kleinstadt im Norden des Reiches den Charakter von harmlosen Schützenvereinen anzunehmen.

Ein trügerischer Eindruck, denn mehr versteckte als offene Terrorakte, wenngleich nur vereinzelt, gab es auch bei uns in Ludwigslust. Einige wirklich widerwärtige Nazibonzen lebten damals unter uns, führten jedoch dank einer gewissen Solidarität unter den Bürgern ein ziemlich isoliertes Dasein.

Aus dem bloßen Oppositionsgeist des Jugendlichen entwickelte sich gegen Kriegsende eine NS-Gegnerschaft, die aber nicht so recht zu definieren war; vielleicht doch nur eine durch Erfahrungen vertiefte Protesthaltung. Im späteren Nachhinein ist dies alles ohnehin nur schwer zu erklären.

Wir informierten uns regelmäßig bei den Feindsendern, bevorzugt bei

der BBC, die wir besonders seriös empfanden, erhielten auf irgendwelchen obskuren Wegen Kenntnis von der Existenz der «Weißen Rose», dieser illegalen Studentengruppe in München, verwickelten Landser, die aus dem russischen Inferno kamen, in vertrauliche Gespräche und erfuhren von ihnen, daß der Rußland-Feldzug kein spannendes Abenteuerspiel war, sondern eine unvorstellbare Anhäufung von Greuel und Brutalitäten, und wir wurden mit der lapidaren und für uns so schockierenden Landser-Moral konfrontiert: «Überleben um *jeden* Preis»: Es wurde aufs Heldentum geschissen und der Endsieg, dieses letzte Nazitabu, ebenso lauthals verhöhnt. Und dann gab es da jemand, der sein EK I nicht stolz an der Brust trug, sondern es im Portemonnaie hatte und immerzu lachte, und jemand, der in wenigen Monaten schlohweißes Haar bekommen hatte, weil er im Osten an Erschießungen teilnehmen mußte.

Dienstag, 5. Januar 1943

Wir haben die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu.
HERRNHUT HEBR. 10,19

Mit der technischen Zeit beginnt der Massengedanke auch in der Kriegskunst seine Herrschaft.
NAPOLEON

Immer geistloser wird die Kriegführung. Technik u. Masse entscheiden.
TAGEBUCH QUAATZ

Regionale Kolonialmächte zum Abbau des Empire.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Große Führer-Konferenz (Speer, Bulgaren etc.)

Speer, Albert 1905–1981 **(Berlin)**
Zeitzler legte täglich die Meldung der 6. Armee über die aus der Luft empfangenen Tonnen an Lebensmitteln und Munition vor: sie betrugen nur einen Bruchteil der Zusagen. Zwar wurde Göring von Hitler immer wieder zur Rede gestellt, doch wich er aus: das Wetter sei schlecht, Nebel, Eisregen oder Schneestürme hätten bisher den geplanten Einsatz verhindert. Doch sobald das Wetter umschlage, werde er zu den versprochenen Tonnageziffern kommen.
Die Essensrationen mußten daraufhin in Stalingrad noch weiter herabgesetzt werden. Zeitzler ließ sich im Kasino des Generalstabes ostentativ die gleichen Rationen vorsetzen und nahm sichtbar ab. Nach einigen Tagen teilte ihm Hitler mit, daß er es für unangemessen halte, wenn der Generalstabschef seine Nervenkraft in derartigen Solidaritätsbezeugungen verbrauche; Zeitzler solle sich sofort wieder ausreichend ernähren. Indessen verbot Hitler für einige Wochen den Ausschank von Champagner und Cognac. Die Stimmung wurde immer beklommener, die

Gesichter erstarrten zu Masken, schweigend standen wir oft zusammen. Niemand wollte über den allmählichen Untergang einer noch vor Monaten siegreichen Armee sprechen.
Aber Hitler hoffte weiter, selbst noch, als ich vom 2. bis 7. Januar erneut im Hauptquartier war. Der von Hitler angeordnete Gegenstoß, der den Ring um Stalingrad sprengen und den dort zugrundegehenden Truppen neuen Nachschub bringen sollte, war schon vor zwei Wochen gescheitert. Eine geringe Hoffnung mochte sich noch ergeben, wenn man sich entschloß, den Kessel zu räumen.
Im Vorzimmer des Lageraums erlebte ich an einem dieser Tage, wie Zeitzler in Keitel drang und ihn geradezu anflehte, ihn wenigstens heute bei Hitler zu unterstützen, damit der Räumungsbefehl gegeben werde. Es sei der letzte Augenblick, um eine furchtbare Katastrophe zu vermeiden. Mit Nachdruck stimmte Keitel Zeitzler zu und versprach ihm feierlich die erbetene Mithilfe. Als jedoch Hitler in der Lagebesprechung erneut die Notwendigkeit des Ausharrens in Stalingrad betonte, ging Keitel bewegt auf ihn zu und deutete auf die Karte, dorthin, wo ein kleiner Rest dieser Stadt von dicken roten Ringen umgeben war: «Mein Führer, das halten wir!»

Sauckel, Fritz 1894–1946 **Weimar**

Aktennotiz über verschärfte Maßnahmen bei Anwerbung von Arbeitern in Frankreich und Holland

1.) Am 4. Januar 1943, abends 8 Uhr, ruft Minister Speer vom Führerhauptquartier aus an und teilt mit, daß es auf Grund der Entscheidung des Führers nicht mehr notwendig sei, bei den weiteren Anwerbungen von Facharbeitern und Hilfskräften in Frankreich besondere Rücksichten auf die Franzosen zu nehmen. Es könne dort mit Nachdruck und verschärften Maßnahmen an die Werbung herangegangen werden.

2.) Generalkommissar Schmidt beim Reichskommissar in Holland ruft soeben, am 5. Januar 1943, nachmittags 5.20 Uhr, an und erklärt, daß er auf Grund der Rü-Aktion 1943 eine verstärkte Werbung in Holland durchführen müsse.

Es seien ihm nun vonseiten der Rüstungskommissionen Vorbehalte hinsichtlich der Gefährdung deutscher Aufträge in Holland selbst durch Arbeitermangel gemacht worden.

Ich habe ihm mitgeteilt, daß auf diese Vorbehalte keine Rücksicht genommen werden könne. Er hat bereits denselben Standpunkt eingenommen und wird das übrige in diesem Sinne veranlassen.

Nachrichtlich: Sauckel

Jauner, Ludwig **Töging/Inn**

An Margarete Hauptmann

Sehr verehrte gnädige Frau!

Töging? Ja, die Engländer dürften wissen, wo dies Nest liegt, schon wegen des Aluminium-Werkes. Ich weiß es seit Mitte Dezember, seit ich eben hierher mußte. Es ist, als eigentliches Dorf, nicht viel größer als Agnetendorf; dazu kommen aber die unzähligen Einfamilienhäuser für Angestellte und Arbeiter, in denen es sich recht schlecht wohnt: dünne Mauern, schlechte kleine Öfen und kaum Heizmaterial. Zudem Arbeit über Arbeit: Erfordernis neuer Aluminiumwerke, deren Voraussetzungen zur Verfügung stehende elektrische Energien in phantastischer Menge sind; also: Kraftwerke und für diese kilometerlange Dämme. Augenblicklich liegt ein Plan auf meinem Arbeitstisch, der kein Ende nimmt: die Anlage ist ja paar hundert Meter lang. Mit noch 2 Kollegen vom Münchner Büro bin ich hier eingesetzt, da das hiesige Baubüro mit seinen 25 Arbeitskräften mit der Arbeit nicht fertig wird. Um ½8 Uhr früh geht's los – bei mir alltäglich mit dem eisernen Wahlspruch: «Mit alter Unlust zu neuer Arbeit» – und spät abends stapfe ich in die Finsternis und den steten Nebel hinaus.

Das eine Gute hier: die Verpflegung ist gut und das Hamstern hat Erfolg. In München war ich deswegen oft schon arg verstimmt. Meine Wochenendfahrten zu den Bauern lohnten sich kaum noch, paar Eier, bißchen Mehl, etwas Butter … ich müßte dem Münchner «Weiß Ferdl» schon recht geben, der die Einrichtung der Lebensmittelkarten begrüßte, denn von hinten herum allein könnte ich wirklich nicht leben. Aber Arbeit gibt's weit mehr als mir im gottverlassensten Augenblick lieb ist. So mußte hier auch zwischen Weihnachten und Neujahr gearbeitet werden. Strapaziös nach den Touren, die ich machte.

Weihnachten war ich in Salzburg und bei den Ostmäckerin [?] in Wien. Über Neujahr in Starnberg, um mir nebst Notwendigem und diversen Kram auch «das gesammelte Werk» hierherzubringen. Nun kann ich vieles, das ich in seiner Entstehung kennenlernte, in seiner Vollendung genießen: nichts hindert in diesem kleinen Nest und nichts lenkt ab, sich diesem Genuß ganz hinzugeben. Bitte Herrn Doktor, meine angelegentlichsten und herzlichsten Empfehlungen und Grüße zu übermitteln. Ihnen, verehrte gnädige Frau, beste und herzlichste Handküsse und Grüße!

Ihr ergebener Ludwig Jauner

Reichspropagandaministerium **Berlin**
Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913

Der Minister knüpft an seine gestrigen grundsätzlichen Ausführungen an und teilt unter Betonung der besonderen Geheimhaltungsverpflichtung für alle Anwesenden mit, daß voraussichtlich ein Gremium, bestehend aus Reichsleiter Bormann, Reichsminister Lammers und Reichsminister Goebbels, einen Aktionsplan für die Verwirklichung des totalen Krieges ausarbeiten werde, der dem Führer innerhalb allerkürzester Frist vorzulegen sei. Es sei notwendig, der Front eine Million Soldaten zuzuführen. Er beabsichtige die Schließung zahlreicher Geschäfte und Warenhäuser, die doch nichts verkauften und lediglich Unbeschäftigte binden, und ebenso die Schließung aller Luxuslokale, insbesondere Bars und ähnlicher Einrichtungen vorzuschlagen. Theater, Kinos und sonstige echte Erholungsstätten würden der Bevölkerung, die den ganzen Tag schwer zu arbeiten hätte, natürlich erhalten bleiben. Für Männer werde eine Arbeitspflicht vom 15. bis 65., für Frauen vom 17. bis 50. Lebensjahr vorgesehen. Der Minister bringt die Überzeugung zum Ausdruck, daß nach Überwindung des ersten Schocks, den die zu erwartenden Veröffentlichungen in der Öffentlichkeit auslösen würden, alsbald ein Gefühl der größeren Sicherheit aufkommen werde –, wenn nämlich die angeordneten Maßnahmen zeigten, daß vom totalen Krieg nicht nur geredet, sondern daß tatsächlich auch entsprechend gehandelt werde. Der Bevölkerung müsse klargemacht werden, daß der radikalste Krieg auch der kürzeste sei.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**

Gestern: [...] Im Laufe des Nachmittags werden die Sowjets in ihrer Nachrichtenführung wieder außerordentlich keß und naßforsch. In der Tat ist bei Stalingrad die Lage etwas ernst geworden. Das Wetter ist nicht so, daß wir einschränkungslos Lufttransporte durchführen können. Die riesigen Verbände verschlingen natürlich viel an Munition und vor allem an Lebensmitteln. Das alles auf dem Luftwege heranzutransportieren, ist außerordentlich schwierig. Wir haben auch einige Verluste an Lufttransportmaschinen, und der ganze Transport reißt natürlich gewaltig in unsere Benzinvorräte. [...] Die ganze Ostlage ist augenblicklich wieder ein riesiges Problem geworden. Zum Teil vertreten Fachleute sogar den Standpunkt, daß die Schwierigkeiten größer seien als im vergangenen Winter, was nach meinen sehr sachlichen Überprüfungen in keiner Weise der Fall ist. Man überschätzt natürlich sehr leicht die Schwierigkeiten, mit denen man am Tage selbst beschäftigt ist,

während man die Schwierigkeiten der Vergangenheit etwas auf die leichtere Schulter nimmt. Wenn ich mir vorstelle, von welchen Sorgen wir im vergangenen Winter belastet waren und wieviel geringfügiger die Sorgen dieses Winters doch demgegenüber sind, so kann ich hier schon von einer grundlegenden Wandlung sprechen. [...] Ich habe eine sehr lange Aussprache mit General von Unruh, der sich eben daranmacht, die Berliner Dienststellen, Behörden und vor allem die Wehrmachtdienste zu überholen und zu vereinfachen. Ich trage General von Unruh meine Ansichten über die totale Kriegführung vor, die sich hundertprozentig mit den seinen decken. Wir haben eigentlich gar keine Schwierigkeiten untereinander auszumachen. General von Unruh hat die Absicht, rigoros einzugreifen, und ich bestärke ihn darin. [...] General von Unruh verspricht mir, bei seinen Maßnahmen in Berlin sehr hart durchzugreifen und sich durch keine Einsprüche, kommen sie woher auch immer, von seinem Eingreifen abbringen zu lassen. Ich dagegen verspreche ihm, ihm dabei meine Hilfe angedeihen zu lassen und ihn jedesmal herauszupauken, wenn er Gefahr läuft, zwischen die hohen Herren zu geraten. Eine ähnliche Tendenz verfolge ich in meiner Unterredung mit Lammers, die im Laufe des Nachmittags stattfindet. Lammers hat offenbar nach seiner Besprechung mit Bormann, die ganz in der Linie verlief, die ich mit Bormann festgelegt hatte, eingesehen, daß man jetzt etwas Grundsätzliches tun muß, um der Kriegführung eine neue Note zu geben. Während Lammers bisher noch in vielen Dingen abweisend geblieben war, hat er sich jetzt dazu entschlossen, fast ganz auf meine Linie einzuschwenken. Er ist jetzt bereit, mit für den Frauenarbeitsdienst zu plädieren, er will auch seinerseits Verordnungen mit durchsetzen, die die zivile Versorgung einschränken und den ganzen Luxusbetrieb, der noch ziemlich großen Umfang hat, gänzlich zu beseitigen. Wir legen fest, daß die grundlegenden Anordnungen zuerst in einer kleinen Chefbesprechung vorberaten werden sollen. Zu dieser Chefbesprechung werden Lammers, Bormann, Funk, Sauckel, Speer und ich hinzugezogen. Lammers bittet mich, bei dieser Besprechung den Vorsitz zu übernehmen, was ich sehr gern tun werde. Ich will vor diesem kleinen Rat die Notwendigkeit der zu fassenden Beschlüsse darlegen und vor allem klarmachen, daß es keine Kriegführung ist, die immer aus dem letzten Loch pfeift. [...] Wir können ja auch den Krieg nicht auf beliebige Dauer ausdehnen. Irgendwann muß er ja einmal zu einem entscheidenden Erfolg führen, und ich bin heute fest davon überzeugt, daß, wenn wir alle uns zur Verfügung stehenden Mittel einsetzen, wir die Sowjetunion im kommenden Sommer niederschlagen können. Sind

wir aber einmal im Osten zu einem entscheidenden Erfolg gekommen, dann ist die weitere Fortsetzung des Krieges kein grundlegendes Problem mehr. [...]

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

Lieber Oberg!

SS-Obergruppenführer Dietrich berichtete mir heute, daß er in der Leibstandarte während ihres Aufenthaltes in Frankreich 700 [Berichtigt durch Randvermerk Wolffs und Schreiben vom 11. 1. in: 7000] Trippererkrankungen hatte. Menschlich ist das Verhalten der Männer sehr erklärlich. Die Truppe kam sexuell völlig ausgehungert aus dem Osten. 2000 Männer konnten beim besten Willen, trotzdem sie 2 Jahre keinen Urlaub hatten, nicht in Urlaub geschickt werden. Ähnlich werden die Verhältnisse bei der Division «Das Reich» sein. Nun werden abermals zwei Divisionen der Waffen-SS in Frankreich aufgestellt. Erkundigen Sie sich sofort, in welcher Gegend Frankreichs die Aufstellungsplätze sind. Ich wünsche, daß Sie folgende Maßnahmen treffen:

In allen Standorten der Waffen-SS sind einesteils Bordelle einzurichten, für deren gute ärztliche Kontrolle die Truppe selbst zu sorgen hat. Außerdem ist das System ärztlich kontrollierter Frauen und Mädchen polizeilich einzuführen, was polizeilich unter dem Begriff «Kontrolldirnen» bekannt ist. Diesen Ausdruck bitte ich jedoch dort nicht zu nehmen, da er die französischen Verhältnisse nicht trifft, und nur verletzend wirkt.

Auf diese Art muß es möglich sein, bei der Truppe durch strengste Befehle und Erziehung dahin zu wirken, daß die Männer sich nur mit Mädchen einlassen, die entweder in den kontrollierten Bordellen sind, oder die ihre Gesundheitskarte haben.

Bei anderen Divisionen kam es nämlich vor, daß einzelne kranke Frauen und Mädchen eine halbe Kompanie ansteckten.

An die Durchführung ist sofort zu gehen. Ich bitte um Vollzugsmeldung. Heil Hitler! Ihr gez. H. Himmler

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Schmidt, Anni, Ehefrau, geb. 25. 4. 1922 zu Hagenow
Säugling: weiblich, Gewicht 3150 gr, Länge 53 cm, Kopfumf. 35 cm
Verlauf: 6. 1. 43 6.00 Uhr Wehenbeginn, 19.00 Uhr Blasensprung, 19.00–21.00 Uhr schwache chinin. Hydro, 23.45 Uhr Geburt, 24.00 Uhr Placenta, 2 ccm Secacornin

Normaler Verlauf. Am 4. Tag starke Rückenschmerzen, kein Urinbe-

fund, 5. Tag waren die Schmerzen behoben. Ging am 9. Tag nach Hause.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**

Gauleiter Forster hat einen Neujahrsaufruf an die deutsche Bevölkerung im Gau Danzig-Westpreußen herausgegeben: Eine Million Männer, Frauen und Kinder seien im Laufe des Jahres 1942 gründlich untersucht worden, ob sie würdig sind, in die deutsche Nation aufgenommen zu werden. Im Laufe der Zeit hätten Hunderttausende ihr Deutschtum verloren, seien polonisiert worden, jetzt sei es an der Zeit, sie zu regermanisieren. Dies gälte besonders hinsichtlich der Kinder. Es seien bereits große und erfreuliche Veränderungen in den Gauen imgange. In Städten wie Bromberg, Thorn und Graudenz höre man die polnische Sprache so gut wie gar nicht mehr. Im Gau Danzig-Westpreußen solle die polnische Sprache ganz ausgerottet werden, damit das Band zerreißt, das die Menschen mit so vielen polnischen Heiden [?] verbunden hat.

Dora Z. *1922 **(Venedig)**

Winter, Schnee, schickes Hotel (Sandwirt Gabrieli), Zimmer mit Blick auf S. Maria della Salute, Reise nicht etwa in Holzcoupé 3. Klasse, sondern in der 2. Klasse – wenn auch mit Studentenrabatt. Aber kaum eine Lira fürs Essen. ‹Blick› mußte schon damals sein, wie heute. (Ich wohne mit einer Aussicht auf die Stadt, auf den See, die umliegenden Berge und die gegenüberliegende italienische Enklave Campione d'Italia – das – und die Ruhe – sind allerdings der einzige Luxus der Wohnung.) Kunst, Malerei, alte Kirchen waren damals mein Lebenselixier, also begnügte ich mich mit trockenem Brot und Apfelsinen, oder heißen Maroni, die ich, auf dem Bett liegend – immer mit Blick auf S. Maria della Salute – verspeiste. Den stetig knurrenden Magen ignorierte ich. Das Hotel war mit deutschen Soldaten belegt, eines Tages machte ich die Bekanntschaft eines älteren Gefreiten, mit dem ich Venedig besichtigte und der mich zum Abendessen einlud. Ins Hotel. Ich nahm hocherfreut an, aber das Entsetzen, als er die Rechnung nicht bezahlte, sondern unterschrieb! Ich war überzeugt, daß ich bei der Abfahrt dafür «zur Kasse» gebeten würde. Aber nichts geschah. Ich habe noch heute ein Foto von ihm und mir.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Ich sehe den Duce nach zwei Tagen wieder. Ich finde ihn müde. Edda sagt, daß sich die Magenschmerzen verschärft haben, obwohl er nur

flüssige Nahrung zu sich nimmt. Er ist deprimiert wegen der Lage in Libyen. Er ist sich klar darüber, daß der Verlust von Tripolis einen großen Einfluß auf die Moral des italienischen Volkes haben wird. Er möchte, daß man Tripolis bis zum äußersten verteidigt, Straße um Straße, Haus um Haus, wie Stalingrad. Aber er ist davon überzeugt, daß das nicht geschehen wird. Außerdem ist es auch unmöglich: man kann sich der Stadt von allen Seiten nähern und sie auch von der See her beschießen. Er findet bittere Worte gegen Cavallero und gegen «diesen verrückten Rommel, der einzig daran denkt, sich nach Tunesien zurückzuziehen».

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

Ein Angriff auf die südliche Front, um Rommels Nachschublinie abzuschneiden, ist auf den 30. Januar angesetzt.

Gestern schickte General Marshall Ike einen langen, genauen Bericht mit Plänen für das Treffen. Es gibt da drei «Einheiten». Der Präsident wird in einem Wasserflugzeug der Navy nach Casablanca fliegen. Unter denen, die ihn von der amerikanischen Seite begleiten werden, sind General Marshall und Admiral Leahy und King. Nicht zu vergessen Harry Hopkins. George Durno, der jetzt Kapitän im «Army Air Transport Service» ist, scheint damit beauftragt worden zu sein, die Sache mit der Presse zu regeln. Der Präsident könnte beschließen, mit der Presse in Casablanca zu reden. Weder Steve noch Pa Watson sind unter den Begleitern. Viele Geheimdienstmänner werden da sein. Verschiedene Plätze, auf denen Flugzeuge landen sollen, werden vom Geheimdienst und dem Militär ausgekundschaftet.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Keine Lebensmittelversorgung mehr. Deutsche und Italiener haben alle Vorräte beschlagnahmt. Amphoux hörte gestern im Restaurant einen ihrer höheren Offiziere lachend ausrufen: «Falls (ich glaube sogar, er sagte: wenn) die Engländer nach Tunis kommen, werden sie nichts mehr finden, NICHTS, NICHTS!» Und das noch dazu in recht gutem Französisch. Ein Laden nach dem andern schließt; schon sieht man nur noch jeden zehnten oder zwölften offen; ihre Lager sind leer. Da ich nichts mehr ersetzen kann, spare ich soviel wie möglich an Kleidern, Wäsche, Rasierklingen, Rasierseife usw. Das Gymnasium hat man aus Furcht vor Beschlagnahme nicht geschlossen; wenn aber der Lehrer erscheint, hat er nur leere oder fast leere Bänke vor sich; und manchmal sind es die paar pflichteifrigen Schüler, die vergeblich auf den Lehrer warten.

Der Strom, den man uns gestern eingeschaltet hatte, wird von neuem gesperrt. Man behauptet, die Deutschen würden vor ihrem Abzug das Elektrizitätswerk in die Luft sprengen. Mehrere glaubwürdige Siedler bestätigen den kläglichen, den unsinnigen Rückzug der amerikanischen Streitkräfte vor dem scheinbaren deutschen Widerstand. Das Auftauchen einer Handvoll entschlossener Männer hat bewirkt, daß sie sich zurückzogen, obwohl sie, zahlen- und waffenmäßig weit überlegen, nur ihren Vormarsch hätten fortzusetzen brauchen, um Herr der Lage zu bleiben, um Tebourba einzunehmen, man sagt sogar, um in Tunis einzudringen. Und diese traurige Komödie hat sich fast zur gleichen Zeit auf mehreren Straßen abgespielt. «Mit ihrer Ausrüstung wären wir schon in Algier», sagen lachend die deutschen Offiziere. Sicher ist, daß die amerikanische Armee dem deutschen Widerstand genug Zeit gelassen hat, um sich zu organisieren. Das Unternehmen wird jetzt weitaus kostspieliger sein, als es gewesen wäre, wenn die Alliierten den Überraschungseffekt ausgenützt hätten. Aber sie haben ihnen alle Zeit gelassen, Verstärkung herbeizubringen, weniger per Schiff als per Flugzeug.

Sobald der Strom wieder eingeschaltet ist, stürze ich mich auf das Radio. Zufällig erwische ich eine Sendung von «La France fidèle» (Was soll das eigentlich für ein Frankreich sein? Wem treu?) Ich vernehme: «Wir wissen, daß der Marschall nur ein Ziel hat...» (man kündigt eine Sendung in arabischer Sprache an). Zweifellos ist dieses Frankreich das der *Zeitung* von Tunis. Die Stimmen der anderen Sender werden durch massive Störgeräusche zugedeckt.

In dem noch kindlichen, manchmal fast hübschen Gesicht Victors erkennt man schon, welche Züge bald gewöhnlich werden, sich verhärten oder vergröbern.

Wischnowski, Werner *1921 **vor Stalingrad**

Wir lagen etwa 30 km vom Einschließungsring von Stalingrad entfernt. Am Tage sahen wir die Ju 52, wie sie in den Kessel flogen, um dort Proviant abzuwerfen und Munition. Als kleiner Soldat weiß man manchmal gar nichts. Wir hatten keine Karten und nichts.

Einmal bin ich mit einem Lastwagen ganz nach vorn gefahren. Dort war eine kleine Einheit mit einer Fernsprechvermittlung eingesetzt. Ich wunderte mich, daß der Fahrer sich in der Steppe so gut auskannte, obwohl keine Richtungspfeiler zu sehen waren. Es war abends! – Die Leute haben mir dann gezeigt: «Dort drüben liegt der Russe.» Ich hab' aber keinen zu sehen gekriegt. Es fiel kein Schuß.

Ich war bei der Fernsprechkompanie im Panzernachrichtenregiment 4, und zwar bei der Vermittlung. Wir hörten dann irgendwie: Die sind vorgestoßen! oder: Wir brauchen Munition! Wir haben manchmal Gespräche mitgehört. Aber beim I/A haben wir das gelassen. Es war verboten und zu gefährlich.

«Gehen Sie raus aus der Leitung!» hieß es dann.

Während des Nachtdienstes, wo kaum mal eine Klappe gefallen ist, hatte man Zeit, nach rückwärts mit den Blitzmädchen in Polen zu telefonieren. Dabei gab es natürlich lustige Gespräche, und ein-, zweimal ist es mir gelungen, mindestens eine Stunde lang den Dialog mit den Blitzmädchen in Schlagern zu führen:

«Sagen Sie mir doch mal, wie Ihre Augen aussehen.»

«Ich habe blaue Augen.»

«Oh! – Korn-blu-menblau...» sang ich dann. Damals verfügte ich über einen großen Schatz an Schlagern.

Abends hörten wir ja dauernd den Soldatensender Belgrad. Das war eine Sehnsuchtssache. Unsere Empfangsgeräte waren so gut, daß wir alles hören konnten. Wir hatten 150er Klappen, diese großen Dinger.

Soldat Herbert Sch. **Rußland**

Meine liebe Wally!

...Nun liebe Wally noch viel mehr würde ich mich freuen sie würden uns aus dem Kessel befreien und der Krieg hätte bald sein Ende. Denn jetzt ist man schon wieder ein ganzes Jahr von der Heimat weg mir möchten die Tränen rollen wie einem kleinen Kinde wenn man an die Heimat denkt. Das schlimmste war am Heiligabend und am Sylvester so eine Weihnachtsfeier und Jahresende möchte ich in meinem Leben nicht wieder verleben. Am Sylvester bekamen wir jeder Mann 2 Pfannkuchen und 2 Schnäpschen aber ob wir noch im alten oder im neuen Jahr sind merken wir hier nicht. Ich bin nur neugierig was uns das neue Jahr bringen wird.

Liebe Wally wenn ich gesund nach Hause kommen solte und wir verheiratet sind mußt Du dann fleißig Kuchenbacken den noch nie habe ich so ein starken Kuchenappetit wie jetzt. Hier muß man auf vieles verzichten sogar auf die gute Weihnachts- und Neujahrsgans. Liebe Wally Du glaubst garnicht was jeder Soldat hier in Rußland entbehren muß nehmen wir nur die Päckchen. Seid meinem Geburtstag habe ich noch nicht ein Päckchen von zu Haus erhalten wo die hin kommen? Es grüßt Dich liebe Wally Dein lieber Herbert.

Soldat Herbert **Rußland**

Meine liebste Elsbeth!

Wie Du schreibst, hat es Anfang Dezember bei Euch auch geschneit. Aber ich glaube nicht, daß Du schon mal einen derartigen starken Winter erlebt hast, wie wir hier augenblicklich auf weiter russischer Steppe. Du mußt bedenken, daß hier weit und breit kein Haus zu sehen ist. Alles in Bunkern. Wir freuen uns alle, wenn erst mal der Frühling seinen Einzug wieder hält.

Du fragst mich nach einer Paketmarke. Was hat es für Zweck, wenn ich Dir eine Marke schicke und ich empfange doch keine Päckchen. Da will ich lieber warten, bis hier alles wieder seinen geregelten Gang geht. Was meinst Du dazu. Wenn mal wieder 100 Gramm Päckchen geschickt werden dürfen, dann kannst Du mal sofort an mich denken. Und da hätte ich eine Bitte: Kannst Du mir mal ein Päckchen Puddingpulver schicken. Eventuell mit etwas Zucker dazu? Ich wäre Dir sehr dankbar. Ich muß Dir nämlich sagen, daß hier die Verpflegung sehr wenig beträgt. Sieh bitte mal zu, was Du machen kannst.

Im übrigen brauchst Du Dir keine große Sorgen zu machen. Es wird mit mir hier schon alles gutgehen. Denk bitte oft an mich, dann ist mir auch schon viel geholfen. Denn wenn mal schwere Stunden kommen, und die kommen in der augenblicklichen Lage oft, dann ist es ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß in der Heimat jemand ist, der einen lieb hat und auf den man noch Vertrauen setzen kann. – Halt Dich gesund, bleib mir treu und sei recht herzlich gegrüßt und geküßt von Deinem Herbert

Soldat August **Rußland**

Meine liebste Heti!

Die Versorgung an Verpflegung ist zeitendsprechend. Haben ein Kamel eingefangen und geschlachtet, welcher noch ziemlich Fett u. Fleisch hatte. Da ist die Suppe nicht allzu dünn. Zudem sind wir noch am Bunker schaufeln. Sind aber bald fertig damit, bis zum nächsten Stellungswechsel. Opa kennt das ja aus dem Weltkrieg. Der Lanzer muß Beschäftigung haben. Will alles gern ertragen. Der liebe Herrgott muß uns nur noch lange gesund zusammen lassen. Was liebste Heti, dann machen wir uns das Leben aber noch schön. Bei uns zu Haus ist sicher noch der alte Kampf. Laß Dir aber nicht zuviel gefallen. Na wenn wir aus diesem Dreck mal raus sind, gibts Urlaub, dann kann ich ja selbst meinen Riecher überall rein stecken. Wärs man schon soweit. In den schönen Gedanken, daß er bald da ist sei vieltausendmal herzlich gegrüßt u. geküßt, meine allerliebste Heti, von Deinem August

Pagenkopf, Reinhard 1921–1945 **vor Rshew**

Vielleicht kehren wir eines Tages, wunderbar bewahrt, älter und reifer geworden in unsere irdische Heimat zurück. Wir werden keine Siege feiern und nicht auf Lorbeeren ausruhen, sondern um Klarheit ringen und uns ein Arbeitsfeld erobern, wo es unserem freien Herzen gefällt. Das Leben wird schwer zu meistern sein. Denn wir suchen nicht äußere Ehre und gesicherte Grundlagen, nicht Reichtum und materielle Dinge, nicht das Leben um des Lebens willen, sondern Freiheit des Gewissens und bleibende Frucht.

Wir sind voller Verachtung und ernüchtert durch erschreckend viel Hohles, Morsches und Leeres. Dürftige Hüllen fielen, feste Gemäuer stürzten ein, gewaltige Pläne scheiterten.

In dieser harten Wirklichkeit bewährt sich nur unser Glaube, er nimmt allen Dingen den äußeren Schein, zeigt ihren eigentlichen Wert und läßt sie in einem neuen Licht aufleuchten.

Wenn wir fallen, soll keiner trauern, sondern soll Gottes reiche Gnade in unserem armen Leben rühmen. Unser Tod ehre Gott! Über Gräbern soll der alte siegreiche Osterchoral erklingen:

Christ ist erstanden
von der Marter all.
Des soll'n wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein,
Kyrieleis.

Palse, Franz **Travemünde**

Lieber Herr Mönnig!

In dem schweren Verlust, den Ihre Gattin und Sie durch den Heldentod Ihres einzigsten Jungen erlitten haben, sprechen meine Frau und ich Ihnen unsere tiefste Teilnahme aus. Ihr lieber Sohn, der in harten Kriegsjahren an allen Fronten seinen Mann stand, starb für sein deutsches Vaterland, starb, damit sein Deutschland lebt.

Wir fühlen mit Ihnen und drücken Ihnen still die Hand.

Ihr Franz Palse u. Frau

Meyer-Jungcurt, Richard *1911 **Rostow**

In der Frühe des heutigen Morgens fuhr ich mit einem Verpflegungs-LKW erneut von Lokomotivstroy nach Rostow und wurde im Kriegslazarett I/685 eingesetzt. Das Lazarett ist bis zum letzten Bett und bis zur letzten Liege belegt. Heute nachmittag bereits mußte ich eine Abteilung mit 200 Verwundeten übernehmen.

Die Russen drängen im Südabschnitt der Ostfront auf eine schnelle Entscheidung. Die Stadt Rostow ist für die deutsche Wehrmacht von größter strategischer Bedeutung. Im rollenden Einsatz bringen Versorgungsflugzeuge Verwundete und Kranke aus dem eingeschlossenen Stalingrad. Bis an die Kapazitätsgrenze belegt sind die Lazarette außerdem von den Patienten der beiden Armeen aus dem Kaukasus.

Buss, Wilhelm *1913 **(an der Newa)**

Die 6. Kompanie ist auf 16 Mann zusammengeschmolzen und wird aus der Front herausgezogen. Sie muß in den Nächten zwischen den Fronten Tretminen verlegen. Die Haufen Tretminen hatte ich schon stapelweise am Wege liegen sehen. In der Nacht muß wohl irgendeine Unvorsichtigkeit passiert sein, oder der Russe hat die Tretminen mit einer Granate getroffen. Jedenfalls ist der ganze Haufen explodiert. Die Mannschaften sind alle bei der Arbeit gewesen. So wurde die ganze 6. Kompanie vernichtet.

Jeden Abend sind wir alle beim Läuse vernichten. Wir ersäufen jeden Abend an die 80 Stück in dem flüssigen Talg unserer Hindenburglichter. Ich komme auf den Gedanken, die Läuse mal erfrieren zu lassen und lege meinen Pullover oben auf unsern Bunker. Am nächsten Morgen kann ich nur noch Fetzen herunterholen: Eine russische Granate hatte ihn zerfetzt. Ich muß ein paar Tage ohne Pullover herumlaufen.

Dorin, Hertha 1912–1945 **Dresden**

An Walter Dorin

Lieber Walter!

Haben Deinen Brief erhalten und ich freue mich, daß Du mit Deinem ‹Dutzen› einverstanden bist. Hoffentlich bist Du gesund und munter. Wir haben beide gelacht über Deine Wanzen und Flohschilderung, alles bloß das nicht. Nun das Neueste lieber Walter. Dein Vater ist seit dem 1. 1. 43 in Rußland, und zwar in Rostow an der Nähe Kaukasus. Was sagst Du nun, da hast Du gar nicht ganz unrecht, wenn Du glaubst, Deinem Vater mal in Rußland zu begegnen. Ich fand, daß es ihm gar nicht so schwer fiel. Ein Mann ist ja immer abenteuerlustig, aber mir, lieber Walter, ich habe so viel geweint, man hat sich doch nun schon aneinander gewöhnt. Man soll ja nicht so schwarz sehen, aber ich denke immer an die Unterminierung, wie schnell geht so ein Zug in die Luft. Hoffentlich kommt er bald wieder zurück, es ist furchtbar für mich. Er ist doch auch der Jüngste nicht mehr, nein heute ist wirklich alles möglich.

Lieber Walter, schreib bald wieder einmal an mich, denn gerade weil ich so alleine bin freut man sich doppelt. Anbei etwas Schreibpapier. Viele herzliche Grüße von Deiner Hertha

Jünger, Ernst *1895 **Teberda**

Am Vormittag noch einmal im Teberdatal, obwohl es ein wenig regnete. Wer weiß, wann wieder das Auge eines Deutschen auf diesen Wäldern ruht. Ich fürchte, daß nach dem Kriege große Teile des Planeten sich hermetisch abschließen.

Vor allem wollte ich mich noch einmal am Anblick der alten Bäume laben; daß sie auf Erden aussterben, ist unter allen bösen Zeichen das bedenklichste. Sie sind ja nicht nur die mächtigsten Symbole unberührter Erdkraft, sondern zugleich des Ahnengeistes, wie er im Holz der Wiegen, Betten und Särge webt. In ihnen wohnt wie in Schreinen geweihtes Leben, dessen der Mensch bei ihrem Sturz verlustig geht. Hier aber standen sie noch aufrecht: gewaltige Tannen, an deren Schäfte die Zweige sich schmiegten wie ein dichtes Kleid, Buchen im Silberglanze, borkige Urwaldeichen, der graue Holzbirnbaum. Ich nahm von diesen Riesen Abschied wie Gulliver, bevor er ins Land der Zwerge zieht, bei denen das Ungeheure durch Konstruktion und nicht durch freien Wuchs entsteht. Dies alles zeigte sich mir so flüchtig wie im Traume, wie Weihnachtswunder, die man als Kind durch Schlüssellöcher schaut – doch bleibt es als Maßstab in der Erinnerung. Man muß doch wissen, was die Welt zu bieten hat, damit man nicht zu billig kapituliert.

Reichspressestelle **Berlin**

Aufsätze über das «Polarklima», d. h. über die klimatischen Verhältnisse in den arktischen Zonen und über die angeblichen erheblichen Gefahren dieses Klimas sind in der Presse unerwünscht.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Die Härte der Abwehrkämpfe in den verschiedenen Abschnitten der Ostfront verdient wieder stärker in den Vordergrund gestellt zu werden.

Dazu Fischer: Dies möge besonders in den Überschriften berücksichtigt werden.

2. Tagesparole: Die europäische Ablehnung des Rooseveltschen Weißbuches, die zwiespältige Aufnahme, die es in der USA-Presse gefunden hat, kann mit der Schlußfolgerung verarbeitet werden, daß Roosevelt

mit seinem Versuch, sich von der Kriegsschuld reinzuwaschen, das entgegengesetzte Ergebnis erzielt hat. Gerade dieser Versuch hat der Welt demonstriert, daß Roosevelt der Hauptschuldige an diesem Kriege ist. Dazu AA, Dr. Schmidt: Die amerikanische Presse reagiere auf das Weißbuch so, daß man sagen könne, das Buch sei durchgefallen. Die Roosevelt hörige Presse verteidige es und übersteigere es. Eine Identifizierung mit dem Weißbuch käme nirgends. «New York Times» meint, daß melancholische Betrachtungen die Folge der Veröffentlichung seien. Man frage sich, warum die Regierung, wenn sie dies alles gewußt habe, nicht längst schon vorgegangen sei. Jetzt seien die Isolationisten die Schuldigen. Europäische Stimmen seien nicht weniger interessant, so vor allem «Alcasar», ferner eine Stimme aus Ankara und eine Äußerung des Vizepräsidenten des ungarischen Abgeordnetenhauses. Auch «Daily Herald» sei zu beachten.

3. AA: Portugiesische Beamte sollen auf Timor ermordet worden sein. Die Nachricht wird von Portugal dementiert, möge also nicht beachtet oder entsprechend als englisch-amerikanischer Versuch mitgeteilt werden, den Japanern etwas am Zeuge zu flicken.

4. AA: La Guardia [Bürgermeister von New York] hat verfügt, daß Kinder ohne Begleitung Erwachsener bei Dunkelheit nicht mehr auf die Straßen, in den Gärten oder Parks gehen dürften. Möge aufgegriffen werden als Zeichen der Verwilderung in den USA.

5. NSDAP: In den meisten NS-Gruppen des Reiches würden am 2. Februar Winterwehrkämpfe durchgeführt, die die Ausdauer, Geländegängigkeit oder Orientierungsvermögen und so weiter zeigen sollen. Gut beachten und wehrpolitische Bedeutung unterstreichen.

Hahn, Georg *1915 **(im Osten)**

Im Dezember fühlte ich mich krank und spürte eine große Geschwulst in der Leistengegend. Ich befinde mich nun im Krankenrevier. Man stellt fest: Lymphdrüsenvereiterung. Eine Operation sei notwendig.
Ich liege einige Tage in einem mehrstöckigen Gebäude, zehn Mann im Raum. Der Sanitäter, klein von Gestalt, im Range eines Gefreiten, von Beruf Theologe, Jesuit, macht kein Hehl daraus, daß er die zur Zeit gängige Ideologie nicht bejahe. Ein anderer Gefreiter, von Beruf Diplom-Ingenieur, mischte sich in unser Gespräch. Es stellte sich bald heraus, daß dieser ein strenggläubiger Nazi ist. Vorsicht war geboten, trotzdem man in der Wehrmacht mehr riskieren konnte als daheim. Ich

zitiere Oswald Spengler, und zwar das Vorwort zu «Jahre der Entscheidung». Darin las man:

> Deutschland ist in Gefahr. Meine Angst um Deutschland ist nicht kleiner geworden. Der Sieg vom März 1933 war zu leicht, um den Siegern über den Umfang der Gefahr, ihren Ursprung und ihre Dauer die Augen zu öffnen.

Der Sanitäter und ich versuchten die Gespräche auf theologische und allgemein-philosophische Themen zu bringen.
Eines Abends lagen wir wie immer in den Betten, ich richtete mich auf und hielt eine Rede im Tonfall von Goebbels:

> Und so kämpfen wir Tag für Tag und Nacht für Nacht für die Fahne des Führers. Auch diejenigen, die heute noch keine Nationalsozialisten sind, werden eines Tages einsehen, daß unsere Idee die richtige war!

Plötzlich geht die Tür auf. Es erscheint der Oberarzt. Verwirrt halte ich inne, mein Publikum hörte auf Heil! zu schreien. Doch er sagte: «Weitermachen. Ich will das auch hören.» Und er lachte mit.
Am andern Tag knallte es plötzlich. Wir lagen so friedlich in den Betten. In der Nähe Explosionen. Die Fensterscheiben klirrten und zersprangen. Die Kälte drang herein. Später hieß es, es seien eingeschleuste Partisanen gewesen.
Kurz darauf transportierte man mich ins Feldlazarett. Man schritt zur Operation. Zwei russische Medizinstudentinnen assistierten. Scherzworte hin und her. Später hörte ich, daß meine letzten Worte vor dem Einschläfern lauteten: «Der Geist entflieht.»

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

An seine Frau
Meine liebe Frida!
Die Zeitschrift «Das schöne Heim» kam heute auch an. Ich werde Dir die 3 Hefte später wieder zurück schicken. – Heute war ich mal wieder draußen. Mit der Eisenbahn auf Holztransport. Es war schönes Winterwetter. Den ganzen Tag in frischer Luft macht doch müde. Es ist eine nette Abwechslung. Wir haben noch viel Holz draußen liegen. Jede Woche im Januar 2 Transporte mit je 15 Waggons. Zum Aufladen kommen 140 Gefangene mit. Um die Gefangenen brauche ich mich nicht kümmern. Meine Aufgabe besteht darin, die Lokomotive zu bestellen und aufpassen, daß richtig geladen wird, und die Arbeit einteilen. Zum Aufpassen der Gefangenen kommen 2 Uffz. und 20 Mann extra mit. Die Strecke, die ich fahre, ist eine eingleisige Nebenlinie. Ich habe dabei eine Ölquelle entdeckt. Prima Rapsöl. Am Donnerstag nehme ich

Flaschen mit. Sonnenblumöl ist doch sehr selten. Bislang konnte ich nichts bekommen. So lohnt sich solche Fahrt doch. Lieber Racker, bei euch wird es in letzter Zeit wohl auch etwas geschneit haben. Nimm Dir ruhig die Zeit und fahr mit Ilse dann heraus. Die Arbeit läuft nicht weg. Ilses große Puppe kann schon nicht mehr mit den Augen klappern. Schadet nichts, wird wieder repariert. Wozu gibt es sonst einen Puppendoktor.
Ich kann mir denken, daß Du zu Weihnachten genug gearbeitet hast. Gönn Dir auch etwas Ruhe. Ich wünsche Dir und dem kleinen Racker alles Gute. Es grüßt herzlichst Dein Bocky
Grüße Ilse u. Mutter.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**
Stasia ist noch in einem Heim, Lothar mußte einen schriftlichen Antrag auf Ablösung einreichen, wahrscheinlich kommt sie in ein Strafarbeitslager.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**
Liebe Eltern!
Ich vergaß ganz zu berichten, daß am Neujahrstag mehrere Russenfrauen in unsere Stube kamen und ein langes russisches Gedicht vortrugen. Außerdem waren sie alle verkleidet. Eine trug einen großen ausgestopften Kopf über ihrem Kopf. Wir mußten alle tüchtig lachen. Für ihren Auftritt wollten sie Bonbons und Schnaps haben. Näheres konnte ich über diesen Brauch nicht herauskriegen. Morgen haben die Russen ja ihr Weihnachtsfest.
Mittags Bohnensuppe. Dann wurde Holz gesägt und gehackt. Die Temperatur war auch heute nur knapp unter dem Gefrierpunkt. Am Nachmittag fand dann die feierliche Einweihung unserer neuen Birne statt. Sie hat eine niedrige Spannung und gibt endlich ein vernünftiges Licht. Euer Eckart.

Kreuter, Georg Christian 1913–1974 **bei Woilowo**
Der Oberstabsintendant und Hptm. Lüdenschloß kamen zu Besuch, ich war aber nur wenig vernehmungsfähig. Bin heute sehr krank!! Selbst Kohle will nicht mehr helfen.
Nachmittags höre ich mir bei Egenbergers Winterkompanie nochmals die «Bunte Acht» an. Den Schnaps, den er mir anschließend anbietet, weise ich mit Verachtung zurück!

Behncke, Heinz 1922–1944 **bei Kertsch**
Ihr wißt, wie glücklich ich bin durch die schönen Urlaubstage, die ich nicht besser hätte verleben können. Wenn das vielleicht auch nicht immer so zum Ausdruck kam, so war doch alles, aber auch restlos alles einfach ein Genuß. Jede primitivste Annehmlichkeit – für Euch Selbstverständlichkeit – wurde mit Bewußtsein ausgekostet. Wann wird diese Welt nicht mehr nur Sehnsucht, sondern dauernde Wirklichkeit werden? Diese Urlaubszeit war eine wahre Stärkung: welches Gefühl, völlig frei zu sein! Schon alle Äußerlichkeiten, wie der Anzug, die lange Hose etc. Die Zeit verging wie im Traum. Unser sehr gemütlicher Bunker liegt ganz vorn an der Küste. Ein Meter vor unserm Fenster fällt die Küste 60 Meter so steil ab, daß man nicht hinunter kann. Nach Norden blicken wir auf die zu «schützende» Stadt und nach Süden auf die ansteigenden Berge des Kaukasus. Um uns herum Einöde, Schlamm, Drahtverhau. Die Haupttätigkeit besteht im Wacheschieben: außer 2 Stunden nächtlich draußen, immer am Scherenfernrohr, das zwar in einem Raum steht, wo aber die Fenster geöffnet sind. Kalt ist es ja eigentlich gar nicht, nur der ewige Wind, besser Sturm, macht die Sache etwas ungemütlich.

Paulsen, Agnes *1901 **Heide**
Lieber Julius!
Die Mettwurst scheint Dich ja mächtig erbost zu haben, die habe ich natürlich nur geschickt, weil wir reichlich hatten, uns geht nichts ab! Daß Du aber am ersten Feiertag Spinat essen mußt, den hast Du bei mir doch stets verweigert! – Darüber, daß Du meinst, ich würde mit meinen Sorgen so gut fertig, mußte ich wirklich schrill kichern, wer sagt Dir denn das? Der Bien muß, etwas anderes gibt es nicht. Wenn ich mich auf den Kopf stelle oder sonstige ungewöhnliche akrobatische Leistungen vollbringe, dann ändere ich ja nichts. Da Du mich hier ja mit allem hast sitzen lassen, kommst kaum mal auf Urlaub, da muß ich ja sehen, wie ich zurechtkomme, aber daß mir meine Sorgen leicht werden, das brauchst Du nicht zu glauben.
Heiner wiederholt täglich etwas Latein und Englisch, fährt mit Dr. Warringsholz aus, der ihn bei dem Schnee wohl ganz gern mitnimmt. Abends sitzen wir über Familienpapieren, er stellt sich seine Ahnentafel zusammen. Dagi tobt tüchtig im Schnee herum, der Frost ist Gott sei Dank noch milde, die Tage nehmen auch schon merkbar zu, Verdunklung 16.15 Uhr bis 8.15 Uhr. Viele herzliche Grüße von den Kindern und Deiner Agnes

Menge, Susanne

An ihren Verlobten Johann Dietrich Meyer **Berlin**

Mein lieber Dierk, Heute war ich nun beim Schulrat. Ich komme hier in die II. Volksschule in das 2. + 3. Schuljahr. Wie ich es mir gewünscht. Ist das nicht prima?

Morgen gehe ich nun zum Gesundheitsamt zum röntgen. Wird schon alles schief gehen.

Nun mein lieber Dierk werde ich fix noch nach Rußland schreiben und dann gehts ins Bett, sei dann recht herzlich gegrüßt von Deiner Susanne

Meyer, Johann Dietrich

Meine Lieben Eltern! **im Felde**

Nun ist das Jahr 1943 angefangen. Was wird es uns bringen? Von dieser Frage wird wohl jeder Deutsche mehr oder weniger gequält, der als Soldat an der Front oder als Schaffender in der Heimat für die Zukunft unseres Volkes kämpft und arbeitet. Auch dieses Jahr wird ein Jahr des Krieges sein, in dem wahrscheinlich noch größere Opfer von einem jeden von uns gebracht werden müßen als in den verfloßenen drei Kriegsjahren. Man kann bei der augenblicklichen Kriegslage nicht annehmen, daß der Krieg in den nächsten Monaten schon ein Ende nehmen wird. Besonders der Soldat wird wieder schwere Stunden durchleben müßen, um auch dieses Jahr zu einem Jahr größter militärischer Erfolge für uns zu gestalten. Ich habe keinen anderen Wunsch für mich als Soldaten, als daß ich wieder aktiv im Operationsgebiet und der H.K.L. eingesetzt werde und nicht wie in den letzten paar Monaten wartend im Heimatkriegsgebiet meinen Dienst verrichten muß. Glaubt mir, liebe Eltern, der Einsatz in der Heimat und seinerzeit die Rückkehr von der kämpfenden Front aus Rußland hat mich durchaus nicht zufrieden gestellt und glücklich gemacht. Wie oft habe ich mich schon wieder hinaus gesehnt! Als Soldat darf man keine privaten Interessen vertreten. Das höchste und größte Opfer ist gerade gut genug im Kampf für unser liebes Vaterland!

Wenn ich nun im folgenden mit einer privaten Angelegenheit vor Euch hintrete, liebe Eltern, so widerspricht das durchaus nicht meiner Meinung, daß man eben nur Soldat zu sein hat, so lange man den Waffenrock tragen muß, denn der Soldat ist ja erst dann so recht einsatzfähig, wenn er keine privaten Sorgen hat, wenn er weiß, daß zu Hause alles in Ordnung ist.

Ich möchte Euch so gerne den Wunsch erfüllen, liebe Eltern, daß ich mich nach dem Kriege verheirate, denn es war ja immer unser Wunsch,

daß meine Hochzeit einmal ein großes Familienfest werden sollte, so wie es immer bei uns so üblich ist. Ich habe aus diesem Grunde auch immer eine Heirat in diesem Kriege abgelehnt, ich möchte das auch weiterhin tun, wenn ein baldiges Kriegsende zu sehen wäre. Wann wird nun das langersehnte Kriegsende kommen? Ich sprach davon, daß wir es in den kommenden Monaten, ja man kann ruhig sagen, im kommenden Jahre nicht erwarten dürfen. Ich habe deshalb in letzter Zeit viel über mich nachgedacht, weniger über meinen Beruf, denn das Problem der Arbeit wird nach dem Kriege schon mit Leichtigkeit gelöst werden, als über Susanne und mich. Liebe Eltern! Ich glaube, ihr ahnt es kaum, wie sehr mich der Zustand quält, daß ich immer wieder die Heirat hinausschieben muß, denn sowohl Susanne als auch ich, wir haben für uns nur den einen Wunsch, daß wir bald ein Paar werden mögen! Susanne und ich haben uns sehr lieb. Das widerlegt auch nicht die Tatsache, daß es in unserem Urlaub in Ringstedt ein paar Mal zu Zwischenfällen kam, die Euch an ein gutes gegenseitiges Verstehen zweifeln ließen. Gerade diese kleinen Zwischenfälle sind ein Beispiel dafür, wie gerne mich Susanne hat, denn sie kann es nur schwer sehen, wenn ich während des Urlaubs außer ihr auch anderen Angehörigen angehöre. Dieser Zustand wird schon dann von selber aufhören, wenn wir immer zusammen leben können. Ich weiß genau, daß es zwischen uns später Momente geben wird, in denen wir beide nachgeben müssen, damit wir immer «klar» kommen, denn Susanne ist genau wie ich sehr selbständig aufgewachsen, außerdem ist sie eine Frau, die geistig sehr rege und geschult ist. Ich kann also als Mann durchaus nicht in jedem Fall verlangen, daß sie zu allem ohne weiteres «ja» sagt, was ich nun für richtig halte. Trotzdem wird es auch in unserer Ehe so sein müssen, daß die Frau grundlegend das anerkennt, was der Mann anordnet. Das weiß Susanne genausogut wie ich und sie wird sich dieser Notwendigkeit auch beugen, auch wenn es ihr besonders in der ersten Zeit sehr schwer fallen wird. Ihr wißt, liebe Eltern, wie schwer ich mich andern Menschen anschließe, vor allen Dingen Menschen, die so gar nicht zu mir passen. Diese Rückhaltung ist und war immer besonders groß dem «schwachen Geschlecht» gegenüber. Wenn ich nun Susanne zu dem Menschen auserkoren habe, mit dem ich dermaleins zusammen leben werde, so braucht ihr meiner Wahl in keiner Weise skeptisch gegenüber zu stehen. Schon damals, als ich mich mit Susanne verlobt habe, wußte ich genau, daß Susanne das Mädchen ist, das mir mal eine gute Frau werden wird. Ich habe nun vor, liebe Eltern, mich im Laufe des kommenden Jahres mit Susanne zu verheiraten, denn ich werde immer älter und möchte deshalb nicht mehr

so lange warten. Nehmt es mir deshalb nicht übel, wenn ich Euch eventuell um die Freude einer großen Hochzeitsfeier bringe! Bringt mir bitte dieses kleine Opfer – mir und Susanne! Wann, wie und wo die Hochzeitsfeier stattfinden soll, das steht noch gar nicht zur Debatte, denn es gibt ja noch so viele Vorbereitungen zu treffen bis zum Hochzeitstage, außerdem kann man das auch später immer noch besprechen. Seid doch bitte so gut, liebe Eltern, und antwortet mir bitte bald auf diesen Brief! Ich möchte auch für mich nichts tun, was Euch irgendwie unangenehm sein könnte. Besonders Dir, liebe Mutter, schulde ich diese Offenheit in Sachen, die mich angehn, denn Dir in erster Linie verdanke ich mein Leben! Euer Dietrich

Pechtold, Auguste 1862–1943 **Koburg**

An ihren Sohn

So, mein Lieber, jetzt habe ich Dir eine Neuigkeit mitzuteilen. – Onkel Max heiratet in dieser Woche wieder, eine 63jährige Dame, sie hat einen Künstlernamen, der mir eben nicht einfällt. Einen 6 Seiten langen Brief hat er mir geschrieben, mir sein Vertrauen vollständig geschenkt, aber auch juristisch Betreff des Testamentes die Sache klar gestellt. Die Dame zieht in seine Wohnung mit, hat jedoch eine vornehmere Ausstattung an Möbeln und will Onkel Euch seine zur Verfügung stellen – bis auf den Flügel. Ich warte auf H., die heute gerade mal nicht kommt, um mit ihr den Brief genau durchzulesen und überlegen, was man in Deinem Sinn tun kann.

Ich muß sagen, ich war gar nicht weiter überrascht, die Verheiratung seiner Haustochter hat ihm wohl Mut gemacht; er hatte mir vorher schon so viel davon geschrieben.

Ich gratuliere ihm heute noch mit herzlichen Worten, die ich für ihn fühle ernstlich. Möge der leidende Mann noch viele Jahre zufrieden und gesund verleben. Er ist mir durch seine Briefe näher getreten. Nur mit den Möbeln möchte ich Euch keine Not machen. Herzliche Grüße von Deiner Mutter

Riedl, Tonio *1906 **Metz**

An seinen Freund Raoul Aslan

Mein innigst geliebter Raoul!

Eben bin ich vom Theater heimgekommen, ganz leise, um ja nicht meine Mutter in ihrem Schlaf zu stören. Die Reste des Mittagessens standen in der Küche für mich wärmebereit. Dein Duft liegt noch über der kleinen Wohnung. Du warst da bei mir. Und immer mehr und immer mehr fühl'

und weiß ich es, daß Du und nur Du das Schicksal meines Lebens bist. Großartig hast Du Dich wieder einmal benommen. Dank' Dir sehr, dank' Dir tausendmal! Dich habe ich auf meinen Schild gehoben. Nie hat mir ein Vers von Claudel soviel gesagt wie heute: «In mir ist jemand mehr ich selbst als ich.»

So ist es mir, seit Du in diesen Tagen hier warst, als sähe ich Dich erst jetzt ganz richtig mit richtigen Augen, richtiger Aufmerksamkeit. Gnade weigert sich nie dem, der empfangsbereit auf sie wartet.

Ich möchte gern die Erinnerung dieser Tage mit Dir wie einen Talisman in mir bewahren. Ich will die Augen schließen, damit das Bild zurückkehrt. Es ist ganz wie im Traum – und ganz wie in der Wirklichkeit. Ich liebe Dich.

Jetzt ist es so still, ich bin allein, bin sehr allein; doch Du bist der Mensch, für den ich wurde, das rote Band knüpft mich schon in diesem Leben an Dich, und das heißt ja, schon Glück auf dieser Welt zu haben. Hab' Dank, Du! Dein T.

Hamburger Fremdenblatt **Hamburg**

AUSWAHL AUS DEN RADIOPROGRAMMEN FÜR DEN 5. JANUAR 1943

Reichsprogramm: 16 Uhr Opernsendung / 17.15 Uhr Landschaftliche Kunst- und Volksmusik / 20.15 Uhr Lustige Tiergeschichten / 21 Uhr Schöne Schallplatten

Deutschlandsender: 17.15 Uhr Bruckner, Brahms, Beethoven / 20.15 Uhr Leichte Unterhaltung / 21 Uhr Eine Stunde für Dich

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Wangerooge**

Immo und ich haben vor dem «Meeresstern» eine angetriebene große Spierentonne festgemacht und sollen angeblich 20 RM Bergegeld dafür kriegen.

Kästner, Erhart 1904–1974 **Athen**

An Ursula von Kardorff

Liebe Ursel,

[...] Nun bin ich also wieder hier unten angelangt. Samt meinen fünftausend Griechenlandbüchern [Griechenland. Ein Buch aus dem Kriege. Text: E. Kästner, Zeichnungen: Helmut Kaulbach. 1942] stand ich am Neujahrstag auf dem Bahnsteig von Athen. Es war ein riesiger Berg von großen schweren Würfeln, die da angesichts des Lykabettos über-

einandergetürmt lagen. Der Zug kroch weiter nach dem Piräus, die Griechen machten alle Sonntag, die Bahnhofswache hielt sich verkatert in ihrem Wachlokal, und während ich auf einen Lastwagen wartete, umgab mich die Frühlingsluft und die Kleinstadtstille des Athener Bahnhofs. Meinen Bücherberg umkreisend, hatte ich Zeit, mich zu wundern, daß es nun doch endlich so weit gekommen war, daß das Buch nicht nur geschrieben, gedruckt, sondern auch über den ganzen winterlichen Balkan transportiert war und daß es in wenigen Tagen als verspätetes Weihnachtsgeschenk [...] in die Hände der Kameraden gelangen konnte.

Von da ab, wo wir uns trennten, in dieser merkwürdigen, muffigen Berliner Straße, war ich sechzehn Tage unterwegs, Weihnachten und Sylvester also auch. Ich verfrachtete meine fünftausend in Döberitz in den Güterwagen, wobei ich mich mit dem speditionierenden Unteroffizier sehr stritt, weil es schon sehr in den nebligen Winterabend hineinging und dunkel wurde. Beinahe hätten sie mich nicht mehr mitgenommen. Der Güterwagen war denn auch schließlich randvoll. Zwischen meinen Würfeln, hundert anderen Kisten und Flugzeugteilen war nur noch soviel Platz, daß ich entweder wie das Männlein im Walde auf einem Bein dazwischen stehen oder wie eine Flunder obenauf zwischen Fracht und Dach liegen konnte. Ich wählte die Flundernlage. Es war dann auf einmal ganz still um mich. Kein Mensch war zwischen all den Gleisen zu sehen, dunkel war es auch und ziemlich kalt.

Da lag ich nun auf meinen Büchern, verfünftausendfacht im Guten wie im Bösen. Ich kann nicht sagen, daß ich wohl gebettet war. Es war ein wenig wie bei Kaspar Hauser. Wie er: Zeit hatte ich genug. Zeit nachzudenken, wie merkwürdig es ist, gedruckt zu werden. Vielleicht war die Erfahrung, die ich da machte und die ein richtiges Kriegsgeschenk ist, denn welcher Autor in normalen Zeiten begleitet sein Buch über alle Stationen des Entstehens, des Druckes, Transportes und Vertriebes – vielleicht war die Erfahrung recht heilsam und vielleicht wird es einmal eine weise Verordnung einer weisen Behörde geben, daß jeder Schriftstellerlehrling das einmal erlebt haben muß. Denn es ist gewiß ganz schön, *ein* Buch von sich auf dem Tisch liegen zu haben, auch fünf oder zehn mögen noch ein Anblick sein, der erquickt, aber wenn es plötzlich fünftausend sind, fragt sich das Herz mit Sorge: kannst du es verantworten? Schon während des Druckes ging es mir so. Als die Maschine mit eindrucksvollem kch! kch! unaufhaltsam Bogen um Bogen ausspie, hätte ich am liebsten gerufen: Halt, halt! so ernst war es nicht gemeint! so gut, so fertig ist es noch nicht!

In den folgenden Tagen wurde ich ganz und gar zum Speditions-Experten. Verschiebebahnhof, Verladerampe und Anschlußgleis, das sind mir nun erfüllte Worte. Dem Wesen der Güterzüge bin ich nun eng vertraut. Es sind sozusagen die Fußgänger des Schienenweges und mir als solche sympathisch. Daß sie auf der Nachtseite des Bahnwesens siedeln, ist ein romantischer Charakterzug an ihnen. Nachts erleben sie ihre dramatischen Momente, da entsteht viel Wesens und viel Bemühung um sie: die klagenden Pfiffe der Bahnbeamten beim Rangieren, das Stoßen und Schnauben der ausgedienten Lokomotiven, die die weiten Überlandreisen nicht mehr mitmachen und deren Altenteil es nun ist, über das verwirrende System der Gleise und Weichen puffend und schnaubend eine geheime Ordnung zu schaffen. Die Bremsklötze kreischen, die Männer schimpfen und rufen, Laternen schwanken und kreisen in der Nacht – und dann herrscht jählings tiefe Stille, stundenlang. Der Wagen steht irgendwo, und wenn er den Rummel nicht zur Genüge kennte, müßte er sich sagen: mich haben sie vergessen.

Bis ans Ende meines Lebens aber werde ich dem Wagen «Kassel 36097» mein Andenken bewahren. Ich werde hinfort nie mehr an einem Güterzug vorbeifahren können, ohne unter dem Zwang zu stehen, nach meinem Freunde zu suchen. Mit allen Wagen aus Kassel wird mich etwas verbinden. Die aus Essen, Frankfurt an der Oder, Dresden und Breslau werden mich kalt lassen. Aber Kassel 36097: es wäre doch schön, wenn ich ihm noch einmal begegnen würde. Vielleicht so nach zwanzig, dreißig Jahren, wenn man heutzutage mit solchen Zeiträumen rechnen will. Dann aber möchte ich ihn wiedersehen und ihm auf die Flanke klopfen, immer gut gefahren?

Weißt du noch, wie du mich damals gemein im Stich ließest? – Ich gestehe nämlich, daß mir in der Gegend von Heydebreck die Sache erstens zu kalt und zweitens zu langweilig wurde und daß mir die Bahnbeamten versicherten, es lasse sie völlig ungerührt, ob ich da mitfahre oder nicht, deswegen komme der Wagen nicht schneller hin, aber einmal sei er sicher da, um die Weihnachtsfeiertage daure das eben seine Zeit. Ich könne ebensogut nach Wiener Neustadt vorausfahren und ihn dort erwarten. Nun ja, ich tat es. Aber, Kamerad Kassel, wo bliebst du so lange? Ich suchte in Wiener Neustadt, ich suchte in Wien Süd, Wien Ost, nichts kam. Ich machte mir Sorgen, ich wurde nervös. Aber schließlich war es, wie oft in meinem Leben: das Schicksal meinte es besser mit mir, als ich einsah. Denn nun hatte ich, gegen meinen Willen und anfänglich zu meinem Zorn, ein paar gute Tage in Wien, sah in der Burg den «Florian Geyer» mit Balser und Horst Caspar als

Löffelholz, und den «Bauer als Millionär» und schließlich die «Gespenster» in einer zauberhaften Aufführung, zauberhaft mit Käthe Dorsch.

Was soll ich Ihnen weiter von der abenteuerlichen Fahrt des Autors, der auf seinen Büchern sitzt, über den Balkan schreiben? Denn von Wiener Neustadt an beschloß ich, mich buchstäblich nicht mehr von meinen Teuren zu trennen. Ich fuhr mit ihnen im Lastkraftwagen schwankend durch die eiskalte Winternacht, der Wind schnitt sehr, und ich mußte in einem Graben zwischen den Ballen Deckung nehmen: sie konnten auch einmal etwas für mich tun. Dann verlud ich wieder einmal mit Hilfe irgendwelcher Kameraden, diesmal im Wiener Ostbahnhof bei Nacht und Nebel und Taschenlampen und klammen Händen, so wie wir in Belgrad auf der glatteisüberzogenen Rampe verluden im Morgengrauen und in Saloniki im frühlingshaften Mittagsonnenschein: im ganzen vierzehn Mal diese 60 Zentner.

Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, während dieser Manöver jemandem zu gestehen, daß ich mit diesem Transport auf irgendeine Weise näher verbunden war als eben ein Unteroffizier, der ein Transportkommando hat. Während ich die dreißig Würfel, von denen jeder zwei Zentner wog, hob und dirigierte, war ich von steter Sorge erfüllt, daß einer dieser Ballen, die manchmal schon bedenklich zu klaffen begannen, sich völlig lösen könnte und zweihundert schmetterlingsbunte Bücher über die Rampe kollern möchten. «Was hast du denn da für eine idiotische Fuhre?» hieß es oft. Und: «Na, da komm her mit deinen Scheißbüchern, aber baut sie nicht vor die Wagentür!» Während ich wiederum, etwa wenn zwischen Wagen und Rampe ein Meter Höhenunterschied war, unablässig schrie: «Vorsicht, langsam! Schmeißt doch den Rotz nicht so in die Gegend!»

Schließlich war die letzte Etappe erreicht, ohne daß ich weiter hängen geblieben war. Es war gerade in der Sylvesternacht, als wir an den Thermopylen hielten. Eine Brücke war da kaputt, und es mußte abermals umgeladen werden. Zwei Lastwagen wollten den Inhalt des Packwagens über den Paß bringen; drüben wartete im Morgenlicht ein anderer Zug. Ich hatte gerade in meinem Abteil die Neujahrsstunde mit einer Flasche serbischen Traubenschnapses gefeiert, die mir jemand in Belgrad geschenkt hatte, als die Verladung begann. Aber als der erste Wagen voll war, hieß es leider, der zweite fiele aus. Ich und meine Bücher, wir wurden in der Mitte zerrissen. Dreitausendfach fuhr ich über die halsbrecherischen Serpentinen des nächtlichen Passes, zweitausendfach blieb ich für unbestimmte Zeit in einem griechischen Bahnhofsnest liegen, verraten und verkauft wie einst Leonidas und seine Griechen genau an derselben Stelle.

Da ich jedoch kein Spartaner, sondern als Athener zu findigem Kniff verpflichtet war, ließ es sich schon irgendwie schaukeln, und jedenfalls bin ich gut angekommen: ein Autor, vielerfahren.

Liebe Ursel, jetzt habe ich mich mit dieser Schilderung direkt verplaudert und beinahe ein Feuilleton für die DAZ geschrieben. Ich stelle anheim. Verzeihen Sie, ich will es nicht wieder tun. Aber da Sie den Beginn dieser Winterreise so nett und freundlich miterlebten, so mußte ich Ihnen doch auch den weiteren Verlauf dieser Winterreise eingehend schildern. In Gedanken bin ich sowieso noch tagtäglich in Berlin. [...]

Seien Sie tausendmal herzlichst gegrüßt und schreiben Sie mir bald wieder, Sie schreiben richtige Schreibebriefe, das ist auch selten geworden. (Ihr Erhart Kästner).

Kolmar, Gertrud 1894–1943 **Berlin**

Hilde, liebe Schwester!

Dank für den Brief vom 19. und für die Weihnachtskarte – beide kamen gestern – auch allen Unterzeichnern, besonders der Bleistiftschreiberin, besten Dank! Ich war während der Feiertage still und «einsam, nicht alleine» in meinen 4 Wänden, abgesehen von einem Besuch Hilde B.'s [Hilde Benjamin, spätere Justizministerin der DDR] bei mir am 26. und einem Besuch, den ich selbst bei Käthe machte. Sie freut sich immer, wenn jemand kommt, mit dem sie von ihrem geschiedenen Mann reden kann, an den sie dauernd denkt; er schreibt ihr nicht (wohl um sich und ihr die Trennung nicht noch zu erschweren), und so fragte sie mich, ob Du, die Du mit ihm befreundet warst, wohl noch im Briefwechsel mit ihm stündest? Sie wollte auf die Art gewiß von ihm hören; aber ich konnte ihr auf die Frage natürlich auch keine Auskunft geben ... Merkwürdig vielleicht, ich selbst fühle mich am einsamsten inmitten meiner neuen Belegschaft; ich werde immer schweigsamer, seit ich gemerkt habe, daß man allgemein meine Ansichten gar nicht ernst nimmt, sie ungefähr betrachtet wie die extravaganten Äußerungen eines Jugendlichen, der selbst kaum glaubt, was er sagt, und nur die Erwachsenen verblüffen und vor den Kopf stoßen möchte. So unvorstellbar ist diesen Menschen eine positive, eine bejahende Einstellung zu allem Geschehen. Und sollten wir nicht sogar unsere Trennung irgendwie bejahen? Wären wir beide je einander so nahe gekommen, wenn uns das Schicksal nicht so weit von einander entfernt hätte? Daß das Eine so

bleiben und das Andere sich ändern möge, wünscht zum neuen Kalenderjahr Deine Trude.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Friedlicher Rotenberg nimmt mich wieder auf. Besuch aus Berlin war inzwischen da; dort sagt man, wenn jemand nicht mehr vorhanden ist: «Affe dood, Bude zu.» Ein prächtiger Ausdruck der Berliner Mentalität. In der «Pariser Zeitung» waren Weihnachtsbriefe großer Deutscher abgedruckt, darunter auch der sehr geliebte vom jungen Goethe, aber unter Weglassung alles Christlichen. Solche Fälschungen sind gang und gäbe heutzutage.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Agnetendorf**

Früh schneit es noch, dann Sonne. Mäßig kalt. Vorm: G. 1 Std. im Garten. (Ich bis Brücke vor Kiesewald) aber es schneit wieder! Tee: Graf und Gräfin Otto Strachwitz, Schriftstellerin Margarethe Kiefer-Steffe (Breslau). Abends allein. G. liest bis ½12 Uhr Böhme.

Voigt, Felix A[lfred] 1892–1962 **Breslau**

An Margarete Hauptmann

Hochzuverehrende gnädige Frau!

Der Jahreswechsel fällt ja fast genau mit Ihrem Geburtstage zusammen, der auch für mich und meine ganze Familie stets ein Tag herzlichsten Gedenkens und Dankes ist. So gehen denn meine Glückwünsche zu Ihnen im Rückblick auf das vergangene Jahr. Was war es doch für eine hohe Zeit! Ich meine, die Festlichkeiten für GH [Gerhart Hauptmann], die zugleich den tiefsten Dank weiter Kreise auch für Sie einschlossen, konnten nicht gut schöner, herzlicher und wärmer sein. Es war ein herrliches Fest zu Ehren des Geistes, das in solcher Zeit doppelt hoch zu bewerten ist. Möge nun das neue Lebensjahr, das etwas dunkel und drohend vor uns allen liegt, auch Ihnen im persönlichen Leben Gutes und Schönes bringen, vor allem Ihnen und Herrn Doktor die Gesundheit weiter erhalten.

Gestern rief mich Herr Requardt an, den ich leider nicht sehen konnte, da er mit starker Verspätung angekommen war und sofort weiterfahren mußte. Da erzählte er mir eine Anekdote, die beweist, daß ein kleines «Rühmchen» nun auch auf mich gefallen ist. Er fand im Tel. Verzeichnis meinen Namen noch nicht und rief die Auskunft an. Antwort: Ach so, der Gerhart-Hauptmann-Forscher? Der hat Nr. 43492! Ich weiß eigentlich nicht, was mich je mehr gefreut hat. Neulich in der Elektrischen

hörte meine Tochter von zwei sehr einfachen Frauen folgendes Gespräch: «Gutt sieht a aus mit seinen achtzig Jahren. Und so viel hat a geschrieben. Der macht noch zehne weiter.» Ein Name fiel nicht, aber er ist wohl zu erraten. Und das soll ein Wort sein: vox populi vox Dei!

Nun geht die Arbeit wieder auf vollen Touren: der Literaturbericht für Schröder ist so ziemlich fertig, nur fehlt mir noch der Zeitungsaufsatz mit den Briefen GHs und ein – angeblich skandalöser – Aufsatz in einer Zeitschrift den ich mir – wenn diese Angabe stimmt, – dann entsprechend vorknöpfen werde. Vielleicht ist er aber nur höchst unbedeutend.

Wegen des Erinnerungsbuches werde ich heute mal das Reichspropagandaamt anläuten u. dort etwas Dampf machen. Diese Leutchen haben viel Ruhe! Auch von Haegert ist wegen des Papiers, das er mir für den Druck meines opus maximus versprochen hat, noch kein Bescheid da.

Was Suhrkamp wegen der Fortsetzung der Ausgabe in petto hat, hat er mir auch noch nicht mitgeteilt, aber das sind so die größeren Pläne für 43. Hoffen wir, daß sie einigermaßen in Erfüllung gehen.

Hoffentlich habe ich die Freude und Ehre, Sie auch in absehbarer Zeit einmal begrüßen zu können. Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit Ihnen einiges aus dem Schrifttum des vergangenen Jahres, soweit es Sie besonders interessiert, vorlesen.

Meine Frau schreibt noch besonders an. Nehmen Sie bitte nochmals meine innigsten Glückwünsche zu dem Festtage des 7. Januar entgegen!

Mit den angelegentlichsten Empfehlungen – auch an Herrn Doktor – Ihr dankbar ergebener Felix Voigt

Hofmann, Ludwig von 1861–1946 **Pillnitz**

Mein lieber Hauptmann! [Gerhart Hauptmann]

Soeben haben wir die große Büchersendung erhalten und sofort natürlich ausgepackt und aufgestellt!

Dabei fanden wir doppelt Band 7 und 13 – dagegen fehlen 2 und 9. Es tut mir leid, noch eine kleine Mühe zu verursachen – aber das Versehen mußte gemeldet werden!

Nun haben wir dieses wundervolle Geschenk in Händen, und ich wüßte nicht, daß ich mich jemals über eine Bereicherung unserer Bücherei so wie über diese gefreut habe. Wieder sehe ich ein, daß unsere hohen Jahre uns Genüsse rein geistiger Art bescheren können, die in der Jugend nicht denkbar waren!

Noch ein anderes Anliegen habe ich Dir zu unterbreiten. Mein alter Freund Edwin Redslob [Kunsthistoriker 1881–1973] hat den dringenden Wunsch, Dich in Agnetendorf zu besuchen. «Für mein Buch über

das XIX. Jahrhundert würde ich so gerne eine Besprechung mit Gerh. Hauptmann haben; er wird im letzten Jahrzehnt eine Hauptfigur sein, und ich hätte soviel davon, mit ihm zu sprechen, daß ich gerne nach Agnetendorf führe.»
Er wird Dir natürlich selbst schreiben, meint aber, es wäre besser, wenn ich ihn anmelde. Du würdest einen Menschen von feinster geistiger Kultur, ungewöhnlichen Kenntnissen und sehr liebenswürdigem Wesen kennen lernen, der Dir sicherlich als Interviewer nicht zur Last fallen würde. Ich empfehle ihn mit dem besten Gewissen. Über seine bei Reclam erschienenen Bücher «Des Reiches Straße» [1940] und «Die Welt vor 100 Jahren» [1940] hast Du vielleicht schon Günstiges gehört.
Mit unsern herzlichsten Grüßen und Wünschen, Dein Ludwig v. H.

Claassen, Eugen 1895–1955 **Hamburg**
Sehr verehrter Herr Doktor Dvorak,
ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie auf meinen Brief so freundlich und ausführlich eingegangen sind. Zunächst kam es mir darauf an, überhaupt die Verbindung mit Ihnen herzustellen und vielleicht Gelegenheit zu erhalten, Sie persönlich kennenzulernen. Ich werde mich also rechtzeitig bei Ihnen melden.
Das Ms. «Die Leiden des Michelangelo» ist mir zum Teil bekannt, da ich die beiden Aufsätze in der «Neuen Rundschau» mit Anteilnahme und Bewunderung gelesen habe. Ich bin ohne weiteres bereit, dieses Buch zu veröffentlichen. Ich glaube, daß Sie in dieser Form nicht nur Michelangelo unter neuen Aspekten sehen lehren, sondern überhaupt einen entscheidenden Beitrag zur Geistesgeschichte des Abendlandes bieten. Ich hoffe sehr, daß es Ihnen vergönnt ist, diese mir wichtige Arbeit, die mir sofort den Wunsch, dergleichen veröffentlichen zu dürfen, nahelegte, in Muße abzuschließen.
Mit den besten Grüßen
stets Ihr sehr ergebener Eugen Claassen

Hesse, Hermann 1877–1962 **Montagnola**
Lieber Herr Fretz,
Danke für Ihren Brief vom 28. Dez.; die Ankunft Ihres prachtvollen Druckes, der Schwarzen Spinne, habe ich Ihnen inzwischen ja schon gemeldet und dafür gedankt.
Stoecklin (mit dem ich aber nicht direkt in Fühlung bin) sagte einem Bekannten, er denke bis zum Frühling mit den Zeichnungen zu Knulp fertig zu sein.

Ich habe mir nun die Sache überlegt und bin zu folgendem Vorschlag gekommen:
Zwischen den beiden Plänen, dem einer ziemlich luxuriösen illustr. Knulpausgabe in Ihrem Verlag, und andererseits dem einer populären Ausgabe des selben Werkes mit den selben Bildern, scheint mir ganz wohl eine Vereinigung möglich, wobei jeder der drei Interessenten auf seine Rechnung kommt: Sie, die Büchergilde und ich.
Sie würden, so schlage ich vor, den Knulp in Ihren Zürcher Drucken bringen, schön ausgestattet und in einmaliger Ausgabe, deren Höhe Sie bestimmen mögen. Und zugleich würde die Büchergilde das selbe Buch für ihre Kreise in einer billigen Ausgabe, gemeinsam mit Ihnen, herstellen. Der Präsident der Gilde, Herr Dr. Oprecht, würde diese Lösung ebenso sehr begrüßen wie ich, und würde auf Anruf gern einmal darüber mit Ihnen sprechen.
Es grüßt Sie bestens Ihr H. Hesse

Maria H. **Hamburg-Volksdorf**
An Manfred Hausmann
Lieber Herr Hausmann,
am Sonnabend habe ich z. h. mal Ihr Hirtenspiel gesprochen. Als ich vor Wochen gebeten wurde, ein solches zu sprechen, entschloß ich mich zu dem Ihrigen, das im Novemberheft 1941 des Eckart abgedruckt ist. Ich habe es auswendig gelernt (ein wenig gekürzt). Zum ersten Mal sprach ich es im Frauenabend der Gemeinde hier in Volksdorf, dann vor Mädchen einer Schulklasse der Walddörferschule, dann im Amalie Sievekinghaus vor Schwestern u. Alten u. dann in Bremen vor geladenen Gästen im Hause meiner Schwester. Mein Pastor, ein jüngerer, ernster, nordischer, sagte, er habe schon viele Krippenspiele gehört, auch selbst mitgespielt – nie sei ihm eines so tief gegangen wie dieses in der Rezitation ohne jede Ablenkung durch Darstellung (Beleuchtung, Costüm u.s.w.) So hat es auch im Mutterhaus u. in Bremen gewirkt. Die Mädchen haben es wohl nicht ganz erfaßt.
Meine andere Schwester in Bremen, die neulich nicht dabeisein konnte, wird wahrscheinlich in ihrem Haus in 14 Tagen nochmal einen kl. Kreis versammeln, wo ich das Hirtenspiel nochmal sprechen werde. Diese Schw. ist die Mutter von Frau Ilse Runge, in deren Haus in Rönnebeck Sie öfter verkehren. Ich möchte gern, daß Sie darum wissen, daß Ihre Dichtung durch mich zu Menschen tief spricht.
Dieselben Worte, dieselben Geschehnisse in allen solchen Spielen und dennoch das Geschehen immer wieder ganz neu, ganz wunder-voll,

fremd und sonderbar. Ich grüße Sie in Herzlichkeit und hoffe, es ist Ihnen kein unlieber Gedanke, daß eine Ihnen ganz fremde Frau Ihre Worte spricht. Ihre

Kuby, Erich *1910 **Ingolstadt**

Der Kirchendiener ist auch für die Sauberhaltung der Kirche zuständig. Bei ihm hole ich jedesmal den Schlüssel für die Orgel. Beim letztenmal sagte er: «Ja, wissen S'», sagte er, «wenn die Leut' Orgelspiel hören, meinen's, daß was los is in der Kirch'! Und des is gar net notwendig, daß da so viele neilaufen, die machen bloß alles dreckig.»
Nicht nur das Essen treibt mich ins «Wittelsbach». Hier hängen die FZ und die DAZ aus, die am Stand nur schwer zu bekommen sind.

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**

An Sr. Hochwürden Herrn Landesbischof D. Marahrens
Ew. Hochwürden!
Mit herzlichem Dank bestätige ich den Empfang Ihres Schreibens vom 2. ds. Mts.
Die Daten für die Engere Konferenz, den 25. und 26. Februar, habe ich mir vornotiert. Ich möchte auch glauben, daß der Vorschlag, in Berlin zusammenzukommen, gut ist, und daß es auch bei dem für früher vorgesehenen Programm bleiben soll. Wenn wir nicht in den Luther-Rat gehen wollen, könnten wir am Freitag in den sehr hübschen und geeigneten Gemeinderaum der Martin-Lutherkirche in Lichterfelde-West gehen, der häufiger für solche Zwecke benutzt wird. Ich möchte mir nur die Frage erlauben, ob man nicht statt des gemütlichen Zusammenseins eine Gelegenheit zu Berichten und anderem Austausch bieten sollte, für den ein öffentliches Lokal vielleicht doch nicht zweckmäßig wäre. Ich hoffe sehr, daß die Konferenz viel Zuspruch finden wird.
Ein Wort über das Welt-Luthertum füge ich bei. Ich tue es nicht ohne große Bedenken. Und zwar aus zwei Gründen:
Erstens ist nicht einfach zu sagen, was heute zu sagen ist. Die wichtigsten Fakten wird man auch der vertraulichen Öffentlichkeit des Wochenbriefes nicht unterbreiten können. Das Wort ist deshalb allgemein gehalten.
Zweitens: Ich möchte freilich auch das Bedenken aussprechen, ob nicht durch diese Erwähnung im Wochenbrief in unerwünschter Weise die Aufmerksamkeit auf diese Arbeit gelenkt wird.
Mit ehrerbietiger Begrüßung
Ew. Hochwürden dankbar ergebener

Zeitsprung in das Jahr 1933

Hardt, Ernst 1876–1947 **Berlin-Charlottenburg**

Sehr verehrter Herr Gründgens!
Ich habe am letzten Tag des alten Jahres die Generalprobe einer so überraschend vollkommenen Iphigenieaufführung sehen dürfen, deren Nachhall nicht zur Ruhe kommen will, daß es mich drängt, auch Ihnen ein Wort des Dankes und der Gratulation zu sagen. Es war eine von wahrhaftem Bühnenglück getragene Darstellung des wunderbaren Gedichtes, wie mir scheinen will, die schönste, die ich je sah, weil sie das Menschliche und das Dramatische des Werkes traf und wuchtig in einen Stil trug, der die verschliffene, unselige Weimarer Tradition auslöschte und in einem ursprungshaften, sehr edlen, aber sehr natürlichen Ton das Gedicht dergestalt ins Lebendige zwang, als habe diese sinnliche Wahrnehmbarkeit unmittelbar (zusammen mit dem Bühnenbild) [?] aus sich gezeugt und geformt.
Da dem Schauspiel ein geheimes Wissen von dem Ausmaß seines Gelingens innewohnt, müssen Sie alle sehr glückliche, beneidenswert glückliche Tage durchlebt haben – wie sehr es mich gefreut hat, Sie den Orest mit solcher Kraft, Wahrheit und künstlerischen Geschmeidigkeit erobern zu sehn, den Dämonen wie den Göttern gleich verhaftet, brauche ich nicht besonders zu zeigen.
Ihr aufrichtig ergebener Ernst Hardt

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

An Agnes E. Meyer
Liebe Freundin, ich wollte Ihnen nicht schreiben, bevor ich Ihnen die Meldung machen könnte, die ich Ihnen hiermit nicht ohne eine gewisse Bewegung erstatte, nämlich, daß der Joseph fertig ist. Gestern Mittag habe ich die letzten Zeilen geschrieben: es sind freundlich-menschliche Worte des Helden zu seinen Brüdern, die nach dem Todes des Vaters fürchten, er möchte sich doch noch an ihnen rächen. [...]
«Britain's Home Front» ist glücklich wieder angekommen. [...] Diese erfahrungsreichen Aufsätze gehören sicher zum Unterrichtendsten und Gewinnendsten, was man über das neue, von der harten Hand des Krieges geformte England, lesen kann. Ich verstehe das Aufsehen, das sie machen. [...] Es ist ja nur zu wahr, daß «what happens on our social front during the war will determine the nature of the peace.» Hierzulande gibt es wohl noch zuviel Verlangen und falsche Hoffnung, nach dem Kriege zur «normalcy» zurückzukehren, – und mit «normalcy» ist nichts Gutes gemeint. Der militärische Sieg mag sehr langsam kommen, aber er wird kommen; die Hauptsorge ist heute schon der Friede.

Churchill, das alte Schlachtroß, versteht davon nichts, will auch garnichts davon verstehen, und bei F.D.R. scheint mir eine starke Neigung zu bestehen, den Frieden mit Hilfe der Kirche und des süd-europäischen Faschismus zu machen – womit World-war III wohl gesichert wäre. Nur dies habe ich dagegen einzuwenden. Denn daß schlechterdings *alles* besser ist, als Hitler, davon bin ich durchdrungen, und fühle mich persönlich fähig, mit dem Kommunismus sowohl wie mit einem leidlich gebildeten Clerico-Faschismus auszukommen.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Sehr tröstlich und rechtzeitig kommt eine Meldung aus den USA (im Londoner Radio), daß auf einer Universität in Virginien schon 40 höhere Offiziere für ihr künftiges Amt als Militärgouverneure in künftig zu besetzenden Ländern ausgebildet worden sind, z. B. durch Studium Internationalen Rechts, zumal versichert wird, daß die USA stets nur ganz provisorisch ihre Militärgouverneure einsetzen werden, solange noch keine Zivilgouverneure da sind.
Siebzehn verbündete Nationen haben in London ein Komitee eingesetzt, das sich mit den Ausplünderungen beschäftigen wird, die von den Deutschen und ihren Vasallen in den besetzten Ländern betrieben werden. An die Neutralen, die Helferdienste leisten, ergeht eine Warnung. Man weiß längst oder kann sich denken, daß die Deutschen alle Werte, die sie in solchen Ländern interessieren, sich aneignen, durch Konfiskationen, Scheinkauf oder auf sonst eine Weise. Aber die Einzelheiten, die man bei dieser Gelegenheit erfährt, prägen sich doch ein. Zum Beispiel haben Göring und Himmler sowohl aus Polen wie aus Holland kostbare Kunstsammlungen entführt. In Rußland folgten den deutschen Armeen sogar Spezialbataillone von Kennern und Fachleuten zu diesem Zweck. Die Bulgaren haben nicht weniger als 700 Tabakpflanzer-Firmen ohne jede Entschädigung depossediert usw. Die Verbündeten wollen allen Raub zurückfordern.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

Um 5 Uhr nachmittags Richtung S bei mir −10° und Richtung O −10,5°. Bedeckt, schwer. [...] Engkvist war mit seinem Bruder hier, und es wurde entschieden, daß mein Schlafzimmer verändert wird, womit am 12. diesen Monats begonnen wird. Die Deutschen sagen, die Russen posaunen nur Siege aus, die erdichtet sind und nur dem Zweck dienen, die Deutschen zu einer Antwort zu zwingen, die den Russen als Richtschnur dienen kann. Deren Nachrichtendienst ist nämlich so

durcheinander, daß sie keine einheitlichen und koordinierten Operationen durchführen können. Darum benötigen sie indirekte Informationen durch deutsche Widerlegungen. Diese Absicht wurde durchschaut, und die Deutschen schweigen zu den russischen Siegesbulletins. – Das freiwillige finnische Korps in Kaukasien sagt, die russischen Verluste an Gefallenen sind 10 bis 20mal größer als die deutschen. Die freien Franzosen können in drei Gruppen eingeteilt werden, die Gaullisten, die engländerfreundlich und absolut unversöhnlich gegenüber Deutschland sind, die Giraudisten, die auf Seiten der USA stehen, und die Volksfront, die nichts gegen einen zivilen ehem. Staatsmann vom Typ Blums als Führer hätte. – Die USA leiden unter einem Mangel an Kautschuk. – England hat Angst vor den U-Booten. Sie versuchen sich damit zu trösten, daß Deutschland unter Benzinmangel leidet, was bestimmt unwahr ist.
Kappner hat angerufen, von der Universität in München sei die Frage eingegangen, ob ich nicht einen Vortrag mit Skioptikonbilder[n] im Auditorium Maximum über ein Fachthema halten möchte, 1 Stunde, antwortete ja. Am 20. Januar. – Eine ähnliche Zusage hat die Universität in Berlin erhalten. – Ann-Marie kümmerte sich um die Pässe etc. Alma um die Lizenzen u. ä.

Green, Julien *1900 **New York**

Ermüdender Tag. Vergeblich eine Wohnung gesucht, in der ich dieses Jahr unterkommen könnte. In der 63. Straße zeigte mir eine Frau, die einem als alte Dame verkleideten Bernhardiner mit blutunterlaufenen Augen glich, eine kleine, düstere Wohnung, aus der man auf ein Gärtchen vor einer riesigen Backsteinmauer sah. Sie hätte es gern gesehen, wenn ich einen Mietvertrag bis September unterschrieben hätte, «aber können Sie nicht eingezogen werden?» fragte sie. Es ist in der Tat eine der Ängste der Vermieter, daß ihnen die Mieter durch die Armee oder die Marine verlorengehen. Ich sagte, dem sei nicht so, ich sei im Gegenteil gerade demobilisiert worden. Sie schien unsicher, und ich war inzwischen fest entschlossen, abzulehnen, doch habe ich mir die kleinen Zimmer genau angesehen, die ich erfreulicherweise nicht bewohnen werde; ich stellte mir einen Sonntag im Winter in dieser zum Selbstmord einladenden Szenerie vor: alle diese kleinen, kümmerlichen Möbelstücke, dieser knickerige Teppich, diese gräßlichen Stiche – nie werde ich sie wiedersehen. Und meine ganze Lebensfreude kehrte zurück, als die Tür sich hinter mir schloß.

Brecht, Bertolt 1898–1956 **Kalifornien**

für die letzte realszene müssen wohl zwei fassungen geschrieben werden, da die richtige unaufführbar ist. in wirklichkeit benützten natürlich die wendells und pétains die niederlage und die fremde besatzung, ihre sozialen gegner niederzuwerfen. simone müßte also von den deutschen (nach falschem zeugnis von seiten des personals der hostellerie) entlassen und dann von mme mère und dem capitaine letain wegen aufruhr in die korrektionsanstalt eingeliefert werden. die aufführbare fassung muß das verschmieren; die verurteilung simones wegen brandstiftung aus haß gegen den patron bedeutet gleichzeitig ihre rettung vor der exekution durch die deutschen. bei dieser fassung kann ich nur mit der wirkung der letzten visionsszene rechnen, die in klerikalem gewand die autoritätsfrage aufwirft (gottesstimme ist volkesstimme und wird ausgestochen durch kirchenstimme).

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

trübe, grau.
Schnee schaufeln, Waschküchengrube leeren
Mißlungene Umarbeitung v. «Ein Mann will hinauf.»

R., R. *1924 **Wien**

Ich erwachte wieder bei grauem, kaltem Wetter und stellte fest, daß ich kein Frühstück im Hotel bekam. Dazu mußte ich in ein Café gehen, und das war gleich eine der typischen Besonderheiten dieser Stadt. Sehr viele Leute frühstückten morgens vor dem Dienst in einem der vielen Cafés. Das «Wiener Frühstück» bestand aus einer Tasse Kaffee-Ersatz, 10 g Butter, 1 Semmel und einem kleinen Schälchen Konfitüre.
Nachdem ich mir solches einverleibt hatte, begab ich mich schnellstens in das Büro der Caritas, in der Hoffnung, die Damen hätten vielleicht eine Arbeit für mich. Am liebsten wäre ich gleich in der angenehmen Atmosphäre des Caritas-Büros geblieben, unter dem sicheren Schutz der freundlichen Damen.
Sie empfingen mich mit der gleichen Liebenswürdigkeit wie am Tag zuvor und besprachen sich ganz ungeniert über eventuelle Möglichkeiten, mich irgendwo unterzubringen. Sie betrachteten mich ganz unverhohlen und kicherten sich verständnisvoll zu. Es war von einem Baron von der Wien-Film die Rede, doch fürchtete man dann doch zu sehr um mein Seelenheil und verwarf diese Idee wieder. Ich war in ihren Augen zu hübsch. Wieso sie glaubten, daß dies nur bei jenem «Baron» eine Schwachstelle berühren würde, wird mir ewig ein Rätsel bleiben.

Ich verließ diesen einzigen Ort der Zuflucht, ohne auch nur die geringste Aussicht auf Hilfe. Enttäuscht setzte ich mich ins Café Pöschacker und studierte den Stellenmarkt in den dort ausliegenden Zeitungen. Es gab eine ganze Reihe von Angeboten, die für mich interessant waren, und ich begann sofort, Bewerbungen zu schreiben.

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**

An ihre Mutter

Mein Herze!

Ich hatte den Dusel, im rechten Moment brutal mich in den übervollen Zug zu quetschen – ohne Rücksicht auf Verluste und erreichte durch eiserne Beharrlichkeit einen wubawuba Platz! Hätt' es aber nie nie gedacht, denn der Zug war überquellend voll und allewelt wollte hier noch zu Tausenden einsteigen! Der ganze Verkehr: Koffer und Menschen geht allwedder mal durch die Fenster. Ich bin natürlich zur Tür rein und erwischte, was ich brauchte, eine Sitzfläche für meinen Arsch. Ade! Juchhu! Engelsgesicht!

Smeding, H. J. **Amsterdam**

Gestern morgen traf ich Karl Groenewould auf der Straße. Es war ein merkwürdiger Moment, worin binnen einer Sekunde zahllose Gedanken durcheinanderflitzten: Er benahm sich vollkommen korrekt, wartete ab, ob ich ihn in seiner Uniform wohl grüßen würde, und als ich das tat, kam er von selbst nicht auf mich zu. Erst als ich auf ihn zuging, brach ein angenehmes Überraschtsein aus seiner Reserviertheit. Er war offenbar auf Urlaub von der Ostfront hier, aber kehrt in ein paar Tagen zurück. Ich fragte ihn, ob er heute abend zu einem Gespräch kommen wolle, was er gern annahm. Er fragte jedoch nicht ohne Stolz und Herablassung, ob ich ihn denn in seiner Uniform empfangen würde. Und so habe ich denn heute abend einen Niederländer in einer deutschen Uniform, einen «verräter» empfangen – was mich in Zukunft heftig kompromittieren könnte. Es war direkt ein angenehmer Gedanke, daß Ernst, der noch mehr Grund als ein anderer haben könnte, darüber zornig zu sein, jemanden zu empfangen, der gegen sein geliebtes Rußland kämpft! den Besuch würdigen sollte, und der alles auf das Niveau bezieht, das für freie und ehrlich denkende Menschen gilt.
Es begann ein bißchen fremd und befangen. Doch wie anders verläuft ein Gespräch in einer nicht mehr neutralen Umgebung, nur in der Intimität des eigenen Zimmers, wo die persönliche Note des Gastgebers die Atmosphäre bestimmt: der andere ist dadurch die ganze Zeit im

Nachteil. Außerdem fand ich es ganz merkwürdig, die Uniform – die so oft gehaßte – auf meinem Stuhl und vor meinen Büchern zu sehen. Groenewould selbst empfand auch etwas davon. Zwischen uns stand ein ganzes Jahr, das er verbergen mußte, stand Stalingrad, wovon er die Hölle mitgemacht hat, stand eine Zukunft, die uns unwiderruflich scheiden sollte. Ernst rettete die Situation dadurch, daß er ruhig ein Gespräch anfing und ihm zu erzählen begann, was er in der Zwischenzeit getan hatte ... Als er weg war, fragte ich Ernst, wieso er denn so freundschaftlich mit jemandem sprechen könne, der seine Freunde glaubt ins Jenseits befördern zu müssen, antwortete er gelassen, daß er wohl schon des öfteren mit echten «Deutschen» gesprochen habe, Deutsche, die wir «gut» zu nennen beliebten, aber wohl auch einmal mit einem feurigen Nazi, und daß er damit ganz interessante Stunden gehabt hätte, und er dem wichtige Auskünfte und Unterlagen verdanke.
Er erstaunt mich doch immer wieder durch seine Unverfrorenheit.

Graf, Willi 1918–1943 **Saarbrücken**

am vormittag kommt willi [Bollinger?], wir gehen durch den schnee des stadtwaldes, sehen den klaren strahlenden winterhimmel, atmen die freie luft. es kommt zum ersten gespräch mit willi, wir reden darüber, was nun eigentlich nach zwei jahren pause am dringendsten erscheint, damit es getan werde. es ist zunächst ein suchen und orientieren, aber dann zeigt sich, daß alle arbeit im theologischen mündet. mittags fahre ich nach dudweiler, wo auch marita zu besuch ist. wir machen einen spaziergang zum brennenden berg, durch den hohen schnee in den weiten wäldern bei dudweiler. nachher sitzen und reden wir, es ist aber nur ein besserer besuchsnachmittag, wir kommen zu nichts wesentlichem. früh fahre ich nach saarbrücken, wo ich leider nur kurz ein gespräch mit ludwig m. [Ludwig Maurer, kath. Priester, *1911, in Rußl. vermißt] habe. ich bedauere es außerordentlich, nicht länger mehr zeit zu haben, denn wir trafen uns in unseren ansichten im verlauf des gesprächs schon früh. am späten abend bin ich noch daheim, der letzte abend.

Scholl, Hans 1918–1943 **München**

An Rose Nägele

Liebe Rose!

Im Stillen habe ich während der Feiertage immer auf Dich gewartet. Jetzt bin ich seit gestern wieder in München, allein, denn Sophie will erst in einigen Tagen nachkommen. [...] Über Dein Geschenk habe ich

mich sehr gefreut. Ich schätze Bergengruen, den ich persönlich kenne, über alle lebenden deutschen Schriftsteller einschließlich Carossa.
Mich hat die Münchner Luft wieder mächtig angeregt, so sehr, daß ich heute die ganze Nacht wach im Bett gelegen bin. Aber ich liebe diese Übergangszeiten. Sie fördern den Geist, so schwer sie auch zu ertragen sind. Das ist derselbe Trieb, welcher mir den Aufenthalt auf den großen Durchgangsbahnhöfen so reizvoll macht. Ich kenne einen Menschen, der überall, wo er hinkommt, man möchte sagen: den Mantel nicht auszieht, der immer der fremde Gast bleibt, obgleich er nicht schweigt und kein geheimnisvolles Wesen an den Tag legt. Wenn man mit ihm spricht, könnte man meinen, er könne nach jedem Satz ganz unverhofft die Uhr aus der Tasche ziehen und sagen: Es ist jetzt Zeit. Dieser Mensch ist mir sehr sympathisch. [...]
Ich habe eigentlich nie so richtig gewußt, warum ich Medizin studiere. Was mich zu dem Entschluß brachte, mich diesem Fach zu widmen, war zunächst eine Liebe zu den Naturwissenschaften, eine Neigung zu möglichst allgemeiner Ausbildung und nicht zuletzt eine gewisse Verlegenheit. Was sollte man auch tun? Philosophie gibt es augenblicklich keine. Staatswissenschaft auch nicht. Freiheit sowohl in der Berufswahl als auch im Studium war mein höchstes Prinzip. So wählte ich und wußte nicht warum. Die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Nach dem Physikum hatte ich eine Abneigung gegen alles, was mit Medizin zu tun hatte. Allein in der Philosophie glaubte ich mein Heil zu finden. Darauf folgte eine Zeit intensivster Beschäftigung mit staatswissenschaftlichen und politischen Problemen. Erst heute überfällt mich eigentlich eine Liebe zur Heilkunst. Ich sehe, daß ich hier das Höchste erreichen kann. Ich sehe, daß ein Arzt Philosoph und Politiker sein *muß*. So waren also die verflossenen Jahre eher ein Gewinn als ein Verlust. Denn was ich an rein fachlichem Wissen verloren habe, werde ich rasch nachgeholt haben. Dafür kann ich aber den Menschen, der immer im Mittelpunkt des ärztlichen Denkens steht, in die Welt und in den Staat einordnen. Ich liebe das Spezialistentum nicht. Ein großer Dilettant weiß mehr um den eigentlichen Sinn der Dinge als ein großer Spezialist. Für heute herzliche Grüße! Hans

Reichssicherheitshauptamt, Amt IV Berlin
Meldungen wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse
Feindpropaganda
Das Weihnachtsfest wurde vom Feindrundfunk wiederholt zum Anlaß genommen, um in besonders eindringlicher Weise die Nutzlosigkeit

weiteren Blutvergießens aufzuzeigen und zum Widerstand gegen die Fortsetzung des Krieges aufzurufen.
So erklärte der Sender Moskau in einer Betrachtung zur Lage, daß sich der Zeitpunkt nähere, wo der deutsche militärische Koloß – wie nie eine Macht zuvor – zusammenstürzen werde. Es sei daher die Pflicht aller Gegner Hitlerdeutschlands, den voraussichtlichen Gang der Ereignisse dadurch zu beschleunigen, daß sie sich vom Bergarbeiter bis zum General zusammenschlössen und dem neuen demokratischen Deutschland zum Durchbruch verhülfen. Die Weihnachtsbotschaft der deutschen Erneuerung lautete: «Aus der Katastrophe des Hitlerismus zur Wiedergeburt der deutschen Nation im Geiste der Wahrheit und Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit.»
Auch der Sender SA-Mann Hans Weber forderte die Aktivierung des Kampfes mit dem Bemerken, daß die Weihnachtsglocken den Beginn des Untergangs des Regimes einläuten müßten. Zur Aktivierung des illegalen Kampfes empfahl der Sender, Bücher von Leihbibliotheken mit defaitistischen Randbemerkungen zu versehen oder sonst in harmlosen Büchern Hinweise auf besonders markante Stellen politisch orientierter Schriften zu geben.

Himmler, Heinrich 1900–1945 Berlin
An SS-Brif. Carl Oberg
Bestätige den Empfang Ihres Fernschreibens vom 5. 1. 1943. Die Angelegenheit Marseille [in Marseille waren am 4. 1. bei einem Attentat mehrere deutsche Soldaten getötet und verletzt worden] ist eine rein polizeiliche Angelegenheit gegen einen dortigen Untermenschen- und Sabotageaufstand, und kein Angriff militärischer Kräfte von außen her. Sie haben mit Ihrer Stellungnahme den Führerbefehl von sich aus abzuändern versucht, und mit der Tatsache, daß Sie nicht selbst nach Marseille flogen, sondern sich im Zeitpunkt der größten dortigen Gefahr den Oberst Griese an Ihren Schreibtisch nach Paris bestellten, unverständlich gehandelt. Ich habe als neuen BDO den SS-Brigadeführer und Generalmajor Schimana bestellt. Dieser wird morgen zusammen mit SS-Oberstgruppenführer Daluege in Marseille eintreffen. Dort haben Sie sich ebenfalls einzufinden.
gez. H. Himmler

Lewinski, Eva † 1991 **New York**

An Mrs. Anni Wolloch
Liebe Mrs. Wolloch:
Ich freue mich sehr, daß Sie die gute Nachricht über die Flucht Ihres Mannes auf neutrales Gebiet erhalten haben. Ich kann mir vorstellen, wie erleichtert Sie sind. Ich wünsche Ihnen alles Gute.
Was die Angelegenheit des Visa-Antrags für Ihren Mann angeht, tut es mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß wir zur Zeit nichts unternehmen können. Wie Sie wissen, ist die Schweiz von allen neutralen Ländern abgeschnitten, und es gibt keine normalen Reisemöglichkeiten nach Spanien, Portugal oder in die Vereinigten Staaten. Das Innenministerium hat daher beschlossen, keine Visaanträge zu bearbeiten, deren Antragsteller sich in der Schweiz befinden, solange sich die Reisesituation nicht geändert hat. Aus diesem Grund würde ich vorschlagen, daß wir die Unterlagen, die Sie uns geschickt haben, aufbewahren, bis neue Bestimmungen bekannt werden. Wenn Sie natürlich möchten, daß wir die Dokumente zurücksenden, werden wir dies tun.
Bitte lassen Sie mich wissen, wie wir verfahren sollen. Sie können mich jeden Tag im Büro zwischen 11.30 und 16 Uhr erreichen, oder hinterlassen Sie mir eine Nachricht, wenn Sie zu einer anderen Zeit anrufen.
Mit den besten Wünschen, Eva Lewinsky
P.S.: Wir benachrichtigen unseren Vertreter in der Schweiz, um Ihrem Mann behilflich zu sein.

Wells, Leon W. *1925 **Ghetto Lemberg**

Und wieder drohte eine neue «Aktion». Wir begannen fieberhaft ein Versteck zu bauen, indem wir den Keller unter unserem Zimmer von den anstoßenden Kellern abtrennten und diese mit loser Erde auffüllten, so daß unsere Kellerwände nicht nachgeprüft werden konnten. Im Fußboden unseres Zimmers machten wir eine kleine Öffnung, durch die wir in den Keller gelangen konnten. Ein Freund, der einen guten Arbeitsplatz hatte und nicht mit einer Verhaftung zu rechnen brauchte, schloß das Loch hinter uns und rückte den Schrank darüber. Nach unseren Informationen sollte die «Aktion» am 2. Januar 1943 um halb zwölf Uhr nachts beginnen. Mit mehreren Hausgenossen saßen wir bis elf in unserm Zimmer und gingen dann in unser Versteck hinunter. Der Keller maß zwölf Quadratmeter, und wir waren vierzehn Personen. Jeder hatte für zwei Tage Lebensmittel mitgebracht; mein Vorrat bestand allerdings nur aus ein paar Rüben. Die beiden Tage verbrachten wir in völliger Dunkelheit, da die Öllampe wegen Sauerstoffmangels

nicht brannte. Dann war die «Aktion» vorüber, und wir konnten wieder nach oben steigen. Viele Häuser in der Stadt brannten, und der Geruch versengten Fleisches vermischte sich schaudererregend mit dem allgemeinen Brandgestank.
Am nächsten Tag wagten wir uns auch wieder auf die Straße. Es war ein grausiger Anblick. Überall lagen Leichen. Menschen, die zu fliehen versucht hatten. Viele Wohnungen waren leer. Sie machten einen chaotischen Eindruck, als ob ein Wirbelsturm dort gewütet hätte. Hier und da sahen wir Leichen noch in ihren Betten liegen, Kranke, die man gleich an Ort und Stelle erschossen hatte. Sie hatten noch den friedlichsten Tod gehabt.
Zwei Tage später fing ich wieder an zu arbeiten.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Telefongespräche

11.40 SS Ostgef. Daluege, Prag – ... Schimann als B.D.O. n. Frankreich, Panzer IV sofort nach Marseille, Daluege fliegt morgen hinunter
15 SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Karawankentunnel, Marseille-Schimann ...
18.15 SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Hilfe durch Flugzeug für Aufstand in Iran, Ausbildungszeit für SS T. Wolff muß dem Führer melden.
19.50 SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Briefe von Ribbentrop
...

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Der SS-Lagerarzt führt eine Selektion im Häftlingskrankenbau, Block 28, durch, wobei er 56 Häftlinge, die keine schnelle Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit erwarten lassen, aussucht. Diese Häftlinge werden am selben Tag mit Phenolspritzen getötet.
In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 87 Häftlingen eingeliefert.

Zwischentext zum 5. Januar 1943

Ullner, Hans *1924 **auf dem Weg nach Frankreich**

Hannover verließen wir gegen 18.00 Uhr, am anderen Morgen durchquerten wir den Westwall mit seinen Sperren und Bunkern, früh waren wir in Aachen, mittags rollten wir nach Belgien bei Tondern. Überall kommen Kinder an den Zug und betteln nach Brot. Bergige Landschaft, viele Tunnel, dann wieder Flachland mit gefrorenen Wasserflächen. An Brüssel vorbei über die französische Grenze. Die ersten größeren Kriegsschäden waren erst bei Quentin und Nyon zu sehen, dafür aber viele unbestellte Felder. Weiter über Compiègne nach Epluches, wo 16 Stunden Aufenthalt war.

Montag, d. 11.1.43 erreichen wir bei Sonnenschein Paris und sahen schon von weitem den Eiffelturm und «Notre Dame». Über die Seine-Brücken erreichten wir Bastignolles, wo es endlich mal etwas Verpflegung gab, da wir dort bis Mitternacht Aufenthalt hatten. Hier herrscht ein tüchtiger Verkehr, doppelstöckige Eisenbahnwagen, die Metro, schade, daß kaum Zeit zum näheren Kennenlernen war.

Ich bekam unangenehme Halsschmerzen und Fieber, mußte aber im Güterwagen verbleiben. Mit elektrischer Traktion fuhr unser Zug zügig weiter, Dienstag, 12.1.43 früh in Tours, mittags in Poitiers. Wieder eine ganz andere Landschaft, die Strecke führte durch tiefe Täler, vorbei an verfallenen Burgen, die typischen französischen niedrigen Steinhäuser, ungewohnt, aber nicht unfreundlich. Die Nacht lagen wir in Saintes und dann im Zuckeltrab auf Nebenstrecken weiter bis Rochefort. Dort wurde das Gepäck aufgenommen und zu Fuß marschierten wir in zwei Trupps durch die etwas unsauber wirkende Stadt mit engen Straßen.

Nach 1½ Stunden erreichten wir den Fliegerhorst, der mit seinen grauen Kasernen, zerbrochenen Fensterscheiben und blockiertem Rollfeld keinen schönen Eindruck machte. Durch die Decke regnete es, und draußen herrscht kaltes Hundewetter. Da es mir immer schlechter ging, wurde ich noch in der Nacht zum Stabsarzt gebracht, der Scharlach (!) feststellte. Sofort mußte ich in ein Isolierzimmer umziehen, wo ich noch drei Kameraden aus Hannover mit der gleichen Diagnose traf.

Am 14.1.43 steckte man uns in einen Sanitätswagen, warf uns unsere Sachen hinterher, und nach knapp 100 km Fahrt erreichten wir spät abends das Lazarett in Niort. Durch einen glücklichen Zufall sind wir vier aus Hannover in einer Stube gelandet, platt sprechende Norddeutsche und vornehm tuende Hannoveraner. Da gab es anfangs kleine Reibereien.

Allmorgendlich ist Visite durch den Oberstabsarzt, der die Stube immer mit einem strammen «Heil Hitler» betrat, worauf wir nie antworteten, denn lt. Dienstvorschrift hätten wir «Heil, Herr Oberstabsarzt» antworten müssen, was uns aber zu dumm vorkam. Das Essen ist gut, aber wir haben dennoch immer Hunger. Zu jeder Mahlzeit gibt es vier Scheiben Brot. Wir machten der Oberschwester darüber einige Bemerkungen mit dem Ergebnis, daß ich als ständiger Verpflegungsdienst noch 25 Scheiben Schwarzbrot und 15 Scheiben Weißbrot sowie Pudding holen durfte. Vergnügt kauten wir darauf los. Als die Oberschwester nachfragte, erhielt sie zur Antwort mit vollen Backen «Zur Not reicht's ja».

Die ersten drei Wochen mußten wir strenge Bettruhe einhalten. Wenn es uns aber zu langweilig wurde, standen wir auf, wuschen Taschentücher, machten Freiübungen und anderen Unsinn. Dabei erwischte uns einmal der Abteilungsoffizier. Eine gute Ausrede war gefragt. Mit heiserer Stimme behauptete ich, Mäuse im Spind zu haben. Der Uffz. glaubte es nicht und kontrollierte den Spind. Und zu meinem Glück kam tatsächlich ein Mäuschen heraus, das ich mit der Schuhbürste erschlug und triumphierend dem Uffz. zeigte. Täglich müssen wir mehrmals gurgeln. Ein Grund, um Wettgurgeln zu veranstalten, wer es am längsten kann. Ohne daß wir es bemerkten, erschien der Oberstabsarzt. Die Visite bestand dann nur aus den Worten «Ich sehe, es geht Ihnen schon ganz gut». Die französischen Schwestern messen 2× täglich Fieber und Puls. Einmal zählte die Schwester mit der Uhr, schüttelte den Kopf, nahm die andere Hand und mußte schließlich Puls 140 notieren. Kein Wunder nach vorangegangenen 75 Kniebeugen! Meist kommt die Schwester kurz nach 5 Uhr, da schlafen wir noch, und nur die Notbeleuchtung brennt. Sie versuchte den Thermometerstand abzulesen, was ihr aber nicht gelang, da sie einen Bleistift unter der Achsel herausgezogen hatte! Trotzdem oder vielleicht gerade wegen unserer Dummheiten hatten uns die französischen Schwestern gern und wir dadurch so manche kleine Bevorzugung, die uns vor allem beim Essen zu Gute kam. Sie sprechen kaum deutsch, und so kommt es oftmals zu Mißverständnissen. Nach dem Fiebermessen wurde gefragt: «Stuhl?» Als höfliche Menschen boten wir sofort unsere fünf Stühle an. Kopfschütteln, wieder «Stuhl?», wir «oui, cinque», darauf gab es fünf Striche auf der Fiebertafel.

Ein Kamerad hatte aus Deutschland einen kleinen Einheitsempfänger mitgebracht, den wir reparieren konnten und auf die andere Spannung umstellten. So konnten wir über den Soldatensender Brest oftmals das Reichsprogramm hören. Nur gab es des öfteren Streit, der eine wollte

Tanzmusik, ich lieber klassische, der dritte aber Nachrichten hören. Am schönsten war für mich ein Wagner-Konzert an dem Tage, als Stalingrad fiel.
Die Tage verliefen ziemlich eintönig. Zwischen 5.30 und 6.00 Uhr riß uns die Nachtschwester aus dem Schlaf zum Fiebermessen. 6.30 Uhr ruft die Stimme des Abt-Uffz. «Morjen, aufstehen!» Also Morgenwäsche, wir haben drei Waschbecken mit Warm- und Kaltwasser, da der Morgenkaffee erst um 8.00 Uhr kommt, nochmals rein in die Falle, solange wir die ersten drei Wochen Bettruhe hatten. Später machten wir zur Stärkung Gewehrübungen. Gegen 11 Uhr kommt die Visite. Zwischendurch wurde geflickt, gelesen, Skat gespielt. 12 Uhr erscheinen die Wagen mit dem Mittagessen. Zuerst bekamen wir Kost II, d.h. für Schwerkranke, später dann Kost I als Normalkost. Da unser Zimmer 8 am Ende eines langen Ganges liegt, bekommen wir stets die ganzen Reste, manchesmal ist jedoch nicht mehr viel da. Im allgemeinen war das Essen stets gut und reichlich. Verdauungsschlaf war von 13–15 Uhr. Danach Milch oder Tee mit Zwieback. 18 Uhr das Abendessen, oftmals warm mit süßen Suppen, viel Käse und unbegrenzt kleinen Salzfischen. Bettruhe ab 21 Uhr. Rauchen ist streng verboten und gilt als Selbstverstümmelung. Der Blick aus dem Fenster ist weniger schön, wir sehen fast nur den Eisenbahndamm der Linie Paris-Poitiers-Rochefort. Ganz in der Ferne schimmert die Stadt.
Am schönsten sind die weißen, weichen Betten und das warme Zimmer mit Fußbodenheizung. Das Lazarett ist ein ehem. französisches Lungensanatorium. Inzwischen haben wir bereits den vierten Arzt, der uns behandelt. Aber die 42 Tage Behandlungszeit gehen dem Ende entgegen, am 26. 2. 43 sollen wir entlassen werden. Deshalb bekamen wir alle unsere Klamotten aus der Kleiderkammer zurück, um alles wieder fit zu machen. Auch zum Zahnarzt soll es nochmals gehen und zum Haarschneider, was langsam Zeit wird. Auch ein Vollbad in der Wanne gab es, oh, welche Wonne!
Mit Mühe und Not brachten wir alle Sachen im Rucksack unter, am kompliziertesten dabei sind Zeltbahn und die zwei Decken. Unser Zimmer wurde desinfiziert. Die Abschlußuntersuchung ergab «o.B.», d.h. ohne Befund. Dennoch bekam ich wieder leichtes Fieber und heftige Kopfschmerzen, und ich erfuhr, daß ich noch dableiben muß. Die Zimmerkameraden sind entlassen. Ich lasse mir beim Zahnarzt noch zwei Zähne plombieren, wer weiß, wann es mal wieder so klappt.
So, heute am 2. 3. 43 wurde ich aus dem Lazarett entlassen. Da mein Zug erst am späten Nachmittag fuhr, machte ich mit einigen Marinern noch

einen ausgiebigen Stadtbummel von Bar zu Bar. Es gibt hier noch allerhand zu kaufen, was man daheim schon nicht mehr kennt. Vom vielen Herumlaufen bekamen meine verweichlichten Füße tüchtige Blasen. In Rochefort wurde ich vom Arzt vollkommen dienstfähig geschrieben und bin an einem Tage gleich dreimal zu verschiedenen Einheiten versetzt worden. So ging am Abend die Reise weiter bis Bordeaux, wo ich mir im Luftwaffenlazarett erst mal die Füße verbinden lassen mußte.
Am anderen Morgen, 4. 3. 43 bummelte ich in der Stadt herum, besah mir den Hafen, ehe es im Express in gepolsterten Wagen weiter südlich ging. An Toulouse vorbei bis Avignon, wo ich einen längeren Aufenthalt nutzte, um mir die alten römischen Ruinen, das Amphitheater usw. anzuschauen. In einer Bar bekam ich sogar eine Fleischportion. Auf meine Frage antwortete der Wirt «Wau,wau!». In dieser Gegend bilden die Italiener die Besatzungsmacht. Sie waren sehr unfreundlich und gaben uns nichts zu essen. Schließlich fuhr ich weiter Richtung Marseille und landete endlich in der Kaserne des Flugplatzes Istre, nur wenige Kilometer vom Mittelmeer entfernt.
Der alte Kommißbetrieb und der Strohsack hatten mich wieder. Wir schieben nur Wache, denn die Gegend ist sehr unruhig, die Partisanen sehr aktiv. Ausgang gibt es nicht, ein Bordell ist am Kasernentor (die Partisanen haben es in die Luft gesprengt), in der Kantine gibt es nur Wein für 20 ffcs = 1.– RM der Liter als Schlafmittel. Traurig war ich, als etliche Kameraden nach Dresden zur Bordfunkerschule abkommandiert wurden und ich nicht dabei war. Doch auch meines Bleibens war nicht länger. Ganz überstürzt erhielt ich den Befehl am 13. 3. 43 zur Kraftfahrerausbildung, der Trost dabei war, es geht nach Deutschland, nach Berlin.
Ich konnte mich nicht einmal von den Kameraden verabschieden, mit einem kleinen Transport in einem Sonderwagen ging es in der Nacht das Rhône-Tal nordwärts. Über Avignon befanden wir uns am 15. 3. 43 in Lyon, weiter die Saône entlang über Chalon nach Dijon, wo sich zum ersten Male das Rote Kreuz mit Verpflegung um uns kümmerte. Die Fahrt der letzten zehn Stunden war recht interessant, Burgen, Täler, Pinien, Palmen, aber keine deutschen Wälder. Am folgenden Morgen grüßten die Türme von Nancy, in Blainville standen wir wieder 11 Stunden und ließen uns vom Roten Kreuz versorgen.
Über Lunéville erreichten wir am Abend schließlich Saarburg. Am anderen Tag ging es ab Saargemünd mit Personenzügen am 17. 3. 43 nach Saarbrücken. Die Bevölkerung winkte uns ab und zu wieder zu,

wir lasen wieder deutsche Namen, wir waren wieder in der Heimat! Eine wunderschöne Fahrt führte uns durch das Nahetal nach Bingen am Rhein, durch die vielen Tunnel des felder- und schluchtenreichen Tales und endlich auch deutscher Nadelwald.

Mittwoch, 6. Januar 1943

Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn.
HERRNHUT PSALM. 127,3

Ich vertraue beständig auf ihn, wie lang er auch verzieht, und setze ihm kein Ziel, Zeit, Maß oder Weise.
TAGEBUCH QUAATZ

Erbitterte Nahkämpfe am Don.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Keine Eintragung.

Hahn, Georg *1915 **im Osten**
Ich erwachte in einem großen Zimmer, fiel gleich aus dem Bett und spürte einen großen Verband an meinem Körper. Die Schlafstellen lagen eng nebeneinander. Abstand von Bett zu Bett vielleicht 50 cm. Alle Waffengattungen lagen hier beisammen. Verwundete und Verletzte. Mein Nachbar phantasierte wild durcheinander. Ihn hatte es schwer erwischt. Eine schwere Verwundung am Kopf und mehrere Granatsplitter im Körper. Am Fenster lag einer, der von einem Fahrzeug überfahren worden war. Sie hatten ihn in Gips gebettet, vom Bauchnabel bis zum Hals. Sein rechter Arm war an einem Gestell, das über ihm befestigt war, eingehängt. Doch er hatte einen starken Humor. Er erhob sich etwas von seinem Bett, der nackte Unterkörper kam zum Vorschein, und er sagte: «Ich bin der Apollo von Belvedere.» Man sah es ihm nicht an, daß er viele Schmerzen hatte.
Nach einigen Tagen erschien der Feldgeistliche und ging von Bett zu Bett und erkundigte sich nach dem Befinden der Patienten. Sein Dienst dürfte nicht gerade einfach gewesen sein. Nicht weit von mir lag ein Schwerverwundeter. Er stöhnte, jammerte und phantasierte. Dazwischen wollte er unbedingt vom Geistlichen erfahren, ob er schon einmal in einem Bordell gewesen wäre. Eine peinliche Situation.
Da die Toiletten eingefroren waren, hatte man auf den Gängen des

Lazaretts Holzbottiche aufgestellt als Klo-Ersatz. Da saß man nun und verrichtete seine Bedürfnisse. Viele Leute gingen vorbei, doch keiner dachte sich etwas dabei. Kriegsgefangene hatten die Aufgabe, die vollen Bottiche wegzutragen. Zu diesem Zweck hängten sie die Gefäße in ein Gestell und trugen die übelriechende Last die Treppen hinunter. Einmal sah ich zu, ich saß gerade an dem bewußten Ort, wie sie ihre Last fallen ließen und der Inhalt der Gefäße sich über den Flur und die Treppen hinab ergoß. Im Nu gefror alles, und die harte Masse mußte mit Brechstangen entfernt werden.

Schade-Bartkowiak, Elfriede *1918 **im Osten**

Jetzt weiß ich bald wirklich nicht mehr, wohin mit den Zugängen. Es werden ja nur wenige Betten frei.

Das Völkergemisch ist wieder interessant. Italiener, Ungarn, Rumänen, Franzosen, Belgier, Holländer, ja sogar Norweger und Schweden. Alles Freiwillige der Waffen-SS. Die Verständigung ist abenteuerlich!

Reuber, Kurt 1906–1944 **Stalingrad**

Letzter Brief an die Kinder

Heute gab ich meinem kranken Kommandeur, der zu Euch fliegt, ein Päckchen mit. Auf dem einen Bild ist Euer Vater, es gehört der Mutter. «Klein-Nina» sollst Du, mein kleinstes Töchterchen, haben. Es ist die Kleine, die ich, als ich sie gerade zeichnete, auf dem Boden der Erdhöhle in meinen Arm nahm. Denn sie zitterte und wimmerte, als die Bomben krachten. Danach ließ sie sich wieder auf die Kiste setzen und weiter zeichnen. – Die «Festungsmadonna» gehört Euch allen. Die Mutter kann Euch erzählen, wie gut es ist, wenn der Mensch in schweren Zeiten eine Festung in sich hat, daß er fest bleibt.

Den vorigen Zettel schrieb ich in Eile, da der Kommandeur abfliegen sollte. Aber plötzlich schlechtes Wetter, daher kein Abflug. Stündliches Warten auf Abruf. In diesem Hangen und Würgen ist es mir doch gelungen, Dir ein Bild von mir zu zeichnen. Vielleicht siehst Du es ihm an, unter welchen Umständen es entstanden ist, teils tags, teils nachts, zwischen ärztlicher Arbeit, Schlachtenlärm, Bomben, Schneesturm, Deckungnehmen und allem Durcheinander – und bei meiner Schau der inneren und äußeren Dinge. Ich wollte noch weiterarbeiten, da plötzlich Abruf, Abbruch der Arbeit. Junkers-Flugzeuge sind gekommen, der Kommandeur nimmt die Sachen mit. W. schreibt heute von einem Kessel, der nur noch nach oben offen ist. Ja, nach oben, innere und äußere Rettung!

Soldat Hubert **Stalingrad**

Meine liebe Eltern u. Brüder!

Grüßt Euch Gott in weiter schönen Heimat. Will an Euch wiedermal paar Zeilen als Lebezeichen von mir zukommen lassen, weil ich es in meinem Herzen füle, das Ihr Euch um mich große Sorgen machen tuht. Liebe Eltern ich weiß es das Euch in weiter Heimat nach uns Kindern, das Herz auch schmerzt aber ich muß auch da meine Pflicht tuhn die ich auferlegt bekommen habe. Ihr wiest es doch das es nicht für uns ist, es ist um unsere Heimat und unseres liebe Vaterland das einem Siege entgegen geht, darum liebe Eltern macht Euch weiter um mich keine Sorgen den es muß halt sein. Es ist ja haubtsächlich für dich liebste Mutter schwer das Du deine Kinder entberen mußt die Du auch lange Zeit nicht mer gesehn hast, aber weißt es auch das Du meine liebste Mutter einen Sohn im Osten den zweiten im Westen stehn hast, und warum weißt Du gute liebe Mutter auch. Du hast dich lange um uns gesorgt hast gearbeitet, hast uns gepflegt, hast alles für uns getahn waß nur deine lieben Hände alles für uns machen konnten ja sogar zur nacht auch jetzt noch falten deine müden Hände sich für uns zum Gebet für mich im Feld, aber ich konte Dir liebe Mutter noch nichts für alles Gute deiner Liebe zu uns beistehn, waß haben wir dir doch alle deine Kinder noch angetahn nur noch Sorgen und Kumer, darum meine gute Mutter vergebe mir die Jugendschmerzen die ich dir alls Kind hab angetahn. Du wierst Dich selber fragen warum dein Kind aus dem Felde solche Zeilen schreibt? Auch Du lieber Vater du hast jeden Tag gearbeitet um deine Familie auf den frohen stand zu bringen waß haben wier Dir auch angetahn nichts alls auch Kummer und Sorgen ich habe versucht dir unter die deinen Arme zu greifen alls ich meine Lehre beendet hatte ja da kam es anders, das mich die Soldatenpflicht von Dir geriessen hat, darum vergebe mir auch all mein Leiden un Sorgen die Du dich um mich gemacht hast, ich weiß wirklich nicht wie ich mich noch anders ausdrücken sollte um mich meiner Sorge in Verzeihung erbeten tuh, ich weiß es auch das Ihr mir alles Vergeben werdet weil Ihr doch so gut zu uns Kindern seit, ich weiß nicht wie ich Euch dafür dankbar sein darf. Bin sonst Gott sei Dank Gesund und hoffe das Euch meine paar Zeilen bei bester Gesundheit antrefen mögen. Die Gesundheit ist bei mir immer noch sonst gut gerade meine linke große Zähe die wiell nicht ausheilen. Eine Frag noch über das Mädchen das Ihr mir in der Adrese zukommen liesset, ich weiß noch nicht waß ich machen soll, aber eins wiell ich Euch sagen das mir die Trudel doch lieber ist alls alle andern weiß ja noch nicht ob die Trudel es auch wirklich Erlich mit mir meint darum überlasse ich es noch der Zukunft.

Last mich nun mit dem Brief schliessen und gebt mir bitte auch baldige Post
Lege zwei Luftfeldpostmarken mit bei das Ihr mir baldig einen Brief schiken könt andere Post kann uns momental nicht antrefen.
Es grüßt Euch herzlichst Euer unvergesener Sohn und Bruder aus weiter Feindesflur Sohn Hubert Aufwiedersehn

Soldat Rudi **Stalingrad**

Liebe Martha, lieber Kurt!
Eines schönes Tages kommt auch für uns wieder die Befreiung aus dem Kessel und damit wird wohl der Russe seinen letzten vernichtenden Schlag erhalten.
Gestern habe ich meinen Geburtstag «gefeiert», d. h. soweit man dies überhaupt noch so bezeichnen kann. Alkohol war logischerweise nicht auftreibbar, dafür hatte ich aber etwas Kakao- und Puddingpulver sowie Zucker auftreiben können. Unter Verwendung von Schnee statt Wasser und unter Zugabe von etwas Butter haben wir uns aus Anlaß des festlichen Tages einen ausgezeichnet gemundeten Schokoladenpudding gemacht und dazu eine Tasse guten Bohnenkaffee aufgegossen. Neben selbstgedrehten Cigaretten aus Restbeständen unseres Tabaks haben wir sodann noch die schon geraume Zeit gesammelten Cigarettenreste erneut gedreht und geraucht und so den Tag verlebt. Komische Feier, werdet Ihr denken! Dafür hole ich diese Feiern aber nach meiner Rückkehr gründlich nach.

Soldat Josef **Kalmückensteppe**

Liebe Eltern.
Sende Euch die besten Grüße aus der Kalmückensteppe. Heute ist nun das schöne Fest der Heiligen Drei Könige. Wenn man das so bedenkt Liebe Eltern, wie die schönen Feste einem an die Nase vorbei gehen ein Tag ist wie der andere, wären wir doch mal aus diesem Drek heraus, ich bin es so leid, diesen mist jeden Tag denke ich an zu Hause das könnt Ihr mir glauben Liebe Eltern wenn mal wieder Frieden ist und ich bin wieder bei Euch gehe ich keinen Schritt mehr heraus, ich habe genug von der Welt gesehen. Nun Liebe Eltern möchtet Ihr doch sicher wissen, wie es mir geht. Wir liegen noch immer im Bunker Tag und Nacht wache stehen und dann nichts zu essen, wir bekommen ein kl. Brot für 5 Tage abends eine dünne Suppe und die Schmirage ist auch schwer dünn, so geht das nun schon 4 Wochen lang. Da könnt Ihr Euch ja denken das ich schwer Kohldampf habe. Gestern morgen habe ich meine letzte Scheibe

Brot gegessen und heute abend soll es was neues geben. Kämen doch nur mal die Weihnachtspakete damit man sich mal wieder ein Tag richtig satt essen könnte. Nun Liebe Eltern muß ich mal wieder schließen das Papier ist alle. Alles geht zuende. Wenn Ihr wieder schiken könnt Liebe Eltern schikt mir was Süßigkeiten und Rauchwaren damit ich was zu lutschen habe das sättigt alles. Seid nun vielmals gegrüßt
von Eurem Josef.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Dreikönigstag 1943. Viele Menschen liegen an Gelbsucht. Am meisten waren und sind die Soldaten im südlichen Rußland davon geplagt, jetzt mehren sie sich auch in der Heimat. Mit Hans war ich im Kino, Heinrich George spielte. Aber aus der Wochenschau vom Osten wehte uns tiefe Melancholie an.

Die Soldaten

Zu den Füßen der Soldaten
Steht der Sumpf, es wuchert Dickicht,
Schwelt der Schwefel, qualmt es stickicht.

In den Herzen der Soldaten
Wohnen Engel, wüten Drachen,
Kämpfen Geister, Wächter wachen.

Um die Häupter der Soldaten
Stehn die ernsten Schicksalssterne,
Frieden, Heimat glänzen ferne.

F., S. *1923 **(Kessel Demjansk)**

Unser Bunker lag in einer kleinen Mulde, in einem kleinen Hügel eingelassen. Gruppenführer waren zwei Unteroffiziere, einen habe ich noch deutlich in Erinnerung behalten. Es war Uffz. Nietsche aus Köln, ein Malermeister mit den Manieren und Ambitionen eines freischaffenden Künstlers. Ein sehr schmaler, langer Mann, dessen immer etwas traurig wirkendes Gesicht ein schmaler Schnurrbart zierte. Er hielt sich von den anderen immer ein wenig distanziert. Während der Weihnachtsfeier begann er aber aufzutauen. Nach einem stärker werdenden Saufgelage entkleidete er seinen Oberkörper, wickelte sich eine Hakenkreuzfahne um die Hüften und begann auf dem Tisch zu tanzen, begleitet von dem lallenden Gegröl der ebenfalls halbbetrunkenen Soldaten. Auch mich hatten die Kameraden bald unter den Tisch

getrunken, war ich doch bis dahin überhaupt keinen Alkohol gewöhnt, und dann bei diesem lettischen Wodka, den es da zu trinken gab!
In unserm kleinen Bunker waren recht unterschiedliche Typen, auch vom Alter her, auf jeden Fall gab es unter ihnen nicht wenige, die verheiratet waren. Ein Teil der Leute kam aus Mecklenburg, Pommern und außergewöhnlich viele aus Köln. Unser Funker war aus Düsseldorf, dann war da noch ein recht gewitzter dicker Kölner, ein geriebener Bursche, mit dem ich mich aber auch ganz gut verstanden habe. Ich erinnere mich außerdem noch an einen mädchenhaft aussehenden Bauernsohn, der besonders von einigen etwas älteren Soldaten und dem Sanitäts-Uffz. umschwärmt wurde, die sich auch nicht scheuten, ihn eng umschlungen in ihren Armen zu halten. Diese Liebe unter Männern ist mir damals gar nicht so bewußt geworden. Aber es gab doch mehrere Fälle solcher Art. Der Battl. Adjutant, ein besonders arroganter und scharfer aktiver Berliner, wurde wegen Verführung junger Soldaten degradiert und verurteilt, ob zum Tode weiß ich heute nicht mehr genau.
Am liebsten waren mir immer die adligen Offiziere oder Offz., die aus der Landwirtschaft kamen. Sie hatten das meiste Format und besaßen auch die größte Autorität. Meine Aufnahme in dieser kleinen Gruppe fand problemlos statt.

Jünger, Ernst *1895 **Woroschilowsk**

Früh aufgestanden, zur Fahrt nach Woroschilowsk. Im dichten Schneegestöber sah ich wenig vom Teberda- und dann vom Kubantal. Leichte, freie Gedanken und Phantasien, voll geistiger Kraft. Ich führe das auf die Bergluft zurück und auf die Nektarkraft des Honigs, der alten Speise nicht nur der Götter, sondern auch der Eremiten und Einsamen, von der ich in diesen Tagen vorwiegend gelebt habe. Wenn man ihn stets genügend hätte, dazu Weißbrot und roten Wein, würde man die geistigen Flügel ausspannen wie ein Schmetterling.
Die Straße war von rückflutenden Kolonnen überfüllt. Dazwischen ritten Karadschajer in ihren schwarzen Mänteln; sie trieben Vieh ab oder bogen in Seitentäler ein. Die Leute sind in einer schlimmen Lage, da sie die Deutschen als Befreier begrüßten, und werden wohl, falls sie den Rückmarsch nicht begleiten, sich in die unwegsamen Berge flüchten müssen, um der Abschlachtung zu entgehen. Das Fürchterliche liegt ja im Hin und Her der Mächte, das immer stärkeren Blutzoll fordert, in der Kurzwelligkeit der Irrtümer.
Hinter Tscherkesk verschwand die Straße ganz im Schnee und zog sich

zwischen Maisstrünken und verdorrten Sonnenblumenstauden dahin. Dann schienen auch diese Zeichen sich langsam zu verwischen, und der Fahrer folgte lange einer Radspur, die einzig sichtbar war. Sie führte uns indessen nur bis zu einem großen Strohschober, den sie im Bogen umkreiste, und mündete dann in sich selber ein. Also zurück. Ein zweiter Versuch endete an einem Flußlauf, der dunkel die Schneewüste durchzog. Dabei begann es zu dämmern, auch stiegen Nebel auf. Endlich erreichten wir eine Scheune, in der gedroschen wurde, und ein junger Bursche zeigte uns den Weg, indem er uns auf einem Pferd im Galopp begleitete. Er wollte nicht einsteigen, offenbar befürchtete er, daß wir ihn nicht wieder freiließen. Wieder auf ausgefahrenen Spuren, gerieten wir an einen Hang, den feiner Lehm bedeckte, der braun und glitschig wie Kakaobutter war. Wir suchten den Wagen anzuschieben, während die Räder sich auf der Stelle drehten und uns von Kopf bis Fuß mit zähem Schlamm beschleuderten. Einige Bauern, die in der Nähe arbeiteten, kamen hilfsbereit hinzu und packten wie Bären an, wobei sie im Anstemmen die Scheiben mit ihren breiten Schultern eindrückten. Sodann versuchten wir, die Stelle zu umfahren, mit dem Erfolge, daß der Wagen durch eine überschneite Eisplatte in ein Sumpfloch brach. Schon sah ich ihn tiefer sinken, als ein Fuhrmann des Weges kam, seine Pferde ausspannte und uns mit einem Seil aus der Patsche zog. Dann ging es weiter durch die Nacht, im Schneesturm, der uns umwirbelte mit Tausenden von Flocken, die glühend in das Licht der Scheinwerfer taumelten und dann erloschen, als schmölzen sie in das Innere ein. Spät Ankunft in Woroschilowsk.
Die Irrfahrt gab mir eine Ahnung von der Gewalt, mit der die Steppe den Geist angreift. Der Widerspruch, den dieser Angriff weckt, wird als ein dumpfes, lähmendes Unbehagen deutlich, wie ich es auf dem Meere nie empfand.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**
Liebe Eltern!
Neues aus Rußland ist «male» (gering). Der Nachtdienst verlief wie üblich. Anschließend geschlafen. Mittags: Kartoffeln, Sauerkraut und Klops. Der Nachmittag wurde mit Holzsägen ausgefüllt. Das Wetter hat sich wieder aufgeklart. Heute strahlte die Sonne bei 5° Kälte. Ein russischer Aufklärer wurde als silbernes Pünktchen von der schweren Flak beschossen. – Jetzt, am Abend, ist das Thermometer auf −13° gesunken. Es ist unheimlich sternenklar. Das Nordlicht ist aber nicht da. Dafür brummt der «lahme Iwan». Für die Wache habe ich genügend

anzuziehen, sodaß ich wohl kaum frieren dürfte. Gleich werde ich mir auf dem Herd im Wachlokal einen Pudding kochen.
Damit für heute Schluß und viele Grüße Euer Eckart.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**
Meine Liebste, da lese ich gerade von der 4. Reichskleiderkarte. Neu ist die Einbeziehung des Schuhwerks. 100 Bezugsabschnitte, davon 40 erst nach Abruf; Erwerb von Hemden, Unterzeug, Strümpfe, auch Hausschuh. Die einzelnen Bezugsabschnitte müssen von den Wirtschaftsämtern mit Dienststempel versehen werden. Hast Du für meine vergangenen Kleiderkarten etwas angeschafft? Ich bin nicht ganz im Bilde. Bitte besorge mir 1 Hosenträger. Im übrigen bin ich ja mit allem gut eingedeckt.
Bei uns wächst der Schnee bei noch immer milder Temperatur von ca. −10 Grad. Morgen ist der 7. Januar, die russische Weihnacht. Unsere Mädchen haben mir für 4 Uhr ihren Besuch angesagt. Ich bin gespannt, was sie mir bieten wollen.

Richard B. *1922 **Stargard**
Heute ersten Überlandflug gemacht: Stargard – Terespol und zurück. T. liegt bei Brest, polnisch-russische Grenze. Mit Ju 52. Ödes Land!!

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Ostfriesische Inseln**
Auf Langeoog muß um 16.33 Uhr eine Me 109 eine Bruchlandung machen. Der Pilot blieb unversehrt. – Der 4. Zug der 3. leichten Reserve-Flak Abteilung 942 verläßt die Insel.

Jürgens, Friedrich-Wilhelm *1926 **Wangerooge**
Ulla fängt im Lazarett ein Praktikum an. Der katholische Pfarrer Abel hat im Willehard-Stift eine Kindergärtnerin kennengelernt und ist daraufhin als einfacher Mann in die Kriegsmarine eingetreten. Theo traf ihn in Frankreich.

Böttger, Hermann *1923 **Sagan**
Liebe Mutter!
Ich hoffe, daß Du meinen Brief schon erhalten hast und die Skisachen schon unterwegs sind. Denn: Die Skiausbildung ist in vollem Gange. Ich hab allein die Skiausbildung in der Kompanie, d. h. abwechselnd ca. 13 Mann. (Mehr Ski[er] haben wir noch nicht.) Ich hab noch ein paar ganz gute Ski erwischt. Meine wären mir natürlich lieber gewesen, aber

es geht auch so. Ich fahre nun den ganzen Tag Ski. Es macht schwer Spaß, nur fehlen hier die Abfahrten. In 14 Tagen will ich mal nach Krummhübel fahren und dort laufen. Wir müssen daheim noch Universalwachs haben. Schicke mir diese beiden Wachsdosen bitte, ebenso die Fausthandschuhe, die ich neulich zurückschickte, denn bei denen hier sind die Daumen etwas zerrissen. Dein Hermann.

Kreuter, Georg Christian 1913–1974 **bei Woilowo**

Der Oberst ruft an, schon morgen soll ich nach Deutschland starten! Am 18. muß ich in Krampnitz eingetroffen sein. Das läßt sich hören. So kann das immer weitergehen!!
Abends habe ich verschiedene Herren zur Beförderungsfeier und auch zur Abschiedsfeier eingeladen. Ich konnte ein vorzügliches Essen bieten, bestehend aus Spargel mit Schweinebraten mit grünen Klößen und Pudding. Zu trinken hatten wir auch genug. Fünf Mann der Kapelle «B. A.» sorgten für eine «dezente» Begleitmusik. Das war auch erforderlich, da mein kleiner Unterstand ...

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**

Ein langer Brief von George Brett, der vorschlug, die Kinder auf ein britisches Schiff zu tun, veranlaßte uns, zu Cooks [Reisebüro] zu gehen und verschiedene Möglichkeiten zu diskutieren. Sie bestätigten den Eindruck über das Flugzeug, und wir machten provisionelle Vorbereitungen, John auf ein portugiesisches Schiff zu bringen. Hatte Tee mit Mutter und kam deprimiert nach Hause mit der düsteren Alternative, meinen lieben Jungen eventuell bis auf Abruf in den Staaten zu lassen oder ihn durch die Gefahren einer Reise zu Kriegszeiten nach Hause zu bringen.

Feuersenger, Marianne *1919 **Berlin**

Das neue Jahr beginnt verheißungsvoll. Nicht nur an der Ostfront, selbst bei uns spitzt sich die Lage zu, weil die Nerven des Chefs überreizt sind. So habe ich heute abend über die Kleinlichkeit und Ungerechtigkeit der «großen und kleinen Größen» nachgedacht, klaviergespielt, gelesen, um wenigstens meine Nerven zu beruhigen. Die Harmonie zwischen Scherff und Scheidt ist seit einigen Tagen gestört. Worum es genau geht, weiß ich nicht. Heute kam es zur Explosion, Scheidt kam kaum dazu, etwas zu sagen. Der Chef schrie in das Telefon, bekam wieder seine «gußeisernen Zwillinge» (Standardausspruch von Scherff, wenn er wütend war: «Es ist, um gußeiserne Zwillinge zu

bekommen») und knallte zum Schluß den Hörer auf. Zwei solche Gespräche gab es. Nach dem ersten, mittags, diktierte Scheidt mir einen Brief an den Chef mit der Bitte um Versetzung im Rahmen der zur Zeit von General von Unruh (dem «Heldenklau») vorgenommenen Personalveränderungen. Dann mußte ich den Brief aber wieder aus der Post vorholen, weil er lieber noch einmal darüber nachdenken und eine andere Fassung machen will. Da die Möglichkeit der «Rache» besteht, überlegte er, ob es nicht klüger wäre, wenn er von seinen «Beziehungen» Gebrauch macht, bevor es dazu zu spät ist. Dr. Petzet hat der «Heldenklau» schon erfaßt. Er wird in Augsburg als Soldat ausgebildet!

Reichspropagandaministerium **Berlin**
Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913

Der Minister führt in Ergänzung seiner gestrigen Darlegungen über die Maßnahmen zur Durchführung des totalen Krieges aus, die Propaganda müsse selbstverständlich vermeiden, eine defensive Grundhaltung des deutschen Volkes hervorzurufen. Unter keinen Umständen dürften Schlagworte wie: «Leben oder Tod», «Festung Europa», die unerwünschte Vorstellungen hervorriefen, herausgestellt werden. Die Propaganda habe seit Kriegsbeginn folgende fehlerhafte Entwicklung genommen:
1. Kriegsjahr: Wir haben gesiegt.
2. Kriegsjahr: Wir werden siegen.
3. Kriegsjahr: Wir müssen siegen.
4. Kriegsjahr: Wir können nicht besiegt werden.
Eine solche Entwicklung sei katastrophal und dürfe unter keinen Umständen fortgeführt werden. Es müsse vielmehr der deutschen Öffentlichkeit zum Bewußtsein gebracht werden, daß wir nicht nur siegen wollen und müssen, sonders besonders auch, daß wir auch siegen *können*, weil die Voraussetzungen gegeben sind, sobald Arbeit und Leistung in der Heimat voll in den Dienst des Krieges gestellt werden.

Reichspressestelle (Sprachregelungskartei) **Berlin**

Parteibeitritt nach der Machtübernahme kann nicht als Beweis für aktive und kämpferische Einstellung gedeutet werden. Als «Alte Kämpfer der NSDAP» dürfen nur die Volksgenossen bezeichnet werden, die vor der Machtergreifung Parteimitglieder waren und die sich vor allem aktiv innerhalb der Partei betätigt haben. – Zur «Alten Garde» gehören ausschließlich die Parteigenossen mit Mitgliednummern bis 100000.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung Berlin

2. Tagesparole: Die weitere anhaltende Schwere der Kämpfe im Osten ist an Hand der Formulierungen des Wehrmachtsberichtes erneut zu unterstreichen.

4. Zahlreiche pessimistische Stimmen über die Lage in Tunesien mögen nicht aufgegriffen werden oder nur mit größter Vorsicht (der Gegner gruppiere sich um).

5. Die «Times» berichtet über Hungersnot in Puerto Rico. Hauptgrund sei Schiffsmangel. Empfohlen.

6. Gayda vom «Giornale d'Italia» über Roosevelts Nachkriegspläne, dabei auch über die Hochschule zur Heranbildung von Personal für die Verwaltung in Deutschland, nicht aufgreifen, wie grundsätzlich alle Nachkriegspläne dieser Art unter den Tisch fallen müssen.

7. Roosevelt hat eine Verbrüderungsbotschaft aus Anlaß der Bruderschaftswoche erlassen. Wenn man sie verwerte, möge man dazu auch melden, daß in diesen Tagen in einer amerikanischen Universitätsstadt ein amerikanischer Universitätsprofessor zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, weil er in einem öffentlichen Lokal mit einem Neger zusammengesessen habe.

8. Moskau wolle die Schulterstücke für die Offiziere der Armee wieder einführen. Nicht aufgreifen.

12. AA: Die Finnen dementieren, daß der Ministerpräsident sich mit Vertretern der USA über Friedensmöglichkeiten unterhalten habe. Nicht aufgreifen.

14. Eine Imkerzeitschrift habe Ausführungen gebracht, die leider in der gleichen Art überhaupt gern in der kleineren Presse veröffentlicht würden, nämlich der Krieg werde fortgesetzt werden, die Imker würden die Front halten und nicht verzweifeln und ähnliche bombastische Redensarten. Dies sei zum Anlaß zu nehmen, darauf hinzuweisen, daß jeder Vergleich mit der militärischen Front zu unterbleiben habe und daß man sich jeder übertriebenen Redewendung enthalten möge.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 Graubünden

Washington hat ein Weißbuch herausgegeben, das die auswärtige Politik der USA seit 1931 behandelt. Es wird überzeugend dargelegt, daß sich die USA unablässig um die Erhaltung des Weltfriedens bemüh-

ten und nicht geneigt waren, Veränderungen, die durch Gewaltanwendung eintraten, anzuerkennen, z. B. die Losreißung der Mandschurei von China durch die Japaner. Walter *Bosshard*, der jetzt in den USA für meine Zeitung schreibt, meint mit Recht, daß die ganze Weltgeschichte anders verlaufen wäre, wenn England damals nicht abgelehnt hätte, mit den USA zusammen gegen den japanischen Rechts- und Vertragsbruch einzuschreiten.

Berlin und Rom antworten auf das Weißbuch mit aller Niedertracht, deren sie fähig sind. Jedoch tritt ein fundamentaler Gegensatz klar zu Tage. Die Achse ist der Ansicht, es gehe die USA und überhaupt einen nicht betroffenen Dritten gar nichts an, wenn sie ihre *«berechtigten Forderungen»* gegen einen Staat mit Gewalt verficht, und erkennt nur denjenigen als aufrichtigen Friedensfreund an, der zur Vermeidung des Konflikts vorher mitwirkt, daß die berechtigten Forderungen freiwillig erfüllt werden. – Dieses Weißbuch, sagt Berlin, erscheint nur deshalb gerade jetzt, weil Roosevelt mit neuen Anträgen vor den Kongreß treten muß, wo ihm Schwierigkeiten bevorstehen. Roosevelt ruiniere sein Land durch Ausgaben von astronomischer Zahlengröße, müsse schwerwiegende Einschränkungen der Lebenshaltung, Tätigkeiten und Gepflogenheiten in den USA fordern und habe zur Begründung nichts als Mißerfolge vorzuweisen. In der Tat hört man, daß die Isolationisten im Senat noch keineswegs ausgespielt haben. Unter anderem soll die weitere Ausdehnung der Lease-Lend-Versorgungen (Leih- und Pachtvertrag, Anm.) nicht genehm sein. Die Streitkräfte der USA verzehren ungeheuer viel, die USA müssen Rationierungen zu Hause einführen und können nicht immer neue ferne Länder mit Lebensmitteln versorgen. Aber das muß sein, und ich glaube nicht, daß das Volk der USA es verweigert.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 Rom

Roatta und Geloso sind bei mir. Mit dem ersten sprechen wir über das Problem der Tschetniks; auch er ist sich über die Gefahr klar, die von ihnen ausgeht und in Zukunft noch mehr von ihnen ausgehen wird. Aber er erklärt, daß wir zur Durchführung des deutschen Programms einer völligen Ausrottung der Tschetniks viel mehr Truppen zur Verfügung haben müßten, als wir und Deutschland zusammen dafür aufbringen könnten. Ich glaube, daß er beim gegenwärtigen Stand der Dinge recht hat. Aber was soll morgen geschehen? In der Tat werden unsre Streitkräfte immer knapper: Afrika, Rußland, der Balkan, die besetzten Länder, überall braucht man neue und stärkere Truppenbestände.

Manchmal habe ich den Eindruck, daß die Achse wie ein Mann ist, der sich mit einer zu kurzen Decke zudecken muß: wenn er sich die Füße wärmen will, friert er am Kopf, und er friert an den Füßen, wenn er die Decke heraufzieht. Auch Geloso gibt ein schlechtes Bild der Lage in Griechenland. Doch glaubt er, daß die verfügbaren Kräfte ausreichen, um einen englischen Angriff wenigstens im Anfangsstadium zurückschlagen zu können. Beide Generale sehen schwarz in die Zukunft, und ihre Voraussagen sind nicht heiter, selbst wenn sie es nicht offen sagen.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Johanna Sara E.
Geboren den 15. 10. 1877 in Eisenach
gestorben den 6. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 16. 1. 1943
Abholung: Jüdisches Krankenhaus
Ehem. verstorben
Wohnung: Sybelstr. 57
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Menge, Susanne **Berlin**
An ihren Verlobten Johann Dietrich Meyer
Mein lieber Dierk,
Gerade komme ich mit Mutti aus dem Kino. Wir sahen «Meine Freundin Josefine». Es war ein sehr netter lustiger Film.
Morgen ist nun der große Tag. Um 10 Uhr habe ich mich beim Herrn Schulrat in Lichtenberg einzufinden, um dort die nötigen Instruktionen entgegenzunehmen. Ich bin ja sehr gespannt darauf. Sicher muß ich noch viel lernen. Na, das ist Dir ja nur recht.
Du Dierk, schreibe doch bitte Vater zum 12. Januar zum Geburtstag, sonst ist er wieder beleidigt. Du weißt doch, das geschieht so leicht. Eben ist der hohe Herr «singen» gegangen. Da sind wir ihn wieder einmal los. Deine Zarah [Leander] singt gerade das Lied vom Wunder. Sicher liegst Du auf Deinem Bett, ißt ein paar Stückchen Kuchen und hörst zu. Ist es nicht so?
Heute war ich nun auf der Kohlenstelle, konnte allerdings nicht viel erreichen, anschließend ging ich zum Gesundheitsamt, muß aber am Freitag nachmittag wieder hin. Na, ich kann Dir sagen, das gibt vielleicht eine Lauferei.

In unserem Radio ist jetzt Ebbe. Es knarrt dauernd und dabei wird gerade das schöne Lied «Guten Tag liebes Glück» gespielt. Schade, daß man so schlecht hört.
Sei recht herzlich gegrüßt von Deiner Susanne

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Elisabeth Helene Sara L.
Geboren den 20. 12. 1898 in Berlin
gestorben den 6. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 10. 1. 1943
Abholung von Schauhaus
Wohnung: Greifswalderstr. 190
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Vergiftung

Ditzen, Elisabeth 1867–1951 **Celle**
An ihren Sohn Hans Fallada
Lieber Rudolf und liebe Suse!
Ich habe so das Gefühl, daß die Silberschale nicht ganz Euer Geschmack ist. Sie stammt auch nicht aus der ganz alten Zeit, sondern Tante Ada hat sie vor 60 Jahren für sich in Hannover erstanden. Wir haben sie ihr später abgekauft. Daß Uli sich über die Amundsenbücher gefreut hat, habe ich gern gehört. Später soll Uli auch die Nansenbücher haben. Was für nette Briefe schreiben die Kinder.

Weick, Ruth *1919 **Tübingen**
Heute wollte ich in die Vorlesungen, aber kein Mensch war zu sehen, erst am Montag beginnt der Run wieder. – Es liegt überall Schnee, es ist sehr kalt. Da ich Zeit hatte, habe ich viel besorgen können. Auf der Universität holte ich meinen Studentenausweis ab, bekam einen bestellten Anatomieatlas, besorgte eine Schülerfahrkarte – und 50 RM sind bald ausgegeben.
Die Miete muß ich auch noch bezahlen. Diekens haben mich erfreut empfangen, mit Bohnenkaffee und Apfelkuchen, und heute bekam ich Waffeln und Apfelkompott. Ich brachte ihnen eine Flasche Wein mit.
Ich bin ärgerlich, daß die Vorlesungen noch nicht beginnen, hoffentlich kann ich in den paar Tagen wenigstens etwas arbeiten.
Zu Hause war es schön, doch bin ich auch froh, daß ich wieder allein bin!

Pröbstle, Alfred *1922 **Mo i Rana**

Zum Glück waren wir am Tag vor Heiligabend von dem öden Yttern wieder nach Mo i Rana (am Rana-Fjord im Bezirk Nordland, 25 km südlich des Polarkreises) zurückverlegt worden. So verbrachten wir das traurige Soldatenweihnachten wenigstens in dem hübschen Städtchen. Hier gab es eine recht ordentliche Wehrmachtsbuchhandlung. Nachträglich zu Weihnachten kaufte ich mir «Aristoteles Hauptwerke» und «Marc Aurel, Selbstbetrachtungen». Besonders den Marc Aurel habe ich mit großem Interesse gelesen und fühlte mich sehr davon angesprochen. Wir hatten in Mo nichts zu tun und warteten darauf, weiter nach Norden verlegt zu werden. Wir waren ein bißchen ungeduldig und besorgt. Die einzige Straße, die nach Norden führte, war die Polarstraße. Sie war ihrer Gefährlichkeit wegen berüchtigt. Und Anfang Januar lag schon ordentlich Schnee, und es schneite weiter. Es würde nicht lange dauern, bis die Straße unpassierbar wurde. Hier wurden allerhand Geschichten über General Schörner erzählt. Er sollte durch die Gegend fahren und bei den Landsern die Kragenbinden auf Sauberkeit kontrollieren. Auch sollte er seinen Fahrer mehrmals täglich degradieren und wieder befördern. Auf jeden Fall wurde uns von den Kameraden empfohlen, sich möglichst schnell zu verpissen, wenn man einen Wagen mit Stander sieht. Nun, ich habe zum Glück nie die Bekanntschaft von General Schörner gemacht.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

3 Uhr = –8°. Bewölkt, dunkel, leichter Wind. Glatt, tückisch, Harsch. [...] Alma und Emma zum Tee bei Sigrid de Geer. [...] Kaum waren Alma und Emma gegangen, als Ziegler aus Berlin anrief, um sich zu erkundigen, ob alles in Ordnung sei, und mitzuteilen, er werde uns in Tempelhof abholen und zum Kaiserhof fahren, wo Zimmer bereitstünden. [...] Wir müssen uns morgen ein dänisches Visum beschaffen und brauchen in dieser Angelegenheit die Unterstützung Grassmanns. In letzter Zeit ist nämlich die Flugverbindung einige Male von Dunst, Nebel oder Schneetreiben behindert gewesen. Wir müssen also darauf vorbereitet sein, den anderen Weg nehmen zu können. Dieser andere Weg ist schon seit einigen Tagen organisiert. Grassmann nimmt ihn, wenn er keinen Flug bekommen kann. Vielleicht kann er mit demselben Zug reisen wie wir. Er und Dankwort wohnen im Kaiserhof. [...]
Heute nur Abendzeitungen. Die Russen sprechen von lauter großen Erfolgen, eroberten Städten, massenweise Gefangenen, Beute, zerstörten Wagen etc. – Die Deutschen sagen, die übliche Winterschlacht habe

begonnen, ein Vernichtungskrieg ohne entscheidende Ereignisse. Die Nordhälfte der Front ist stabil, die Südhälfte beweglich.
7 Uhr: Noch immer angebliche russische Siege. Elista vor einigen Tagen geräumt. Die Russen behaupten, sie stünden im Begriff, die gesamte Armee bei Stalingrad einzukesseln. Naltschik ist in Gefahr. – 10 Uhr: Keine Neuigkeiten von der Ostfront.
Ungewöhnlich, daß die Russen seit 7 Uhr keine neuen Siege gemacht oder Städte eingenommen haben. Die Engländer hätten einige Großtaten vollbracht. Im allgemeinen ist es auf deutscher Seite ruhig. Natürlich bereiten sie sowohl im Osten als auch in Afrika große Dinge vor. Sie haben ihre Gründe, ihre Pläne zu verschweigen, bis sie ausgeführt sind. Im Osten werden die 3 verbleibenden Wintermonate genutzt für die entscheidende, vernichtende Offensive im Frühjahr, bei der alles zur Seite gefegt wird. Ebenso wird bald etwas in Afrika geschehen. Rommel hat bestimmt einen großartigen Plan parat. Vermutlich wird die eine Front immer stärker befestigt, und die andere wird liquidiert. Die Demokraten kehren sehr geschwächt in den Kongreß zurück.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

ich ahne in der messe die ungeheure bedeutung der erscheinung. vorbereitungen zur abreise. [...] verabschiedung wie üblich. ich bin doch recht gut gelitten daheim.
um 20.30 uhr fahre ich dann los. die tage über das fest sind zu ende, die anstrengung war groß, wird es auch wieder in münchen bleiben. ich schlafe ein wenig in der rauchigen luft des abteils.

Kraushaar-Baldauf, Elisabeth *1915 **Leipzig**

In meinem Semester studieren jetzt auch zwei Tschechen. Sie haben anscheinend eine Sondergenehmigung erhalten. Obgleich sie relativ gut deutsch sprechen, sind sie völlig isoliert. Mißtrauen, Angst und Hochmut oder auch nur Gleichgültigkeit schaffen eine Barriere, die sie von den anderen Studenten trennt. So gut ich kann, versuche ich ihnen zu helfen. Sie brauchen Bücher und Skripten, und vor allem müssen sie wissen, wer von den Studenten Nazispitzel ist. Heute ist ihnen etwas Schreckliches widerfahren. Sie kamen zum ersten Mal in die Anatomie. Als sie mit dem Präparieren beginnen wollten, entdeckten sie, daß die ihnen zugeteilte Leiche eine Tätowierung in tschechischer Sprache hatte. Selbstverständlich hat dies den ganzen Jammer um ihr Volk wieder geweckt. Ich versuchte sie zu beruhigen, aber als Ergebnis unseres langen Gespräches verblieb nur die Hoffnung, daß diese un-

menschliche Naziherrschaft bald ein Ende haben würde. Dazu sagte ich ihnen, daß sie schon jetzt besser dran seien als wir, weil sie den Widerstand gegen eine fremde Macht mobilisieren könnten, während wir den Untergang des eigenen Volkes wünschen müssen. Nach dem, was wir anderen Völkern und Rassen bis jetzt schon angetan haben, ist nicht auszudenken, was dann mit uns geschieht.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Friedrich Israel M.
Geboren den 3. 9. 1888 in Dortmund
gestorben den 6. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 12. 1. 1943
Wohnung: Gasteinerstr. 26
Arzt:
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter
Geliebte, ich wage es nicht, Dir zu sagen, was ich heut alles bei Krische gekauft habe! Geschenkbücher genug für die nächsten drei Feste! Und *was* für schöne! Bloß gibt es die allerdringenst gesuchte Delphina *nicht*. Aber da ist noch ein Renoir (hast Du jemanden, dem Du den schenken willst – ich kauf ihn gern noch). Dann einmal den «Tanz» von Boehn (?), kostet 6 RM, scheint mir trotz bezaubernder Bilder zu speziell. Ach, dann kriegte ich noch mal *das Puppenhaus!*, worauf ich Kätelore heute gleich eins schickte. Prima, nun kann man's nochmal verschenken, oder behalten! Dann zwei wunderschön in Leder und Kleisterpapier gebundene Reclam-Bände: Descartes und den Richter von Steyn, ein paar Münchner Bilderbogen, und das schönste! Grad was ich suche! Sämtliche Schillergedichte in der Tempel-Klassiker-Ausgabe.
Hab Dich so zärtlichst lieb!

Smeding, H. J. **Amsterdam**
Ich schlenderte diesen letzten Ferientag noch einmal durch die Stadt, um nach Büchern zu sehen, aber auch die werden demnächst total ausverkauft sein. Ich habe Himmel und Erde in Bewegung setzen müssen, um die Briefe von Thorbeke an seine Frau zu kriegen. In der zehnten Buchhandlung habe ich das letzte Exemplar gefunden. – Heute sah ich eine Broschüre mit den Titeln von Büchern, die ausverkauft oder sogenannte Neuauflagen waren, und diese Liste umfaßt 115 Seiten mit

mindestens 4000 Titeln. Die unwahrscheinlichsten alten und vergessenen Bücher wurden deshalb aus dem Speicher geholt und in die Schaufenster gestellt: Auch auf diesem Gebiet dringt der Ersatz durch, und das wurde sehr geschickt gemacht.

Grimm, Hans 1875–1959 **Lippoldsberg**
Lieber Focke!
Ich war froh, wenigstens leidlich gute Nachrichten von Ihnen über Ihre Familie zu erhalten. Mein Junge war eben auf 3 Tage hier und fuhr dann weiter zu seiner Frau. Holle ist also Medizinerin und ist mitten im Staatsexamen, sie hat 13 Fächer von 19 bestanden und besteht hoffentlich heute die Chirurgie gut. Meiner Frau geht es leidlich, sie ist jetzt auch besser dran, nachdem wir endlich eine Ukrainerin als Hilfe bekommen haben, neben das sehr unbrauchbare deutsche junge Mädchen.
Über den Krieg weiß ich gar nichts zu sagen. Ich habe noch nie in meinem Leben so lange abgeschieden und ohne Aussprache gesessen. Ich war im Oktober 41 in Italien. Ich war seither nicht wieder fort. Mein Buch muß eben erst fertig werden. Ich habe hin und wieder eine leise Hoffnung, daß eine Möglichkeit des Endes sich zeigen könnte, wenn wir und England durch eine Gegnerschaft gegen Amerika zusammenfänden. Aber freilich haben wir den Judenhaß zu stark erregt vor einem so großen Kriege. Ich meine, das war sehr ungeschickt.
Ihr alter Grimm

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
Föhn-Sturm. [...] Leidend, kummervoll, quälend erregt und müde. [...] Nachricht, daß die 86jährige Witwe M. Liebermanns trotz Intervention Schwedens nach Polen deportiert worden. Geht offenbar auf die idiotische Grausamkeit des Hitler selbst zurück. – Abends in Auerbach: «Wüste u. Gelobtes Land» (Moses). Auch Freud.

Harnisch, Gottfriede **Güstrow**
Meine liebe Frau von Blesahn,
Drei Tage liegt nun schon Michas Brief auf meinem Tisch. Immer wieder muß ich ihn lesen und kann den Inhalt noch nicht fassen. Seit Jahren hat mich der Schmerz nicht so gepackt wie die Nachricht vom Heldentod Ihres Richards. Da sind Worte, gesagt oder geschrieben, zu fade. Vielleicht kann Ihnen und Ihrem Gatten mein Händedruck sagen, wie tief und herzlich mein Mutterherz mit Ihnen fühlt. Mein Herz, das immer freudig schlug, wenn Ihr Junge bei mir im Türrahmen stand.

Kurz, ich hatte ihn gern mit seiner ruhigen und doch so frohen Art. Wie sehr habe ich mich mit Ihnen zu seiner hohen Auszeichnung gefreut. So sehr, als wäre es der eigene Junge. Und wenn ich jetzt Michas Brief lese, wird mir noch klarer, was Richard für das Rgt. bedeutete, und was sie alle in Richard verloren haben, auch Micha. Kennen wir doch die feste Kameradschaft zwischen den beiden Menschen. Ob Ihre Schwiegertochter noch bei Ihnen ist? Ich möchte es wünschen für Sie. Sehen Sie, nun schenkte Ihr Junge Ihnen eine Tochter, die Sie auch immer an ihn erinnern wird, denn sie war doch sein irdisches Glück. Wie gut, daß Sie noch im Schmerz zur Tochter sprechen können. Also leben Sie auch für sie. – Im Gedenken an Ihren Jungen grüße ich Sie und Ihren Gatten recht still. Ihre Gottfriede Harnisch

Grimm, Hans 1875–1959 **Lippoldsberg**

An Karl Boldt

Lieber Herr Boldt,

Ich meine, daß die Engländer sehr verschieden sind. Man kann schlecht sagen *die* Deutschen, man kann vielleicht noch schlechter sagen *die* Engländer. Was uns eben gegenüber tritt ist eine englische Regierung, die doch sehr stark – ich bin kein Antisemit – unter jüdischem Einfluß steht. Die ganzen englischen Faschisten zum Beispiel sitzen in Gefängnissen, und wer das Geschrei eben drüben nicht mitmacht, der scheint auch für uns gar nicht da zu sein. Aber das wissen Sie schließlich alles selbst, denn nach Ihrem Briefe zu schließen, müssen Sie in England gewesen sein.

Sie meinen, ich weiß, daß ich durcheinander antworte, der Engländer möge wohl Blut von unserem Blut sein, aber nicht Geist von unserem Geist. Ich lasse das unbedingt gelten für den Engländer, der uns officiell gegenüber tritt. Aber ich glaube, unter den Engländern, die ich gut kenne, so viel Leuten von meinem Geist begegnet zu sein im Verhältnis wie unter den Deutschen, die ich gut kenne. Also stimmt diese Unterscheidung nicht.

Mit der Schwerübersetzbarkeit der Sprache haben Sie natürlich recht. Das ist mir immer wieder aufgefallen. Mir ist allerdings auch immer wieder aufgefallen, eine wie verschiedene Sprache wir in unserem Volk sprechen. Ich glaube nicht, zum Beispiel, daß ich mich in schwierigen Dingen in meinem eigenen Dorfe verständlich machen könnte.

Ich glaube wiederum, daß Engländer und Deutsche gleicher Bildung dieselben Dinge schon nennen.

Wenn ich in der englischen Rede an den Unterschieden vorbeizugehen versuchte, so dürfen Sie nicht vergessen, daß ich versuchen mußte, den mir aus der Masse entgegenstehenden Widerstand zu überwinden, und daß ich also vereinfachen mußte.

Etwas ist mir immer als sehr seltsam aufgefallen, daß nämlich so viel Fremdvolk, auch wo es politische Härte durch England zu spüren bekommen hatte, in der Verbindung mit England schließlich zu einer seelischen [?] kam. Ich habe das nie ganz erklären können. Gewiß lag es zum Teil in materiellen Dingen begründet, aber doch nur zum Teil. Irgendwie verstanden es die Engländer untereinander und auch den Fremden gegenüber, die sich ihnen politisch einfügten, freundlicher zu sein als wir.

Als ich damals von dem Schicksal sprach, dem England, wenn es sich nicht mit uns zusammen fände, verfallen sei, wie wir es seien oder gewesen seien, dachte ich an Vermassung und Amerikanismus, und da habe ich ja kaum Unrecht erhalten.

Natürlich wären wir weniger verhaßt, wenn wir dieselben materiellen Vorteile hätten bieten können, die England seinen Zugehörigen im weitesten Sinne bieten konnte.

Das eine Wort von Ihnen, daß uns die Art, in der der Engländer sein Weltreich erworben habe, völlig fremdartig sei, verstehe ich gar nicht. Ich glaube wirklich, daß das nur in der Propaganda zutrifft.

Ich glaube auch, daß Sie nicht recht haben mit dem Worte, daß wir den Engländer als Feind verstehen müssen, um ihn richtig zu verstehen. Zu dem Engländer an sich gehört gar keine Feindschaft zu uns, sondern in diese Feindschaft hat er sich allenfalls hineinschwatzen lassen.

Ihrem Schlusse stimme ich viel mehr zu, wo es da heißt: «Wir müssen uns praktisch durchsetzen, der Engländer muß in einem gewissen Sinne politisch recht behalten.» In den Worten steckt unbedingt eine Wahrheit. Vielleicht dient zum Ziele, daß England für Europa zurückgewonnen wird, wenn diese große Möglichkeit einmal eintreffen sollte, die ganz überhebliche Haltung der Amerikaner.

Ich weiß, daß ich Ihrem Brief nicht gerecht geworden bin. Ich selbst denke nach Deutschland an nichts als an den Nutzen der weißen Rasse, deren Führer wir und die Engländer doch bleiben müssen.

Ich lege Ihnen einen kurzen Aufsatz bei, den ich im Herbst für den Arbeitsdienst schrieb, und lege Ihnen eine alte Tornisterschrift bei zur englisch-deutschen Frage.

Ich wünsche Ihnen sehr viel Freundliches Ihr Grimm

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 Carwitz

trübe, grau, windstill. Kälte wird stärker
Holz in den Schuppen bringen
Ausmisten – Mais abpahlen
Abreise Uli/Mücke nach den Ferien. Suse nach Berlin
Bestellpläne – Mit Achim gespielt.

Jüdischer Friedhof Berlin-Weißensee

Name: Kurt Israel L.
Geboren den 28. 3. 1887 in Berlin
gestorben den 6. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 10. 1. 1943
Abholung von Schauhaus
Wohnung Greifswalderstr. 190
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Vergiftung

Léautaud, Paul 1872–1956 Paris

Seit gestern morgen Schnee, dick, und der hält. Habe meinen Nachmittag bis 5 Uhr damit verbracht, 4 Karten an Rouveyre zu schreiben und zwei Karten an Billy [...].
Wir werden wohl zusammen – mit Madame D. – im Restaurant essen, am Freitag. Sie hat mich heute abend angerufen, daß am Freitag morgen der «Kurs» von Valéry (an der Sorbonne) um 9 Uhr stattfindet, daß sie dort hingehen wird, ob ich mitkommen wolle? Nun seht euch das an! Von Fontenay um 8 Uhr morgens heruntertoben wegen so einer Posse? Ich habe überhaupt nichts übrig, auch nicht aus der Ferne, für das «Hôtel de Rambouillet». Ich habe mich mit dem Treffen mittags beschieden, in der Halle der Sorbonne.
Saucier (Buchhandlung Gallimard) sagte mir neulich, daß Valéry – der es, was ihn selbst betrifft, zugibt –, Mallarmé und sogar Baudelaire nichts seien als bloße Versemacher. Das ist ganz meine Ansicht. Sogar Mallarmé, ziemlich schlecht: «Die Fenster», und fast alle seine ersten Stücke, man könnte sogar sagen, alle.
Ich habe hinten in einem der Wandschränke im Erdgeschoß zwei alte Teppichstücke entdeckt, an die ich mich nicht mehr erinnern konnte, und die nun meine Füße ein bißchen vor der Kälte meines Parketts im ersten Stock wärmen werden.

Gide, André 1869–1951 Tunis

Heute nacht sind Bomben in die Avenue Roustan gefallen, kaum sechzig Meter von dem Haus entfernt, dessen vierten Stock wir bewohnen. Der Luftdruck hat eine Fenstertüre des Zimmers, wo ich schlief, gesprengt und einen großen, schweren Spiegel im Salon zertrümmert. Unglücklicherweise hatten wir es ausgerechnet in dieser Nacht wegen des gestrigen Sturms versäumt, die Fenster offenzulassen. Ein ziemlich großer Bombensplitter hat einen hölzernen Laden und die untere Scheibe eines Fensters im Salon zerschlagen.
Gegen Abend war ich bei Madame Germa-Sparrow, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen; die setzte mir einen ausgezeichneten Vorkriegstee vor. Die kleine Parterrewohnung, die sie in der Rue Marceau bewohnt, ist wie durch ein Wunder unversehrt geblieben. Zwei Blindgänger sind auf benachbarte Gebäude gefallen; man hat sie einige Stunden später zur Explosion gebracht und dabei die umstehenden Häuser geopfert.
Nach dem Abendessen hat uns Amphoux das sehr schöne zweite *Concert Royal* von Couperin und *Nuages* von Debussy zu Gehör gebracht.

Valéry, Paul 1871–1945 (Paris)

GP
Wenn die Regierungsmacht nicht einzig und allein mit dem persönlichen Interesse ihres Inhabers oder ihrer Inhaber beschäftigt ist (oder gar so definiert ist) [das ist der klarste Fall], dann haben diejenigen, die sie ausüben, eine «Vorstellung» von dem, was wünschenswert ist, einen Willen zum Dienst im «öffentlichen Interesse», eine gewisse Formidee von der *res publica*, der «Nation» und schließlich der *Menschheit*.
So haben sie beispielsweise 3 Typen mehr oder minder klar umrissen im Kopf... Das *Individuum* Homo; die «Nation» oder die Gruppe, als deren Führungselement sie sich empfinden – und die anderen Gruppen in Konkurrenz zu dieser; schließlich die menschliche Rasse.
Diese unvermeidlichen Typen sind zu betrachten – zu konjizieren und zu kritisieren bei den verschiedenen Politikern und den verschiedenen Politiken –
Kein Historiker hat sich darangemacht! Der Historiker [π Syst. Das Spiel.] – wie der Philosoph – und wie der Mediziner – kommt gar nicht auf den Gedanken, über die herkömmlichen Konventionen und die *Steine* in dem Spiel nachzudenken, das er spielt. Er hat keine Ahnung davon, was er eigentlich tut, und daß es eben *ein Spiel* ist – (dessen Steine

bestimmte *Wörter der fiduziären* Sprache sind, wesentlich *undefinierbare Wörter).*

Ich sage: ein *Spiel*. Das bedeutet, daß dieselben *beobachtbaren Dinge*, der beobachtbare Teil der Angelegenheit auf *m* verschiedene Arten gesehen, *gezeichnet*, auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt werden kann – daß die Entscheidung für eine davon bedeutet, *sich* auf *ein Spiel einzulassen*, und daß das Weiterdenken auf dieser verbalen und logischen «Vorbereitung» bedeutet, daß man es spielt. Man sollte derlei wenigstens ahnen.

Die Physik, selbst sie, verlangt eine Vorentscheidung und hat es nicht mit der «rohen» Beobachtung zu tun –. Es gibt dort eine Frage der *Beobachtung*.

Mithin lautet die Regel: *Jede mentale Produktion erfordert distinktive und mobile, wandlungsunabhängige Elemente* [willkürliche, aber nicht *notwendige*] – (gebildet so gut es geht) und *Substitutions- und Kombinationsregeln*, welche das fortgesetzte *Spiel* ermöglichen und es kontrollieren, den Wert der Ergebnisse festlegen.

Diese Organisation freizulegen ist wesentlich für eine klare Auffassung dieses Bereichs und der Grenzen einer wie auch immer gearteten Produktivität ψ oder $\psi\varphi$ *und insbesondere* um all das Mögliche zu erfassen, das (zum Glück oder Unglück) beeinträchtigt wird durch das gewohnheitsmäßig als einzige Lösung Betrachtete. Man kann gar nicht oft genug zu den ersten Momenten eines Erkenntnisganges zurückkehren.

Torberg, Friedrich 1908–1979 **Hollywood**

An Alma Mahler-Werfel

Liebste Alma,

jetzt fällt mir auch für meinen Brief kein andrer Anfang ein als für mein Telegramm – nämlich: daß Du Dir *nicht vorstellen* kannst wie glücklich Deine Briefe mich gemacht haben. Und zwar kannst Du Dir das deshalb nicht vorstellen, weil Du ja nicht weißt *wie* unglücklich ich vorher über diese Scheck-Geschichte war und *was* mir da schon alles durch den Kopf gegangen ist. *Verzeih* daß ich davon nicht so schnell loskommen kann wie ich's jetzt doch könnte und müßte – aber es war *zu* bös, und die Tage zwischen dem Telefonanruf der Lisl Frank und Deinem Brief waren zu voll von Dunkelheiten und Bitternissen – *bitte* nimm das ernst: oder weißt Du noch *immer* nicht, *was* für eine Rolle jedes Wort und jeder Blick und jede Geste von Dir für mich spielt? Ich war verzweifelt und ich war hart daran, an Deinen Gefühlen für mich irre zu werden – ich dachte

mir immerzu daß Du doch etwas *beabsichtigt* haben müßtest wenn Du mich dem aussetzt – aber *was*? und ich konnte nicht draufkommen. Ich dachte mir: ob ich mich dieser Wohltätigkeits-Megäre *da*zu so lange und so mühsam ferngehalten habe, damit sie mich dann fragen darf, ob sie mir Deinen Scheck per Post schicken soll oder ob ich «das Geld so dringend brauche daß ich es mir vielleicht heute noch abholen» will – zu *diesem* Ende all Deine gute Hilfe bisher?

Und Alma Du *ahnst* nicht *wie* die das ausgeschmatzt und ausgeschmalzt hat – und wie schwer es war, *sie* abfahren zu lassen ohne daß *Dir* ein Härchen gekrümmt wird. Aber es ist mir Gottlob geglückt und sie hat ja auch gegackert und gegeifert über das entgangene Fressen das sie sich daraus machen wollte, die verdrängte Gebärmutter, sicherlich hat sie Dir auch schon geschrieben, – ich denke, Du antwortest ihr am besten, daß sie Dir dann also den Scheck zurückschicken soll – worauf sie ja auch gefaßt zu sein scheint: denn sie erklärte, mit dem von mir ausgestellten Retour-Scheck «nichts machen» zu können, sondern Dich fragen zu müssen, was sie machen soll. Also soll sie ihn halt zurückschicken. Und Du schieb bitte *alles* auf mich, und ohne Schonung, und wenn ich noch so schlecht dabei wegkomm, macht nix. *Du* darfst nämlich *alles*, aber *sie* darf *gar* nichts (außer zerspringen; das könnt' ihr so passen: mit fremdem Geld die Erzherzogin Stephanie spielen, die leutselig lächelnd im Altersversorgungsheim Gutenbrunn erscheint).

Wenn Du *darauf bestehst*, Alma, dann laß auch *ich* mir den Scheck von ihr zurückgeben und kauf dafür Benediktiner – aber wirklich *nur* wenn Du es *unbedingt* so willst. Ich erwarte Deine Entscheidung gesenkten Hauptes, aber mit beseligtem Antlitz – mir ist, in der Tat, so zu Mut wie der Bernadette nach der *zweiten* Erscheinung, als ihre Besorgnisse, ob die Dame auch wirklich wiederkommen würde, himmlisch zerstreut waren. Die Dame *ist* wiedergekommen, Alma, und wahrhaftig auf eine Weise, wie es eben nur die eine und einzige Dame Alma kann, Dame, Frau, und großes Herz, ich möchte wissen wer Dir das nachmacht, und ich kann nicht einmal hinzufügen, daß ich auch wissen möchte, wer sich von Dir noch so durch- und durchbeuteln ließe wie ich: denn da bin ich also *nicht* der einzige. Aber ein eifrig Bemühter. Sonst kommt mir aber gar nichts dabei heraus, und *alles* Dir. Es ist fast kindisch, da noch «Danke» zu sagen. Und eigentlich sag ich's auch nur aus Egoismus, weil mir so sehr danach ist.

Der andre Brief (der gleichzeitig kam), über meine Novelle: auch *das* ist mehr als ich zu hoffen wagte, und ist ein großes, tiefes Atemholen: weil ich halt doch nicht sicher war, ob Dir das excessiv Jüdische des Themas

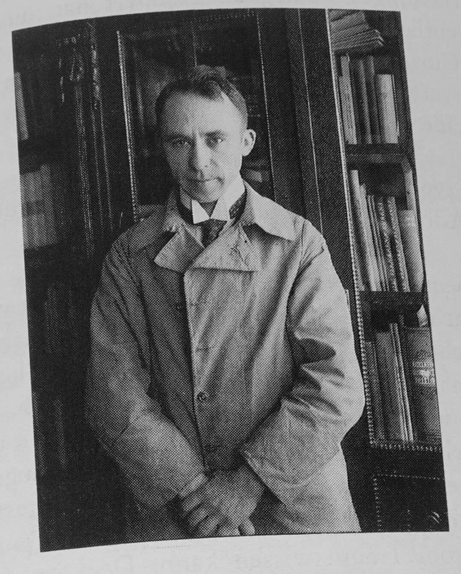
und seiner Behandlung nicht auf die blonden Nerven fallen würde. Aber natürlich und sofort hast Du in den Unterschied hineingetroffen (mit einer Sicherheit, um die Dich der Wilhelm Tell beneiden kann): ja *genau* das ist es: daß er, der jüdische Held, an seinem Heldentum leidet, und ich, der jüdische Autor, mit ihm – und *genau* das wäre bei einem arischen Autor anders gewesen. Ich hab's nicht gewußt und jetzt weiß ich's. (Ein Vorgang, der mir bei Dir nicht zum ersten Mal passiert.) Und ich glaube: hier gibt es keine Brücke und keine Verwechslung. Manchmal, beim Schreiben und nachher, hatte ich schon befürchtet, daß die Skrupel und Gedanken, die dieser Aschkenasy sich macht, unglaubhaft wären; jetzt weiß ich, daß das *Gegenteil* unglaubhaft gewesen wäre. Ob die Geschichte deshalb schon «gut» ist, steht dahin und steht gewiß nicht bei mir. Aber Du könntest es bis New York poltern gehört haben von den mancherlei Steinen, die mir auf Deinen Brief hin von der Brust gefallen sind. [...]
Dank für alles, Brief und Scheck und Brief und daß ich Dir *diesen* jetzt schreiben durfte und daß es Dich gibt. F. T.

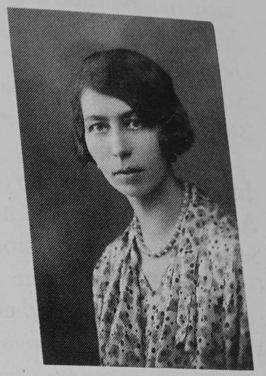
Green, Julien *1900 (New York)
Kürzlich wurde ein Mädchen nachts im Central Park erstochen, vielleicht von einem Verrückten. Sie hatte das Manuskript eines Tagebuchs bei sich, das sie regelmäßig führte. Auf der letzten Seite dieses Tagebuchs standen diese Worte: «Mir passiert nie etwas.»

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 Bremen
Großes Bauprojekt in Nähe Bremens in Sicht, bei dem ich vielleicht Oberbauleiter werde. Das wäre insofern eine glückliche Lösung, als ich dann nicht ins Ausland brauchte.

(Spranger, Eduard) 1882–1963 Berlin
Die Mittwochs-Gesellschaft, 1035.
Sitzung im Hause des Vortragenden Spranger
Anwesend die Herren Beck, Diels, Fechter, v. Hassel, Heisenberg, Pinder, Popitz, Sauerbruch, Schadewaldt, Stroux.
Der Vortragende behandelte das Thema «Die Schicksale des Christentums in der modernen Welt».
Mindestens seit der Aufklärung beobachtet man einen fortschreitenden Abbau der christlichen Glaubensüberzeugung. Es soll die Hypothese gemacht werden, daß das wichtigste ideologische Fundament des Abendlandes einen zeitüberlegenen Wahrheitskern besitzt und daß er

Zeitsprung in das Jahr 1933





von vielen modernen Menschen nur nicht mehr *verstanden* wird, weil sich die Bewußtseinsverfassung grundlegend geändert hat, aus der heraus man sich die wesentlichen Zusammenhänge der Welt zurechtlegt. Die Geschichte des Christentums zeigt, daß man es schon in sehr verschiedene Bewußtseinsverfassungen übersetzt hat, gleichsam in verschiedene, jeweils zeitgemäße «Sprachen».

Jung, Carl Gustav 1875–1961 **Zürich**
An einen nicht genannten Adressaten
Sehr geehrter Herr Doktor,
Gestatten Sie mir einige Bemerkungen zum Inhalt Ihres Briefs vom 25. Dezember 42. Es scheint mir, daß Sie sehr viele Ansichten haben. Wenn man aber etwas verstehen will, so ist es ratsam, wenn man keine Ansichten hat, sondern lernt, die Tatsachen sorgfältig zu wägen. Sie übersehen zum Beispiel bei den Träumen völlig, daß es sich nicht um bloße Phänomenologie handelt, sondern um inhaltliche Bestimmungen, die nur durch eine sorgfältige Aufnahme des ganzen Traumkontextes auffindbar sind. Auch nehmen Sie an, daß das, was Sie vom Traum wissen, alles sei, was man vom Traum wissen kann. Dem ist aber durchaus nicht so. Es gibt noch sehr vieles dahinter und daneben, das man alles braucht, um einen Traum wirklich zu verstehen. Übrigens können Sie es von vornherein aufgeben, Ihre eigenen Träume zu verstehen, denn überall stoßen Sie auf den eigenen blinden Fleck. Vielleicht haben Sie die Ansicht, daß Sie keinen solchen haben. Ich würde Ihnen aber raten, diese Ansicht fallenzulassen, wenn Sie irgendwohin kommen wollen. Vielleicht wollen Sie auch gar nirgends hinkommen, und deshalb sind Ihnen Ihre Ansichten ganz besonders teuer. Man kann sich ja in dieser Hinsicht über sich selber täuschen. Jedenfalls ist Ihre geistige Lage durchaus geeignet, Ihnen Träume von Einbrechern zu vermitteln. Solche Träume hat man immer dann, wenn etwas draußen steht, was eigentlich hereinkommen will, was man aber mit größter List draußen hält. Die Träume «werfen die Persönlichkeiten nicht durcheinander», sondern alles steht an der richtigen Stelle, nur verstehen Sie es nicht. […]
Über Religion scheinen Sie sehr seltsame Ansichten zu haben. Richtigkeit ist überhaupt keine Kategorie, die man auf Religion anwenden könnte. Religion besteht aus seelischen Tatsächlichkeiten, von denen man nicht sagen kann, sie seien richtig oder unrichtig. Sind Läuse oder Elephanten richtig oder unrichtig? Es genügt, daß sie sind. Hier zeigt es sich, daß Sie einen sehr mangelhaften Tatsachensinn besitzen, den Sie durch massenhafte Ansichten kompensieren. Ich habe eine naturwissenschaftliche Erziehung und infolgedessen auch einen ganz anderen Standpunkt, der Ihnen offenbar in jeder Hinsicht fremd ist. So sind z. B. für mich religiöse Aussagen keine Ansichten, sondern Tatsachen, die man so anschauen kann wie der Botaniker seine Pflanzen. Das Kriterium ist der alte Satz: «Quod semper quod ubique quod ab omnibus creditur» [Was immer, was überall, was von allen geglaubt wird]. Die Religionswissenschaft inklusive der Religionspsychologie hat sich mit dieser Tatsache auseinanderzusetzen. Dagegen gibt es keine Ansichten.
Die Frage der Traumpsychologie ist ein sehr schwieriges Kapitel, das sich nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg diskutieren läßt, wenn nötige Vorkenntnisse vorhanden sind, wozu auch eine gründliche praktische Erfahrung gehört. Daß man selber Träume hat, das nützt noch lange nichts. Sie haben ja auch eine Verdauung, was Sie noch lange nicht zum physiologischen Chemiker macht.
Mit vorzüglicher Hochachtung, Ihr ergebener

Haecker, Theodor 1879–1945 **München**
Da darüber kein Zweifel möglich ist, daß das Leiden der vollkommenste Weg zu allem höheren Sein ist und in gewissen Fällen eigentlich überhaupt der einzige, kann man es verstehen, daß es, wenigstens für diese Welt, von manchen zum Zweck und Ziel gemacht wird, während es ewig nur als Mittel gedacht ist, und selbst als Mittel hat es für den menschlichen abstrakten Verstand leicht etwas Aufreizendes, in jedem Fall etwas absolut Unverständliches, Geheimnisvolles. Es ist immer eine Perversion, ein Mittel zum Zweck zu machen, im besonderen aber in diesem Falle. Ziel ist allein Gott selber und also die Seligkeit selber. Andrerseits ist die Bedeutung des Leidens als Weg zur Vollendung so groß, daß jeder, der sich, wenn ihm die Wahl bleibt, dem Leiden ganz entzieht, das höchste Ziel sicherlich verscherzt, daß der ein Heros und ein Auserwählter ist, der das Leiden *um Gottes willen* selber wählt, auch wenn er es, ohne Schuld, vermeiden könnte.
Die «menschliche Redlichkeit» ist auch deshalb etwas so Unvollkommenes, weil ihr Hauptgegenstand, das eigene Ich, in letzten Dingen so mangelhaft bekannt ist. Wer weiß denn, was sein «Ich» zu einem gegebenen Augenblick ist, wann es in seiner «Fülle» ist. Wie große und schmerzliche Täuschungen und Enttäuschungen erlebt hier ein Mensch! […] Wenn das Gleichnis vom Sauerteig einen Sinn hat, dann kann es nur den haben, daß eine Verchristlichung der Welt, also ein Fortschritt zum Besseren im letzten Sinn, also des Guten und der Liebe, möglich ist; denn man kann doch dieses Gleichnis nicht allein auf den einzelnen

beschränken, wo es natürlich immer wieder beobachtet werden kann. Es hat ja keinen Sinn, die Wirkung des Sauerteigs im großen zu leugnen. Ein christliches Leben des einzelnen aber kann eine Gewohnheit im Sinne der Automatisierung nicht werden (das ist sogar der genaue Gegensatz!), und wenn im einzelnen nicht, dann um so weniger in einem ganzen Volk oder gar in der Masse. Es ist immer wieder ein Aufschwung nötig, und der «Feind» fordert durch seine neuen Angriffe, durch seine neuen Auffassungen vom Wesen des Menschen (die freilich in der Regel nur scheinbar neu sind) ihn zu neuer Entscheidung heraus, zu neuem Gebrauch seines freien Willens. Alle Gleichnisse aus der physischen und biologischen Welt reichen eben immer nur bis zu einem gewissen Grade, sobald sie auf das Leben des Geistes angewendet werden. Und Geist haben heißt eben: wissen und merken, wo und bis zu welchen Grenzen das Gleichnis gilt und reicht.

Moltke, Helmuth James von 1907–1945 **Berlin**

Nun bist Du also wieder fort, aber vielleicht dauert es nicht gar zu lange, bis entweder ich nach Kreisau komme oder Du nach Berlin. Hoffentlich bist Du gut gereist, mein Herz, und hoffentlich überstehst Du die nächsten Tage gut. [...]

Der Tag war stürmisch. Am Morgen erschien Fritzi [Schulenburg], gegen ½12 Uhr Trott, um 12 Uhr Gerstenmaier & Peter, die bis ½3 Uhr blieben, um 3 Uhr Körber. Danach war viel Arbeit. Ich habe heute nicht zu Mittag gegessen, sondern Peter, Eugen und ich haben das restliche Brot mit Butter und Wurst gegessen, das ich noch in der Tasche hatte. Freitag steigt das Fest [das Treffen mit der Goerdeler-Gruppe] doch, wenn auch nur als Vorfreude und unter Ausschluß des Hauptfeuerwerks. Seit 5 sitze ich im Büro [...] und jetzt ist es 7. Ich habe aber den Marzipanrest vertilgt. Auf Dein Wohl, wie Du mir gesagt hattest. [...]

Weisenborn, Margarete (Joy) *1914 **Gefängnis, Berlin Alexanderplatz**

An Günther Weisenborn

Gefängnis, Bln. Prinz-Albrechtstr. 8

... Ich stand hinter meinem Gitterfenster, und als die Glocken anfingen zu läuten, hab ich ganz laut gerufen: *Auf unsere Freiheit!* Hast Du es gehört? Und Du warst ganz nah bei mir, unsere Wünsche gingen dann als *einer* in den Himmel hinein. Mein Lieb, ich singe immer meine neuen Lieder, und dann krieg ich so Sehnsucht nach meiner Zieh[harmonika], denn sie und ich, wir gehören doch nun mal zusammen, was mag sie nur von mir denken, einsam steht sie in der Bayreutherstr. 10, und keiner

nimmt sie in den Arm, aber es geht ihr gerade so wie mir. O Gott, wenn ich nur daran denke, Deine Hände in meinen halten zu können und Dir Tee machen zu können in unserem warmen Nest! Aber das kommt ja alles wieder. Wir haben ja wohl schon wunderbare Wiedersehensfeste gefeiert, aber ich bin sicher, das nächste wird alles bisherige in den Schatten stellen, was meinst Du?

Draußen liegt nun wirklich Schnee, und die Kälte ist unfaßbar, wir liegen hier nämlich auf dem fünften Stock, und die Heizung funktioniert scheinbar nicht so, wie sie soll, jedenfalls muß ich im Pelz nachts schlafen, weil ich es sonst nicht aushalten kann. Und weil alles so trüb und kalt ist, lade ich Dich heute zu einem Flug nach Sizilien ein, und ich führe Dich nicht in die Städte, nein, mein Liebling, ich führe Dich an meinen Lieblingsplatz, zu dem ich mich immer hinsehne, seitdem ich ein paar wunderbare Stunden der Ruhe und des Friedens dort verlebte. Fühlst Du, wie die Sonne brennt, ja, Du bist schon ganz braun, und Deine blauen Augen leuchten doppelt, ach, ich hab Dich ja so unheimlich lieb. So, nun nehme ich Deine Hand, es geht ein bißchen steil bergauf, aber gleich sind wir oben an dem 2000 Jahre alten Tempel Segesta. Es summt von Insekten, sonst kein Laut und kein Haus in der Umgebung zu sehen, einsam stehn die Reste des Tempels da. [...] Wir sind ganz allein, Du und ich. Hat sich der Flug gelohnt? Und heute nacht fliegen wir nicht zurück, nein, wir schlafen hier oben unter dem südlichen Sternenhimmel, und wenn wir eine Sternschnuppe sehen, dann wünschen wir allen armen Menschen, die gefangen sind, Freiheit! Mein geliebter Junge, und dann führst Du mich im nächsten Brief an *Deinen* Lieblingsort, ja? Denn was Du liebst, das liebe ich auch.

Doch nun wieder zurück in die Wirklichkeit. Vater schrieb Dir ja auch, daß sie nun nach Opladen sind. Übrigens denkt Vater, ich könnte schreiben, sooft ich will, dabei geht es mir genauso wie Dir, ich bin froh, daß ich jede Woche einmal schreiben darf, und daß dieser eine Brief meinem einzigen, geliebten Jungen gehört, ist ja wohl klar, außerdem hatte ich im stillen immer noch mit einem Besuchstag gerechnet. [...] Morgen wird es fünf Wochen, daß wir uns nicht sahen! Ob der Prozeß nun im Gange ist? Von unserem Rechtsanwalt hab ich noch nichts gesehn. Weißt Du, dieses vollkommene Verlorensein hier in der Zelle und die Ungewißheit sind das Schlimmste bei der ganzen Sache. Fast schon vier Monate nichts als Suppe, nur die Pakete sind unsere Rettung, ich falle immer wie ein wildes Tier darüber her. [...]

So, und nun gebe ich Dir das zarteste Abschiedsküßchen [...]

Das ist und bleibt Dein Joyken!

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

Bei den Aktionen gegen die Banden sind die bandenverdächtigen Männer, Frauen und Kinder zu sammeln und in Sammeltransporten in die Lager Lublin oder Auschwitz zu verbringen.

Die Höheren SS- und Polizeiführer verabreden die Transporte mit dem Chef der Sicherheitspolizei, dem Chef des Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes-SS und dem Inspekteur der Konzentrationslager. Der Chef des Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes-SS schlägt im Einvernehmen mit dem Chef der Sicherheitspolizei und des SD die Errichtung von Kinder- und Halbwüchsigen-Sammellagern in Lublin vor. In diesen Lagern hat die rassische und politische Musterung zu erfolgen. Die rassisch wertlosen Halbwüchsigen, männlichen und weiblichen Geschlechts, sind den Wirtschaftsbetrieben der Konzentrationslager als Lehrlinge zuzuweisen.

Die Kinder müssen großgezogen werden. Ihre Erziehung hat in Unterricht zu Gehorsam, Fleiß, bedingungsloser Unterordnung und zu Ehrlichkeit gegenüber den deutschen Herren zu erfolgen. Sie müssen bis 100 rechnen, die Verkehrszeichen erkennen lernen und auf ihre Fachberufe als Landarbeiter, Schlosser, Steinmetze, Schreiner usw. vorbereitet werden. Die Mädchen sind als Landarbeiterinnen, Weberinnen, Spinnerinnen, Strickerinnen und für ähnliche Arbeiten anzulernen.

Bene, Otto 1884–1973 **Den Haag**

An das Auswärtige Amt, Berlin

Betr.: Abtransport der Juden.

Der Abtransport der Juden aus den Niederlanden ist seit meinem Bericht vom 16. 11. 1942 [...] reibungslos weitergelaufen, so daß jetzt die Hälfte der abzutransportierenden Juden abgeschoben ist.

Die Pelz- und Diamantenarbeiter sollen in Polen geschlossen untergebracht werden, damit sie dort ihre Handfertigkeit weiter ausüben können.

Erteilung von Ausreiseerlaubnis gegen Zahlung von Devisen hat nicht stattgefunden. Soweit ich hier festgestellt habe, ist der Reichsführer-SS [Himmler] nicht gegen einen solchen Devisenerwerb, da Deutschland die Devisen dringend benötigt. Bene

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30–13.30	gearbeitet
13.30	nach Posen
16	an Posen
...	
17	Unterführerschule
17.30–19	gearbeitet im Hotel
19.30	zu Gauleiter Greiser (?)

Telefongespräche

11	SS Stbf.Baumert, Berlin – Luftmeldungen
11.30	Gmund Mami u.Püppi
12	SS Gr.F. Güttner, Berlin – Aufbau der Divisionen, SS TDivision, Russischer General, Besetzung der Junkerschule
12.35	SS OGr.F. Wolff W.Sch. Militärattachés in Berlin

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Nach dem Morgenappell und dem Kommando «Arbeitskommandos formieren!» werden die Kommandos Bekleidungskammer, Effektenkammer und Erkennungsdienst auf dem Appellplatz festgehalten. Zu den Häftlingen der Kommandos kommen der Schutzhaftlagerführer Aumeier, der Leiter der Politischen Abteilung, SS-Untersturmführer Grabner, Rapportführer Palitzsch und andere SS-Angehörige. SS-Untersturmführer Lachmann fragt die festgehaltenen Häftlinge mehrmals: «Wer ist der Oberst?» Der Häftling Oberst Karol Kumuniecki (Nr. 8361) tritt hervor. Danach werden die Häftlinge einzeln nach ihrem Schulabschluß und ihrem Beruf befragt und schließlich in drei Gruppen eingeteilt. Die erste Gruppe von 15 Häftlingen führt Palitzsch zu Block 11, kehrt jedoch kurz darauf wieder mit ihnen zurück, da sich herausstellt, daß die Bunker im Block 11 überfüllt sind. Auch Aumeier, Grabner und andere Funktionäre der Politischen Abteilung begeben sich zum Block 11, um dort eine Selektion durchzuführen. Palitzsch läßt die Häftlinge auf den Appellplatz bringen, holt seinen Karabiner und begibt sich erneut zum Block 11. Die ausgesuchten 15 Häftlinge werden später zum Block 11 gebracht und in die Bunker eingeliefert. [Sie werden bis auf zwei am 25. Januar erschossen, sie standen unter dem

Verdacht, illegal zu arbeiten.] Zuvor sind diese «geleert» worden, d. h. Palitzsch hat dort in der Zwischenzeit Exekutionen durchgeführt. [...] Die zweite Gruppe von Häftlingen besteht aus Reichs- und Volksdeutschen, die wieder zur Arbeit geschickt werden. Die sehr große dritte Gruppe wird dagegen in das Arbeitskommando Kiesgrube eingewiesen, ein Kommando, das sehr schwere Arbeit beim Ausheben von Kies leisten muß.

Der Lagerführer und die Funktionäre der Politischen Abteilung führen in den Bunkern von Block 11 eine Selektion durch, in deren Verlauf Palitzsch 14 Häftlinge erschießt. [...]

Der SS-Lagerarzt führt eine Selektion im Häftlingskrankenbau, Block 28, durch, wobei er 35 Häftlinge, die keine schnelle Gesundung versprechen, aussucht. Diese Häftlinge werden am selben Tag mit Phenolspritzen getötet. Der polnische Jude Mordka Furmański (Nr. 79718), geboren am 1. September 1920 in Płońsk, wird wegen eines Fluchtversuchs aus dem Lager Birkenau in den Bunker von Block 11 eingeliefert. Er stirbt dort am 14. Januar 1943.

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 78 Häftlingen eingeliefert; fünf Tote stammen aus dem Nebenlager Golleschau, vier aus dem Nebenlager Buna und einer aus dem Nebenlager Jaschowitz.

Die Kommandantur des KL Auschwitz erhält eine Verfügung des WVHA, die die Verwaltungen der Konzentrationslager zu Eigentümern der Habe der verstorbenen jüdischen, polnischen und russischen Häftlinge und Kriegsgefangenen erklärt. Geldbeträge sollen auf das Konto Nr. 426 der Amtsgruppe D bei der Stadtsparkasse Oranienburg eingezahlt werden. Die Kleidung soll zum Gebrauch im Lager verbleiben bzw. zur Verarbeitung weitergeleitet werden. Außerdem wird die Kommandantur aufgefordert, ein Verzeichnis der vorhandenen Wertgegenstände anzufertigen und an die Amtsgruppe D zu übersenden. Die Verfügung hebt die zuvor ergangenen Vorschriften auf.

Zwischentext zum 6. Januar 1943

Sohn, August W. *1911 — **Bad Freienwalde**

Das Werk Johannesmühle

Bad Freienwalde diesseits und Zehden jenseits der Oder verband bis zum Kriegsende, mit dem Johannesmühle unter polnische Verwaltung gestellt wurde, eine eingleisige Strecke, auf der ein Triebwagen und manchmal sogar auch ein richtiger kleiner Zug verkehrten. Der rote Triebwagen fiel 1940 dem großen Hochwasser zum Opfer, als im Frühjahr des Jahres die Dämme vor dem Eis des Stromes nachgaben und das weite Zehdener Bruch voll Wasser lief. Da senkte sich auch der Bahndamm, der schmucke Wagen beugte sich und verschwand in der schlammigen Flut. Damals sah ich Hermann Göring aus nächster Nähe, unseren Nachbarn sozusagen, den allgewaltigen Herrn von «Karinhall» in der Schorfheide. Als bei der Schneeschmelze das Eis der oberen Oder immer mehr gegen die noch meterdick festgefrorene untere Oder drückte und die Lage für die Deiche bedrohlich wurde, besonders für das eigentliche linksseitige Oderbruch, besichtigte Hermann Göring persönlich die am meisten gefährdeten Stellen. Im hellblauen Mercedes-Sportwagen erschien er, er fuhr ihn selbst. Er war als Jäger mit einem Lederwams gekleidet, ein freundlicher, korpulenter Herr. Neugierig waren wir und grüßten mit erhobenem Arm den Marschall des Reiches. Am nächsten Tage flogen kleine Bomber über den Strom und versuchten, durch Reihenwürfe das noch feste Eis in Bewegung zu bringen. Der Druck wirkte sich jedoch zu gewaltig nach der Seite aus und der Damm barst. Die Flut ergoß sich mit den Eisschollen über die Weite des rechtsseitigen Zehdener Bruchs. Das Wasser überströmte die Gehöfte und die Menschen mußten mit Booten von den Dächern gerettet werden. Aber es war Krieg. Viel Aufhebens gab es nicht. Kaum wird man in Köln darüber etwas gelesen haben. Ebenso schnell wie das Wasser gekommen, ebenso schnell verschwand es auch wieder. Man hatte oderabwärts, nach Schwedt zu, eine zweite Öffnung im Damm geschaffen, so daß die Flut abziehen konnte. Nur Reste von Heu und Stroh sah man noch Monate später in den Baumwipfeln hängen, wenn man die Straße nach Zehden hinüber fuhr.

Um den eigenartigen Reiz der Landschaft um Bad Freienwalde begreifen zu können, muß man Theodor Fontanes «Wanderungen durch die Mark» gelesen haben. Ein graues Haus stand am Wege, in dem der Dichter gelebt hatte, und ich blickte ehrfürchtig hinüber, wenn wir über

Altglietzen und Schiffsmühle nach Freienwalde fuhren. Für den Westdeutschen ist schon die Weite des Horizontes über der Oderlandschaft etwas ganz Neues und der Sonnenuntergang am gewittrigen Sommerhimmel eine Verzauberung. Aber auch, wenn dann der Herbstnebel über die Wiesen zog, daß die Wassergräben neben dem Wege so schwarz erschienen; wenn jede Weide am Deich in ihrer bizarren Form einen erschrecken konnte und man in jedem Nebelstreif den Schimmelreiter zu erkennen meinte; wenn der Sturm einem auf dem Damm die Nässe ins Gesicht schlug und sich das Fahrrad gegen den Wind regelrecht aufbäumte; dann erlebte man die seltsam-naturnahe Romantik, die große Einsamkeit dieser östlichen Landschaft und begrüßte dankbar die warme Stube und die Geborgenheit seines Heimes.

Die Johannesmühle lag an etwas erhöhter, vom Hochwasser geschützter Stelle, genau dort, wo die Oder, vom Südosten kommend und nach Nordosten wieder abbiegend, den westlichsten Punkt erreicht. Gegenüber bei Finow und Hohensaten, lagen, im Walde gut getarnt, zwei Sprengstoffwerke, dazu am Kanal das imposante Schiffshebewerk.

Dem Fabrikationsbetrieb Johannesmühle war ein kleines Forschungslaboratorium angegliedert. Eine Abteilung davon stand unter meiner Leitung. Von den kriegswichtigen Problemen, die uns zur Bearbeitung übertragen wurden, möchte ich nur drei herausgreifen. Da ging es zunächst um die Nitrocellulose, unsere gute, alte Schießbaumwolle, das rauchlose Pulver. Die Holzcellulose, den «Zellstoff», wie es technisch heißt, gewannen wir aus der märkischen Kiefer. Sie mußte in einen besonderen Reinheitszustand gebracht werden, der die chemische Stabilität der Nitrocellulose gewährleistete. Die Holzcellulose mußte so rein sein, wie es die Baumwolle ist, die nun Deutschland nicht mehr zur Verfügung stand. Das Infanteriegeschoß war noch immer ein sehr wesentlicher Bestandteil der damaligen Kriegsführung. Nach dem Einmarsch in Rußland wurde es jedoch meine Aufgabe zu untersuchen, ob und in welchem Maße sich gewisse landwirtschaftliche Erzeugnisse der Ukraine als Rohstoffe für die Cellulose- und Papierindustrie eigneten. Man dachte hierbei wohl nicht an die augenblickliche Situation, sondern bereits an die Zeit «nach dem Endsieg».

Diese Untersuchungen machten mir viel Freude. Wir stellten die schönsten weißen Pergamentpapiere aus Weizenstroh, Sonnenblumenstengel, Mais- und Tabakstrünken her, verglichen diese wiederum mit Papieren aus nordafrikanischem Espartogras, das uns nach dem Rommelfeldzug in genügendem Maße zur Verfügung stand, sowie mit Papieren aus Arundo donax, einer italienischen Schilfart, die uns von Mussolini,

unserem italienischen Achsenfreunde, geliefert wurde. Auch Versuche zur Herstellung von Zellwolle aus solchen «Einjahrespflanzen» wurden aufgegriffen. Und ich erinnere mich noch des Erstaunens unserer Arbeiter, als mehrere Waggons gepreßten Kartoffelkrautes als Ladung für Großversuche in das Werk einliefen. «Uniformen aus Kartoffelkraut», das war ja die «Erfindung des Führers». Tatsächlich soll Hermann Göring die erste, natürlich schneeweiße Uniform aus Kartoffelcellulose getragen haben. Wir dürfen wohl annehmen, daß er sie nur ein einziges Mal bei einem Besuch in der Reichskanzlei zeigte. Vor Regen wird der Reichsmarschall bei diesem Gang sicher geschützt gewesen sein. Für den Nichtchemiker sei hier bemerkt, daß man theoretisch aus jeder Cellulosepflanze, wenn man also will z. B. auch aus Ginster oder Rosensträuchern, technischen Zellstoff und damit auch Kunstseide herstellen kann. Eine Frage ist lediglich die Qualität, das heißt die Zerreiß- und Naßfestigkeit, und vor allem die Wirtschaftlichkeit.

Und dann der «Zigarettenkrieg»! Nicht allgemein bekannt ist es wohl, daß die Zigarettenindustrie und alles, was mit der Herstellung von Zigaretten zu tun hatte, «kriegswichtig Nr. 1» war. Zu verständlich! Die Front ohne Zigaretten war undenkbar und dürfte es auch heute noch sein, wenn man an unsere amerikanischen Freunde denkt. Tabak gab es damals genug, als die deutschen Truppen die Balkanstaaten besetzt hatten. Woher jedoch nahm man das Zigarettenpapier? Es wurde bis dato aus altem Leinen und Baumwollhadern hergestellt. Mit dem Knappwerden von Leinen und Baumwolle wurden auch die Abfälle rar. Der Ersatz durch Holzcellulose war nicht ohne weiteres möglich, da die im Holz enthaltenen Harze und andere Begleitstoffe einen geradezu widerlichen Geschmack auf der Zunge hervorriefen. Mundstückfilter genügten nicht. Das Problem konnte durch Vorschalten eines besonderen Extraktionsverfahrens vor dem eigentlichen Aufschluß des Holzes gelöst werden, bevor die Front «aus Geschmacksgründen» zusammenbrach. Johannesmühle wurde gegen Kriegsende Großlieferant für die Zigarettenindustrie.

Donnerstag, 7. Januar 1943

Laß uns unser Herz samt den Händen aufheben zu Gott im Himmel!
HERRNHUT KLAGELIEDER 3,41

Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.
TAGEBUCH QUAATZ MATTH. 28,20

Hartes Ringen um die Stützpunkte im Dongebiet.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Injektion wie immer.

Matthies, Kurt *1901 **im Osten**
Liebe Grete!
Deine Nachricht vom Tode [Onkel] Albrecht Erichs kam so spät. Er ist nun längst begraben. Wenn Du ruhiger geworden bist, wirst Du mir von seinen letzten Tagen schreiben. Es kann nichts Schreckliches oder auch nur Fragwürdiges gewesen sein. Dies flackernde Licht mußte in einem Hamburger Winter so ausgeblasen werden. Es war von seiner leiblichen Existenz ohnehin nicht mehr viel da, es war, als wir das letzte Mal beieinander saßen, schon damals nur noch das graue, eingefallene Gesicht mit den großen Augen bei uns. An der diesigen Elbe kann man mit einem Leibe, den Geist, Unruhe, innere Abenteuer unaufhörlich verzehrten, nicht bis zum Alter ausdauern. Albrecht Erich hätte sich nur im Lande seiner Herkunft, in den Bergen erhalten können. Dort, in der harten, feurigen Luft, besteht, beständigt sich auch der spärlichste Hauch.
Daß er nun «für immer weg sein soll» – wie meinst Du das? Ist er doch niemals ganz hier, bei uns und unter uns gewesen. Sein Tod hat etwas merkwürdig Unpersönliches – es ist der eines Geistes. Wie ich's auch wende, es will sich keine Traurigkeit bei mir einstellen.

Kardorff, Ursula von 1911–1988 **Berlin**

Abschiedsabend bei Bernhard mit einigen Offizieren. Weder von Krieg noch von sonstiger Not gesprochen. Wozu ihnen auch das Herz schwer machen. Sie können's doch nicht ändern.

Grausig, wie Bernhard bei der Erwähnung eines Freundes, der am Weihnachtsabend gefallen ist, sagte: «Ich dachte, meine Freunde wären schon alle tot, nun sehe ich, daß noch einer übrig war, an den ich im Moment nicht gedacht hatte.» Die Verluste in den jüngeren Offiziersjahrgängen sind am höchsten. Jürgens sadistischer Unteroffizier bei der Ausbildung der Fahnenjunker in Sondershausen: «Wer geht im Krieg voran?» Im Chor mußte geantwortet werden: «Die Fahnenjunker.»
«Warum?»
«Damit sie zuerst fallen.»

Dienststelle der Feldpostnummer **O. U.**

Sehr geehrte Frau Schneider!

Tief erschüttert muß ich Ihnen die schmerzerfüllte Nachricht bringen, daß Ihr lieber Mann, Schütze Franz Schneider, am 10. 11. 1942 im Kampf gegen den Bolschewismus gefallen ist.

Die Kompanie lag bei Ssamofalowka in Verteidigung. Bei einem örtlichen Angriff der Russen am 10. 11. 1942 erhielt Ihr Mann durch einen russischen Scharfschützen einen Kopfschuß. Er war sofort tot. Ihr Mann wurde auf einem Kameradenfriedhof in Bol. Rossoschka beerdigt.

Ihr Mann war erst wenige Wochen bei der Kompanie. In dieser kurzen Zeit hat er sich als anständiger, williger, tapferer Soldat gezeigt. Obwohl er zum ersten Mal im Einsatz war und die Kampfeindrücke deshalb für ihn neu waren, hat er tapfer, vorbildlich und todesverachtend seine Pflicht erfüllt und sein noch junges Leben für seinen Führer und sein Vaterland geopfert. Für Sie werden in Ihrem großen Schmerz Worte nur wenig Trost bedeuten. Möge Ihnen aber die Gewißheit helfen, daß Ihr Mann wie Tausende andere zuvor, sein Leben im Kampf gegen den Bolschewismus geopfert hat. Kein Opfer ist zu groß, um diese Gefahr von unserem Lande fernzuhalten. Wir, die wir noch im Kampfe stehen, können am Grabe Ihres Mannes nur geloben, genau so tapfer und opfermutig unsere Pflicht zu tun. Sein Tod wird uns im weiteren Kampf Vorbild und Ansporn sein.

Bei der Kompanie wird Ihr Mann unvergessen bleiben.

Das Grab Ihres Mannes wurde fotografiert. Bilder gehen Ihnen sobald wie möglich zu. Sollten Sie noch weitere Anfragen haben, so stehe ich

oder die Kompanie Ihnen jederzeit gerne zur Verfügung. Es grüßt Sie in aufrichtigem Mitgefühl Ihr

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!

Die Wache in der letzten Nacht verlief angenehm, trotz der 20° Kälte, die gemessen wurden. Es war sehr windstill, und warm genug angezogen war ich auch. Außerdem hatten wir einen prächtigen Sternenhimmel. So klar sieht man in Deutschland den Himmel kaum. Durch die Beobachtung der Flieger, die uns dauernd überflogen, ging die Zeit schnell hin. Meist handelte es sich um deutsche Flieger, die von Zeit zu Zeit Leuchtsignale gaben. Das Nordlicht war gestern auch auszumachen, aber sehr schwach. Gestern Abend kochte ich einen steifen Pudding, den wir nach der Wache mit Wohlbehagen verzehrten. Darauf ging es gleich ins warme Bett, denn die Lauferei macht doch sehr müde, zumal man die schweren Sachen anhat. Könnt Ihr mir wohl einen Rasierpinsel schicken? Er liegt entweder im Badezimmer oder in meiner Kommode. Desgl. hätte ich gern eine Gabel. Größe und Aussehen ist egal.

Ich will schließen mit den besten Grüßen, Euer Eckart.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

Meine liebe Frida!

Nun kann ich es Dir verraten. Ich hatte am Neujahrstage einen Vorderzahn verloren. Und zwar der Zahn, der schon leicht angenagt war. Die Hühnerknochen waren zu hart. Ich bin am anderen Tag gleich zum Zahnarzt gegangen. Da ich mit dem Zahnarzt schon dienstlich zu tun gehabt habe, kannte er mich und hat daher gleich mit der Reparatur begonnen. Heute Morgen ist die Lücke durch einen Stiftszahn gefüllt. Bezahlen mußte ich natürlich die Arbeit selber, denn die Wehrmacht zahlt erst, wenn die Kaufähigkeit darunter leidet. Die 10,– Mark für den Zahn habe ich gern bezahlt. Ich bin froh, daß es so gegangen ist.

Es grüßt herzlichst Dein Bocky.

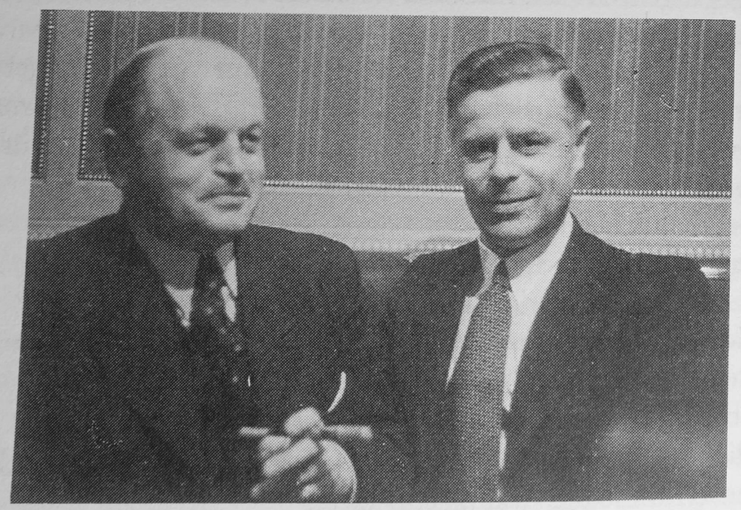
Grüße Ilse u. Mutter.

Calden, Karl-Friedrich *1919 **Finnland/Ostkarelien**

An die Eltern, Ostheim Rhön

Meine Lieben!

Für Euer liebes Päckchen, das vorgestern hier eintraf, vielen herzlichen Dank, ebenso für die lbe. Weihnachtskarte.



Hoffentlich brauche ich den Pullover nicht allzuviel. In unserem Bunker haben wir es ja sehr warm, so daß man es, nur im Hemde, drinnen aushalten kann. Den Ofen hatten wir seinerzeit mal selbst gemacht aus einer alten finnischen Öltonne, er heizt besser, als alle belieferten Bunkeröfen.
Bücher braucht Ihr mir jetzt keine mehr schicken, zu Weihnachten haben sich bei mir von allen Seiten her Bücher angesammelt, die ich jetzt erst mal weglesen muß. Augenblicklich habe ich auch gerade überhaupt keine Zeit zum Lesen. Es ist ja immer so, wenn man genug Muße hat, dann fehlt einem bestimmt ein gutes Buch und wenn man nicht weiß, woher die Zeit nehmen, dann hat man gleich einen ganzen Stoß da liegen. Neulich gingen wieder mal paar Döschen Fisch an Euch ab.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine Liebste, inzwischen ist es aufgeklart; wir lesen –25 Grad. Der russische Winter beginnt. Gottseidank ist er schon zur Hälfte überstanden und dazu noch recht angenehm. Heute habe ich zwei Päckchen gemacht, eines enthält ein russisches Buch und zwei Papiertaschentücher. Das andere enthält Öl, Creme und Tabak.
Unsere Wäscherinnen, vier an der Zahl, haben mich gestern Abend besucht. Ich habe sie bewirtet und ihnen ca. 20 Bücher von Dostojewski in russischer Sprache, die noch bei mir zwischen den Kirchenbüchern lagen, mitgegeben. Dostojewski war ihnen nicht unbekannt. Sie haben die Bücher mit Begeisterung mitgenommen, zumal sie nichts haben, womit sie die Abende ausfüllen können.
Gleich werde ich den «Landstreicher» weiterlesen. Wenn Du Dich entsinnst, die Entwicklung der Louise Magrete zur Landstreicherin ist doch vorzüglich geschildert.

Richard B. *1922 **Stargard**

Heute abend sind zwei Do 17 notgelandet. Eine bei Arnswalde und eine bei uns. Seine Besatzung ist heil rausgekommen, Maschine verbrannt. Der Funker, der mitflog, mußte schon in Dievenow aus einer brennenden BV 138 in die Ostsee hüpfen. Er schläft bei mir auf der Stube.
Heute habe ich zwei Besuche nach Stargard abgewimmelt: Katja aus Stolp und Ilse aus Berlin wollten herkommen. Erstens aber habe ich zu wenig Zeit und zweitens liegt mir nicht so viel daran. Wenn ich versetzt werde, gebe ich auch den Briefwechsel auf. Der neue Briefverkehr mit Ingrid und Helga aus Hamburg ist sowieso interessanter. Bin gespannt, die beiden mal kennenzulernen.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Nowotscherkassk**

Das Wetter macht uns einfach machtlos. Wir sind zu weit von den Zielhäfen im Kessel ab. Wenn auf den Absprunghäfen der Start eben möglich ist, dann gehen bestimmt die Zielhäfen zu. Nebeleinbrüche, aufliegende Wolken, Schneefälle wechseln miteinander ab. Hinzu kommen laufende Störungen der Funkfrequenzen durch Störsender, durch die noch nicht gefestigte Besatzungen leicht irritiert werden können.

Soldat Menne **Stalingrad**

Lieber Paul, Ema u. Paule!

Hier geht es heiß her, das Ringen hat eine Form angenommen wie noch nie, der Höhepunkt des Kampfes scheint hereingebrochen zu sein. Wir befinden uns in einer besonders schwierigen Lage, aber unsere Ju verläßt uns nicht, sie versorgt uns mit dem Nötigen, daher konnte ich Euch Lieben auch nicht eher schreiben, da wir nur in beschränktem Maße schreiben durften weil ja die Ju nicht soviel befördern kann. Denke aber, daß sich unsere Lage bald klärt u. wir wieder aufatmen können u. alles wieder seinen alten Gang geht.

Und einen Appetit habe ich jetzt auf ein schönes Stück Kuchen aber für uns scheint es nur Entbehrungen zu geben, aber auch das wird nachgeholt, ich fresse glaube ich nachher gleich einen ganzen Schieberkuchen auf einmal.

Entschuldigt nun bitte die schlechte Schrift, aber in unserem Erdbunker läßt sich bei bestem Willen es nicht anders machen.

Euer Schwager u. Onkel Menne

Soldat Kurt **Stalingrad**

Liebe Eltern!

Wir bekommen im Augenblick mit 6 Mann ein Brot dieses wird aber gleich bei der Mittagssuppe aufgegessen und dann muß man 24 Stunden fasten. Jetzt lernt man erst die Brote und Rauchware schätzen. Wir suchen uns die kleinsten Bröckchen zusammen. Aber wir hoffen das uns der liebe Gott dort oben begleiten bis heute hat er uns noch nicht verlassen. Wir alle werden Gott danken wenn wir gesund aus diesen Hexenkessel wieder raus kommen. Aber wie gesagt macht Euch keine Gedanken es wird schon wieder alles gut gehen.

Nun seit herzlich gegrüßt von Euern Sohn Kurt

Behüt Euch Gott.

Soldat Franz **Osten/Kessel**

Lieber Heini!

Die Lage hat sich noch immer nicht gebessert. Seit dem 21. Nov. sind wir jetzt schon eingekesselt. In diesem Winter ist es ganz anders wie im letzten. Panje-Wagen u. Pferde haben wir garnicht, sogar die Inf. Div. nicht mehr. Seitdem wir hier drin sind, essen wir nur die alten, abgemagerten Panje-Pferde. Zweihunter gr: Brot und Pferdefleisch mit Wasser ist unsere Verpfl: Was würdest Du auch toben, wenn Du noch hier bei wärest. Viele sind schon aus den Latschen gekippt, was ja nicht aus bleibt.

Soldat Hans **Stalingrad**

Liebe Aggi

Da ich nun wieder ein bischen auf Draht bin, will ich Dir auch einige Zeilen schreiben.

Ich habe jetzt einige Tage lang gelegen mit ein klein wenig Fieber verwickelt. Es ist in der Hauptsache auf Schwäche zurückzuführen. Bin nähmlich der einzigste der hier krank wird und abbaut. Da kann dann nur noch Chinin und Opium helfen. Wenn mann nur wüßte wie lange das nur noch dauern könnte. Es ist aber auch schrecklich mit der Ernährung. Man sieht noch kein Hund mehr herumlaufen alles wird gegessen. Wenn ich es später mal erzähle in welchem Zustand wir hier leben dann glaubt mir das kein Mensch. Wir müßen uns eben auf den Tag getrösten wo der Kessel gesprengt werden kann.

Kämen nun wenigstens die Pakete durch, daß man sich mal an ein naturgetreuem Essen ergötzen könnte. Denn für 8 Tage ein Brot (1500 Gr.) und Mittags Rennfahrersuppe mit ein paar Stückchen Pferdefleisch da geht man auf die Dauer auf dem Hund. Zum Früstück laufen hier schon immer wieder neue Parolen herum, die einen ab und zu mal aufmuntern. Wir versuchen hier immer schon selber etwas zurecht zu kochen. Findet einer einen Knochen, schon wird eine anständige Suppe davon gekocht. An Gewürzen fehlt es Daheim ja genau so wie hier. Vielleicht kannst Du irgentwie etwas Pfeffer oder was ähnliches besorgen. Da gibts noch sonst so Geschmacksachen Puddingpulver hast Du wieder auch nicht. Ich hab … nach Haus geschrieben für Lebetran. Dann um Tabletten. Ich hat es vergessen nach Haus hin zu schreiben. Also sowas wie Spalt Tabletten fehlen mir. Die Sanitäter haben ja nur Tabletten für und gegen Durchfall.

Es grüßt und küßt Dich nun recht herzl. Dein Dich lb. Hans!

Hornung, Wilhelm 1904–1943 **Stalingrad**

Liebe, gute, einzig geliebte Frau!
Es dringt wenig in unsere Einsamkeit. Wir leben in einem jämmerlichen Steppendorf, das von der Bevölkerung natürlich schon längst verlassen ist. Unsere Lage ist so, daß wir aus und nur aus der Luft versorgt werden können. Vor allem Brot ist sehr knapp. Der Mann bekommt ungefähr alle 7 Tage 1500 g. Unser Weihnachtsgeschenk bestand aus einem Stück Pferdewurst mit Senf, 2 Rollen Drops, 25 g Schokolade, einem Becher Schnaps und einer Kerze. Du siehst, wie schlecht es bei uns zugeht. Wenn nur endlich Frühling wäre. Hoffentlich erleben wir ihn gesund. Nur unser Herrgott kann uns helfen. Gott sei Dank war die Kälte bis jetzt für mich einigermaßen erträglich. Im Südabschnitt *soll* sie auch nicht so schlimm werden wie weiter nördlich.
Für heute sei recht lieb gegrüßt und geküßt von Deinem Willimann.

Tjaden, Enno 1923–1943 **Stalingrad**

Mir geht es trotz allem noch immer sehr gut dabei. Erstens sitze ich im warmen Bunker. Überdies haben wir vier Mann im Bunker noch die Ehre, drei Mann von der Feldküche zu Gast zu haben, und daß da immer noch etwas abfällt, könnt Ihr Euch wohl denken. Immerhin ist es wohl möglich, daß ich in den nächsten Tagen wieder in einen Panzer einsteige. Aber Ihr seht doch, daß wir verhältnismäßig wenig Verluste haben, da immer noch kein Platz im Panzer für mich frei ist. Einige von uns machen auch schon Infanteriedienst, aber davor bin ich wohl noch vorerst bewahrt.
Öfter fahren wir auch mal in die Festung, um Holz zu holen, indem wir die Häuser abreißen. Wenn der Winter einmal zuende geht, wird von der ganzen Großstadt nicht mehr viel da sein.
Hier liegen nun die Menschen sich auf der unendlichen Steppe gegenüber in all der grimmigen Kälte und bekämpfen sich. Auf welcher Seite im Augenblick die größeren Chancen sind, kann ich nicht sagen. Menschen sind es nicht, die uns im Augenblick noch gegenüber liegen. Es sind heimatlose Geschöpfe, die so stur gegen uns stehen, weil sie nicht wissen, wo sie sonst noch hin sollen. Genau so wie wir stehen, weil wir sonst nirgends mehr hinkönnen und auf keinen Fall unsere einmal gewonnenen, mit so unendlich viel Blut gewonnenen Positionen aufgeben dürfen. Unsere Hoffnung auf Entsatz, mag er noch einen oder vier Monate auf sich warten lassen, ist unerschütterlich . . .

Reuber, Kurt 1906–1944 **Stalingrad**

Kaum eine irdische Hoffnung mehr, den sicheren Tod vor Augen oder ein Schrecken ohne Ende in Gefangenschaft, irgendwo im Raum aller Unbarmherzigkeit.
Wir wissen nun, was sich um uns herum ereignet hat. Anfängliche Hoffnung auf eine baldige Wende hat sich zerschlagen, wir wissen, daß wir noch lange aushalten müssen. So weit es menschenmöglich ist, ist es mir bisher gelungen, innerlich aufrecht zu bleiben und nicht drohenden Verzweiflungsgedanken zu verfallen. – Wir haben uns tief in die Erde eingegraben, die wir so unendlich lieben. Alles andere weiß ich im ewigen Schicksalswillen eingeschlossen. Du ahnst nicht, was diese dunkelste Zeit für ein Menschenleben bedeutet, diese Prüfungen müssen sich segnend an uns auswirken.

F., S. *1923 **(Kessel Demjansk)**

Wir hatten Stellungen zu bauen und Minen zu verlegen. Es war schon tiefer Winter, und auch die Temperaturen lagen weit unter Null, ich glaube um 20° Celsius. Auch wurde es recht früh dunkel, so daß man bei Tag gar nicht viel machen konnte. Der Dienst war praktisch um 15 Uhr beendet.
Tagsüber zimmerten wir bei eisiger Kälte spanische Reiter zusammen, bauten in kleinen Gruppen in der sich lang hinziehenden Kampflinie kleine Bunker. Bei der Kälte und dem tiefgefrorenen Boden keine leichte Arbeit. Meine Tätigkeit beschränkte sich dabei mehr auf die Aufsicht, d. h. ehrlich gesagt, *ich* beschränkte meine Arbeit darauf, statt selber mitzuarbeiten. Vom Graben wurden Löcher in die Seitenwände gegraben und dann 20 cm starke Holzrahmen in das freigeschaufelte Loch eingesetzt. Dies waren natürlich nur winzige Bunker und mehr als Schutz- denn als Wohnraum gedacht.
Auch Minen zu verlegen fiel in meinen Aufgabenbereich, das ich dann meistens alleine ausführte. Das vollzog sich naturgemäß im Dunkeln. Zum Verlegen machte ich im Graben die Minen scharf, d. h. der Zünder wurde eingeschraubt und ein langer Draht zum Graben hin verlegt, von wo aus die Zündung betätigt wurde. Damit die Minen nicht im hohen Schnee zu versinken drohten, fertigten wir aus Birkenholz Holzkreuze an und befestigten die Minen darauf. Die Minen wurden ca. 20 bis 30 m vor dem Graben verlegt. Dabei schoß der Russe immer wieder vereinzelt auf unsere Stellung mit seiner MP oder aber mit dem M-Gewehr.
Die Postenstände im Graben waren tagsüber nur vereinzelt belegt, jedoch nachts jeder Stand. Meistens war er überdacht und zum Feind hin

durch einen schmalen Sehschlitz und eine Schießscharte geöffnet. Der Russe nun hatte durch Scharfschützen seine Gewehre tagsüber direkt auf diese Sehschlitze eingestellt und nachts darauf geschossen, in der Annahme, daß der Stand besetzt war. So war es ja auch, und dadurch gab es gerade bei den jungen neueingetroffenen Soldaten nach kurzem Einsatz immer die ersten Ausfälle, meistens Kopfschüsse.

Hahn, Georg *1915 **im Osten**

Dann war es soweit. Die Verwundeten und Kranken wurden mit Sankras zum Bahnhof gebracht. Wir konnten es kaum erwarten, bis der Zug abfuhr, denn in der Luft schwirrten feindliche Flugzeuge herum. Es wurden auch Bomben geworfen, doch die Einschläge lagen abseits und verschonten unsern Bahnhof. Dann ging es nach Westen. In der Mitte unseres Waggons stand ein Kohlenofen. Er strahlte eine gemütliche Wärme aus. Doch sie drang nicht bis zu den vereisten Waggonwänden vor. Auf der rechten Seite standen Bänke, auf denen ich saß mit den anderen Leichtverwundeten. Nur diejenigen, die nahe genug am Ofen saßen, bekamen ausreichende Wärme, die andern froren. Auf der linken Seite lagen die Schwerverwundeten auf Stroh. Viele von ihnen stöhnten. Die Wunden stanken. Nur wenn der Zug hielt, kamen Sanitäter und brachten gefrorenes Brot, Konserven und Tee. Bei dieser Gelegenheit sahen sie auch nach den schweren Fällen. Es kam einige Male vor, daß ein Toter gemeldet wurde. Man trug ihn hinaus. Dann fuhr der Zug weiter.

Meine Operationswunde war noch nicht verheilt. Der Verband hatte sich gelockert und bestand nur noch aus verdrecktem, verkrustetem und schnurartig gewordenem Material. Dazwischen liefen Läuse hin und her.

Jünger, Ernst *1895 **Woroschilowsk**

Im Stab fand ich die Stimmung gedrückter als bei der Truppe; das liegt wohl daran, daß man hier die Lage überblickt. Die Kessel treiben einen Gemütszustand hervor, den man in früheren Kriegen unserer Geschichte nicht kannte – eine Erstarrung, wie sie der Annäherung an den absoluten Nullpunkt entspricht.

Das kann nicht an den Tatsachen liegen, wie scheußlich auch die Aussicht ist, in Frost und Schnee, inmitten zusammengedrückter Massen von Leichen und Sterbenden unterzugehen. Es handelt sich vielmehr um die Stimmung von Menschen, die glauben, daß die Vernichtung vollkommen ist.

In einem hohen Stabe hört man das Gleiten des Netzes, das zugezogen werden soll; man sieht fast täglich, daß eine seiner Maschen faßt. Da lassen sich die Temperamente studieren, in Wochen, in denen die Panik sich sachte ankündigt, wie leise Strömungen im Wasser die noch unsichtbare, doch nahe Flut. In dieser Phase schließen die Menschen sich voneinander ab; sie werden schweigsam, sinnend wie in der Pubertät. Doch an den Schwächsten wird schon sichtbar, was zu erwarten ist. Das sind die Punkte des geringsten Widerstandes, so der kleine Oberleutnant, den, als ich ihn in seinem Büro aufsuchte, ein Weinkrampf schüttelte.

Auch die Bevölkerung ist unruhig; zurückgehaltene Waren erscheinen auf dem Markte, der Wert der Banknoten steigt. Die russischen werden von den Bauern begehrt, die bleiben müssen, die deutschen von den Städtern, von denen ein Teil den Rückzug begleiten will. Ähnliches hörte man bereits aus dem Bereich der 1. Panzerarmee, aber auch, daß die Leute, die sich dort mit Frau und Kind aufmachten, am zweiten oder dritten Tage liegenblieben und nun noch ärger dran sind als zuvor, da dieser Fluchtversuch ihr Schicksal besiegeln wird.

Natürlich versuchen die Russen jetzt, Brücken und Eisenbahnen in die Luft zu sprengen, und setzen dazu zahlreiche Sabotagetrupps an, die teils durch Frontlücken einsickern, teils mit Fallschirmen abspringen. Der Abwehroffizier der Heeresgruppe erzählte mir Einzelheiten über einen solchen Trupp, der aus sechs Mitgliedern bestand, drei männlichen und drei weiblichen. Von den Männern waren zwei Offiziere der Roten Armee und einer Funker, von den Frauen die eine Funkerin, die andere Ausspäherin und Fourierin, die dritte Krankenpflegerin. Sie wurden festgenommen, als sie in einem Strohschober übernachteten. Ihre Aufgabe, Sprengung von Brücken, hatten sie nicht durchführen können, da der Fallschirm, der den Sprengstoff getragen hatte, in einem Dorf gelandet war. Die Frauen, Gymnasiastinnen, hatten Dienst als Soldaten der Roten Armee getan und wurden zu einem Sabotagekursus kommandiert. Sie mußten sich eines Tages fertigmachen, wurden in ein Flugzeug gesetzt und hinter der deutschen Front hinausgestoßen, ohne daß ihnen der Auftrag bekanntgegeben war. Die Ausrüstung bestand aus Maschinenpistolen, von denen auch die Krankenschwester eine trug, einem Funkapparat, Konserven, Dynamit und einer Verbandstasche.

Humaner Zug: bei der Verhaftung stürzte eines der Mädchen auf einen russischen Arzt zu, der den Bürgermeister und die deutschen Soldaten begleitete, versuchte ihn zu umarmen und sprach ihn als ihren Vater an. Sie begann dann zu weinen und sagte, er sehe genau wie ihr Vater aus.

In diesen Menschen feiern die alten Nihilisten von 1905 ihre Auferstehung, freilich unter veränderten Umständen. Gleich blieben ihre Mittel, ihre Aufgabe, ihr Lebensstil. Nur liefert den Sprengstoff jetzt der Staat.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**

Gestern: [...] Das allgemeine Bild ist sehr trübselig, und wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß wir noch einige Wochen vor uns haben, die im großen und ganzen den Ereignissen des vergangenen Winters gleichkommen werden. Unsere Verstärkungen sind zwar im Anrollen, aber es wird eine gewisse Zeit dauern, bis sie wirklich im Osten zum Einsatz kommen können. Auf der anderen Seite entsteht dadurch auch die Gefahr, daß wir den Westen entblößen, was zwar für den Augenblick nicht beängstigend ist, aber, sobald der Frühling kommt, doch eine gewisse Sorge bereiten muß. Es fehlt eben an Mannschaften hin und her. Man mag die Decke drehen und wenden, sooft man will, einmal werden die Füße und einmal wird die Nase kalt. [...] Oberst Martin hat einen längeren Besuch im Hauptquartier des Oberbefehlshabers des Heeres gemacht und bringt von da ziemlich verheerende Berichte mit. Man behauptet, daß der Führer nicht ausreichend orientiert werde und eine Kriegführung betreibe, die auf die Dauer nicht durchzuhalten sei, sehr gelinde ausgedrückt. Die Lage in Stalingrad wird geradezu katastrophal geschildert. Allerdings muß man den Verfassern dieser Schilderungen zugutehalten, daß die Dinge in Stalingrad tatsächlich alles andere als erfreulich sind. Denn schließlich und endlich sind hier rund 240000 Mann eingeschlossen, und es bereitet die denkbar größten Schwierigkeiten, sie mit der notwendigsten Munition und den notwendigsten Lebensmitteln zu versorgen. Die Rationen, auf die unsere Soldaten dort gesetzt sind, sind außerordentlich klein. Sie sind zum Leben zuwenig und zum Sterben zuviel. Man kann sich vorstellen, daß das auf die Dauer auch außerordentlich drückend auf die Stimmung wirken wird. Gespanne gibt es kaum noch, weil die Pferde geschlachtet und verzehrt worden sind. Zum Heizen hat man auch kein Material mehr; die letzten Eisenbahnschwellen sind mittlerweile schon verfeuert worden. Ersatz kann man nicht heranschaffen, weil die nächste deutsche Kampfgruppe etwa 120 bis 150 km von Stalingrad entfernt ist. Das drückt natürlich auf die allgemeine Heeresführung sehr stark. Aber der Führer verfolgt hier eine Kriegführung, die genau der im vergangenen Jahr entspricht, nämlich nichts aufzugeben, was nicht unter dem Zwang der Waffen aufgegeben werden muß. Die Bolschewisten haben in ähnlichen Situationen gleichfalls so gehandelt und damit ihre heutigen Erfolge erzielt.

[...] Selbstverständlich haben wir auch ein Herz für unsere Soldaten und Offiziere in Stalingrad. Niemand bedauert ihre Lage mehr als der Führer. Aber andererseits müssen wir uns darüber klar sein, daß das Unglück, das über die Nation hereinbrechen würde, wenn wir hier nachgäben, ungleich viel schwerer sein würde als das Unglück, das unsere dort eingeschlossenen Truppen betrifft. [...] Wesentlich erscheint den Herren im OKH die Änderung der Politik im Osten. Der Führer hat sich dazu noch nicht herbeilassen wollen. Man behauptet unter den OKH-Offizieren, daß man durch eine etwas mildere Behandlung der Ostvölker diese zum Teil auf unsere Seite bringen würde. Ich weiß nicht, ob das den Tatsachen entspricht; denn erfahrungsgemäß verlangen Völker in besetzten Gebieten, wenn man ihnen den kleinen Finger reicht, die ganze Hand und sind keineswegs mit dem kleinen Finger zufrieden. [...]

Ich halte dafür, daß der Schlüssel zur Lösung der ganzen Lage nur die Einführung totaler Kriegführung ist. Es stehen uns genügend Mannschaften zur Verfügung, wenn wir sie nur aus dem Volk in der Heimat ausschöpfen. Hier bleibt uns noch so viel zu tun übrig, daß man gar nicht weiß, wo man überhaupt anfangen soll. Wir müßten mit harten Strafen gegen die Saboteure einer totalen Kriegführung vorgehen und uns nicht mehr auf Ermahnungen beschränken, sondern Gesetze und Verordnungen herausgeben. [...]

Die totale Kriegführung hätte vor anderthalb Jahren schon eingeführt werden müssen. Damals aber haben wir aus der furchtbaren Krise des Winters leider nicht die nötigen harten Konsequenzen gezogen, und als zum ersten Mal wieder die Sonne schien, erwachten wieder die Geister eines gefährlichen Illusionismus und gaben sich Hoffnungen hin, die sich nach Lage der Dinge leider nicht erfüllen konnten. [...]

Soldat Hannes **Wermesdorf**

An seinen Lehrer in Bethel

Die schönen Urlaubtstage sind nun wieder beendet, und der graue Alltag hat wieder begonnen. Ich möchte Ihnen allen für die freundliche Aufnahme in Ihrem Hause nochmals meinen herzlichen Dank sagen. Sie glauben gar nicht, wie diese andere Welt auf mich wirkte: Familie, ein trautes Heim, die Kinder usw. Daß ich einen großen Teil der Tage außerhalb Ihres Hauses zugebracht habe, bitte ich zu entschuldigen, ich weiß, daß es an sich nicht nett gehandelt war, denn ich war ja doch Ihr Gast. Verstehen Sie aber bitte folgendes: ich stehe seit längerer Zeit mit Else Südemann in einem regen Briefwechsel, aus dem eine gute Kame-

radschaft, vielleicht auch eine Freundschaft erwuchs. Wir hatten uns fast drei Jahre nicht gesehen, und da waren nun die wenigen Tage eine gute Gelegenheit, ein paar gemeinsame Stunden zu verleben in der Natur, der Familie und durch gemeinsamen Besuch des Theaters. – Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir diese Freizeit gewährten und bitte darum, mir nun nichts mehr nachzutragen. Ihr Hannes.

Bergengruen, Werner 1892–1964 **Tirol**

Es gibt Bürokratien, die zu folgender Praxis neigen: hat ein Schneider ein Haus angezündet, so werden sämtliche Schneider verhaftet, sämtliche Nähmaschinen plombiert und das Annähen von Hosenknöpfen wird mit Freiheitsstrafen von unbestimmter Dauer bedroht.

Kuby, Erich *1910 **Ingolstadt**

Ich habe noch nie mit zehn Leuten auf einer Stube gewohnt, mit denen so gut auszukommen ist. Es ist eine Auswahl insofern, als nahezu alle ihre Verwundungen genießen, zufrieden, daß sie diesen Winterkämpfen von Ingolstadt aus zusehen können. Sie haben auch genug erlebt, um nicht mehr große Reden zu führen. Zwei spielen Schach, ganz gut ein Wiener, der, wenn er nicht Schach spielt, mit glänzenden, schmachtenden Augen singt. Seine Glanznummer ist «Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen».

Derzeit bin ich geneigt, meinen süddeutschen Landsleuten den Vorzug vor den Preußen zu geben. Wenn sie's gemütlich haben, die Bayern, sind sie trotz ihrer Grobheit ganz handsam. Ich vergaß neulich, im «Wittelsbach» sitzend, daß ich zum Luftschutzdienst eingeteilt war, was nichts erfordert als die Anwesenheit in der Kaserne. Da sprang einer für mich ein, den ich gar nicht kannte, nur so, um Ärger zu vermeiden. In einem preußischen Haufen wäre keiner auf die Idee gekommen; daß er nicht auf dem Dienstplan stand, hätte ihn davon abgehalten, «Dienst» zu machen.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

mit einiger verspätung komme ich an. gleich beginnt die hetze, zunächst zur kaserne. begrüßung in der wohnung. es enttäuscht mich maßlos die unentschiedenheit der zimmerfrage. so beginnt der betrieb wieder.
mittags bei hans [Scholl]. [...] später lange in der siegfriedstraße mit gustel [August Sahm] zusammen. wir beginnen mit einem gespräch, in dessen mittelpunkt unsere situation stand. spät erst trennen wir uns.

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**

An ihre Mutter
Meine Liebste!
Tausend Nachrichten, vor allem aber die eine traurige, daß Georg Haßler auch gefallen ist. Der reine Zufall, daß ich es heut Mittag, als ich raufging, ihn (den Vater) telefonieren hörte. Georg käme nicht wieder! Ich wußte überhaupt nicht, was ich machen soll, schlich leise rauf und wieder aus dem Haus und knackse auch jetzt noch mit dem Problem rum, was man sagt, tut, unternimmt! Der gute Georg starb mir *sähr* ungelegen! Heute Abend hab ich Seminar, und ich wollte Geschichte nachtippen – nun zweifle ich aber sehr, ob die Nerven der Familie mein Tippen aushalten. Heut Abend werde ich jedenfalls nachschreiben müssen, zum Umkommen! Und was sagt man bloß? Ich sage Dir ja, ich habe kein Herz, an sich rührt es mich kaum – daran kann ich auch nichts machen.
Ich bin so gottfroh, daß ich doch den Mut hatte, eben als ich raufging und ihn unter mir kommen hörte, irgendwas zu sagen – was, weiß ich selbst nicht mehr, überließ mich ganz der Eingebung, und er sagte bloß: Ja, es wäre schrecklich – schrecklich. Ich drückte mit aller Muskelgewalt seine Hand.
Dann kam sie raus, und ich ging, noch gleich alles in eins zu machen, auch zu ihr und stammelte irgendwas, worauf sie natürlich erstens zu weinen und zweitens zu erzählen anfing, seine genaue Todesweise, daß er auch noch nächstens auf Urlaub kommen sollte ... Ach, dann lachten wir beide wieder bei der Sommererinnerung, wie er in der Badehose Kirschenkerne spuckte, etc. Es war alles sehr rührend, und ich brachte es direkt meisterhaft fertig, auch halb zu weinen. Jedenfalls bin ich selbst sehr zufrieden mit meinen Kondulationen, weißt du, im Moment ist es auch ergreifend – aber leider kann ich im ganzen nicht tiefergehend traurig sein, so schändlich ich das selbst empfinde – genau genommen stehen mir ja außer uns alle Leute so fern. Daß ist nun schon der fünfte Theologieprofessor, der hier seinen Sohn verliert (einer sogar zwei auf einmal), und sie sagt, ihn träfe es so besonders, weil er der einzige Namensträger war, der von sechs Brüdern – von denen schon drei im Weltkrieg gefallen sind – übrig war. Seine andern beiden haben nur Töchter. Und die ganze Verwandtschaft hätte so auf ihn gehalten – er war auch wirklich prachtvoll, das muß ich ganz objektiv wirklich sagen – schade ...
Schade sagte sie auch immer. Dann kam er, und gab mir beiliegendes Kärtchen für dich! Wie die das eigentlich so schnell haben drucken

lassen!? Allerdings erhielten sie die Nachricht schon gestern vormittag, wovon ich ja aber keine Ahnung hatte. Ganz gut, daß ich sie so nicht im allerersten Schmerz gesehen habe – mir graut so vor menschlichem Schmerz – ich habe da keinen Takt, glaub ich. Aber Gott, ich habe ja auch selbst gottlob nie was Schlimmes erlebt, im Grunde kann ich ja nichts dafür. Ich möchte Dir die Anzeige ja gern ersparen, denn ich fürchte, nach allgemeinen Höflichkeitsregeln gehört sich da ein Kondolenzbrief – schreib halt, was du willst, irgendwas, sie werden ja Waschkörbe voll Beileidsbriefe kriegen.

Am Dienstag hält Gertrud Bäumer hier einen Vortrag über Dante als weltgeschichtliche Persönlichkeit. Ich gehe natürlich begeistert hin, Eintritt 30 Pfg., weniger wegen Dante, als ihretwegen und aus allgemeiner Geselligkeit. Nun sehe ich sie doch noch!

Sehr schön war heute Herrigel! Ein wunderbarer Mann. Nahm die Pythagoräer mit ihrer Zahlenmystik durch – so einfach klar gegliedert, deutlich langsam, daß ein Säugling mitkommen konnte, und doch bedeutsam und erschöpfend. Ganz herrlich – ein schönerer Genuß als Kino und Theater. – Brenner ist ein Witz, es ist mir rätselhaft, wie der Mann es fertig gebracht hat, so wenig bisher zu lesen, der faule Kopf! Einen so bequemen Professor gibt's so schnell nicht wieder. – Dann Geissler. Seine Vorlesung war entzückend – Faust II scheint ja das bunteste und amüsanteste der Welt zu sein – hab sehr Lust darauf. Er lobte mein Majorat und gab mir Kellers «Fähnlein der sieben Aufrechten». Wiese war auch sehr nett.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**

Ein Nazi-Ehepaar in der Nachbarschaft hat zu Weihnachten die niederdrückende Mitteilung von der Ostfront entgegengenommen, daß ihr Sohn erschossen wurde «wegen Feigheit vor dem Feind».

Die Familie gehörte immer zu den «Gläubigen», und der Junge war ein eifriges Mitglied in der «Hitler-Jugend».

Wir hören auch von vielen, daß sie zu desertieren versuchen und Selbstmord kommt bei den Soldaten oft vor.

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

An HSSPF Ostsee (Stettin) und HA SS-Gericht

Sie berichten mir, daß der SS-Unterscharführer Werner Manzek, dessen Tochter beim BDM an Diphtherie in einem Lager des BDM erkrankt war und gestorben ist, nicht nur eine Klage gegen den BDM erhoben, sondern auch Antrag auf Schadensersatz gestellt hat.

Eine menschliche Betrübnis und ein menschlicher Zorn über den Tod eines geliebten Kindes durch eine Erkrankung in einer Organisation der Partei, die nach Ansicht der Eltern nicht rechtzeitig erkannt wurde und wodurch unnötig der Tod des Kindes hervorgerufen wurde, ist mir verständlich, daß es jedoch Eltern zusammenbringen, aus dem Tod dieses Kindes wirtschaftliche Vorteile zu ziehen, ist für mich ein Ausdruck von Gemütsroheit.

Menschen derartiger Zusammensetzung wünsche ich nicht in der SS.

Die Schadensersatzklage ist zu untersuchen, entspricht sie den Tatsachen, ist dem M. wegen charakterlicher Ungeeignetheit der Dienstgrad abzuerkennen und er aus der SS auszuschließen.

gez. H. Himmler

Pechtold, Hildegard 1905–1967 **Koburg**

An ihren Mann

Lieber Walter!

Am 5. war Klaus von seinem [HJ-]Winterlager wiedergekommen. Die Angelegenheit ließ wohl viel zu wünschen übrig. Die größeren Jungens benutzten ihre Freizeit in der Hauptsache zum Poussieren und hockten bis spät in der Nacht in den Wirtschaften rum. Es fehlte jegliche Zucht und Ordnung. Sobald ich mal Gelegenheit habe, den Stammführer Neidiger zu sprechen, werde ich mich entsprechend beschweren. Entweder sie sollen dergleichen ordentlich machen oder es ganz lassen. Der älteste Führer war 16 Jahre alt. Frühmorgens sind sie so zwischen 9 und 10 Uhr, manchmal sogar noch später aufgestanden. Dafür sind sie abends um so länger aufgeblieben. Zu Sylvester sind manche überhaupt nicht schlafen gegangen. Mit der Schifahrerei am Tag war auch nicht viel los, und gerade das hätte Klaus so gut getan, da hätte er doch mal Gelegenheit gehabt, es ordentlich zu lernen. Es [fehlt] halt wie überall die richtige Leitung. Von einem 16jährigen kann man das noch nicht verlangen . . .

Alles Gute weiterhin und herzliche Grüße, Deine Hilde

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

Am 10. Umsatzsteuer

trübe, grau. Nachts −9°

20 Ztr. Staustroh v. Volkner. Mais abpahlen

Bücherverzeichnis.

Mit Achim gespielt.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Lucie Sara Z.
Geboren den 15. 6. 1893 in Berlin
gestorben den 7. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 16. 1. 1943
Abholung: Jüdisches Krankenhaus
Wohnung: Gasteinerstr. 26
Arzt: Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Aslan, Raoul 1886–1958 **Wien**
An seinen Freund Tonio Riedl
M.g.E. [Mein geliebtes Engerl]
Also, m.g.E., vor allem hab' Dank für alles. Du schriebst einmal, Du wolltest mir dienen. Etwas, was Dir nicht sehr liegt. Ich fand es rührend, gerade, weil es Dir nicht so liegt. Diesmal hast Du so etwas Ähnliches getan. Ich lag im Bett, und Du dientest mir: mit Tee und Kaffee und Souffl ieren und vielen kleinen Handreichungen. Du machtest es sehr talentiert. Und schön war es, wie schön! Viele kleine Sachen waren es, die sehr, sehr beglückend waren, aus denen viel zu entnehmen war, was mich mit Dank und Rührung erfüllt.
Darum habe ich auch die beschwerliche Rückreise nicht so schwer empfunden. Ich saß 22 Stunden lang mit 8 Mitreisenden gepreßt in einer Ecke, mir gegenüber ein Kriegsblinder, neben mir ein lärmendes Kind. Kein Tropfen Wasser, schlechte Luft, bald heiß, bald kalt. Und doch, es ging gut vorüber. Ich las etwas Penzoldt («Leute, die man liebt, altern nicht»). Sehr fein, lieber Penzoldt, sehr fein! Dann blätterte ich in meinen Briefen und fand einige Sachen, über die man noch mehr sagen könnte!
Abends spielte ich Pyrkon, und nachher lernte ich noch den Rudolf. Heute und morgen vormittag lange Rudolf-Proben.
Erschütternd ist der Brief von Louise Marie [ein Brief der Schriftstellerin Luise Maria Mayer aus dem KZ], und ich bitte Dich, ihn mir zurückzuschicken. Ich kann da nichts sagen, aber ich glaube, Du wirst wie ich bitterlich weinen. [...]
Sehen wir uns bald? Jetzt weiß ich auch, wo Du sitzest, wenn Du mir antworten wirst.
Grüße mir auch das andere Engerl an der Wand! D. R.

Wagner-Régeny, Rudolf 1903–1969 **Klosterneuburg**
Die ersten Tage des Jahres wurden damit verbracht, eine Bühnenmusik zu «Antonius und Cleopatra» zu schreiben. Hilpert inszeniert das Stück, Neher macht die Bühnenbilder. Oft sprechen wir, Caspar und ich, über die Unzulänglichkeiten der ganzen heutigen Theaterspielerei. Dr. Westphal, der seit zwei Jahren Anteil an meinen Arbeiten nimmt, spielte ich die Bühnenmusik eben vor. Und durch seine Brille gesehen, fiel mir auf, daß sie nicht nur sehr wirksam, sondern gleicherweise geschickt und kunstfertig abgefaßt ist.
Westphal überzeugte mich auch, indem er Stücke aus dem Klavierbüchlein spielte, daß meine Klaviermusik eines Tages «tägliches Brot» in den Klavierstunden sein wird, ähnlich den Kinderszenen Schumanns, dem Heft der zwei- und dreistimmigen Inventionen usw.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**
Schneefälle. Bei Carossa steht im «Arzt Gideon»: «Die Jahre des Wiederaufrichtens nach ungeheurem Einsturz, das sind die guten Wachstumsjahre der Völker.»

Ebermayer, Erich 1900–1970 **Berlin**
An Dr. Grimm
Sehr verehrter Herr Doktor!
Das Telegramm Gerhart Hauptmanns werden Sie inzwischen erhalten haben. Es drängt mich, obwohl ich nicht die Freude habe, Sie persönlich zu kennen, Ihnen dazu ein Wort der Erklärung zu sagen, das Sie vielleicht interessieren wird:
Ich habe, wie alljährlich in den letzten Jahren, die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr bei meinem verehrten Freund auf dem Wiesenstein verlebt. Am letzten Abend haben wir die Gabe, in der wir zu seinem Geburtstag geschrieben haben, durchblättert, und Ihr Beitrag fiel mir in die Hand. Schon nach den ersten Zeilen war ich aufs tiefste gefesselt von dem, was Sie dort sagen, und schlug während des abendlichen Symposions eine Vorlesung vor. Es war nun ein großes Erlebnis, zu sehen, wie Hauptmann von Minute zu Minute stärker von Ihren Worten gefesselt wurde. Am Schluß schlug er spontan ein Dankestelegramm an Sie vor. Die Sekretärin, die sich schon halb zur Ruhe begeben hatte, wurde noch einmal herbeigeholt, und in merkwürdig schwerem Ringen wurde langsam die Depesche an Sie gedichtet, mehrmals laut vorgelesen und abgeändert. Wir wenigen Zeugen des Abends haben mit Bewegung erlebt, wie tief Hauptmann von Ihrem schönen Bericht

angeregt und erregt wurde. Noch lange nach Abfassung der Depesche sprach er von Ihrer Persönlichkeit und Ihrem Werk und von dem gemeinsamen, auch von mir tief verehrten Freund Binding. Mit den ergebensten Grüßen Ihr Erich Ebermayer

Hesse, Hermann 1877–1962 **Montagnola**

An Erich A. Oppenheim

Lieber Erich

In Baden habe ich eine recht gute Kur gemacht, vier Wochen immer an der Wärme, im Bad, nach Tisch im Bett mit Wärmflasche, und das Haus war auch gut geheizt. Das hat der Gicht (oder vielmehr mir) gut getan. Nur war dann, da wir erst wenige Tage vor dem Fest heimkehrten, und die ganze Weihnacht und eine unsinnige Menge Post wartete, eine Augenüberanstrengung unvermeidlich, und so sitze ich seit 14 Tagen einmal wieder in der Hölle der Augenkrämpfe und sehe noch nicht hinaus. Auch die nächsten Monate werden ziemlich viel Augenarbeit bringen. Im letzten Jahr war es die Gesamtausgabe der Gedichte, die ich leisten mußte, ich glaubte oft es nicht zu überstehen, und jetzt kommt der Josef Knecht an die Reihe. Das große Manuscript hat sieben Monate in Berlin gelegen, da ich meinem Verleger und Freund, und noch meinen deutschen Lesern glaubte treu bleiben zu müssen. Aber die amtlichen Stellen haben statt meiner entschieden, sie haben dem Buch die Druckerlaubnis nicht gegeben, und so muß es nun eben auch in Zürich erscheinen, ich denke etwa im Sommer oder Herbst. Die Folge wird unter andrem die sein, daß für die Schweizer Käufer, ebenso wie bei den Gedichten, der Preis des Buchs etwa doppelt so hoch sein wird als wenn es in Berlin erschienen wäre.

Dein H Hesse

Achenbach, Ernst von 1909–1991 **Paris**

Telegramm an das Auswärtige Amt, Berlin

Citissime

Nur als Verschlußsache zu behandeln, Nr. 126

Hatte heute nachmittag auf der Botschaft den Besuch des Leibarztes des Marschalls, Dr. Ménétrel. Im Laufe eines längeren Gesprächs führte Ménétrel im wesentlichen aus, daß die augenblickliche Stimmung in Vichy sehr schlecht sei. Der Marschall sei sehr bedrückt (il a mauvais esprit). Er habe gestern zu ihm, Ménétrel, gesagt, wenn das so weiterginge, werde er einen neuen 13. Dezember machen, d. h. nicht einen 13. Dezember 1940, denn daß er damals einen Fehler begangen habe, sei

ihm bewußt. Diesmal werde er, Pétain, von seinem Posten zurücktreten und sich auf seinen Landsitz Villeneuve-Loubet zurückziehen. Der Marschall erkenne genau, daß das französische Volk zwar noch «vive le maréchal» rufe, daß es ihm aber von Tag zu Tag mehr entgleite und daß die amerikanische Propaganda ständig an Boden gewinne. Das sei ja auch nicht anders möglich, wenn seitens der Achsenmächte immer nur Forderungen gestellt würden und die Regierung der öffentlichen Meinung andererseits keinerlei Erleichterung vorweisen könne. Besonders verletzt sei der Marschall über die italienische Forderung auf Zahlung einer Buße von 5 Milliarden und auf Auslieferung der für die versteckten Waffenlager verantwortlichen Franzosen.

Ich erwiderte Ménétrel, daß eine solche Entscheidung des Marschalls vom französischen Volk dahin interpretiert würde, daß der Marschall sich auf die amerikanische Seite schlage, daß damit der Marschall seine seinerzeit in Bordeaux eingenommene Haltung desavouiere und daß ich daher überzeugt sei, daß der Marschall einen solchen Entschluß, der Frankreich wieder zum klaren Feind Deutschlands stempeln würde, wohl kaum fassen werde. Ménétrel lenkte daraufhin ein und meinte, ich möchte recht haben, immerhin habe er nicht verfehlen wollen, mir die Äußerungen des Marschalls mitzuteilen.

Wenig später hatte ich den Besuch des Schwiegersohnes Lavals, René de Chambrun, der durch den heute aus Vichy zurückgekehrten Privatsekretär Lavals [Guénier] über die letzten Ereignisse in Vichy und im neubesetzten Gebiet unterrichtet worden war. Er erwähnte die neuen italienischen Forderungen, die Wegführung der Maschinen aus der französischen Luftfahrtindustrie, die Beschlagnahme nicht nur der Waffen, sondern auch der Depots der französischen Armee und meinte in sehr deprimiertem Ton: «C'est dur, la collaboration.» Er wies ferner darauf hin, was im übrigen auch aus der Botschaft nahestehenden Gewerkschaftskreisen bestätigt wird, daß in der Arbeiterschaft eine wachsende Unruhe und Opposition gegen die Regierung Laval zu verzeichnen sei. Es hänge dies zusammen mit den in den letzten Tagen mit besonderer Schärfe durchgeführten Rekrutierungsmaßnahmen für das zweite Sauckelprogramm. Von irgendwelchen deutschen Gegenleistungen sei bisher nichts bekannt. Es sei wirklich unerläßlich, daß deutscherseits Herrn Laval auf die von ihm bei seiner letzten Verhandlung mit Präsident Ritter vorgebrachten Wünsche baldmöglichst eine Antwort erteilt werde.

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Heute morgen die ersten Umbruchseiten meines zweiten Bandes der Theater-Chronik bekommen, etwa die Hälfte. Nun muß ich die undankbare Arbeit des Lesens und der Korrektur wieder aufnehmen. Daß ich nicht die Mittel habe, jemanden, der fähig und zuverlässig ist, mit dieser Arbeit zu beauftragen!

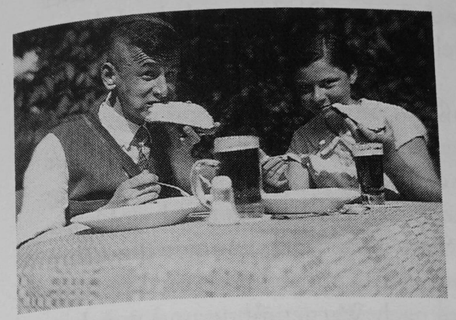
Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Vormittags einen großen Teil der Betitelungen besorgt. Mittags bei Seewind Amalfi Drive gegangen u. heimgefahren. […] Russisches Vordringen gegen Rostow. Die Deutschen aus dem Kaukasus nahezu vertrieben. Starke und zuversichtliche Rede des Präsidenten vor dem neuen Kongreß. Ankündigung der Invasion Europas.

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**

−6°. Vereinzelte Schneeflocken, ruhig, dunkel. In Schonen bis −21°, in Nordschweden ca. −20°. In Schonen viel Schnee. – […] Ich bin um ½5 Uhr zu Besuch bei Wasastjernas gewesen. Beide zu Hause. Frau W. grüßte ich nur, dann gingen wir in sein Zimmer und hatten 1½ Stunden lang ein interessantes Gespräch. Er sagt, es werde für einen finnischen Gesandten in Stockholm zunehmend schwieriger, wegen des Umschwungs gegen Finnland und für Rußland. Besorgt wegen der Stellung der Deutschen bei Rostow und in Kaukasien. Die Russen scheinen unerschöpfliche Reserven zu haben, die einfach nachrücken, obwohl sie nicht ausgebildet sind und es einen Offiziersmangel gibt. Sie haben dennoch überall unerschöpfliche Vorräte an Material. Glaubt, der Moskauer Friede sei eine Folge der Angst Stalins, wenn er ganz Finnland besetzt, werde Deutschland Schweden besetzen, was die Gefahr für ihn vergrößern könnte. Er hätte sich deshalb mit dem zufriedengegeben, was er schon gewonnen hat. – Einer seiner Freunde, der auch ein Freund Finnlands ist, der dänische Professor Ole Chievitz, ist in Kopenhagen verhaftet worden. Unbegreiflich, weil Chievitz Ministerialrat, Kommunistenhasser, Bolsch.hasser ist, mit dem dänischen Roten Kreuz 1918 und 1939–40 und teilweise jetzt im Krieg gewesen ist – ausgeprägter Achsenfreund. Ich versprach, mich zu erkundigen.
Überall merkwürdig still. Die Deutschen haben in Tunis eine Höhe zurückerobert, die vor einigen Tagen von den Engländern besetzt wurde. Engl. fürchtet, daß die Deutschen in Tunis immer stärker werden. Engl. wird stark durch Regen behindert, der die Straßen in Schlammbäder verwandelt, in denen die Panzer versinken. – Goebbels

Zeitsprung in das Jahr 1933



hat in einem Artikel in «Das Reich» prophezeit, daß dieser Krieg, wie immer er enden mag, für England unglücklich verlaufen muß. Entweder es wird von Deutschland besiegt oder von den USA. – Roosevelt hat eine Rede gehalten und erklärt, das Jahr 1943 werde den Alliierten einen großen Vorsprung auf den Wegen nach Berlin, Rom und Tokio schenken. Die 3 Achsen würden für alle Zukunft jeder Art von Bewaffnung beraubt werden. Binnen kurzem werde das japanische Heimatland mörderischen Luftangriffen ausgesetzt und zerstört werden. Es heißt, Eden fahre in die USA, um mit Roosevelt zu sprechen. Wurde wieder dementiert. In Jugoslawien soll die Achse 40 Divisionen haben, davon 18 italienische, die übrigen ungarisch und deutsch. Es gärt und brodelt dort wie in Rumänien.

Um ½7 Uhr kam Grassmann. Er aß mit uns. Weil der Flug wegen des Wetters, Blitz, vereisten Tragflächen unsicher ist – ein Herr von der deutschen Gesandtschaft, der heute eintraf, war vor Seekrankheit völlig erledigt – beschlossen wir, die Flugkarte abzubestellen, obwohl wir 25% des Preises bezahlen müssen. Statt dessen nehmen wir die Fähre nach Kopenhagen, die wieder in Betrieb ist, und fahren von Kop. mit dem Zug nach Gedser, mit der Fähre nach Warnemünde und mit dem Zug. Gr. ließ dies von seinem Sekretär erledigen. Er meint, wir könnten in Kpn. ein Auto nehmen, das uns direkt zum Bahnhof bringt. – Gr. schickte ein Blitztelegramm an Ziegler, daß wir nachm. nach Warnemünde kommen und hoffen, im Zug ein eigenes Abteil zu bekommen. Grassmann begleitet uns auf der ganzen Reise und ist ein erfahrener Reisemarschall. Dankworts Reise auf derselben Strecke ist gestern ausgezeichnet verlaufen. – Emma packte bis 1, Alma bis 2.

Nicolson, Harold 1886–1968 **Sissinghurst**

Ich war gebeten worden, ein paar amerikanische Landser durch den Palace of Westminster zu führen. Kaugummi kauend kamen sie angeschlurft, ihrer Unterlegenheit an Ausbildung, Ausrüstung, Herkunft, Kultur, Erfahrung und Geschichte wohl bewußt und fest entschlossen, sich unter keinen Umständen interessiert oder beeindruckt zu zeigen. Im Sitzungssaal stießen wir auf eine andere Gruppe, diesmal Helden aus den Dominien, die von niemand Geringerem als dem Lordkanzler von England herumgeführt wurden. Ich habe mir nie etwas aus John Simon gemacht, muß aber gestehen, daß er bei dieser Gelegenheit Energie und sogar Charme entwickelte. [...] Also gingen wir ins Oberhaus, wo Simon sich auf den Wollsack setzte und ihnen vorführte, wie sich ein Lordkanzler benimmt. [...] Schweigend mahlten die Kiefer weiter.

Dann sagte er munter: «Nun Jungens (oder sollte ich Sie Landser nennen?), kommen Sie in mein Zimmer, dann zeige ich Ihnen das *Great Seal.*» Ungerührt schlurften sie durch die Korridore und erwarteten, man werde ihnen ein großes, nasses Tier zeigen, wie sie es schon oft im Aquarium in San Francisco gesehen hatten [Seal bedeutet sowohl «Siegel» als auch «Seehund»]. Aber nein! Sie bekamen lediglich zwei Stahlzylinder mit einer Gravierung darin zu Gesicht [...]. Wir schlurften zur Mittelhalle. Zu meinem Erstaunen und Vergnügen hörte einer der Landser plötzlich auf zu kauen, schob sein Stück Wrigley mit einem geschickten Zungenschlag in seine Backentasche und sagte: «Hör'n Se, Sir, wer war dieser Bursche?»

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Roosevelt eröffnete heute den Kongreß mit einer Rede. *Die USA haben jetzt (statt 2 Millionen) 7 Millionen Soldaten und ein gewaltiges Kriegsmaterial. Alle Leistungen (z. B. 5500 Flugzeuge im Dezember) werden 1943 noch erheblich gesteigert. Mit der Luftüberlegenheit der Achse ist es für immer vorbei. 1943 wird ein Jahr des Vorgehens gegen Berlin, Rom und Tokio sein. Die Leistungen Rußlands, Englands, Chinas sind bewundernswert und gewiß nicht geringer als die der USA einzuschätzen. Lease-Lend wird verstärkt und ausgedehnt. (China erhält jetzt auf dem Luftweg soviel wie früher über die Burma Road.) Nach dem Krieg wird weitergearbeitet, um Frieden und Wohlergehen der Menschheit zu sichern. Innerhalb der USA müssen und können Einrichtungen getroffen werden, die das Verlangen der Jugend nach Arbeit und Aufstieg erfüllen. Amerika kann weder politisch noch sozial eine Insel sein.*

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Japan möchte Wirtschaftsabkommen mit uns und mit Deutschland abschließen, in denen wir die Lebensräume der drei Länder umschreiben und bestimmte Vorzugstarife abmachen sollen. Da unsre Unterlegenheit klar zu Tage liegt, werfe ich der Sache einen Knüppel zwischen die Beine.

Pirelli spricht mit mir und legt die Karten offen auf den Tisch. Er berichtet mir über eine Unterredung mit einem Schweizer Bankier, der aus London zurückgekehrt ist, und verbirgt mir nicht, daß er jetzt den Krieg von den Alliierten für gewonnen hält. Er gibt keine neuen Nachrichten, er bestätigt nur, daß es für uns leicht sein wird, in Washington und London Verständnis zu finden.

General Dalmasso betrachtet die Lage in Albanien mit bemerkenswerter

Ruhe, solange kein Angriff von außen kommt. Das würde viele schmerzliche Überraschungen bringen.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung Berlin

1. Tagesparole: Das Geheimtelegramm des französischen Geschäftsträgers in Washington vom 7. November 1937 an die französische Regierung über seine Unterredung mit Roosevelt ist als ein weiterer Beitrag zum Beweis der Kriegsschuld Roosevelts herauszustellen.

2. Tagesparole: Die gegenwärtige in der amerikanischen Presse aus innenpolitischen Gründen stark betriebene Kritik an Roosevelt ist ohne sensationelle Unterstreichung wiederzugeben, um keine übertriebenen Vorstellungen über die wahren Machtverhältnisse in USA bei den deutschen Lesern aufkommen zu lassen.

3. Tagesparole: Der Artikel «Sieg oder Bolschewismus» von Apelius im Popolo d'Italia ist durch seine wirkungsvolle Argumentation besonders zum ausführlichen Zitieren geeignet.

4. Die Stimmen aus England und Amerika, daß der Feldzug in Tunis für die Alliierten ein Fiasko sei, mehren sich. Man kann sie innerhalb eines Artikels verwerten, ohne sie in die Form einer besonderen Meldung zu kleiden, um dem deutschen Leser nicht den Glauben an einen völligen Zusammenbruch der Amerikaner in Nordafrika zu vermitteln.

10. Fischer: Ein Bericht von «Asahi Shimbun» über die Zustände in der Sowjetarmee im fernen Osten darf nicht übernommen werden. Der deutsche Leser könnte sich fragen, weshalb die Japaner unter diesen Umständen nicht marschierten.

Meldungen aus dem Reich Berlin

Die Nachrichten über die Ostfront werden gleichmütig aufgenommen. Die sich etwas «monoton» wiederholenden Berichte über die dauernden schweren Abwehrkämpfe werden zumeist dahingehend besprochen, daß wir die Front im großen und ganzen schon halten würden, doch äußert ein Teil der Bevölkerung – in einer gefaßten Weise – gewisse Besorgnisse über den anhaltend schweren Druck (z. B. bei Velikie Luki). Die Gerüchte über Einschließung deutscher Verbände würden durch die Berichterstattung (z. B. Hinweise auf Transportstaffeln) zumindest nicht entkräftet. Das Fehlen von Ortsangaben lasse ein klares Bild über den gegenwärtigen Frontverlauf nicht mehr zu. Die Zahl der Todesanzeigen in den Zeitungen rühre täglich die Frage nach unseren

eigenen Verlusten an. Über Stalingrad und die Kämpfe bei Tuapse werde nichts mehr gebracht u. ä.
Auch über die Kämpfe in Nordafrika erhalte man aus den Tagesmeldungen kein klares Bild. Die Bevölkerung neige in bezug auf die dortige Lage eher der Ansicht zu, daß sie «prekär» geworden sei. Dabei wurde eine Meldung stärker beachtet, nach der italienische Truppen in Südtunesien im Kampf gegen französische Truppen stünden. Man «tappe allerdings völlig im Dunkeln». Vor allem werde nach Rommel gefragt. Während die Besorgnisse über die politische und militärische Lage wieder stärker hervortreten, wirkt die durch die Sonderzuteilungen für Weihnachten und den ungestörten Verlauf der Festtage ausgelöste Zufriedenheit der Bevölkerung auch heute noch nach. Klagen über die Ernährungslage werden heute, abgesehen von dem allgemeinen Mangel an Obst und dem in einzelnen Gebieten auftretenden Mangel an Magermilch, Salz und Essig, nicht erhoben. Vereinzelt werden in der Bevölkerung Gerüchte über Sonderzuteilungen, insbesondere an Fett, aus Anlaß der Feiern zum 10. Jahrestag der Machtübernahme verbreitet.

Gide, André 1869–1951 Tunis

Heute nacht etwa ein Dutzend Bomben auf Tunis; nicht allzu nah. Ich hatte die Großmutter und Victor in den Keller gehen lassen. Monsieur Amphoux war gekommen, um mir Gesellschaft zu leisten, und da es nicht zu kalt war, konnten wir während zwei Stunden, am zerbrochenen Fenster des Salons sitzend, das Bombardement mit ansehen.
Das Bombardement ist dann kurz nach fünf Uhr morgens wieder losgegangen. Plötzlich habe ich mir, ich weiß nicht warum, gesagt: Die nächste Bombe trifft dich; ich habe mich rasch wieder angezogen, um ins Treppenhaus zu kommen; in der Eile hatte ich die Wohnungsschlüssel vergessen; mußte dummerweise, auf der Treppe sitzend, warten, bis Chacha und Victor um halb sieben aus dem Keller kamen, und fluchte auf die blöde «Vorahnung», die mich aus dem Bett getrieben hatte.
Als ich jung war, hätte ich viel darum gegeben, später einmal die eingefallenen Wangen und vorspringenden Backenknochen zu besitzen, die ich am Porträt von Delacroix bewunderte. Ihm oder Berlioz hätte ich ähnlich sehen mögen.

Moltke, Helmuth James von 1907–1945 Berlin

Dein Ehewirt hat einen faulen Nachmittag eingelegt. Er sitzt in Beinchen...-Stellung und pflegt seinen Hals, der seit gestern abend eklich war, sich aber auf dem Wege der Besserung befindet. [...] Ich schlief da-

her mit Schal, wachte aber spät und nicht zu wohl auf, ging morgens ins Amt, aß mit Herrn Deichmann zu Mittag und seitdem gurgele ich, mache Umschläge etc., um wieder ganz k.v. zu werden. Es ist natürlich nicht der Rede wert, aber da ich morgen als «Leader of His Majesty's Opposition» auftreten soll, so muß ich versuchen, so frisch wie möglich zu sein.

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**

An Herrn Rittmeister Dr. v. Thadden-Trieglaff

Mein lieber Reinold!

Wir kommen aus den Festtagen her, die diesmal – schon aus Gründen des Kalenders – besonders zahlreich waren, so daß unser gemeinsamer Freund Wilhelm Busch das treffende Wort von der «geistlichen Sonderzuteilung» geprägt hat. Es ist ganz erstaunlich, wie das Christenwort das auch empfunden hat. Am letzten Sonntag habe ich in der Stadtmissionskirche gepredigt, sie war erstaunlich gefüllt, obwohl dieser sonst als «Kandidatensonntag» gilt. Von dem geistlichen Ertrag dieser Tage hoffe ich Dir in der bekannten Form auch Kenntnis geben zu können; zwei Predigtnachschriften sind schon auf dem Wege zu Dir, auch ein Wort über die Erziehung setze ich in Richtung auf Dich in Marsch!

Die Bemühungen des greisen süddeutschen Bischofs um die Einigung haben uns in den Wochen vor Weihnachten noch sehr in Atem gehalten. So herzbeweglich es ist, die Vollmacht, Geduld, Güte und Zielbewußtheit dieses gesegneten alten Mannes zu sehen, so schmerzlich ist es zu beobachten, wie im Anschluß an seine Bemühungen alle kranken und schadhaften Stellen der Kirche noch einmal aufbrechen und sichtbar werden. Im Augenblick geht die Hauptfrage merkwürdigerweise dahin, ob Bodelschwingh und seine Freunde ihr Mißtrauen gegen diesen Versuch und ihre alten Kampfgenossen überwinden und sich zur Mitarbeit entschließen können. Es ist ein mühseliges Geschäft, und es hat mich in der Überzeugung bestärkt, daß die Kirchenpolitik im eigentlichen Sinne nicht zu den Charismata des Protestantismus gehört. Das beste, was uns widerfahren kann (im Unterschied zu der in diesen Dingen weltförmigeren und weltfähigeren römischen Kirche) ist dies, daß geistgesalbte Verkündiger das Wort in Vollmacht sagen und von dort her Gemeinde wächst. Was darüber hinausgeht, sollten wir doch wohl einerseits Männern wie Marahrens überlassen und andererseits, soweit es den EOK betrifft, in solcher wohlwollenden Distanz ansehen, daß es unsere Herzen nicht zur Bitterkeit neigen kann.

Der eigentliche Gemeindedienst hat aber nach wie vor seine ungebrochene Verheißung. Da ich in Johannes, Lichterfelde, noch immer ab und

an aushelfe und z. B. sogar einen für meine Verhältnisse regelmäßigen Konfirmandenunterricht erteile, darf ich im Augenblick selber etwas davon spüren, wie schön und in den Möglichkeiten reich solch ein Dienst ist. Im Blick auf das abgelaufene Jahr würde ich überhaupt ohne Zögern sagen, daß das Schönste der seelsorgerliche Dienst war, zu dem sich Möglichkeiten boten, und zwar reiche, vielfältige, ernsthafte und gesegnete Möglichkeiten. Man möchte um eines solchen Dienstes willen fast sagen: man darf wissen, nicht umsonst gelebt zu haben. Von daher vermag ich auch meine heimatliche Exist. immer noch vor mir selber zu rechtfertigen, wenn ich an die Brüder draußen denke. Und ich schreibe es Dir, weil ich weiß, daß Du es verstehst und Dich darüber freust.

Vor ein paar Tagen trat das Oberkommando der Kriegsmarine an mich heran, um mich für einen Vortrag vor den Marinepfarrern Nordsee- und Atlantikküste zu gewinnen, der in Gent sein sollte. Es wäre ja traumhaft schön gewesen, wenn ich bei diesem Anlaß Dich hätte besuchen können, wahrscheinlich hättest Du gerade einen Referenten für die Dir unterstellte Universität nötig gehabt! Aber es hat den Anschein, als ob ich aus zeitlichen Gründen nicht werde annehmen können.

In Treue Dein

Wieck, Michael *1928 **Königsberg**

Registrierte Prostituierte und, etwas später, auf den Straßen ihrer Heimatorte aufgegriffene russische Mädchen ersetzten die jüdischen Frauen in der Fabrik. Ich verlor mein Vorurteil gegenüber Prostituierten. Freundlich und hilfsbereit fügten sie sich in die neue Situation. Viel schwerer taten sich die gefühlvollen Russenmädchen. Verständlicherweise brachen sie abwechselnd in Tränen aus, was uns immer sehr leid tat. Heimweh plagte sie und große Sorge um ihre Angehörigen, von denen sie in der Regel nichts erfuhren. Niemand konnte ihnen helfen.

Die zwei Arbeitspausen wurden in getrennten Aufenthaltsräumen verbracht. Außerhalb der Arbeitsbereiche (wenn es ging, auch innerhalb) verhinderte man Kontakte der verschiedenen Menschengruppen. Sogar ihre spärlichen Mahlzeiten aßen Männer und Frauen getrennt. Mein sehnlichster Wunsch war es, entweder in die Expedition oder zur Produktion eingeteilt zu werden, denn die Einförmigkeit meines Daseins wurde immer unerträglicher. Wenn ich mit meiner Arbeit etwas voraus war, lief ich schnell einen Stock höher – Altenburg durfte es nicht bemerken – und half dort bei der Waschpulverproduktion. Auf diese Weise gelang es mir nach einigem Drängen, vom dortigen Vorarbeiter angefordert zu werden. Als einer der jüdischen Männer ausschied, kam

ich in seine Abteilung. Das war endlich abwechslungsreichere, wenn auch körperlich schwerere Arbeit. Die Sodasäcke wogen mehr als die Waschmittelkartons. Die breiige Waschpulvermasse mußte mit Schubkarren von den Mischmaschinen zu den Trockenplätzen gefahren, die am nächsten Tag getrocknete Masse losgehackt und dann in eine Mühle geschaufelt werden. Aber die Männer, mit denen ich jetzt zusammen war, führten interessante Gespräche, an denen ich mich beteiligte. So wurde der Tag gehaltvoller, die Gedanken angeregter. Besonders dankbar bin ich Dr. Heller, der, ruhig arbeitend, mit wenig Worten sehr viel zu sagen wußte. Er brachte mir Bücher mit, erklärte Zusammenhänge und rationalisierte nebenbei unsere Arbeit.

Grunwald, Clara 1877–1943 **Neuendorf bei Fürstenwalde**

Meine liebe Freundin!

Gestern kamen drei Päckchen, heute zwei, alles gut zu brauchen und sehr erwünscht. Das Garn war eine ganz große Freude, weil man schon in Verlegenheit und Sorge war. Und Dein reizendes Weihnachtspäckchen! Es läßt sich gar nichts darüber sagen, es ist zu schön dazu. Der schöne Kalender hängt seit Neujahr in unserm Zimmer. Neulich kamen einige junge Leute zu mir, die hin und wieder kommen, um über dies und jenes, was sie in einem Buche gelesen und nicht gut verstanden haben, Fragen zu stellen, manchmal auch nur über die Bedeutung von Fremdwörtern, die sie gehört und gelesen haben. Diesmal baten sie um gemeinsames Betrachten von Bildern, weil sie glaubten, ich könnte ihnen auch hier zu besserem Verständnis helfen. Da ich im Augenblick nichts anderes bei mir hatte, zeigte ich ihnen die schönen Photographien des Kalenders, versuchte, ihre Blicke auf Einzelheiten und Gesamtwirkung zu lenken, und sie waren ganz glücklich.

Meine Schwägerin hat leider gar keine Nachricht [von ihrem «nach Osten» verschickten Mann], worüber sie sehr unglücklich und deprimiert ist. Viele liebe Grüße und gute Nacht! Vielleicht schreibe ich bald wieder. Deine C.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30	aufgestanden
10.30–11.30	gearbeitet
12	in Posen, Deutsches Schloß.
13.30	gegessen

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Mit einem Transport des RSHA aus dem Ghetto in Augustów sind etwa 2000 Juden eingetroffen. Nach der Selektion werden 296 Männer, die die Nummern 85525 bis 85820 erhalten, sowie 215 Frauen, die die Nummern 28069 bis 28283 erhalten, als Häftlinge in das Lager eingewiesen. Die übrigen etwa 1489 Menschen werden in den Gaskammern getötet.

Die Kommandantur des KL Auschwitz erhält vom WVHA eine Fahrgenehmigung für einen Lastkraftwagen nach Dessau und zurück, um «Material zur Desinfektion», d.h. um das Gas Zyklon B abzuholen.

[...]

Um 21.10 Uhr geht ein Häftling des Stammlagers zwischen den Wachtürmen C und D «in den Draht», d.h. in den elektrisch geladenen Lagerzaun.

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 78 Häftlingen eingeliefert; neun Tote stammen aus dem Nebenlager Buna und drei aus Birkenau.

Zwischentext zum 7. Januar 1943

Nentwig, Rudolf *1916 Kassel

Es war der 22. Juni 1941. Während wir unserer Meinung nach köstlich speisten, hörten wir durch den Volksempfänger, der ja in jedem der Öffentlichkeit zugänglichen Raum zu stehen hatte, die Wehrmachtssondermeldung über den Einmarsch deutscher Truppen in die Sowjetunion.

Man könnte sich vorstellen, wie wir uns angeschaut und für Minuten unseren Hühnerbraten vergessen haben. Wir begannen darüber nachzudenken und besonders meine Freundin sprach es aus, daß etwas ungewisses, unheimliches in unserem zukünftigen Leben auf uns zukommen würde. Aber bitte nicht laut reden: «Feind hört mit».

Am Montag ging die Arbeit wie gewöhnlich weiter. An gutgelaunte oder fröhliche Mienen unter uns kann ich mich nicht erinnern. Wer wollte aber etwas negatives, vielleicht sogar aufmuckendes gegen die Verhältnisse geschweige gegen den Führer zum Ausdruck bringen? Glaubt der Leser vielleicht, daß es möglich gewesen sei? Nein. Mein Chef, der Wirtschaftsleiter trugen das Parteiabzeichen der NSDAP. Unsere Sizilianer wußten von all dem nichts. Sie hatten sich auch wieder beruhigt.

Während des Sommers begannen sie fast alle, sich als Händler zu betätigen, indem die warme Winterkleidung, die ihnen als Schutz gegen die hiesige Kälte in Palermo ausgehändigt worden war, soweit wie möglich verkauft wurde, falls es ging, an ihre deutschen Arbeitskameraden.

Wie groß muß die Armut daheim in ihren Familien gewesen sein? Zu ihrem norditalienischen Vertrauensmann schienen sie kein großes Vertrauen zu haben. Mir gaben sie, dem Tedesco, ihren Lohn, um ihn über eine Kasseler Bank überweisen zu lassen.

Der Winter 1941/42 zeigte sich von seiner kältesten Seite, und das Gebiet um den hohen «Meißner» verdient mit Recht die Bezeichnung «Hessisch-Sibirien». Die Arbeit im Freien ließ die kleingebauten schwächlichen Bauhilfsarbeiter aus dem warmen Süden erbärmlich frieren. Es war kein Wunder, daß sie sich im Frühjahr 1942 nach Ablauf des Einjahresvertrages wieder heimfahren ließen, trotz der Aussicht weiter ihr trostloses Dasein fristen zu müssen. Aber war ihr Leben bei uns vielleicht besser verlaufen?

Ich wäre gerne mit ihnen zusammengeblieben. Nun war ich in der Firma momentan selbst ohne Arbeit. Ich wollte nicht daran denken, in den

Pulverdreck und ins Lager Herzog zu den Blechnäpfen zurückkehren zu müssen.

Eigentlich wäre ich auch gerne Chef in einer der vielen Unterkünfte geworden. Doch mein Lagerführer deutete mir an, daß man es nur als PG – Parteigenosse erreichen könnte.

Doch das «beschworene Schicksal» hatte zu meinen Gunsten seine Hand im Spiel. In die Betonbunker ging es nicht zurück.

Als Ersatz für Eingezogene zum Militär, für schwanger gewordene ledige oder verheiratete Frauen, für sehr, vielleicht infolge des Sprengstoffstaubes, schwer Erkrankte, trafen laufend weitere Arbeitskräfte ein, zum größten Teil zwangsweise herbeigeführte ausländische Arbeitnehmer = Fremdarbeiter.

In das Personalbüro für Arbeiter wurde ich geholt und als Dolmetscher zuerst für die Franzosen, die Belgier wie auch noch Italiener eingesetzt. Alle diese Gruppen besaßen Vertrauensleute, die in unserem Büro ein und aus gingen. Besonders die Frauen und Männer aus Frankreich erschienen selber, um mit mir in ihrer Muttersprache reden zu können. Sie wollten ihre Wünsche persönlich vortragen bezüglich Kleidung, Schuhe, Urlaub, Arbeitsunfähigkeit usw. usw.

Von mir erhofften sie mehr Entgegenkommen als vom deutschen «Betriebsobmann». Leider konnte ich alles nur übersetzt an diesen weitergeben.

Anfangs kehrten unsere Ausländer aus dem Heimaturlaub zurück. Zu unserer Überraschung erhielt ich einmal für unser Büro eine Flasche Cognac, auch Schokolade aus Frankreich zum Dank für meine Mithilfe zum Erlangen des Urlaubsscheines.

Mit der Zeit änderte sich vieles. Deutsche wie Ausländer meldeten sich von zuhause aus krank. Viele Arbeiterinnen hatten es eilig, uns ärztliche Bescheinigungen über eine bestehende Gravidität im 3. Monat zukommen zu lassen, um von unserer Fabrik in Richtung Heimat entlassen zu werden. Jetzt wurde ich zusätzlich herangezogen, täglich vorgedruckte Formulare zu versenden, um Dienststellen außerhalb aufzufordern, uns unentschuldigt Fehlende, «Bummelanten» zurückzuführen. Eine unangenehme Aufgabe, zumal sich herausstellte, daß auch traurige familiäre Ereignisse ein Zurückkehren verhindert hatten, innerhalb wie außerhalb unseres Landes.

Um eine Beurlaubung oder Entlassung zu erreichen, war der Papierkrieg immer umfangreicher geworden. Viele Formulare mit mehreren Kopien hatte die Verwaltung, drei – vier Behörden zu beglaubigen, abzustempeln.

Der Arbeitsstreß lastete auf uns Büroschreiber; doch der Begriff «Streß» hatte noch keinen Einzug gehalten.

Im Jahre 1942 waren wir angelangt. Meine Freundin und ich waren mittlerweile dienstverpflichtete kaufmännische Angestellte geworden. Damit waren wir Arbeitnehmer der Firma «Dynamit A. G. Troisdorf»! Verbunden damit war die Genehmigung, in das neuerrichtete Angestelltenheim, etwas unterhalb des Werkes am Waldrand gelegen, einziehen zu können. Gegenüber der Unterbringung im Lager schienen wir in einer «Luxusherberge» zu wohnen. Sie erhielt ein Zimmer im 1. Stock, nach Geschlechtern getrennt, ich eines im Parterre. Aus «humanen» Gründen fand ich es nicht glücklich, die Treppe hinaufschleichen zu müssen. Im Oktober beschlossen wir, um nicht schief angesehen zu werden, zu heiraten, die Hochzeit aber in Frankfurt/Hoechst zu feiern. In einem Café in Kassel verlobten wir uns bei einer Tasse «Muckefuck» und mit einem Stück trockenem Kuchen gegen Abgabe von 100 Gramm Mehl und 20 Gramm Fettmarken. Zwei billige Silberringe ohne Metallablieferung waren noch beim Juwelier zu erschleichen. Eine glückliche, «festliche Zeremonie» für uns Zwei.

Alle Angehörigen meiner Frau sind Katholiken. Ihrer Bitte war ich deshalb entgegengekommen, die Trauung entsprechend vollziehen zu lassen. Zwecks deren Durchführung begannen wir, zwei wichtige «Hürden» zu überspringen. Der katholische Pfarrer der Diasporagemeinde in Hess.-Lichtenau verpflichtete uns, am Brautunterricht teilzunehmen. In seinem Wohn-/Schlafzimmer saß er uns «Sündigen» gegenüber. 1986 zeigte mir eine ehemalige Dienstverpflichtete ein Foto von ihm. Ja, er war es mit seiner gutgenährten Figur und seinen roten Backen. Wir Abgemagerten ließen seine Aufklärung und Belehrung über uns ergehen. «Habt ihr keusch gelebt? Nicht nur an die Lust des Fleisches dürft ihr denken, sondern katholische Kinder zeugen und der Kirche zuführen ist die christliche Aufgabe einer guten Ehe.»

Unterschreiben habe ich müssen, daß unsere Nachkommen katholisch getauft und erzogen werden. Es hätte nur noch gefehlt, daß wir beide hätten beichten müssen. Aber was macht man nicht alles aus Liebe zu seiner Braut!

Das Schlimmste stand uns noch bevor. Auf dem Standesamt in Lichtenau war das Aufgebot zu bestellen. Nun kam der Tag der «Wahrheit», den Nachweis zu erbringen, ob wir arischer Abstammung sind. Seitens meiner Frau war dies sonnenklar. Von Frankfurt-Zeilsheim gelangten ihre Urkunden schnell zum Standesamt. Die von mir geforderten Dokumente konnte mein «Kindesvater» nicht vollständig beschaffen.

Die von ostdeutschen Dorfpastoren ausgeschriebenen Taufscheine zurückgehend bis 1836 brachten auch kein Licht in die «Dunkelheit» meiner Abstammung. Die Papiere zeigten nur, daß auch ländliche Vorgänger von mir nicht alle ehelich das Licht der Welt erblickt hatten. Die Schreiberei und das Warten auf den Eingang der benötigten Unterlagen kostete uns Nerven, so daß uns die Freude am Heiraten bald vergangen wäre.

Zuguterletzt entschied der zuständige Beamte «salomonisch»: «Aufgrund Ihres germanischen Aussehens mit Ihrem blonden Haar können Sie nicht von jüdischer Herkunft sein.»

Im Oktober 1942 war in Frankfurt-Hoechst entsprechend den Kriegsverhältnissen im kleinen Familienkreis gefeiert worden. Vom Lebensmittelamt besorgte ich eine uns zustehende Sonderzuteilung von einigen Fleisch-, Fett-, Zucker- und Mehlmarken. Von einem Winzer in Rheinhessen ergatterte der Schwiegervater, von einem Kriegskameraden aus den Jahren 1914–18, einige Flaschen Wein. Einige glückliche und zufriedene Tage konnten wir in dieser schlimmen Zeit verbuchen. Doch bald ratterten wir im Bummelzug wieder zurück in die «Munition». So wurde die «Anstalt» genannt, obwohl wir diesen Begriff außerhalb nicht verwenden durften.

Der graue Alltag hatte uns wieder. In unserem Heim erhielten wir neben der bescheidenen Abendmahlzeit die kärgliche Brotration für den nächsten Tag. Mittags gab es aus der Werksküche den üblichen Graupen- oder Rübeneintopf. Nicht nur, daß die normale Grund-Lebensmittelzuteilung für Büroleute sehr knapp berechnet war, hat uns unsere Heimleiterin auch noch um Fleisch- und Butterrationen betrogen. In diesen Jahren hätten wir uns als Vorbild für Schlankheitskuren darstellen können.

Um nicht ganz vor die Hunde zu gehen, suchten wir in Feld und Wald reichlich vorhandene Pilze, darin ich in den schlesischen Wäldern Erfahrungen gesammelt hatte.

Unsere Raucherkarten gingen weg gegen etwas Speck, Eier und Brot aus der noch klappernden Wassermühle am rauschenden Bach, der Losse. Zeitweise plätscherte das Wasser, gluckerte über die Steine durch die grünen Wiesen in Richtung Helsa als tiefrote gefärbte Brühe. Diese «Jauche» entstand hoch oberhalb bei der Sprengstoffherstellung und wurde ungehindert eingeleitet. Über die heutige Trinkwasserverseuchung (Altlasten) wird heftig diskutiert und über die Kosten gestritten. Die Mühlsteine verrichteten ihre Arbeit in einem alten typischen hessischen Bauernhaus.

Wer möchte, kann noch das gesamte Mahlwerk besichtigen. Mit der Familie des Müllers und Bäckers waren wir bald freundschaftlich verbunden, zumal der Meister uns für die «heimliche Sonderzuteilung» an Tabakwaren dankbar war.

Mir läuft noch heute das Wasser im Mund zusammen, wenn ich an die Feiertagseinladungen denke. Die Müllerin war eine Meisterköchin und ihr Tisch eine Festtafel. Je mehr hungrige Mäuler zu erwarten waren, umsomehr schwenkte diese fleißige Frau die Töpfe und Pfannen mit wahrer Hingabe.

Seit damals ist die Verbindung auch mit der noch einzigen und allein lebenden Tochter im Elternhaus zu uns nicht abgebrochen. Sie war mir einst sympathisch, ich ihr vielleicht ebenso. Leider war ich kein Bäcker und Konditor. Und zur Einheirat wurde dringend ein Fachmann gesucht. Der Mühl- und Backbetrieb ist längst eingestellt worden.

Das Kriegsjahr 1943 war ins Land gezogen. Von Siegesmeldungen hörten wir nicht mehr viel. Mein Arbeitsablauf veränderte sich. Urlaubssperrungen wurden jetzt von der Direktion öfters verhängt und die Bestimmungen strenger gehandhabt. Dringende Fälle wurden noch berücksichtigt, falls diese im In- und Ausland durch Amtsbescheinigungen belegt werden konnten, sei es wegen eines Todesfalles in der Familie, besonders eines Bauern.

Deutsche wie Fremdarbeiter aus dem Westen sind einigermaßen gleich behandelt worden. Doch viele kamen aus ihrem Sonderurlaub nicht mehr zurück. Sie hatten sich selbst «entlassen».

Jetzt begann der unangenehme Teil mir vorgeschriebener Aufgaben. Zu freudiger Unterhaltung gab es keinen Anlaß mehr. Verpflichtet wurde ich, den Papier- und Formularkrieg mit den verschiedenen Behördenstellen intensiver zu führen, um die Rückkehr der Abwesenden zu erzwingen. Meistens ohne Erfolg. Alle Daten darüber waren statistisch exakt und pünktlich für den ersten Direktor, den «Wehrwirtschaftsführer», zu erfassen.

Öfters schaute er hinter mir über meine Schultern auf die große Liste vor mir. Wie sieht die Prozentzahl der Nichtanwesenden aus? Der Fehlstand sei noch zu hoch!

Mir zitterten schon die Nerven im Leib.

Aber etwas kann man die Statistik schon verbiegen. Damit die Zahlen nicht hochstiegen, sondern nach unten zeigten, nahm ich die Karteikarten aus dem Bestand der aktiv Arbeitenden bei Nichterfolg der Rückführung heraus als Entlassene, so daß der Fehlstand konstant nicht höher als 5–7% erschien.

Natürlich im Einverständnis mit meinem Abteilungsleiter.

Trotz dieser mir aufgezwungenen Arbeit war ich froh, aufgrund meines Herzfehlers nicht draußen an der Kriegsfront kämpfen zu müssen. Mein Gesundheitszustand war infolge des steigenden Arbeitsdruckes nicht mehr der beste. Dazu kam, daß sich in unserem Heim laufend das Essen verschlechterte. Der Magen fing an, vor Hunger zu knurren und ich zu murren.

Der Sicherheitsbeauftragte des Werkes, ein Mitbewohner unseres Hauses, bestellte mich in sein Büro. «Ich muß wohl Ihre Einstellung zur Volksgemeinschaft überprüfen lassen», fertigte er mich ab. Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter. Die Reklamationen vermehrten sich von anderer Seite. Eines Tages war die Leiterin von einem Ehepaar abgelöst worden.

Nach einiger Zeit bemerkten wir, daß wir vom Regen in die Traufe gefallen waren. Diese beiden eiferten ihrer Vorgängerin nach. Sie hätte sich der Herr Sicherheitschef vornehmen und ins Gewissen reden sollen. Wir wurden immer dünner, und das «Duo» ging auf wie ein «Hefekloß». Einen Tag vor dem Einmarsch der amerikanischen Armee stellte sich heraus, was es uns unter anderem unterschlagen hatte. Während wir im Keller sitzend den Eintritt des ersten «GI's» erwarteten, ließ der Koch jedem von uns ½ Kilo Butter zukommen, so es doch nur 50 Gramm Fett wöchentlich pro Kopf auszugeben gab. Er wie sie, nicht mehr die Jüngsten, waren kurz danach infolge ihrer Überernährung wohl die ersten «Wohlstandsopfer» und von allen möglichen Stoffwechselerkrankungen schwer angegriffen. Er war bald gestorben, wie es ihr ergangen ist, weiß ich nicht mehr zu berichten.

Sommer 1944. Meinen zwei Wochen dauernden Erholungsurlaub, es war der letzte in dieser Firma, erhielt ich noch. Weitab in meine Geburtsheimat Schlesien hatte ich mich abgesetzt. Ein Badearzt, der mit mir sicher Mitleid bekam, verlängerte mir den Aufenthalt um 14 Tage. Meine Vorgesetzten vermuteten sicher einen Trick meinerseits und saßen mir schnell auf dem Buckel, indem sie wahrscheinlich sofort die Krankenkasse benachrichtigten. Da diese nach drei Tagen Geld zu zahlen hatte, lag es auch in ihrem Interesse, mich gleich zum Vertrauensarzt zu schicken. Doch vier Wochen waren mir verblieben.

Freitag, 8. Januar 1943

Singet dem Herrn ein neues Lied,
seinen Ruhm an der Welt Ende.
HERRNHUT JESAJA 42,10

Keine Neuerungen, wenn sie nicht absolut notwendig sind.
TAGEBUCH QUAATZ RICHELIEU

Versenkungserfolge im Mittelmeer.
Drei Schiffe vernichtet, fünf schwer beschädigt – 47 Sowjetpanzer abgeschossen.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Injektion wie immer.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
trübe, grau, etwas Schnee. Windstill. 3 mm
Der Carwitzer See ist zugefroren.
Stroh von der Leverenz-Scheune herüberbringen
Mais abpahlen, Grünkohl ernten
Bücherverzeichnis (Pitaval) – Bestellplan

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**
Alarm von 19.30 bis 19.55 Uhr. Immer noch mondlose Sternennächte. Schon zwanzig Minuten vor dem Alarm erfahren wir, daß ein Angriff auf Essen im Gang ist. Bald darauf Schießen, das sich rasch nähert. Alarm. Dann still. Aber noch um 23 Uhr sind die Sender weg.

Johannsen, Marie 1886-1975 **Hamburg**
Kein Fliegeralarm in der Nacht.
12.30 – 12.45 Uhr Flieger-Warnung. 20 – 21 Uhr Fliegeralarm. Ich war bei K. und ging am Pferdemarkt in den Luftschutzkeller. Etwas später kam Frl. Fini Öhlschläger (Becker), die im Hauptbahnhf.Kino gewesen war. Es wurde stark geschossen. Wetter: 3° Kälte, nachher Schnee

Reichspressedienst (Kartei) **Berlin**
Pressemäßige Vorpropaganda für tschechische Filme durch Artikel, Bilder oder Notizen ist unerwünscht. Der Begriff «Mährische Slowakei» soll nicht verwendet werden. Über die Eissportlerin Lydia Veicht ist nicht zu berichten. Über oder von Günter Weißenborn ist nichts zu veröffentlichen.

Menge, Susanne **Berlin**
An ihren Verlobten Johann Dietrich Meyer
Mein lieber Dierk,
Heute gehe ich nun seit Wochen wieder einmal ins Kino. Ich sehe mir mit Mutti noch einmal «Dr. Crippen an Bord» an. In der Schule war es ganz nett. Ich gab Deutsch, Rechnen, Heimatkunde, Rechnen, Religion, Schreiben und Zeichnen. Auch mit dem Luftschutzdienst habe ich getauscht.
Ich esse gerade Obstsalat, bestehend aus Apfelsinen und Äpfeln (4 kg aus Ringstedt. Du weißt doch Bescheid!!)
In dieser Woche habe ich noch sehr viel zu tun. Der Stoffplan muß bis zum 15. 2. fertig sein. Willst Du mir nicht helfen? Ich würde mich sehr freuen. Das glaubst Du natürlich nicht. Drei meiner Jungs mußten wieder nachsitzen. Sie waren nicht einmal böse darüber. Einen mußte ich direkt hinauswerfen. Er wollte auch bei uns bleiben. Ist das nicht toll. Nun sei für heute recht herzlich gegrüßt von Deiner Susanne

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**
An ihre Tochter
Meine Herzallerliebste, ich hätte gestern mehr geschrieben, aber August ließ uns (miserable 2. Sperrsitz-) Karten für den kleinen Muck überreichen, für denselben Tag, und so preschten wir unter Hintansetzung anderer Geschäfte dorthin. Es war die allerletzte Aufführung und als solche wirklich sehr matt und überlebt. Am Schluß Weihnachtsmann und W-Lieder, ich bitt dich, am 7. Januar! Marlies fand's überhaupt zu kindisch für sich, sie will ins Kino mit «Liebe» ...

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Oskar Israel F.
Geboren den 3. 3. 1874 in Oferstungen
gestorben den 8. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 12. 1. 1943
Frau Gertrud F. (arisch)

Wohnung: Ludwigkirchstr. 6
Arzt: Frau Dr. Rosenthal
Todesursache: Vergiftung durch Veronal

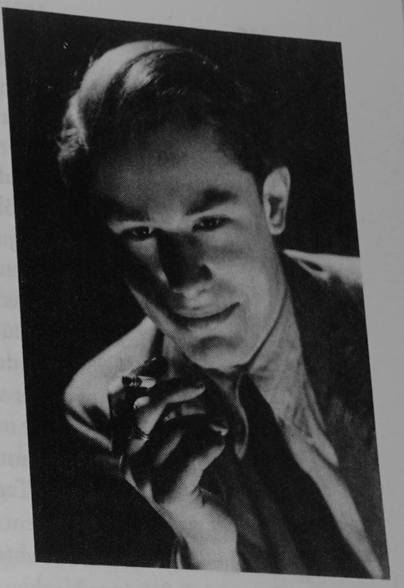
Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter
Der Schock des Tages – Professor Stroh! Nein, entschuldige, es mag ja alles traurig sein – er war im Weltkrieg als 17!jähriger Freiwilliger verschüttet, wovon er zu seinen sowiesoigen entsetzlichen Nervositäten noch einen Klaps mehr kriegte. Er ist nicht uneben. Es ist sogar leicht mitzuschreiben, er diktiert alles aufs deutlichste, aber – – – er ist ein perfekter, pathologischer Hampelmann. Man kann's gar nicht übertreiben. Spricht auf eine idiotische Weise, bald sturmbrüllend, bald flüsternd leise – bald vorn – bald hintenüber – bald links – bald rechts gebückt, stets feixend und mit verglastem Tranceblick in irgendeine Ecke stierend! Nein, Du kannst es Dir einfach nicht vorstellen. Sowas Enervierendes, Närrisches! Man darf eben nicht hinschauen, wird sich wohl auch mit der Zeit daran gewöhnen.
Wir waren auch im Katalogsaal und haben uns nochmal erklären lassen, wie man Bücher bestellt – ich hab' Mörikes Maler Nolten bestellt. Der größte heutige Gewinn ist zweifellos der Lesesaal, wo es ja alle, alle Literaturgeschichten und Wörterbücher gibt. Priiima! In zärtlichster, tiefer Liebe!

Hanser, Carl 1901–1985 **München**
An Wilhelm Lehmann
Sehr geehrter Herr Doktor,
ich war einige Tage in den Bergen, deshalb kann ich Ihnen erst heute für Ihre freundlichen Zeilen vom 28. v. Mts. danken, insbesondere aber dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben wollen, mich mit Ihnen persönlich über meinen Vorschlag zu unterhalten. Ich weiß, daß die Interessen der Autoren und Verleger oft sehr weit auseinander gehen, und daß zuweilen die kaufmännische Denkungsart gegenüber der wichtigeren Aufgabe, der Dichtung zu dienen, sich zu sehr in den Vordergrund drängt. Deshalb habe ich volles Verständnis für Ihre Skepsis.
Ich hoffe, daß ich im Februar oder März Gelegenheit haben werde, Sie zu besuchen. Bitte behalten Sie meinen Vorschlag bis dahin in wohlwollender Erinnerung.
Mit besten Empfehlungen Ihr sehr ergebener Carl Hanser

Zeitschrift für Deutschwissenschaft und Deutschunterricht **Berlin**
Gewiß bedeutet für unser völkisches Leben die Muttersprache in erster Linie ein Band der Verständigung und damit die Voraussetzung für den gemeinsamen Besitz unserer geistigen Kultur. Aber gerade heute, in unserem Daseinskampf, spüren wir, daß sie mehr ist. Sie schweißt uns zu einer unlöslichen Willenseinheit zusammen. Der Befehl des Führers ruft das Volk zu geschichtlicher Tat: «Führer befiehl, wir folgen Dir.»

Kardorff, Ursula von 1911–1988
Jürgen schrieb: «Vorbei am Asowschen Meer. Selbst dieses Küstengebiet, das doch sonst überall durch den Zusammenklang von Erde und Wasser besondere landschaftliche Reize hat, ist hier langweilig, trübe, grau. Gelesen: Trojanische Gesänge von Schiller. Papa gleich Kassandra.» Abends Geschwister Veltheim zu dritt bei mir, dazu Klausens Freundin Jutta Sorge, Hans Savigny und Zweigert. Savigny las zum Schluß eine seiner Elegien vor. Für unsere NS-geschulten Ohren so ungewohnt wie etwa eine Ausstellung von «Entarteten» im «Haus der Deutschen Kunst». Einer von Savignys Gedanken: Gott hätte den Menschen mit der Entscheidung zu Gut und Böse etwas so Schweres aufgebürdet, daß sie damit nicht fertig werden könnten, folglich böse werden müßten, bis auf Heilige, wie Franz von Assisi. Vielleicht hat er recht. Aber es gibt auch Grenzen des Bösen – oder nicht? [...]
Neulich in der U-Bahn an die wirklichen Glücksmomente in meinem Leben gedacht, und wie selten sie einem doch bewußt werden. Seit vier Wochen keine Post von E. [...] Jürgen schrieb: «Die Leute vertrauen meiner Führung. Angriff auf T., ohne Verluste. Ich bin froh, daß mein Gebet erhört wurde: Herr, laß mich stark sein im Streite.»

Hedin, Sven 1865–1952 **Stockholm**
–10°, ziemlich klarer Himmel im Zenit, am Horizont Wolken. Später wieder bedeckter Himmel. [...]
Deutsche Luftwaffe im Osten sehr überlegen. Im allgemeinen belaufen sich die Verluste auf 1 : 10. Für jedes deutsche Flugzeug gehen 10 russische verloren. Die Nachrichten, sowohl aus dem Osten wie auch aus Afrika sind heute für Deutschland günstig. – Die öffentliche Meinung in England ist ungeduldig. Der «News Chronicle» erinnert an die Rede des Flugministers Harrison vor einigen Monaten, in der er 4-stellige Angriffe auf alle deutschen Städte versprochen hatte, und davon hat man weiter nichts gehört. Man wartet ungeduldig auf die zweite Front. In Afrika



Hans-Henning Teich, 1943

geht es nicht so leicht, wie man versprochen und geglaubt hatte. Und währenddessen wird Rommel immer stärker. Statt Nehring hat Generaloberst v. Arnim den Oberbefehl in Tunesien erhalten. – Als Generalstabschef bei Hitler ist Halder abgelöst worden von Zeitzler. Halder hat einen wichtigen anderen Auftrag in Berlin erhalten. [...] Giese schickt mir einen Artikel aus dem Völk. Beob. über mein Buch, der des Lobs voll ist. [...] In Claras Wohnung ist jetzt großes Packen, und Märta ist herübergekommen, um zu helfen. Wir haben jeder 35 kg und werden versuchen, die Koffer mit in unsere Abteile zu nehmen. Um 8 Uhr kommt Montell, ob er besondere Neuigkeiten zu beachten hat. – Sven und Aina wollen zum Zug kommen, der um 9.10 geht. Ansonsten ist alles klar. Möge Gottes Hand auf dieser wichtigen Reise mit uns und über uns sein. Die Ehrenbekundungen, die mich erwarten, sind reine Bagatellen gegen die großen Pläne und Hoffnungen, die ich mitnehme. [...]

−8°, klarer. – Den ganzen Tag Packen, ein einziger Wirbel. [...] Um 8.20 Uhr fuhren wir zur Centralstation [...]. Unser gesamtes Gepäck fand Platz in unseren 2 Abteilen, was die Angelegenheit einfacher machte. [...] Schöne Nacht, wenig Schlaf. – Erik Nordin war am Bahnhof in Malmö. Beschaffte ein Auto, das uns zur Fähre brachte. 2 Stunden bis Kopenhagen. Dort begrüßte uns Reichsbevollmächtigter Dr. Best; der Erbgroßherzog von Mecklenburg, der Neffe von Adolf Fr.[edrik]; Gesandtschaftsrat Drakes; Machowitz und andere. Sie fuhren uns in das Büro von Generaldirektor Knudsen, wo wir Punsch angeboten bekamen. Knudsen überreichte uns umfangreichen Reiseproviant, 2 Schachteln mit Käse, ..., Smörrebrød, Keks etc.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**

Verließ die Wohnung früh, kaufte saure Äpfel (ausgerechnet bei Fortnum & Mason) und einen Kopf Sellerie – der letzte, den es gab, Preis 17–, *sehr* dreckig und ich hatte die Wahl, ihn zu nehmen oder liegenzulassen! Ich nahm ihn, da meine Absicht war, einige Vitamine für Stuart aufzutreiben.

Hatte Mittagessen mit Howard Kershner (Direktor der Hungerbekämpfung in Europa für das «American Friends' Service Committee») im Westway Hotel, der mir viele interessante Tatsachen über die Essenssituation erzählte (einschließlich der Tatsache, daß Roosevelt und Churchill die wirklich Verantwortlichen seien, und nichts außer einer großen öffentlichen Agitation kann sie zum Handeln bringen). Er sagte auch, daß 6000 Juden von Frankreich nach Spanien geflohen seien und sich nun in der Gefahr befänden, vom hungernden Spanien nach

Deutschland zurückgeschickt zu werden; aber unsere Regierung, trotz all des Geschwätz über Abscheulichkeiten, will nichts für sie unternehmen!!

Grosz, George 1893–1959
An R. und A. Jacobi **New York**

[...] Weiß ich dann manchmal überhaupt nichts mehr zu unterscheiden, was gut ist und was schlecht – und auf einmal ertappe ich mich bei der «pragmatischen», sehr amerikanischen, falschen Auffassung: was Erfolg hat, ist GUT – was Mißerfolg hat, SCHLECHT ... ich bin ja auch kein so besonderer Erfolg. Sieben Jahre vertan mit dem Unterrichten von Zeitstehlern und Dilettanten, alten weißhaarigen Damen und Debutantinnen mit mink coats und eigenem Chauffeur. Hie und da was verkauft – gerade so decent living gemacht, wie man hier sagt – aber mehr auch nicht. Wie viele Schläge ins Wasser! Als der eigentliche «Zeichner» ein kompletter Mißerfolg – so gelebt eigentlich doch mehr von meinem «Witz» oder ihn mit hineingenommen in meine Lehrtätigkeit und lecture business – was mir alles gar nicht so sehr behagte. Aber kaum Sicherheit – und niemals «richtiges» großes Geld. Immer nur kleinere Summen, ganz nett, naja – also wieder Geld für die nächsten zwei Monate – was dann? ... aber die großen Lose gewannen andere ... Verlangt wurden Neuigkeiten, stunts und Sensationen – oft dachte ich, die 57. Straße sei besiedelt von größeren und kleineren Barnums, anstatt von Kunsthändlern im europäischen Sinne ... laß den Gedanken an ein Deutschland, wie wir es einmal kannten, verblassen ... und wegfliegen wie Zigarettenrauch. Dieses Deutschland ist nicht mehr... Das Daran-Denken erzeugt nur Bitterkeit – und diese Bitterkeit erzeugt, so denke ich, falsche Vergleiche. Laß uns das alles vergessen; solange dieser unselige Krieg sein wird, sind sowieso alle Gedanken unzulänglich...

Gerken, Mable R. **USA**

Dies ist die eigenartigste Schule, die man sich vorstellen kann. Sie liegt in der Mitte eines großen Gebäudes, ungefähr 175 m lang und 100 m breit. Wahrscheinlich 15 m hoch. So schätze ich wenigstens mehr oder weniger. Die Hälfte des Gebäudes hat eine Reihe von Bombenflugzeugen, die fertiggestellt werden, während die andere Hälfte angefüllt ist mit kleinen Werkstätten, mit Tischen für Zeichnungen, Werkzeuge und Maschinen.

Es sind 38–40 Leute in der Klasse. Jeden Tag oder so kommen neue und andere gehen, um zu arbeiten. Die meisten sind Frauen so zwischen 20

und 60 Jahre alt. Die haben keine Ahnung von mechanischen Problemen. Mir wurde gesagt, die Männer, die sich bewerben, werden sofort ans Fließband geschickt. Zwei junge Männer sind unsere Lehrer, sie haben schon einige Zeit in der Fabrik gearbeitet. Sie kennen ihren Job, aber ich glaube, sie berücksichtigen nicht, daß wir Anfänger den Unterschied zwischen einer Nietmaschine und einer Bohrmaschine nicht kennen. Das ist sehr verwirrend. Auch ist es sehr laut. Für die Vorträge gehen wir in einen Raum, der vom Geräusch geschützt ist für unsere Vorträge und Anweisungen. Der Raum ist ungefähr 4,50 m lang und 5 m breit, an der einen Seite gibt es eine Wandtafel, und der Rest sind Bänke.

Wir alle laufen da hinein und setzen uns hin, als ob unser Leben davon abhängt und als ob nicht genug Plätze für alle da wären. Das erinnert mich an das Spiel «Musical Chairs» mit dem einen Unterschied, es gibt immer genügend Stühle.

Wir müssen das Handbuch für Flugzeuge studieren und Bilder zeichnen von den verschiedenen Teilen eines Bombenflugzeuges. Ich werde meine aufbewahren, es sind Meisterwerke. Sie zeigen den Benzinbehälter, die Flügel, die Stabilisierungsanlage, die Flügelenden, die Ruder, die Landeklappen, das Fahrgestell, die Öffnung für die Bomben, die Maschinengewehre usw. Wir kopieren diese, während der Lehrer sie an die Wandtafel zeichnet. Bevor der Unterricht anfängt, erzählt er uns eine Geschichte. Er sagte, wir sehen so gespannt aus, wir sollen uns entspannen. Ich glaube, wir waren unter einer Spannung, denn ich selber hatte riesige Angst.

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie diese Bombenflugzeuge einen beeindrucken, bis man etwas mit ihnen zu tun hat. Ich würde nicht gerne der Feind sein, wenn ein Hundert oder so von ihnen ihre Bomben werfen.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Föhnsturm, Dürre. Sehr unwohl u. bedrückt. Sieben-Teilung des Bandes und Benennung der Hauptstücke. Mittags allein auf der Promenade. [...] Der russische Vordrang auf Rostow, das offenbar demoralisierte Weichen der Deutschen geht weiter. – Roosevelt hofft auf das Ende in 1944. Vielleicht also wenigstens zu meinem 70. Geburtstag. Mit dem Joseph bin ich früher fertig geworden, als die Welt mit dem Fascismus. Gesetzt, daß sie selbst durch den Sieg mit ihm fertig wird.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Agnetendorf**

Manchmal schneit es leise, kalt. Vorm. 1½ Std. Richtung Kiesewald. Nachm: Danksagungen. Abends allein. Ab ½11 Uhr liest G. Böhme.

Duclos, Jaques *1896 **Berlin**

Zum nordafrikanischen Fragenkomplex nahmen wir folgenden Standpunkt ein («Humanité»):

«Die Kommunistische Partei ist der Auffassung, daß im Interesse des Befreiungskampfes folgendes in Nordafrika erreicht werden muß:

a) die Bildung einer Leitung, fähig, eine machtvolle Militärkampagne zur Verjagung der Deutschen und Italiener, im Einvernehmen mit den Alliierten, zu organisieren;
b) Maßnahmen, die aus Nordafrika die Basis einer wahrhaft nationalen Armee machen;
c) die Wiederherstellung der demokratischen Freiheiten;
d) die Ernennung von bewährten Patrioten für die Kommandostellen der Armee und der Polizei;
e) die Entwaffnung und Auflösung der nazistischen Gruppierungen und die Verhaftung hoher Chefs;
f) die Gleichberechtigung ohne Unterschied der Rasse und die Einigung der ganzen Bevölkerung gegen Hitler.»

Das Oberkommando der Wehrmacht **(Berlin)**

An das Auswärtige Amt

Der Führer hat befohlen, daß Angehörige der französischen Wehrmacht, die bei den Kämpfen in Französisch-Nordafrika in deutsche Hand fallen, nicht als Kriegsgefangene zu behandeln, sondern, soweit sie in Frankreich beheimatet sind, beschleunigt in das Mutterland zu überführen und dort in Verbindung mit den französischen Behörden zu entlassen sind. Die in Französisch-Nordafrika Beheimateten können in geeigneten Fällen auf ihren Wunsch entweder nach Frankreich entlassen werden oder, wenn keine besonderen Gründe dagegen sprechen, auch in Tunesien verbleiben. Die französische Regierung soll angehalten werden, diesen entlassenen Soldaten den Übergang in das Zivilleben durch geeignete Maßnahmen zu erleichtern.

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Der Kurs von Valéry hat heute morgen nicht stattgefunden. Die Metro war heute morgen in Fontenay unterbrochen, als Folge eines schweren Unglücks: Zusammenstoß zweier Züge. Wir haben uns dann an unse-

rem Treffpunkt nicht gefunden. Sie hat mich auf der einen Seite erwartet, ich suchte sie auf der anderen. Wodurch ich auf mein Mittagessen verzichtete, da ich keine Marke hatte, um ins Restaurant zu gehen. Bin, um auf sie zu warten, in der Bibliothek gewesen, wo sie um 2 Uhr ankam. [...]
Ich bin zu meinen Besorgungen mit leerem Magen aufgebrochen, habe ausgerechnet heute morgen bei mir zuhause nichts zu mir genommen zum Frühstück. Und noch dazu: mein Ofen schon wieder kaputt. Ich bin heute abend buchstäblich eiskalt: Hände, Körper, Beine und Füße.
Ich habe Madame D. gefragt, was sie eigentlich zu dem Kurs von Valéry gehen läßt. Antwort: erstens mit Rücksicht auf Valéry selbst, Mitglied der «Gesellschaft der Freunde Doucets». Dann das Thema seines Kurses: Wagner, über den er, wie es scheint, außerordentliche Dinge zu sagen hat.

Cousteau, P.-A. **Paris**
In der Zeitung: Je suis partout.
Dieses Buch («Flug nach Arras» von Saint-Exupéry) ist die Erzählung von einem gefährlichen und zutiefst absurden Einsatz über den deutschen Linien. So absurd, wie es alle Befehle bei allen Waffengattungen in dem denkbar absurdesten aller Kriege waren. Doch diese Erzählung ist nur ein Vorwand. Monsieur de Saint-Exupéry erklärt uns gleich zu Beginn des Buches, der tollste Bursche in seiner Aufklärungsstaffel, der größte Draufgänger und sympathischste Kerl, derjenige, der ihm von allen am teuersten ist, sei ein gewisser Israel. (...) Vor heroischem Hintergrund setzt er die Silhouette eines Juden groß ins Licht, und die ganze Rasse profitiert davon. (...) Das ganze Arsenal heruntergekommener Phrasen, das Loblied der sakrosankten Demokratie, der Kult des Individuums, Ausbrüche im schönsten 48er Stil gegen die autoritären Regierungen (die faschistischen Truppen vergleicht er mit «Sklavenmärkten».)
«Hätte sich Frankreich», ruft Saint-Exupéry und reckt schneidig sein Kinn empor, «aus dem Krieg heraushalten sollen, um sich eine Niederlage zu ersparen? Ich glaube nicht.»
Freilich ... jemand, der vor dem großartigen Kumpel Israel in Bewunderung erstarrt und sich obendrein rühmt, mit Léon Werth befreundet zu sein, kann es nur legitim finden, wenn Frankreich geopfert wird. Da es die Juden einmal so wollen, darf man sich dem nicht versagen. Sei's drum, wenn dabei einiges zu Bruch geht.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**
Heute ist der 25. Jahrestag der Proklamierung von Wilsons berühmten 14 Punkten, die das kaiserliche Deutschland, als der Krieg längst verloren war, mit Verachtung zurückwies.
Bei Stalingrad hat Hitler den Weltkrieg Nr. 2 verloren.
«Rufi» erzählt mir, daß man auf deutscher Seite sehr um Finnland besorgt ist. Er sprach von einem Stalin-Ultimatum, demzufolge Finnland vor die Wahl gestellt wird zwischen einem Friedensschluß – mit den Grenzen von 1940 – oder einem ständigen Verzicht auf die staatliche Selbständigkeit.
«Rufi» spricht weiter von einer stark erhöhten militärischen Bereitschaft in Schweden, die ihre Ursache in dem erwähnten Stalin-Ultimatum haben soll.
Im deutschen Blatt in Flensburg sieht man jetzt eine auffallend große Anzahl von Todesanzeigen, die mit dem Eisernen Kreuz versehen sind. Bis zu sieben an einem einzigen Tag.
In Berlin spricht man von einer beunruhigend hohen Sterblichkeitsziffer unter Kleinstkindern.

Quack, Paulheinz 1921–1986 **Wahn**
Liebe Eltern!
Wir haben sehr viel Dienst. Noch nach Zapfenstreich. Nachts um 2 Uhr kam ich dieser Tage mit Haareschneiden an die Reihe. Wurde dazu geweckt.
Mit 96% Sicherheit bleibe ich als Ausbilder hier.
Vielen Dank für die Briefe. Es tut mir so sehr leid, liebe Mutter, daß Du Schmerzen hattest. Wie kann sich die Galle nach so langer Zeit so plötzlich wieder melden!

Hahn, Georg *1915 **Sprottau**
Nach sieben Tagen und sieben langen Nächten rollte der Lazarett-Zug im Bahnhof von Sprottau ein. Wir wurden ausgeladen und ins Heimatlazarett gebracht.
Zuerst ging es in den Keller. Dort standen wir splitternackt um eine Krankenschwester herum. Der Sanitäter befand sich gerade außerhalb des Hauses, so mußte Schwester Lotte uns mit einem Rasierapparat alle Haare entfernen. Der Kopf wurde verschont, denn an diesen Teil des Körpers gehen die Läuse nicht. Doch nach einer Viertelstunde wurde es der Schwester schlecht und mußte aufhören. Glücklicherweise traf inzwischen der Sanitäter ein. Nach der Rasur wurden wir gebadet. Eine

ältere kräftige Schwester legte mich in die Badewanne, vorher wurden wir natürlich entlaust. Inzwischen überfiel mich wieder das Wolhynische Fieber mit 40 Grad Temperatur. Endlich lag ich im Krankensaal. Ich fror, trotzdem man mir drei Decken gab. Ich erwischte gerade noch eine Laus und zerdrückte sie mit den Fingern. Das war aber die letzte. Es muß ein widerstandsfähiges Biest gewesen sein. Dann hatte ich Ruhe von diesen Plagegeistern.
Ab und zu erhielten wir Besuch von einem Parteimenschen. Er begann seine Rede mit den Worten: «Ihr Helden der Ostfront ...» Das langweilte uns, doch dann begannen die ihn begleitenden Damen der NS-Frauenschaft, uns Kaffee und Kuchen ans Bett zu bringen. Das behagte uns schon besser.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine Liebste, ein Brief von Dir. Ein Päckchen fertig, mit Schmelzbutter von Bo., der an Ischias erkrankt liegt.
Die Ankunft der 5 blauen Bücher hat mich sehr erfreut. Der blaue Faden reißt ja nicht ab. Bei uns sank die Temperatur auf −28 Grad. Es ist windstill und drinnen schön warm. In den letzten Nächten hatte ich keine Wanzen. Einmal muß ja auch die Zuwanderung aufhören. Bei den Unteroffizieren sah ich heute, wie jemand mit einer Lötlampe sein Bett abbrannte. Er berichtete mir, daß durch Schütteln ca. 50 Wanzen herausgefallen seien.
Ich lese gerade «Der Versprengte» von Colliander. Stammt das Buch von Oma? Sie hat es doch nicht gelesen? Es ist ja zu Beginn etwas sündig.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!
Abends auf der Stube. Es ist mollig warm, obwohl draußen 19° minus festgestellt wurden. Viel zu berichten gibt es nicht. Vormittags nach nötigem Ausschlafen Gemeinschaftsarbeit der Stube, nämlich Holzmachen. Bei der Kälte wurde man dann auch hungrig. Es gab Nudeln und Goulasch. Nachmittags Dienst. Zum Glück ist es auf der Stube sehr warm. Überhaupt sind wir wohl in dieser Hinsicht von allen Stuben am günstigsten dran. Links und rechts zwei Stuben, an der dritten Seite ein Gang und weitere Räume und die einzige Außenseite nach Süden. So haben wir unter widrigen Winden (abgesehen von denen, die wir selbst erzeugen) nicht zu leiden.
Das Licht ist heute prima; auch sonst ist es auf der Stube heute ruhig.
Ich schließe mit vielen Grüßen Euer Eckart

Soldat Hein B. **Rußland**

Liebe Alle!
Seit dem 6. d. M. liegt hier Schnee. Dazu kommt täglich Neuschnee, so daß bald ½ m Schnee liegt.
Aber nach den Gesprächen der Einwohner zu urteilen, dauert dieses Wetter höchstens 2 Wochen an.
Die tiefverschneiten Berge sehen herrlich aus, wenn sich frühmorgens der Himmel rötlich färbt und den Sonnenaufgang ankündigt. Als wir am 6. zu unserem Blockhäuschen kamen, da glaubten wir uns in einen Märchenwald versetzt. Die Bäume und Büsche hatten alle den frischen Schnee auf den Zweigen, was wie Zuckerguß ausschaute. Strenge Kälte herrscht hier nicht. Nur des Nachts friert es etwas. Aber dagegen schützen uns die Wollsachen. Die Filzstiefel sind ideal, schön weich und warm, da bekommt der Posten nie kalte Füße. Nach den 2 Stunden Wache machen wir uns Röstbrot und heißen Kaffee, wozu sich der kleine Ofen prima eignet.
Euer Hein

Hoffmann, Karl-Heinz *1919 **(Straflager in Nord-Norwegen)**

Eines Tages wurde ein Kommando von zehn Kameraden, zu denen auch ich gehörte, mit einem Lkw in eine felsige Landschaft transportiert. Mit Kronen- und Steinmeißeln mußten wir tiefe Löcher in den Felsen schlagen. Ein Unteroffizier der Gebirgsjäger maß nach. Hatten die Löcher die gewünschte Tiefe, wurden sie mit Sprengstoff ausgefüllt. Waren wir dann alle in Deckung, erfolgte die Sprengung. Nachdem etliche Kubikmeter Steine weggeschleppt waren, wurden neue Löcher geschlagen. Bei der Arbeit erfuhren wir, an diesen Stellen sollten Maschinengewehrnester und Bunker zur Verstärkung des Lapplandwalls gebaut werden. Bei Tag und Nacht wurde an der Verstärkung des Lapplandwalls gearbeitet. Dabei kamen Tausende von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern aus den okkupierten Ländern, auch aus Norwegen, zum Einsatz. Längs der Küste erstreckten sich Feuerpunkte aus Eisenbeton, mit Panzerplatten verkleidet. Die dominierenden Höhen wurden zu wahren Bergfestungen.
Auch die Stadt Kirkenes wurde zur Festung. Sie konnte für 150000 Soldaten neun Monate lang den Bedarf auf allen militärischen Gebieten decken, falls die dort befindlichen Truppen einmal abgeschnitten sein sollten.

F., S. *1923 **(Kessel Demjansk)**

Unser Gefechtsstand lag in einer von Kuschelbäumen umstandenen Mulde auf einer Höhe. Mußte ich nämlich zur rechts unseres Abschnitts gelegenen Kompanie, so führte mein Weg mich über einen Höhenkamm, von dem ich bei klarem Winterwetter einen wunderbaren Blick über die endlose Weite der russischen Landschaft hatte und zwar nach Süden und Westen. Das Gebiet im Westen war ja unterbrochen von russischem Gebiet, und weit im Westen begann eine ziemlich dünne deutsche Linie, die wir nach dem Rückzug aus dem Kessel fester schließen sollten. Jedenfalls war der Blick über diese Endlosigkeit ein tiefes eindrucksvolles Erlebnis, das mich vieles vergessen ließ, aber ein Gefühl für die Größe dieses Landes gab. Überwältigend auch nachts der von Sternen übersäte Himmel, den ich in solcher Schönheit bis dahin noch nicht kannte.

Landreth, Earl 1893–1966

Liebste Mädchen: **Kuba**

Im Moment machen wir nicht gerade besonders viel, so 'ne Art Atemschöpfen zwischendurch. Normalerweise wird vor dem Ende eines Samstags jedermanns Arbeit auf unseren Schreibtisch abgeladen. Sonntag ist genau wie jeder andere Tag. Wir halten uns etwa an die gleichen Stunden, außer zum Frühstück, das wir später am Tag haben, wie ich schon erklärte.

Wir haben's hier mit gemischten Streitkräften zu tun. Neben unseren eigenen auch Neuseeländer, Fifi-Leute und Britische. Selbst unser Personal ist wie ein Laden-Sandwich Marke «Bumstead». Wenn ihr diesen Hinweis nicht versteht – Margaret wird sich freuen, es euch zu erklären.

Diese Insel hat eine große Zuckerindustrie. Sie raffinieren ihren Zucker nicht weiter als bis zum braunen Zuckerstadium, und da wir unseren Zucker durch einen lokalen Pachtvertrag bekommen, kommt er genau so auf unseren Tisch. Wenn man um die Insel fährt, sieht man große Flecken des flachen Landes voll Zuckerrohr, und die Landschaft ist von den kleinen, schmalen Schienensträngen für ihre Züge durchzogen. Die Lokomotiven sind sehr interessant mit großen Schornsteinen aus dem Bürgerkrieg und den hell leuchtenden Dampfpfeifen aus Messing nebst anderem Zubehör. Die Schienen werden losgemacht und nach Gutdünken in den verschiedenen Feldern neu verlegt und werden dazu gebraucht, um Zuckerrohr in die Raffinerie zu fahren. Es scheint, daß jemand herausgefunden hat, daß verbranntes Zuckerrohr ebenso guten

Zucker ergibt wie frisches und viel leichter zu ernten ist, so daß nun die Felder vor dem Schneiden abgebrannt werden. Scheint, daß ich mich daran erinnern kann, daß das Abbrennen der Felder einmal ein Mittel war, um es den Plantagenbesitzern heimzuzahlen. Ich habe erfahren, daß diese Technik zwar nicht in Kuba, aber auf den Inseln Hawaiis angewandt wird. Einige Leute sind heute Angeln gegangen, aber das Wasser ist wild.

Werde nun schließen, mit all meiner Liebe an euch alle. Papa

Turner, Grete 1899–1982

An ihren Sohn in Stalingrad **Kirchweyhe**

Mein lieber großer Junge!

Ich habe Dir eigentlich nichts zu erzählen, aber schreiben muß ich Dir, weil meine Gedanken so ständig bei Dir sind. Wie gern, ach wie gern wüßte ich, wie es Dir geht, mein lieber Junge! Wüßte so gern, ob Du es auch nicht zu schwer hast, oft lese ich Deine wenigen letzten Briefe wieder durch und freue mich, daß Du zufrieden und zuversichtlich schreibst! Einmal wird ja auch der Tag kommen, wo Du wieder auf Urlaub kommst, mein lieber Jojo! Dann sollst Du es gut haben, und wir wollen Dich ordentlich pflegen.

Könnte ich Dich nur mal eine Stunde sehen, dann wäre ich erst wieder zufrieden.

Bist Du denn noch immer in der bewußten großen Stadt?

In inniger Liebe grüßt Dich Deine Mutti.

Soldat Heini **Stalingrad**

Lieber Jopp!

sicher hast Du in letzter Zeit schon des öfteren von den schweren Kämpfen zwischen Wolga u. Don u. hier um Stalingrad gehört. Der Russe fühlt sich sehr stark, u. hat uns so gut wie eingeschlossen, u. liefert uns harte Kämpfe. Dadurch haben wir schwer unter der Versorgung, auch Verpflegung und Postbeförderung zu leiden. Schon Wochenlang haben wir keine Post, ja sogar die schöne Weihnachtspost u. die schönen Päckchen noch nicht erhalten. Und die Verpflegung, na die reicht so eben um nicht zu verhungern. So leben wir nun schon einige Wochen, u. erwarten jeden Tag mit Sehnsucht unsere Befreiung. Aber jetzt im Winter, bei großer Kälte, u. Schnee ist es ja keine Kleinigkeit, u. somit müssen wir uns noch in unser Schicksal fügen. Aber lieber Jopp, was so ein Landser an der Front nicht alles für Opfer bringt u. aushält, u. so nehme ich auch diese Opfer gern auf mich, wenn unser Herrgott mich

dafür gesund in die Heimat zurückkehren läßt. Bald wäre auch das noch schief gegangen, am 28. 11., hat es auch mich leicht erwischt, habe noch riesig Glück dabei gehabt. Auf einer Fahrt mit dem Wagen wurden wir von Russ. Bombern überrascht, 2 meiner Kameraden sind dabei übel zugerichtet worden, der eine verlor ein Bein, der andere starb kurz darauf. Ich kam wie durch ein Wunder, ohne großen Schaden davon, einen Splitter in der Unterlippe u. an der linken Hand, und ein buchstäbliches blaues Auge davon. Heute ist alles schon wieder in Ordnung, gebe Gott, daß es weiterhin gut geht, u. wir uns in der Heimat gesund wiedersehen werden. Für den Moment ist es aber wichtiger, daß wir aus unserer komischen Lage recht bald befreit werden, u. der Russe seine Schläge dabei bekommt. Mit den besten Grüßen, u. weiterhin viel Soldatenglück, verbleibe ich Dein Schwager Heini!

Soldat Hans **bei Stalingrad**

Meine liebe Lotti!

Leider habe ich ja das Pech in diesem Kessel zu sitzen. Dadurch ist auch für mich alles so ungünstig geworden. Soweit ich Dir allerdings helfen kann, tue ich es. Sollte man wegen der Wohnung oder irgend etwas andrem an Dich herantreten, dann vertröste auf mein Erscheinen. Sie sollen alle warten, bis ich kommen kann. Ich muß ja auch warten. Die Miete kannst Du ja von meinem Geld, welches ja laufend ankommt, bezahlen. –

Sonst wüßte ich nichts neues. Ich kann nur noch einmal wiederholen: nicht den Kopf verlieren und obenauf bleiben. Es wird schon alles wieder werden. Es grüßt Dich recht herzlich und küßt Dich aus der Ferne, in der Hoffnung auf baldige Post von Dir, Dein Bruder Hans.

Soldat Waldemar **Rußland**

Im Felde

Meine lieben Eltern!

Wie geht es Euch meine lieben Eltern denn noch? Hoffendlich sehr gut, daß Ihr noch alle gesund und munter seid. Auch von mir kann ich dasselbe mit Gottes Gnade bezeugen. Habe ja keine schöne Zeit mit durchgemacht die letzten Wochen, aber doch bin ich noch dankbar und wollen hoffen, daß ich alles andere auch gut überstehen werde. Wäre doch nur erst der unseelige Krieg vorbei und wir alle freudiges Wiedersehen feiern können.

Aber das liegt alles in Gottes Hand. Vor allen Dingen wollen wir bemüht sein unseren teueren Glauben zu behalten. Wie ist denn dort das

Wetter? Hier ist es ziehmlich kalt. Seid nun für heute noch herzlich gegrüßt von Euer Sohn Waldemar, auch wünsche ich noch ein frohes und gesegnetes neues Jahr.

Auf ein freudiges Wiedersehen!!

Soldat Raimund **Stalingrad**

Liebe Eltern!

Um für einige Minuten wieder andere Gedanken zu fassen, habe ich mir eine Pfeife Maisblätter angesteckt und schreibe in meinem Bunker diese Zeilen. Wie geht's Euch gesundheitlich? War der Tommy schon wieder da? Den geschäftlichen Weihnachtsansturm habt Ihr ja nun hinter Euch. Schade, den hätte ich gerne mitgemacht. Die neue Maschine schafft doch auch ein schönes Stück. Habt Ihr in diesem Jahr wieder eine Festgans gehabt? An solche Dinge darf ich gar nicht denken. Ich habe z. B. gestern abend seit 5 Tagen wieder das erste Stückchen Brot gegessen. Heute muß nun eine halbe Schnitte reichen. Eure 10 kg.-Päckchen und die außerdem noch fehlenden 15 kleinen Päckchen hoffe ich, einmal zu bekommen, und dann restlos. Was glaubt Ihr, was ich darüber herfallen werde. Dann werden sich Bratkartoffeln mit Speck wie zu Hause gemacht, dann kann ich noch ein Scheibchen Brot mit Kunsthonig, dann Plätzchen, Kuchen, Schokolade, ein Zigärrchen und einen herrlichen Tropfen Kakao mit Nuß folgen lassen. Das wird ein Festtag. Allein schon ein Stück Brot mit Kunsthonig genügt, um mich festlich zu stimmen.

Für *spätere* Übersendung einer kleinen Mundharmonika wäre ich Euch dankbar. Aber, bitte, nicht meine jetzige; die ist zu schade. Für heute empfanget herzliche Grüße aus dem Bunker in Rußland von Eurem wartenden Sohn Raimund

Jünger, Ernst *1895 **Woroschilowsk**

Früh auf dem Markte, der bevölkert war. Die Lage reizt zu Verkäufen, da man Geld leichter als Ware mitführen kann. Das Essen wird jetzt üppig; die Vorräte werden verpraßt. In den Gärten sah ich Soldaten Gänse räuchern; auf dem Tisch türmten sich Berge von Schweinefleisch. Ich spürte den Schreckenswirbel, der die Annäherung östlicher Heeressäulen ankündet.

Zu Mittag beim Oberbefehlshaber, dem Generaloberst von Kleist, den ich sorgenvoll vor seiner Karte fand. Schön, wie ich so aus dem Trubel des Marktes in das Zentrum der Dinge trat. Die Feldherrnperspektive ist ungemein vereinfacht, doch zugleich dämonisch erhöht. Die Einzel-

Zeitsprung in das Jahr 1934

schicksale verschwinden aus der Sicht, doch sind sie geistig gegenwärtig, summieren sich zur Atmosphäre, die ungeheuer drückt.
Im Vorzimmer überreichte mir der Nachrichtenoffizier ein Telegramm; der Vater ist schwer erkrankt. Zugleich verbreiteten sich Gerüchte, daß die Bahn nach Rostow unterbrochen sei. Zufällig traf ich Oberstleutnant Krause, mit dem ich durch frühere Händel, besonders seit der Geheimtagung auf dem Eichhof, verbunden bin. Dieser erwartete ein Flugzeug aus Berlin und bot es mir zum Rückflug an. Während wir noch darüber sprachen, ließ der Personalchef des Oberbefehlshabers mir mitteilen, daß in der Kuriermaschine, die morgen früh in Armawir aufsteigen soll, ein Platz für mich zurückbehalten sei. Ein Wagen dorthin fährt in zwei Stunden ab.

Armee-Oberkommando 6 **Stalingrad**
Funkspruch
Am 8. 1. standen nur Teile von Verpflegungsmitteln der gekürzten Sätze zur Verfügung.
Festung ist daher ab 9. 1. wieder allein auf den Einflug vom 7. 1. 17.00 Uhr bis 8. 1. 17.00 Uhr mit

20 to. Brot,
5,9 to. Gemüse,
3 to. Fett,
0,2 to Abendkost,
2,8 to Zucker

angewiesen. Falls Zuführung und Verteilung an die Truppe überhaupt noch erfolgen kann, erhält der Mann am 9. 1.

75 Gramm Brot,
24 Gramm Gemüse,
200 Gramm Pferdefleisch mit Knochen,
12 Gramm Fett,
11 Gramm Zucker,
9 Gramm Getränke,
1 Zigarette.

Elisabeth **Gladbach**
An ihren Vater in Rußland
Lieber Papa.
Die besten Grüße aus der Heimat sendet dir deine dankbare Tochter Elisabeth. Mir geht es noch gut hoffentlich dir auch. Du bist jetzt auf

großer Fahrt wir denken soviel an dich. Wir beten gut für dich das du gut an kommst. Wir beten auch das dir nichts pasiert. Rolf Mutter und ich bin dir am schreiben. Martin hat sich mit dem Rasiermesser in den Finger geschnitten. Er hat heute wieder an mir gezankt. Martin will sich den Finger baden. Er hat eben geknetet. Benno war eben auch wieder hier.

Wir sind heute zum ersten Mal zur Schule gegangen. Mutter war heute in Neuwied. Sie hat nichts bekommen als Füllhalter. Wir haben Abend 8½ Uhr. Ich gehe gleich zu Bett.

Nun will ich schließen mit 1000 Grüße und Küsse deine dankbare Tochter Elisabeth: Auf Wieders.

Obergefreiter Laiber **im Osten**

An Vater Rudolf Pfeifer

Aufstellung: Privatsachen des gefallenen Gefr. Klaus Pfeifer.

1 Mappe mit Briefpapier, Couverts, Führerscheinhülle, 1 Notizbuch,
1 Reisenecessaire,
1 Taschentuch,
1 Paar Sportschuhe,
1 Wollweste,
1 Trainingsjacke,
1 Paar Schuhspanner,
1 Hülle mit Briefen, Spielkarten, Bleistiften, Radiergummi, Schreibpapier, Notizbuch,
1 Säckchen mit Schuhputzzeug,
1 Säckchen mit Reinigungsgerät,
1 Säckchen mit Rasierpinsel, Rasierapparat, Hautschere (?). Handbürste, Rasierklingen, Salbe, Zahnbürste, Spiegel, Kamm, Seife, Puder,
1 Säckchen, Inhalt: 1 Sporttrikot, 1 Paar Fingerhandschuhe, 1 Binde, 3 Bürsten, 1 Paar Hosenträger, 1 Paar Socken, 1 Nähzeug, 1 Rasierpinsel, 1 Taschentuch.

Aufgenommen: den 4. 1. 43, Obergefreiter Laiber

Reichspropagandaministerium **Berlin**

Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913

Der Minister betont, daß wir noch stärker die These vertreten müssen, daß die augenblicklichen Vorgänge an der Ostfront von der Feindseite wie im vorigen Jahre übertrieben werden. Es sei jedoch herauszustellen, daß die Vorgänge in diesem Jahr nicht im mindesten zu vergleichen sind mit den Schwierigkeiten der Lage im vergangenen Winter. Er regt an,

daß die Kommentatoren sich einmal mit der Brussilow-Offensive des Weltkrieges befassen und die damaligen strategischen Ziele Rußlands hervorheben. Die russische Weltkriegsoffensive habe für Rußland schwere Folgen gehabt, da sie die Kräfte der Russen aufs stärkste beanspruchte. Der Minister weist darauf hin, daß die Engländer jetzt schon skeptischer gegenüber der russischen Offensive geworden sind. Diese Stimmen könnten bei uns Verwendung finden. Wenn heute die pessimistischen Stimmen der Engländer bei einer für uns nicht sehr günstigen Lage verwandt werden, so habe er eine moralische Berechtigung dazu, diese Anordnung zu erteilen, denn er habe dafür im Sommer die für uns zu optimistischen Stimmen nicht dem deutschen Volke zur Kenntnis gebracht.

Die Diskussion in England über das Ausbleiben der angekündigten Luftangriffe auf die deutschen Städte dürfe nicht zum Anlaß einer schadenfrohen Kritik gemacht werden. Dadurch könnten die Engländer provoziert werden, und wenn sie tatsächlich kämen, werfe das Volk uns vor, wir seien mit unserer Propaganda daran schuld.

Der Minister weist noch einmal darauf hin, daß kein Grund zum Panikmachen vorliege, daß wir aber auch nicht illusionistisch die Lage betrachten sollten. Dies sagte er insbesondere im Hinblick auf die neuen Gesetzesentwürfe über die Totalisierung der Kriegsführung, die in der nächsten Zeit herauskommen.

Wir sollten mit Ernst die Lage betrachten und dabei aber stets berücksichtigen, daß durch die Intensivierung unserer Kriegsanstrengungen die Lage sich ändern werde.

Amtliche Mitteilungen **Berlin**

1. Die Kriegsverhältnisse zwingen zur Anspannung aller produktiven Kräfte und machen damit die Ausnutzung einer jeden Arbeitsstunde dringend erforderlich.

2. Ich ordne daher an, daß die Termine der polizeilichen Vorladungen nach Möglichkeit so festzusetzen sind, daß sie nicht in die Arbeitszeit der Vorzuladenden fallen. Ebenso sind Feststellungen und Einvernahmen von Gefolgschaftsmitgliedern am Betriebsort zu den Zeiten des Schichtwechsels oder kurz vorher zu erledigen.

3. Ausgenommen hiervon sind die Fälle (z. B. Kapitalverbrechen), die wegen ihrer Dringlichkeit keine Verzögerung in der Bearbeitung zulassen.

Dühr, Hartmut *1924 (Prag)

Mit Verwunderung und Beschämung stelle ich beim Lesen meines Tagebuches fest, wie unsagbar eng der Horizont meiner Wahrnehmung und meines Denkens in diesem ersten Halbjahr meines Soldatenseins geworden sein muß! Zwar habe ich keine Erinnerung mehr daran, ob wir Zeitung lesen oder Rundfunk hören konnten. Aber ganz ohne Kenntnis der Wehrmachtsberichte werden wir sicher nicht geblieben sein. So werden wir zweifellos auch erfahren haben, daß in diesem Winter 1942/43 in Stalingrad die deutsche 6. Armee neben dem Kämpfen-Müssen noch unaussprechliche Leiden durch Hunger und Kälte erdulden mußte, daß gleichzeitig sämtliche deutschen Großstädte nach und nach zu Ruinenfeldern wurden und Millionen Menschen Leben, Gesundheit, Wohnung, Hab und Gut verloren. Selbst wenn man die beschönigenden Darstellungen der Wehrmachtsberichte berücksichtigt, hätten wache Ohren das unermeßliche Elend heraushören müssen, das mit diesen «Rückschlägen» verbunden war. In meinem Tagebuch aber finde ich kein Wort darüber! Ich war offenbar so sehr auf das sinnlose Verstreichen meiner Lebensmonate fixiert, daß der millionenfache Schrei wenn schon ans Ohr, so doch nicht in Kopf oder gar Herz drang und ich mir offenbar überhaupt nicht bewußt wurde, wie glimpflich das Soldatengeschick mit mir umging.

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**

Sehr verehrte, liebe Schwester Ida!

Leider muß ich in meinen Gasteiner Plänen eine einschneidende Änderung vornehmen.

Das Oberkommando der Kriegsmarine hat mich zur Teilnahme an einer Zusammenkunft der Marinekriegspfarrer der Nordsee- und Atlantikküste aufgefordert, die in Gent (Belgien) stattfinden soll. Mein eigenes Referat soll am 20. Januar sein. Nach Beratung mit Herrn D. Füllkrug sind wir zu der Überzeugung gekommen, daß ein solcher Auftrag zu wichtig ist, um abgelehnt zu werden, und ich habe daher im Einverständnis mit ihm den Versuch gemacht, beim Oberkirchenrat in Wien einen Ersatz für mich für die erste Zeit des mir zugedachten Kurpredigerdienstes zu gewinnen. Herr Pfarrer Müller, der Sekretär von Herrn Bischof Eder, ist bereit, mich für die erste Woche zu vertreten. Ich selber hoffe am 23. dort sein zu können, wenn alles planmäßig verläuft.

Mit herzlichen Grüßen Ihr

Visa-Abteilung **Washington**

An Ingrid Warburg, New York

betrifft VD 811.111 Zinner, Alfons

Sehr geehrte Dame:

Es wird Bezug genommen auf Ihr Interesse an der Bewerbung um die Zulassung zum Eintritt in die Vereinigten Staaten im Falle Alfons Zinner.

Dieser Fall ist von einem «Interdepartmental Committee», von einem «Interdepartmental Visa Review Committee» und vom «Board of Appeals» sorgfältig überdacht worden. Wir sind zu dem Schluß gekommen, daß eine Empfehlung für die Ausstellung eines Visums zur Zeit nicht gerechtfertigt ist. Die Satzungen schreiben vor, daß das «Board of Appeals» einen Fall nicht vor Ablauf einer Zeitspanne von sechs Monaten vom Datum des vorherigen Beschlusses an wiederaufnehmen kann, und sie geben vor, daß nur die Empfehlungen der «Commitees» und des «Boards» eröffnet werden sollen.

Hochachtungsvoll H. K. Travers

Leiter Visa-Abteilung

Kerr, Alfred 1867–1948 **London**

Dear Gabriele Tergit,

danke herzlich für den Glückwunsch. Solche Jahreszahlen sind wie Breitengrade, über die man wegfährt, ohne das im Schiff zu wissen. Erst wenn der Mensch aufmerksam gemacht, wenn ihm die Nummer genannt wird, fühlt er sich angeregt zu «Rückblicken» oder «Ausblicken» – und so. Eine Neugier meldet sich vor allem: ob oder wie von jetzt ab Veränderungen auftreten; auch, wie man sie klar beobachten und klar feststellen kann. Das ist, als Novum, fesselnd: Man war halt lebenslang ein Schriftsteller. Passen Sie mal auf, wenn Sie fünfundsiebzig sein werden ...

Meine Beziehungen zu Hauptmann, die Sie streifen, waren vor einem Jahrfünft nicht so, daß ich seinen fehlenden Glückwunsch vermißt hätte. «Hier irrt Tergit». Ich hatte 1933 die menschliche Trennung vollzogen – damals konnte man noch sagen: «Vor ganz Europa». Der Scheidebrief erschien dann auch in meinem Buch «Die Diktatur des Hausknechts», das Sie, damals in Deutschland, kaum gekannt haben. Die Schlußworte hießen: «Sein Andenken soll verscharrt sein unter Disteln; sein Bild begraben in Staub». And that was that.

Gruß Kerr

Hiller, Kurt 1885–1972 London

Sehr verehrter Herr Doktor Kerr!

Soeben erzählt Bernhard Menne mir, die Dame Tergit behaupte, sie habe seinerzeit nicht gewusst, dass ich in England sei.

Hat sie es nicht gewusst, so würde . . . nicht der idiotische und diffamierende Charakter ihres Artikels im GUARDIAN, aber sein im Polizeisinn denunziatorischer entfallen.

Er entfällt mitnichten.

Der Artikel erschien im Frühsommer 1941, kurz nach meiner Entlassung aus dem Internment Camp. Anno 1939 oder in den ersten Monaten 40, jedenfalls vor meiner Internierung (welche im Juli 40 erfolgte), gab es zwischen dem Stück und mir eine Begegnung, bei einem Tee. Die Person erkannte mich, nicht ich sie wieder, und sie sprach mich (leider!) an, mit meinem Namen.

Trifft zu, was Menne mir vorhin sagte (und warum sollte es nicht zutreffen?), so *lügt* also die Hexe ganz unverschämt. Sie, Alfred Kerr, sind nach wie vor ihr Club-Bruder und -Vater. Club-Bruder und -Vater einer Skribentin, die England öffentlich mitteilt, ich sei ein Vorläufer der Nazis.

Mit herzlichen Wünschen: Kurt Hiller

J. J. H. Kriegsgefangenenhilfe Genf

An Herrn Samuel Schmitt, Teuffentahl bei Thun

Lieber Herr Schmitt.

Vielen Dank für Ihre Zeilen vom 24. Dezember und ebenfalls für die Beilage. Ich habe aber im stillen etwas mit Ihnen gehadert, denn Sie hätten sich diese Auslage nicht machen sollen, sondern den Inhalt für sich selber verwenden. Denn Sie werden auch in diesem Material nicht allzuviel zur Verfügung haben. Doch danke ich Ihnen recht herzlich für Ihren Gruß und für Ihre Wünsche für Fest und das neue Jahr.

Es tut mir leid, daß nun die Einweisung in ein Arbeitslager wiederum verfügt wurde. Ich weiß nicht, woran die Sache hängt, möchte Sie aber bitten, mit Herrn Pfr. Schloss in Kontakt zu bleiben. Es scheint mir nicht ganz logisch, daß für Sie Kaution gestellt werden mußte. Das will aber nicht heißen, daß ich für Ihre Angelegenheit kein Interesse habe; ich bin hier an der Kriegsgefangenenhilfe so mit Beschlag belegt, daß ich meine ganze Arbeitskraft hier einsetzen muß.

An Herrn Lowrie habe ich Ihre Grüße ausgerichtet, und er erwidert sie aufs Beste. Herrn Pfarrer Schloss habe ich auch geschrieben.

Mit herzlichen Wünschen für das angefangene Jahr verbleibe ich Ihr

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 Rom

Nach drei Tagen sehe ich den Duce wieder und finde ihn körperlich in einer noch schlechteren Verfassung. Es scheint, daß in diesen letzten Tagen auch Frugoni sich besorgt geäußert hat. Was ihn aber am meisten körperlich belastet, ist nach meiner Laienmeinung das allgemeine Unbehagen: jetzt ist er erbittert über die Aufgabe von Tripolis und er leidet darunter. Wie gewöhnlich ist er über die Militärs hergefallen, die den Krieg «nicht mit der Leidenschaft des Fanatikers, sondern mit der Gleichgültigkeit des Berufsmenschen führen».

Ich frühstücke mit Bottai und Farinacci. Sie sind außer sich. Bottai spricht vom Verlust Libyens und sagt: «Im Grunde ist damit wieder ein Ziel erreicht worden. 1911 sprach Mussolini sein ‹weg von Libyen›. Jetzt nach 32 Jahren hat er sein Wort erfüllt.»

Gide, André 1869–1951 Tunis

Meine Augen sind zu müde, um mir längeres Lesen bei künstlichem Licht zu erlauben. Wenn ich die Lampe auch noch so nahe heranrücke, trübt sich nach einer Viertelstunde der Blick, alles verschleiert sich, und die Augen tränen; gezwungenermaßen höre ich auf. Diese Entbehrung schmerzt mich mehr als alle jene, denen wir abends die Eintönigkeit unserer Mahlzeiten verdanken: immer dieselbe Bohnensuppe, ein mit irgendwelchem schlechten Fett gekochtes Gemüse (Blumenkohl, Artischocken, Auberginen) und zum Abschluß eine Orange.

In meinem Zimmer sind es nur mehr acht Grad; mein Gehirn fängt aber erst oberhalb von fünfzehn Grad zu funktionieren an.

Victor, der gewöhnlich als letzter zu Tisch kommt, ist als erster zur Stelle, wenn es wie heute, durch einen Glücksfall, ein Huhn gibt, und bemächtigt sich eilends der besten Stücke. Ich wundere mich von Tag zu Tag mehr über die erstaunliche Kraft, die er dadurch gewinnt, daß er mühelos ohne die Achtung und Zuneigung seiner Mitmenschen auskommt. (Wenn ich denke, daß es mich immer noch betrübt, daß er sich abends zurückzieht, ohne mir gute Nacht zu sagen!) Sein Egoismus verleiht ihm eine Art Unverletzbarkeit. Allem setzt er ein «Was kann mir das schon schaden?» entgegen. Er ist mit allem versorgt. Möchte wissen, ob die Pubertät, die bei ihm auf sich warten läßt, einige Gefühle wecken wird.

Überall Deutsche. Gut ausstaffiert, in kleidsamen Uniformen, jung, kräftig, stämmig, gutgelaunt, glattrasiert, mit rosigen Wangen. Neben ihnen geben die italienischen Soldaten eine klägliche Figur ab. Und die Araber sind den ersteren gegenüber von unterwürfiger Ehrerbietung.

... In den Straßen von Tunis, wo ich ziellos umherirre – welch elende Menschheit! Kein einziges Gesicht, an dem die Augen sich ein wenig weiden könnten. Männer und Frauen, Araber wie Italiener, sorgenvoll, grau, elend; viele schleppen gegen Abend Koffer, Körbe, Matratzen und Decken für das Nachtlager mit sich herum. Kränkliche Kinder. Armes, furchtsames und gejagtes Wild.
Man hat die Pferde, die Esel und die Maulesel requiriert. Keine anderen Fahrzeuge mehr als die italienischen oder die deutschen Autos, die in einem Höllentempo herumrasen; die französischen Autos wurden alle von der Armee beschlagnahmt. Der Strom ist von neuem gesperrt. Ich bin zu Hause und schreibe, da ich nicht weiß, was ich sonst tun könnte, dies hier beim unzulänglichen Licht einer Kerze.

Moltke, Helmuth James von 1907–1945 **Berlin**

... Das ärgerlichste ist, daß ich all die Arbeit, die jetzt geschieht, für ganz aussichtslos halte. Aber trotzdem muß sie mit aller Sorgfalt geschehen, damit andere und wir selbst uns nichts vorwerfen können, wir hätten eine Chance vorübergehen lassen ...
Gut, daß Du morgen im Bett bleiben willst. Du solltest mal jetzt zuerst an Deine Kräfte denken, denn von denen hängt alles weitere ab. Du darfst bitte nicht vergessen, daß die angenehmen und leichten Zeiten jetzt allmählich zu Ende gehen und daß wohl noch in diesem Jahr die üblen Zeiten anfangen ...

Graf, Willi 1918–1943 **München**

sehr lange schlafe ich. mittags treffe ich für kurze zeit hubert. der nachmittag vergeht rasch. zum tee bin ich bei hans mit alex [Alexander Schmorell] zusammen. am abend ein symphoniekonzert mit edwin fischer. besonderen eindruck machte das klavierkonzert c-Moll von beethoven. diese klarheit und eindringlichkeit ist unübertroffen. danach noch die 1. symph. von brahms. die darbietung ist ein wenig ermüdend, aber schön ist doch der vierte teil.
später sitzen wir noch lange im atelier als gäste und reden viel, fast zu viel. walter [Walter Kastner] geht mit mir zum schlafen.

Gerstenmaier, Eugen 1906–1986 **(Berlin [1946])**

An Wolf Ulrich v. Hassell
In der Tat war diese wochenlang vorbereitete große Aussprache eines der interessantesten Ereignisse in der Vorbereitung des Staatsstreichs, weil dabei der immer bestandene Gegensatz nicht eigentlich zwischen

Jungen und Alten, sondern zwischen Goerdeler und uns Jüngeren formuliert und besonders in einem Punkt, in der Frage der Sozial- und Wirtschaftspolitik, ins Grundsätzliche vertieft wurde. – Fritzi Schulenburg hat in dieser Aussprache vermittelt, wie sie auch wesentlich auf sein Betreiben zustande kam. Vorbereitet war sie nach der inhaltlichen Seite im besonderen zwischen Ihrem Herrn Vater und Popitz einerseits und mir andererseits. Stattgefunden hat die Aussprache bei Peter York in Lichterfelde-West, Hortensienstraße 50. Die Abkürzung W. heißt York von Wartenburg.
Tatsächlich hat es sich gehandelt um eine Begegnung des Kerns des «Kreisauer Kreises», bei der es mir zugefallen war, insbesondere Carl Mierendorff und Theo Haubach mitzuvertreten, die aus «polizeilichen Gründen» an dem Abend nicht teilnehmen konnten, aber doch zum Mittelpunkt des Kreisauer Kreises gehörten. Teilgenommen haben außer Beck und Ihrem Vater Popitz, Jessen, Goerdeler, Fritzi Schulenberg, Trott, Peter York, Moltke und ich. Es ist möglich, daß noch einer, höchstens zwei andere dabei waren.
Die Aussprache galt, wie gesagt, der Vermittlung und dem Ausgleich der politischen Unterschiede, in den Konzeptionen der Kreisauer und der Programmatik Goerdelers. Dabei waren von seiten der älteren Herren vor allem Ihr Herr Vater und Popitz Vermittler. Trott referierte über unsere Sicht der Außenpolitik und die von uns – ebenso von anderen – vertretene europäische Föderation. – York sprach zu unseren Gesichtspunkten der Verwaltungs- und Reichsreform; Moltke vertrat unsere Beurteilung der bestehenden Situation, insbesondere die Notwendigkeit der Zusammenarbeit kirchlicher und gewerkschaftlicher Kräfte, und ich hatte kurz unsere kulturpolitischen (Verhältnis Staat-Kirche) sowie unsere sozialpolitischen Anliegen darzulegen.
Goerdelers Verhalten ist von Ihrem Herrn Vater sehr richtig (nach meiner Erinnerung) wiedergegeben – wie überhaupt alle seine Notizen trotz ihrer Kürze höchst prägnant und zutreffend sind. Beck hörte sich im wesentlichen alles an. Moltke wurde durch Zwischenruf gegen Goerdeler sehr polemisch, als Goerdeler sein Staats- und Sozialprogramm darlegte. Goerdelers pädagogisierende Verschleierung des Gegensatzes reizte mich schließlich so, daß ich unsere wirtschafts- und sozialpolitischen Gesichtspunkte scharf antithetisch zu ihm formulierte. – Einig war man aber in der Notwendigkeit, möglichst schnell den Staatsstreich herbeizuführen, worauf Beck abschließend nur kurz darlegte, daß er erst sehen müsse, wie stark die tatsächlich vorhandenen Kräfte seien.

Reichskriegsgericht Berlin
2. Senat
Geheime Kommandosache!

Im Namen des Deutschen Volkes!
Feldurteil

in der Strafsache gegen
1.) den Oberleutnant Harro Schulze-Boysen,
2.) die Ehefrau Libertas Schulze-Boysen,
3.) den Oberregierungsrat Dr. A. Harnack,
4.) die Ehefrau Mildred Harnack,
5.) den Oberleutnant Herbert Gollnow,
6.) den Funker Horst Heilmann,
7.) den Soldat Kurt Schumacher,
8.) die Ehefrau Elisabeth Schumacher,
9.) den Dreher Hans Coppi,
10.) den Kraftfahrer Kurt Schulze,
11.) die Gräfin Erika von Brockdorff,
12.) den Handelsvertreter Johannes Graudenz
wegen Hochverrats d. a.
hat das Reichskriegsgericht, 2. Senat in der Sitzung vom 19. Dezember 1942 auf Grund der mündlichen Hauptverhandlung vom 15.–19. Dezember 1942, an der teilgenommen haben
als Richter:
Senatspräsident Dr. Kraell, Verhandlungsleiter,
General Mußhoff,
Vizeadmiral Arps,
Generalmajor Stutzer,
Reichskriegsgerichtsrat Dr. Schmitt,
als Vertreter der Anklage:
Oberkriegsgerichtsrat Dr. Roeder,
als Urkundsbeamter:
Heeresjustizinspektor Güldner,
für Recht erkannt:

Es werden verurteilt:
1.) Die Angeklagten Oberleutnant Harro Schulze-Boysen und Schütze Kurt Schumacher wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Kriegsverrats, Zersetzung der Wehrkraft und Spionage zum Tode, zum Verlust der Wehrwürdigkeit und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.

2.) Dr. A. Harnack, Libertas Schulze-Boysen, Elisabeth Schumacher, Hans Coppi und Kurt Schulze wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung und Spionage zum Tode und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, Hans Coppi außerdem zum Verlust der Ehrwürdigkeit.
3.) Johannes Graudenz wegen Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung, Zersetzung der Wehrkraft und Spionage zum Tode und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.
4.) Funker Horst Heilmann wegen Kriegsverrats und Spionage zum Tod, zum Verlust der Wehrwürdigkeit und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.
5.) Oberleutnant Herbert Gollnow wegen Ungehorsams im Felde und Preisgabe von Staatsgeheimnissen zum Tode und zum Verlust der Wehrwürdigkeit.
6.) Gräfin Erika von Brockdorff wegen Beihilfe zur Vorbereitung zum Hochverrat und zur Spionage zu 10 – zehn – Jahren Zuchthaus und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 10 – zehn – Jahre.
7.) Frau Dr. Mildred Harnack wegen Beihilfe zur Vorbereitung des Hochverrats und zur Spionage zu 6 – sechs – Jahren Zuchthaus und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 6 – sechs – Jahre.

Das Vermögen der Angeklagten Harro Schulze-Boysen, Dr. A. Harnack, Kurt Schumacher und Johannes Graudenz wird eingezogen.
Es werden ferner eingezogen bei dem Angeklagten Hans Coppi 2500 RM, bei dem Angeklagten Kurt Schulze 2100 RM.
Von Rechts wegen.

Reichssicherheitshauptamt, Amt IV Berlin
Meldungen wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse
Feindpropaganda
Der Sender Moskau brachte am 2. Jan. 43 einen Aufruf von deutschen Kriegsgefangenen aus München und Bayern an ihre Landsleute, in dem es u. a. hieß: «Wir, Eure Landsleute, die wir es vorgezogen haben, in russischer Kriegsgefangenschaft für unsere Familien und ein neues, freies Deutschland unser Leben zu bewahren, statt für die Interessen der deutschen Finanz-Oligarchie und für die Wahnsinnsidee des Welteroberers Hitler zu sterben, wir rufen Euch zu: Rechnet ab mit den faschistischen Sklavenhaltern! Ob Katholiken oder Protestanten, Arbeiter, Intellektuelle, Geschäftsleute, Gewerbetreibende, Städter oder Bauer, alle haben nur einen gemeinsamen Feind: Hitler! Rafft Euch auf zur zweiten Sendlinger Bauernschlacht! Stürzt Hitler und seine Bande

und Deutschland wird frei! Freunde in der Heimat! Wir senden Euch unseren Gruß mit dem Wunsche auf ein baldiges Wiedersehen in einem München, dessen Name in der Welt wieder Klang hat.»

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

In der Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 53 Häftlingen eingeliefert; zwei Tote stammen aus dem Nebenlager Buna und vier aus Birkenau [diese sind wahrscheinlich in den Häftlingskrankenbau des Stammlagers eingewiesen worden, um dort mit einer Phenolspritze getötet zu werden. Sie stammten aus Ghettos im Regierungsbezirk Zichenau]. [...]

Der Reichsjustizminister, Dr. Otto Thierack, trifft um 14 Uhr im KL Auschwitz ein.

Zwischentext zum 8. Januar 1943

Stab des I. Armeekorps **Borowucha**

Pflichten und Aufgaben eines Burschen

1. Erste Pflicht ist die Sauberkeit.

a) Bereits vor Dienst hat der Bursche sich zu rasieren und gründlich zu waschen. Stets saubere Hände und saubere Fingernägel sind ebenso selbstverständlich, wie gut gekämmtes Haar. Dem Burschen ist es daher gestattet, kleinere Gänge innerhalb des Quartiers ohne Mütze zu machen.

b) ständig saubere und gut gebügelte Tuchhose.

c) sauberer Drillichrock (soweit nur 1 Drillichrock vorhanden ist, ist ein zweiter nachzuempfangen).

d) Spiegelblanke Schnürschuhe bezw. Stiefel.

e) Kraftfahrer, die zugleich Burschen sind, tragen Blauzeug nur für die Kraftfahrzeugpflege und während des Arbeitsdienstes; sonst Drillichrock und Tuchhose.

2. Der Dienst des Burschen ist an bestimmte Zeiten nicht gebunden. Er richtet sich nach den Belangen, die durch die betr. Offiziere, bezw. Beamten von ihm verlangt werden.

3. Wann der Bursche wecken soll, erfragt er am Abend vorher.

Arbeitseinteilung

a) Mindestens 30 Minuten vor der Weckzeit heizt der Bursche leise den Bunkerofen an und nimmt bei dieser Gelegenheit die Stiefel aus dem Bunker zum Putzen. Hat ein Bursche mehrere Herren in verschiedenen Bunkern zu betreuen, so muß er sich die Arbeit so einteilen, daß er beim letzten zu betreuenden Offizier 20 Minuten vor Weckzeit erscheint.

b) Die Stiefel sind tadellos zu putzen, dazu sind die Sporen abzunehmen. Die geputzten Stiefel und die Sporen sind mit einem Wollappen nachzureiben, um einen erhöhten Glanz zu erzielen. Mit Schuhcrem beschmutzte oder angerostete Sporen sind mit einem feuchten Lappen und Sand abzureiben, dann mit einem Wollappen nachzupolieren.

c) Nach dieser Arbeit wäscht sich der Bursche erneut die Hände, nimmt heißes Wasser zum Rasieren, Kleiderbürste und ein kleines, sauberes Läppchen und eine kleine Flasche Benzin mit und geht zu seinen Offizieren. Das Wasser wird, wie mit dem Offizier vereinbart, hingestellt, Rasier- und Waschzeug ausgepackt bezw. in den Vorder-

grund gerückt. Dann nimmt der Bursche die Hose und den Rock, bürstet außerhalb des Bunkers beides sorgfältig aus, entfernt etwaige Flecken und prüft den festen Sitz der Knöpfe. Lose Knöpfe werden sofort angenäht. Hartnäckige Flecken können nicht übereilt entfernt werden, dazu muß der Offizier den Rock dem Burschen für einige Stunden überlassen. Die saubere Kleidung und Stiefel werden in den Bunker getragen, Verdunklung entfernt und der Offizier pünktlich geweckt. Die Kleidung und die Stiefel sind so zu legen, daß sie durch das Waschen nicht bespritzt werden können. Die Strümpfe sind jeden Morgen zu prüfen. Hat ein Strumpf ein Loch, sind die alten Strümpfe fortzunehmen und saubere hinzulegen. Sonst Wäsche- und Strumpfwechsel nach Vereinbarung mit dem Offizier.

d) Sobald der Offizier zum Frühstück geht, beginnt der Bursche sofort mit dem Reinigen des Bunkers. Zuerst ist zu lüften und die Decke über die Bettkante zu legen, dann wird mit der Reinigung der Waschecke begonnen: Schale und Waschtisch säubern, sauberes Wasser eingießen, reinigen, Bett machen, Fußboden sprengen und kehren, Holzbestand auffüllen, dann *gründlich* Staub wischen.

e) Mindestens einmal in der Woche sind die Schlafdecken draußen zu lüften und zu klopfen.

f) Zweimal in der Woche (Dienstag und Sonnabend) ist der Bunker gründlich zu reinigen, d. h. die Möbel werden zur Seite gerückt und gekehrt.

g) Es ist darauf zu achten, daß ständig eine mit Wasser gefüllte Tonne neben dem Waschtisch steht. (Nach Möglichkeit noch ein leerer Eimer als Ausgußeimer.)

h) Jeden Mittag und jeden Abend Überprüfung gemäß d). Am Abend wird noch das Bett aufgedeckt, eine Kerze auf den Nachttisch gestellt, Stiefelknecht vorgezogen, zu beiden Seiten des letzteren ein Hausschuh gelegt und erneut gut geheizt.

i) Sieht der Bursche seinen Offizier in der Zwischenzeit außerhalb des Bunkers, so benutzt er diese Gelegenheit, um im Inneren des Bunkers nach dem Rechten zu sehen. (Benutztes Wasser ausgießen, Aschenbecher leeren, Stühle zurechtstellen usw.).

k) Wasserkannen müssen öfters ausgewaschen werden, da sich unten ein Wassersatz setzt.

l) Fährt der Offizier fort, so ist nach dessen Rückkehr Mantel und Mütze zu überprüfen und vom Staub oder Schmutz zu befreien, saubere Stiefel sind hinzustellen und die alten zu säubern bezw. zum Trocknen zu stellen.

m) Mindestens einmal in der Woche Hosentaschen auskehren und ausbürsten.

n) Die weitere Freizeit wird mit Waschen von Strümpfen, Stopfen, Wäscheausbessern, Holzhacken usw. ausgefüllt.

o) Selbständig sorgt der Bursche für das Waschen der Wäsche. Die schmutzige Wäsche darf nicht gehäuft werden, so daß der Offizier eines Tages ohne ein sauberes Taschentuch oder Hemd ist. Anzustreben ist aber, daß der Offizier nicht zu oft Wäsche wechselt, da die Seifenlieferung nur für sparsamsten Wäscheverbrauch berechnet ist. Gewöhnlich sind nicht die Hemden, sondern die Manschetten schmutzig. Dieses ist dadurch bedingt, daß die Hemdärmel zu lang und die Manschetten weit aus dem Rockärmel herausstecken. Mit Einverständnis des Offiziers sind die Hemdärmel durch den Schneider aufzunähen (nicht abzuschneiden).

p) Besondere Aufmerksamkeit ist auch der Umgebung des Bunkers zu widmen (Beseitigung von herumliegendem Papier und Zigarettenstummeln).

q) Wird der Bursche zu dringenden und unaufschiebbaren Arbeiten herangezogen, so muß er diese schnell und gewissenhaft ausführen, ohne vor oder nach der Ausführung der aufgetragenen Arbeiten Schutz bei seinem zu betreuenden Offizier zu suchen. Es zählt zur Unkameradschaft, wenn ein Bursche sich auf Kosten seiner anderen Kameraden auszuruhen versucht und sich dann noch beschwerdeführend an seinen Offizier wendet. Anliegen, Anforderungen und evt. Beschwerden sind nur dem Kommandanten des Hauptquartiers vorzutragen.

4. Das dem Burschen in allen Dingen geschenkte Vertrauen hat er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu rechtfertigen. Burschendienst ist Ehrendienst, der besonders verpflichtet.

5. Nach vorstehender Anleitung haben die Burschen ihren Dienst zu versehen.

gez. S., Rittmeister

Sonnabend, 9. Januar 1943

Fürchte dich nicht, du kleine Herde!
HERRNHUT LUKAS 12,32

Der Schatz an Gold und Silber ist fast unnütz ohne den Schatz des Herzens ... Wer nur einen besitzt, leidet Not im Überfluß.
TAGEBUCH QUAATZ RICHELIEU

Infanterie vernichtete 400 Panzer im Raum südöstlich des Ilmensees.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Injektion wie immer.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**
Vittorio Mussolini [ältester Sohn Mussolinis] spricht mir von der Gesundheit des Duce. In diesen letzten Tagen hat sich eine neue Krise in seinem Magenleiden gezeigt, was ziemlich ernst ist, weil er zu wenig Nahrung zu sich nimmt. Alle Ärzte sind sich darüber einig, daß von organischer Krankheit nicht die Rede sein kann. Vittorio ist wie ich der Überzeugung, daß die Schmerzen nervösen Ursprungs sind.
Wang Tsching-Wei erklärt den Alliierten den Krieg. Das Ereignis ist ohne jede praktische Bedeutung, selbst wenn wir es mit großen Schlagzeilen für den Gebrauch im Inneren aufzubauschen suchen. Ich äußere mich darüber mit Klarheit zu Mussolini. Italien gibt seine Konzession in Tientsin auf; sie war an sich nicht viel wert, aber sie war doch ein Erbe aus der Vergangenheit und lag mir persönlich am Herzen.

Plewa, Felix **Untersuchungshaftanstalt, Hamburg-Stadt**
An seine Frau Brief- und Besuchskontrolle
Liebes Hanneken!
Ich bin am 6. 1. 43, also an Opa sein Geburtstag vom Volksgerichtshof Berlin zum Tode verurteilt. Das Wort «Tod» hört sich grauenhaft an,

aber es muß von Dir abprallen und Du selbst darfst darüber nicht nachdenken.
So treu, wahrhaftig, mutig und tapfer Du bis jetzt warst, so mußt Du auch bleiben. Du selbst liebes Hanneken, gabst mir durch Deine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit Kraft und Mut und Du hast mir das Leben an Deiner Seite wirklich lebenswert gemacht.
Wenn Du nun diesen Brief gelesen hast, dann denke an die Kinder und an die Aufgaben, die Du zu erfüllen hast. Das Leben gehört den Lebenden und mein letzter Wunsch ist, daß Du Lisa und Klein Anke zu Menschen erziehst, die sich immer für das Wahre und Gute einsetzen werden und sich selber treu bleiben. Liebes Hanneken! Du bist noch jung, und das Leben steht noch vor Dir. Weine nicht, denke daran, daß Dein Leben den Kindern gehört und Du selber vom Leben das nehmen darfst, was zum Leben gehört. Glück und Zufriedenheit. Für das, was Du mir als Kamerad und Frau gegeben hast, kann ich Dir hiermit nur in Worten danken und werde, solange wie ich noch lebe, an Dich und an die Kinder denken und der bleiben, der ich war. Ich muß jetzt schließen und bitte Dich alle guten und aufrechten Verwandten und Bekannte von mir zu grüßen. Vergesse nicht Kalli, Opa und Sophie.
Für Dich, Lisa und Klein Anke viele viele schöne Tussis Euer Vati
Wenn ich nicht mehr bin, dann vergesse mich, denn Dein Leben gehört Dir, Lisa, Klein Anke und all den guten, ehrlichen und aufrechten.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

3. Allzu pessimistische englische Stimmen über den U-Boot-Krieg sind nicht groß aufzumachen, da sonst der Leser den Eindruck gewinnt, als sei bald das letzte Schiff der Feinde versenkt.

4. Meldungen über die schwierige Lage in Nordafrika aus England und Amerika können verwendet werden. Formulierungen jedoch, wie die Lage sei so ernst, daß sie nur durch eine persönliche Intervention Roosevelts oder Churchills geklärt werden könne, dürfen nicht aufgegriffen werden. Auch nicht das Gerücht, daß Eden und Churchill nach Moskau reisen.

10. okw. Kleine Konferenz: Über die Anwesenheit spanischer Militärs in Deutschland darf nicht berichtet werden.

abends:
1. Eine neue Verordnung über das Naturschutzgebiet Schorfheide ist nicht zu übernehmen.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

«Kleine Warnung» gegen Mittag. Mauz wird umsonst von der Straße geholt und weint.

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Nordfriesische Inseln**

Ab 20.50 Uhr werden die Marine-Flum-Geräte gestört. Es stellt sich heraus, daß die Störung von einer Maschine (Minenleger) in 62 km Entfernung ausgeht. – Die Störungen der Flugmeldegeräte (Flum) hat durch Störsender an Bord der Feindmaschinen in kurzer Zeit so zugenommen, daß die Flak oft wieder auf optisches Schießen mit dem Kommandogerät angewiesen ist.

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Morgens −9°; aber immer noch erträglich, da windstill. Letzte Nacht sind die Tommies wieder in Westdeutschland gewesen, wo sie jetzt öfter sind. Unsere Wasserleitung in der Küche ist eingefroren; das Kellerfenster war nicht dicht. Ich hoffe, die Leitung aber wieder frei zu bekommen.

Herholz, Annette und Frieder **Hildesheim**

Mein lieber lieber Herbert, meine liebe Klara!
Gestern erhielten wir Deine lieben Zeilen mit der schmerzlichen und unfaßbaren Nachricht, daß unser aller geliebter Heinz den Heldentod gefunden hat. Es ist *furchtbar*, ein *geliebtes* Kind hingeben zu müssen. Wir können es Euch nachfühlen, wir haben alles Traurige und Schmerzliche schon durchgemacht.
Wir hatten immer gehofft, den lieben Heinz doch noch mal kennen zu lernen, und nun ruht der liebe Junge noch dazu in fremder Erde. Wir haben uns beide so ausgeweint. Die ganzen Tage waren wir schon immer so sehr traurig, daß ich immer schon zu Friedchen sagte, was liegt denn nur vor, ich bin so unglücklich, da kommt etwas sehr Trauriges.
Der liebe Gott mag Euch Beiden Lieben trösten, ein Menschenherz vermag es nicht . . .

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

klar, sonnig, kalt. −5°
Ausmisten – Mais abpahlen
Rückkehr Suse aus Berlin
Briefe – Bücherverzeichnis.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine Liebste, nun sehe ich, daß Du das Buch von Colliander gelesen hast. Ein Bleistiftstrich, das Kloster von Pegry im Pleskauer Bezirk! Obwohl der Inhalt niederdrückend ist, hat er den Stoff fabelhaft gepackt und wirklichkeitsnah geformt. Auch die Schilderung der Petersburger Zustände nach der Revolution ist sehr zutreffend. Heute wird es dort ähnlich sein. Ich kann mir hier, bei Betrachtung der Zivilisten und der ärmlichen Verhältnisse gut vorstellen, wie es dort ausschaut. Auch die Beziehungen zwischen Mann und Frau sind mit einer harten Deutlichkeit gezeichnet. Aber das Gegenteil, das Buch des ewigen Soldaten, ist noch nicht geschrieben worden, jedenfalls kenne ich keins. Auf dem Umschlag wird Colliander mit Dostojewski verglichen. Das kann ich aber nicht feststellen. Dostojewski ist ein ganz anderer Erzähler, gewiß auch von größerem Format. Dem Colliander ist aber eine ungewöhnliche Gestaltungskraft nicht abzusprechen. Als weiteres blaues Paket kommt Hamsun zurück mit 1 Päckchen Tabak.

Zwischendurch sah ich nach dem Ofen. Was frißt er doch für einen Berg Holz! Ganze Wälder werden verbrannt. Die Kälte hat etwas nachgelassen. Der Schnee knirscht nicht mehr so. Gleich werde ich noch etwas zeichnen.

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**

An «jungen Männern am Meer» gearbeitet. Nicht ausgegangen, nur in der Nacht mit Butshy.

Seidel, Heinrich Wolfgang 1876–1945 **München**

Lieber Herr Hanns Schrott-Fiechtl!

Wenn ich lesend, nachdenkend oder schreibend in meinem breiten Lederstuhl sitze, etwas zurückgelehnt, geht es mir ganz gut und ich bin ohne Schmerzen, aber kaum sitze ich aufrecht an der Schreibmaschine, so streikt alles und meldet sich, und der Himmel weiß allein, ob mein Herz oder der Magen oder die Nerven an diesem Spektakel schuld sind. Auch die Nächte sind zuweilen etwas sonderbar, der Schlaf will und will nicht eintreten oder mich packt bleierne Müdigkeit, die auch noch nach dem Aufstehen in den Gliedern sitzt. Ebenso sind längere Wege nicht gut. Aber ich will Sie mit diesen Schilderungen eines angestoßenen Porzellanchinesen nicht länger langweilen, ich schrieb das nur, damit Sie mein längeres Schweigen etwas verstehen.

Ihr Buschor-Buch habe ich schon viel betrachtet und auch etwas gelesen. Die Lektüre wird mir nicht so leicht wie Ihnen, da mir der

Abitur 1943

Gegenstand fremder ist, ich mich an die Ausdrucksweise des Verfassers erst gewöhnen muß und ich mir überhaupt noch nicht so viel Gedanken über den Sinn plastischer Gebilde gemacht habe. Ich habe mir bis jetzt – und damit fing ich schon in meiner Berlinischen Knabenzeit an, wo ich die Museen eifrig besuchte – nie recht klar gemacht, warum mir etwas gefiel oder warum nicht. Also ein ganz laienhaftes Verfahren mit der Basis des Instinktes. So werde ich noch viel in diesem Buch lesen, um endlich auch dahinterzukommen, was der gelehrte Mann eigentlich meint. Vor allem aber werde ich mir immer wieder die Abbildungen betrachten und mich an dem freuen, was mir besonders liegt. Mit Vergnügen fand ich auch eins meiner Lieblingswerke darin wiedergegeben, nämlich Jesus und Johannes auf S. 39, wo mich immer wieder diese wunderbare Verbindung des Meisters und des Jüngers ergreift, die Gestalt dessen, der weiß und dem die herbe Zukunft angetan ist, und die Gestalt des in völligem Vertrauen Hingegebenen, der ganz in der Liebe ruht. Vor diesem Bildwerk empfinde ich fast jenen beinahe körperlichen Schmerz, den uns die Ahnungslosigkeit eines vertrauenden Kindes bereiten kann und den man nur betend überwindet. Aber das sind nun vielleicht Gedanken, die der Wissenschaftler ablehnt, ähnlich wie der Musiker, der nicht will, daß der musikalische Laie die Klangfolgen, die ihn treffen, umsetzt in bildliche Visionen. Es ist mir immer schwer gewesen, die Künste zu sondern, ich litt stets an der romantischen Eigenschaft, daß sie mir zusammenflossen und füreinander eintraten. Mein Vater erzählte mir übrigens einmal, daß manche seiner Gedichte so entstanden seien, daß ihm zunächst aus Ätherferne eine Melodie zugesungen worden sei – da ist etwas Ähnliches. Er war ein Ohrenmensch. Ich, der ich ein Augenmensch bin, erlebe eher Bilder und das Bild ist oft der Anfang einer Erzählung, der es dann später auch nicht an Sinn und Gedankengehalt fehlt. Von Dickens, der sehr optisch veranlagt war, weiß ich das Folgende: seine eine Tochter war einmal krank und lag im Arbeitszimmer des Vaters. Sie erschrak äußerst, als dieser, der sie offenbar völlig vergessen hatte, vor den Spiegel sprang und vor dieser widerstrahlenden Fläche die unheimlichsten Gesichter schnitt, gestikulierte und dann wieder, an den Schreibtisch rasend, weiterschrieb.

Mit dem Neuen Jahr habe ich die Biographie meines Vaters begonnen, die in den bei Cotta erscheinenden ›Dichtern der Deutschen‹ erscheinen soll. Der Zwang, auf nur 97 Druckseiten alles Notwendige in der denkbar anschaulichsten und ausreichenden Weise zu sagen, ist eine ganz gute Übung, aber er kostet Arbeit.

Ein gutes neues Arbeitsjahr Ihnen beiden! Ihr H. Wolfgang Seidel

Ziegler, Leopold 1881–1958 **Überlingen**

An Reinhold Schneider

Lieber Freund,

Ich will Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen, sondern Ihnen bloß in Kürze sagen, wie stark mich Ihr neues Buch bewegt und beschäftigt. Der Johannes vom Kreuz dürfte zu den wenigen wirklichen Enthüllungen zählen, die es bisher von einer höchsten Stufe menschlicher Heiligkeit gibt, und die beiden letzten Erzählungen stehen nicht dahinter zurück.

Der ewige Gedanke des stellvertretenden Leidens gelangt zu seinem reinsten, reifsten Ausdruck: was ja nur unter der unerläßlichen Bedingung geschehen konnte, daß Ihr eigener Weg seit längerem in diese Richtung einbog. Der nüchterne, fast chronikenhafte Stil ohne jeden Aufputz scheint solchem Vorhaben der einzig förderliche zu sein.

Nehmen Sie das Bildchen nach meiner im Sommer gefertigten Büste lediglich als ein Zeichen, daß es mir Bedürfnis ist, Ihnen etwas zu schenken. Aus Eigenem kann es ja leider noch immer nicht sein; gerade jetzt muß wieder einmal alles umgeschrieben werden. Das Wetter taumelt von Extrem zu Extrem, was einer gleichbleibenden Intensität des Arbeitens recht abträglich ist. Schreiben Sie mir bitte gelegentlich nur eine Zeile über Ihren gesundheitlichen Befund, über den ich in Unruhe bin.

Mit angelegentlichen Grüßen, auch an Fräulein Baumgarten, treulich der Ihre: Z

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**

Jan Reifenberg hat mir eine Bildpostkarte geschickt, auf dem ein Gemälde Cézannes wiedergegeben ist, das sich betitelt: «Der Baum vor dem Haus».

Es ist mir seit Jahrzehnten klar, daß selbst Cézanne eine malerische Abstraktion betrieben hat – wenn auch ganz und gar gegen seinen Willen: denn sein Stichwort *«réaliser»* drückt ja im Grunde nichts anderes aus als die Verzweiflung darüber, daß er die *Dinge* nicht ins Bild bekam, die Objekte, tels quels. Nun ging es merkwürdig zu, daß ich dies Verhältnis, das ich so lange schon kenne, so oft zitiert und dargelegt habe, doch nie mit der Penetranz empfand, nie zu dem Grade der Evidenz gebracht fand, wie in dem Augenblick, da ich dem Briefträger diese «Ansichtspostkarte» aus der Hand nahm. In diesem Moment konnte ich weder das Haus noch den Baum, noch die Landschaft rundum «realisieren», sondern lediglich die malerische Fiktion an sich,

die mich zugleich sehr heftig erregte und leer ließ. Das Bild schien mir etwas wie ein farbiges Gespenst zu sein, am hellichten Tage aufgestiegen. Ich suchte wie besessen die Rinde, die Mauer, die Erde – und fand vielleicht in Sekunden eine Ahnung davon, im Ganzen aber nur die malerische (d. h.: die farbige, dazu *gemalt*-farbige) Transfiguration. Ich besann mich darauf, daß wir, als wir jung waren, dergleichen Transfiguration als Ziel proklamierten: das eben sei die *Kunst*, das und nichts anderes. Mit einem wahren Erschrecken wurde ich nun inne [...], daß mir die Transfiguration, will sagen: die malerisch-farbige, nicht mehr genug tut. Ich habe dies nie so entschieden empfunden wie in der Minute, da ich mit der Karte in der Hand an meines Vaters Pult stand. [...]
Ich dachte an die Polemik zwischen Manet und Courbet. Dieser zu jenem: «Mein Herr, Ihr Ideal ist die Spielkarte.» Jener zu diesem (zu Courbet): «Und Ihres die Billardkugel.»
In dem Bilde Cézannes hätte ich mir etwas mehr «Billardkugel» gewünscht.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Agnetendorf**
Es schneit weiter, kalt. 1 Uhr zum Lunch (v[on] Saalberg, auf Skiern): Frau Prof. Günther Grundmann u[nd] Sohn Friedhelm. Abends: allein. G. liest Böhme. Vertieft sich in die v[on] Hirschberg geschenkte Ahnenforschung (durch Goebel + u[nd] Gattin).

Hesse, Hermann 1877–1962 **Montagnola**
Lieber Herr Dr. Engel!
[...] Inzwischen war auch bei mir einiges los, ich war fast fünf Wochen zur Kur in Baden, ich hatte eine Konferenz mit meinem Verleger und mußte mich mit allerlei neu einrichten, ich hatte und habe scheußliche Perioden der alten Augenkrämpfe, [...].
Über den Josef Knecht ist nun entschieden; da er in Berlin abgelehnt wurde, muß er im Lauf des Jahres in Zürich erscheinen, bleibt also ebenso wie die Gedichte den deutschen Lesern vorenthalten, ausgenommen jene, denen ich die Bücher schenke, denn das ist vorläufig noch immer erlaubt.
Was das Leben und Auskommen betrifft, so verzehre ich meine Ersparnisse, vermutlich reichen sie auch vollends aus; Einnahmen sind fast keine mehr da, in Deutschland sind ja meine Bücher fast alle nicht mehr vorhanden, und in der Schweiz bringt der winzig kleine Markt fast nichts ein. [...]; ich bin froh, mein Manuskript wieder zu haben, das mehr als ein halbes Jahr in Berlin lag.

[...] Der Josef Knecht kommt von der Idee, nicht der Anschauung her, er ist weitgehend abstrakt, was aber dichterisch eine Unmöglichkeit ist, so habe ich danach gestrebt, der Abstraktion doch einiges Blut mitzugeben, auch in der «Legende» sollte man das, wenn sie geglückt ist, spüren. Soweit der Strom zwischen den beiden Polen Abstrakt und Sinnfällig wirklich kreist, könnte man also das Ganze, statt abstrakt etwa paradigmatisch heißen. Aber es kommt nicht drauf an. [...]

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**
Welches Glück hatten gewisse Ausdrücke aus Jarrys «Ubu-Roi»! Sie haben wirklichen Eingang in die Sprache gefunden. Es ist noch nicht alltäglich, daß man sie in den Zeitungen findet – und das nicht erst seit heute.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**
Bitterkalt. Ich brauchte den ganzen Morgen zur Beantwortung der vielen Post. Ging um 5 Uhr zum Literarischen Institut und gab eine Vorlesung über «Vansittartismus: seine Ursachen und seine Heilung». (Dies war, abgesehen vom Aufzeigen seiner inakkuraten Geschichte, kein Angriff auf Vansittart, sondern ein allgemeines Bild des schuldigen Nationismus und seiner Konsequenzen). Die Zuhörerschaft war wie üblich in zwei Lager geteilt zwischen meinen «Fans», die mir sowieso zugestimmt hätten, und Leuten, die gekommen waren, um zu kritisieren; die hörten, was ich zu sagen hatte, ohne es wirklich zu erwägen, und machten dann genau die Kommentare, um derentwillen sie erschienen waren, unabhängig davon, was für eine Vorlesung es auch gewesen sein mochte. Kam mehr denn je zu der Überzeugung, daß Vorlesungen nichts als eine große Zeitverschwendung sind.
Es war ziemlich dunkel, als ich rauskam, und ich hatte vergessen, meine Taschenlampe mitzunehmen, so daß es eine Ewigkeit dauerte, bis ich von Drury Lane nach Holborn und dann auf den Richmond Hügel kam.

Hedin, Sven 1865–1952 **Kopenhagen/Berlin**
Strahlend klar und kalt. Wie gerade erwähnt, großartiger Empfang in Kopenhagen. Knudsen bat mich, einen Vortrag in der dänisch-deutschen Gesellschaft zu halten, von der Gesandter Kruse so viel erzählt hatte. Ich sagte ihm, es gebe hiergegen gewisse Bedenken, was er verstand. Auch Best bat darum und bat uns auf dem Nachhauseweg, seine Gäste zu sein und einen Vortrag auf Schwedisch zu halten. Ich

versprach ihm, ich wolle ihn auf der Rückreise gern besuchen und in seinem Haus zu Gast sein. Sagte aber, daß ich wahrscheinlich keinen Vortrag halten könne, da ich in meinem Alter kaum mehr schaffen könne, als das, was wir in München hinter uns bringen müssen. Er bat uns auf alle Fälle, es als Vereinbarung zu betrachten, auf der Durchreise seine Gäste zu sein, was ich versprach. Knudsen bat ebenfalls, ich solle die dänisch-deutsche Gesellschaft besuchen, bestand aber nicht darauf.

Dann begaben wir uns zum Zug und unseren reservierten Abteilen, in denen uns unsere Proviantpakete erwarteten. Abschied von allen. [...] Dann rollte der Zug durch das kalte Schneeland über Nykøbing nach Gedser. Dort erwartete uns die deutsche Hafenpolizei, die unsere Sachen an Bord schaffte und uns zum Speisesaal brachte, wo wir Eier und Smørrebrød und ausgezeichneten Kaffee bekamen. Nach einer sehr angenehmen Reise mit kaum schwachem Seegang empfingen uns deutsche Offiziere, die uns in unser reserviertes, besonders nettes Abteil brachten, wo wir einnickten. Frau Wahlert mit Tochter befanden sich ebenfalls auf der Fähre und im Zug. – Hätten 9.10 Uhr nach genau 24stündiger Reise ankommen sollen, in Oranienburg stand der Zug aber ungefähr ¾ Stunde. Es hieß, in Berlin sei Luftalarm. Wir bereiteten uns auf eine unruhige Nacht vor, dann aber ging es langsam weiter, und gegen zehn Uhr kamen wir am Stettiner Bahnhof an. Dort befanden sich Prof. Ziegler mit Frau, und wir fuhren mit 3 Autos, das eine gehörte Grassmann, zum Kaiserhof, wo alles unverändert war. Zieglers blieben bis nach 1 Uhr, und gegen 2 Uhr begaben wir uns in unsere herrlichen Betten.

Mann, Thomas *1875–1955* **Pacific Palisades**

An Harry Slochower

Sehr geehrter Herr Slochower,

[...] Mit Hauptmann gehen Sie milde um. Und man soll es auch, trotz der persönlichen Bassessen, die er sich reichlich hat zuschulden kommen lassen. Die Unangepaßtheiten in dem Teil seines Werkes, den er innerhalb der Reichs-Kulturkammer getan, sind immerhin bemerkenswert.

Übrigens habe ich auch den Weiskopf'schen Artikel aufmerksam gelesen. Jünger äußert jetzt seine Verachtung für «Schinder und Schinderknechte». Aber er selbst hat geschunden und sich in Inhumanität genießerisch gesielt, daß es eine Art hatte. Erfreulich ist es doch, daß die Nazis auch dieses ihr einziges Talent, E. Jünger, nicht mehr haben. [...]

Neumann, Alfred *1895–1952* **Hollywood**

An Thomas Mann

Lieber verehrter Herr Thomas Mann,

Frau Katia sagte mir gestern abend: Sie haben es vollendet. Ich bin, was Sie betrifft, nicht ganz wenig sentimental. Ich bin also einfach gerührt bei der Vorstellung, wie Sie unter eine in fünfzehn Jahren erschaffene Welt das Finis setzten und das Datum des merkwürdigen Tages. (Und ich wünsche mir recht, auf diese letzte Seite der Joseph-Schöpfung einen Blick werfen zu dürfen).

Es ist ein merkwürdiger und feierlicher Tag für Sie und für uns alle: das Werk der Epoche ist vollendet, und der deutsche Weltgeist, den Sie repräsentieren, wird den lichten Joseph in die Waagschale werfen gegen das schwarze Nihil des Böhmiaken. Ich beglückwünsche Sie und uns alle: ein Jahr, das mit der Vollendung beginnt, fängt gut an!

Aus dem Herzen der Verehrung und Freundschaft stets

Ihr Alfred Neumann

Riedl, Tonio **1906* **Metz**

An seinen Freund Raoul Aslan

M.i.g.R. [Mein innigst geliebter Raoul]

Mein Gott, ist der Brief von der Louise Marie [aus dem Konzentrationslager] wunderbar! Eigentlich müßten alle Menschen diesen Brief lesen. Ich habe sie auch immer in mein Abendgebet eingeschlossen. Auch ihre Schrift war noch nie so klar und schön. Das Bilderl [Heiligenbildchen] bewahre ich in meiner Bildersammlung. Es ist mir das liebste, größte Weihnachtsgeschenk!

Und Dein erster Brief nach diesem Metzer 1943iger Jahresanfang! Nie enttäuschtest Du mich in diesen Jahren unserer Freundschaft. Ganz im Gegenteil zeigst Du mir immer neu Dein wahres großes Angesicht. Deine wunderbare Gescheitheit, Deinen Geist, Deine Seele, Deine Schönheit.

Jetzt lese ich ein schönes Reisebuch über Frankreich. Die Kathedralen von Chartres, Bauvais, Lisieux, Rouen, Bourges, Poitiers, Moissac u.s.w. wären für uns ein gigantisches Erlebnis. Alle Weihnachtsbücher, eines schöner als das andere, sind Bücher über Frankreich. Wie gerne würde ich so eine Reise gerade mit Dir und nur mit Dir machen! Mit niemandem möchte ich zu den «Müttern» hinabsteigen als mit Dir. Über allem steht Gott, das weiß ich, und darum ist es herrlich, zu den Stätten zu pilgern, wo durch Menschengeist Geschaffenes Gottes Größe

ahnen läßt. Mit Dir will ich noch viel leben, erleben – und dann auch sterben.
Dank und Liebe immer D. T.

Knab, Armin 1881–1951 **Berlin-Charlottenburg**
An Annemarie Knab-Wendl
Liebes Annemirl!
... Grüble nicht zuviel. Am Allgemeinen können wir leider nichts ändern; und an Deiner Begabung brauchst Du nicht zu zweifeln. Solange Du allerdings meine Variationen nicht spielen kannst, bist Du noch nicht fertig und wirst nicht freigesprochen. Wie kurios, daß so manche wegweisende Dinge, die ich tat, so gar keinen Weg gewiesen haben. Vielleicht kommts noch, aber ermutigt wird man nicht, Ähnliches zu machen. Und doch setzt man sich nur durch, wenn man immer ins gleiche Horn tutet. 30 mittelmäßige Stücke und ein gutes, dann wird man beachtet.
Mit den Chörlein ist's besser gegangen. Die wurden gesungen, und daß sie von Euch, als Großen, wiedererklingen, freut mich recht. Viele neue Liedsätze kamen dazu, aber sie sind weit zerstreut (siehe Ergänzung des Lang'schen Werkverzeichnisses).
Nun sei lieb gegrüßt von Deinem Armin.

«Münchner Neueste Nachrichten» **München**

WOCHEN-SPIELPLAN DER MÜNCHNER THEATER 9.–17. 1. 43

Staatsoper (Nationaltheater): Ero, der Schelm / Lohengrin / Capriccio / Der Troubadour / Die Entführung aus dem Serail / Die ägyptische Helena / Der Evangelimann

Staats-Schauspiel (Residenztheater): Die große Kurve / Heiterer Thoma-Abend / Schluck und Jau / Sappho / Protektion! / Das kleine Hofkonzert

Prinzregententheater: zum 25× Lustige Vagabunden / Per Gynt / Der Verschwender / Agnes Bernauer

Bayerische Staatsoperette (Theater am Gärtnerplatz): Der Liebling der Welt / Geschlossene Vorstellung für Verwundete

Kammerspiele im Schauspielhaus: Der Kaiser von Portugallien / Ich mach dich glücklich / Kirschen für Rom / Die Lustigen Weiber von Windsor / Die Verschwörung des Fiesco zu Genua / Der Kreidekreis

Münchener Volkstheater: Liebe auf den ersten Blick / Das Mädel aus der Vorstadt / Der Furchtsame / Vasantasena / Der Rattenfänger / Der Diamant des Geisterkönigs

Marionettenbühne München: Das Glück ist blind / Schneewittchen / Die Entführung aus dem Serail / Aladin und die Wunderlampe / Undine, die Wassernixe / Waldkönig Lorin / Altmünchner Bilderbuch

Märchentheater Kolosseum: Der Sonne schönster Strahl

Kolosseum-Theater: Frechheit siegt

Deutsches Theater: Werner Kroll und ein Varietéprogramm der Spitzenleistungen

Circus Carl Krone: Circus Auftakt 1943

Konzerte u. a:
Tonhalle: 5. städt. philharmonisches Konzert (J. N. David symph. Variationen über ein Thema von Schütz, Beethoven: Klav. Konzert c-Moll, Brahms: 1. Symphonie Oswald Kabasta) / WHW-Symphoniekonzert (Schubert: Unvollendete, Händel: Halleluja, Bruckner: 7. Symphonie; Kabasta Mitw. Chor der Hauptstadt der Bewegung) / Gastkonzert Rudolph Erb Pfitzner (Käthchen-Ouvertüre, Beethoven: Violin-Konzert, Brahms: 2. Symphonie)
Hermann Bischler Klavierabend (Beethoven), Marina Ursica singt Alt-Wiener Lieder und moderne Chansons («Das Schalterfräulein» u. a.) / Quartette di Roma (Cambini, Beethoven, Smetana) / Anne Keyssler-Behle Liederstunde (Schubert, Mozart, Trunk und Wolf) / Emma Lackner Tanzgastspiel (Brahms, Chopin, Bartok, Smetana, Schubert, Strauß) / Hans Haß, dessen fesselnde Vorträge Sie soeben im Rundfunk hören und dessen packende Erlebnisse seiner neuesten Expedition im Ägäischen Meer Sie jetzt in der «Berliner Illustrirten» lesen, spricht persönlich über seine Unterwasserjagd auf Haie mit Harpune und Kamera, anhand von 120 Lichtbildern, / Maria Wolf, Liederabend (Schubert, Wolf, Reger, Vollerthum, Marx, Michalski) / Annemarie Hoenel Liederabend (Schubert, Schumann, Wolf, Marx) / IV. Stunde der Musik (Sammartini, Brahms, Schubert) / Aeschbacher-Cassade-Strub-Trio (Brahms, Haydn, Dvorak) / Hedi Kozlik Lieder und Arien / Mittwoch: das 5jährige Klavierwunder Friedrich Kozlik (Beethoven, Schubert, Wagner, Verdi, Weber, Bach, Copin, Mozart) Siegfried Schultze Klavierabend (Händel, Beethoven, Reger, Chopin) / Hedy

Hundemer Liederabend (Brahms, Cornelius, Ehrenberg, Armin Knab, Trunk) / Hugo Steurer Klavier-Abend (Beethoven, Brahms, Schumann, Chopin), Wilhelm Strienz, der berühmte Baß-Bariton Lieder und Arien sowie neue volkstümliche Lieder / Schneiderhan-Quartett (Schubert, Mozart, Dvorak) / Gitarre-Kammermusik-Konzert (Matigka, Caroli, H. K. Schmid) / Thilde von Entreß Liederstunde (Mozart, Otieg, Dvorak, Wolf-Ferrari, Trunk, Hubay) / Leipziger Gewandhaus-Kammerorchester (Joh. Christ. Bach, Haydn, Kurt Atterberg, Cherubini) / Ruth Michaelis Liederabend (Mozart, Schubert, Hugo Wolf, Georg Vollerthun) / W. Hanke und Ludw. Funk Sonatenabend (Reger, Mozart, Brahms) / Gedok: Kompositionsabend: Hilda Kocher-Klein / Sonatenabend Maja Trampter-Rettner und Karl R. Rettner (Reger, Beethoven, Brahms) / Fee von Kap-her und M. von Rigal Duettabend (Händel, Donizetti, Volkslieder, Schumann, Dvorak, Strauß) / Gerhart Münch Klavier-Abend (Bach, Busoni, Schumann, Brahms, Chopin) / Ernst Zelezny Gitarre-Konzert (Sor, Aguado, Tarrega, Chopin) / Kammermusikkreis Scheck-Wenzinger mit Karin Schenck (Geminiani, Händel, Boccerini, Stamitz, Bach) / Max Büttner mit dem bayer. Staatsorchester / Gerda Anders Klavierabend (Bach, Beethoven, Reger und Brahms) / Dr. Emanuel Gatscher Orgelkonzert (Bach) / Rita Zabekow tanzt (Rameau, Brahms, Haas) / Lilia d'Albore Violinabend (Tartini, Franck, Smetana) / Traute Börner (Schubert-Liederabend) / Wilh. Kempff 2. Klavier-Abend (Mozart, Schubert) / Enrico Mainardi Cello spielt Bach-Suiten / Sander Vegh Violinkonzert (Nardini, Bach, Schubert, Bartok) / Prof. G. Mantel Klavierabend (Bach, Mozart, Schmid, Chopin, Schumann) / Tanzgastspiel Michael Kroecher / Klavier-Abend Günter Weinert (Beethoven, Schumann) / Cello-Abend Antonio Janigre / Anna Barbara Speckner Cembalo (Bach) / Tanzgastspiel Bianca Rogge, Riga / Klavier-Abend Taras Mykyscha, Ukraine / Schubert-Liederstunde Fritz Westermann («Liebe – Sehnsucht – Tod» in ausgewählten Liedern von Schubert) / Kammermusik-Abend des Münchner Bachvereins (Bach, Händel, Haydn, Joh. Chr. Bach) / Tanzschauspiele der Lina Gerzer-Schule mit Vortrag / Klavier-Abend Veita Valt-Zecchi, Rom (Scarlatti, Mozart, Schubert, Schumann, Liszt, Ferrari-Trecate) / Tanzabend Ursula Deinert

Vorträge u. a.:
Forschungen in Tunis, Algier und am Rande der Sahara / Die Slowakei, eine Brücke zwischen West und Ost / Hochgebirgsnatur zwischen Pol und Äquator / Deutsch-Ostafrika, der Raum und seine Probleme /

Tropische Waldwirtschaft in Kamerun und niederl. Ost-Indien / Die Kulturlandschaft der östl. Türkei und ihre Wandlungen / Durchs Inka-Land zur weißen Kordillere / Die Ukraine, die Krim und der Kaukasus / Franz Bott: Der «Bott»-Schafter des Humors / Nichts für Ungut, ein bunter Bilderbogen nach Texten von Rolf Sievers u. a. / Gonzalo Molina mit seinem Original-Marimba-Orchester / Ritterspelunke und Bar, Barbetrieb, Lieselotte Hoesters singt Wiener Lieder in der Bar / Wiener Schrammel-Musik

Lichtspieltheater:
Die Goldene Stadt (Söderbaum) / Mit Büchse und Lasso durch Afrika / Wir machen Musik (Ilse Werner) / Dr. Crippen an Bord (Fernau) / Hab' mich lieb (Rökk) / Einmal der liebe Herrgott sein (Moser) / Symphonie des Nordens / So ein Früchtchen (Rudolf Platte) / Der Hochtourist (Stöckel) / Heimatland / Heimat (Leander) / Verliebtes Abenteuer (Tschechowa) / Die Pfingstorgel (Andergast) / Die Entlassung (Jannings) / Das Recht auf Liebe (Magda Schneider) / Liebe, Tod und Teufel (Horney) / Ihr erstes Rendezvous (Darrieux) / Der Fall Rainer (Ullrich) / Schicksal / Ein Zug fährt ab (L. Marenbach) / Tanz mit dem Kaiser (Rökk) / Liebeslied (P. Hörbiger) / Winternachtstraum (Moder, Lingen) / Geliebte Welt (Horney, Fritsch) / Walzer einer Nacht / Das indische Grabmal / Ich bin Sebastian Ott (P. Hörbiger) / Des jungen Dessauers große Liebe (Fritsch) / Fronttheater (Finkenzeller) / Der Klosterjäger / Ehe man Ehemann wird (Balser) / Knox und die lustigen Vagabunden (Moser) / Der Kavalier mit der Maske / Viel Lärm um Nixi / Andreas Schlüter (George) / Der laufende Berg / Diener lassen bitten / Frau am Abgrund / Anschlag auf Baku (Deltgen) / Die Frau des anderen / Vision am See / Diesel / Eine Siebzehnjährige (Jugendverbot) / Der verlorene Sohn / Nur für dich

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Hamburg**
Die «große Fahrt». Lüth, der auf Urlaub ist und den ich zu meiner Beruhigung auf dem Hof zurücklasse, fuhr uns durch die Schneenacht zum Plöner Bahnhof, Emmes und mich und einige auf lange Wochen gepackte Koffer.
Kummer hatte ich. Der Wildschwan auf dem Grebener See ist krank. Auch wurde ich mit dem vorgesehenen Überlesen der Gesamtausgabe längst nicht fertig. [...]
Viele Märchen habe ich im Kopf. Eigentlich schade, daß ich nicht daheim blieb, um sie niederzuschreiben. Aber ebenso nötig ist, daß man

der Jugend erzählt. Und alle Studentenschaften rüsten wieder gewaltig. Nur die Dresdener Techniker haben wegen eines Empfangs bei ihrem Bürgermeister plötzlich abgesagt. Das ist eine recht dürftige Auswägung zwischen Kunst und Stadtverwaltung. Ich werde den Vortrag nicht nachholen, wie man mich bat, sondern die Dresdner mit ihrem Bürgermeister leben lassen. [...]
Mittags waren Emmes und ich bei Krogmanns; seine Frau und Tochter, dazu der japanische Konsul Kuroda waren dabei. Eine prächtige Unterhaltung mit dem Bürgermeister von Hamburg über die Künste und Sorgen der Wasserkante. Wirklich vorzüglich. Eine kluge Tochter, Kandidatin der Medizin. Der Japaner allzu weinselig, wie sie es oft an sich haben. Das Essen einfach, aber mit hoher Kunst zubereitet. [...]
Als Frau Krogmann gestern von ihrem Lehrer sprach, sagte der Japaner: «Am heiligsten ist uns der Tenno, dann unser Lehrer, danach erst unsere Eltern.» Krogmann und ich seufzten; in Deutschland werden wir unseren Lehrerstand erst neu aufbauen müssen.
Über das Kriegsende: Krogmann hoffte auf ein Ende noch in diesem Jahr (Vergleichsfrieden mit England?). Der Japaner wollte 1945 Generalkonsul in Sidney sein. Man nimmt allgemein noch mindestens zwei Jahre an. Früheste Verhandlung im Herbst 1943 nach den ersten Ermüdungserscheinungen in Amerika, die andere allerdings früher ansetzen. Andere meinen, die Wendung käme vor oder nach der Wahl Roosevelts 1944.

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter
Geliebte!
Ging vor dem Seminar zu Stroh, der mich aufs Freundlichste aufnahm, natürlich selbstverständlich Hand drückte, Namen und Herkunft fragte – alles in Butter. Man wird sich auch an Stroh gewöhnen. Sein Seminar «Armer Heinrich» war gar nicht schwer, und er macht wirklich alles so klar, diktiert einfach – das ist prima! Ach, und dann Wenke, fabelhaft. Und auch durchaus zu schaffen, selbst zu so später Abendzeit. – Herrigel fabelhaft wie immer, er spricht ganz frei und langsam. Wiese las Mörike-Gedichte vor – bequeme Stunde, Guttenberg Otto I., alles leicht faßlich, auch für ungeübte Geister. Inzwischen war ich im Lesesaal, lese gerade Mörikes «Maler Nolten», den Wiese nächste Woche besprechen will. Außerdem aus dem Englischen endlich den Dorian Gray.

Hu, die Kälte! Es ist schon halb 12. Ich denke zärtlich, unaufhörlich an daheim, wo es so lieb und warm war.
Zärtlichste Küsse ...

Graf, Willi 1918–1943 **München**
um 7 uhr ist bereits appell. im anschluß nehmen wir bei hans den kaffee. zunächst bin ich noch gar nicht müde, sitze für wenige stunden auf der bude.
am nachmittag mit hans zu besuch in gräfelfing [bei prof. huber]. das gespräch ist lebendig und grundsätzlich. zum ende gibt es einen ausgezeichneten kaffee, der uns wachrüttelt. am abend in der siegfriedstraße. hermann [Krings] und gustel. zunächst reden wir über den alltag, dann bereiten wir die liturgie des sonntags vor. das ist wohl die weise, wie ein zugang zur liturgie möglich ist, wenn es auch jedesmal eine anstrengung bedeutet. so muß man sich jahrelang die mühe machen, bekommt dafür aber das richtige verständnis.
[Folgt man den Protokollen der Vernehmungen, so ist über Inhalt, Sinn und Zweckmäßigkeit der Flugblätter sowie über organisatorische Fragen hinsichtlich ihrer Herstellung und Verbreitung gesprochen worden. – Die 12jährige Tochter der Hubers wurde unfreiwillig Zeuge des Gesprächs und sagte hinterher: «Eben hat der Vadder gesagt, ohne Blutvergießen geht es nicht.»]

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**
An ihre Tochter
Ach mein Herzkindle!
Gestern gingen wir sofort nach Tisch wieder raus, weil Sonne schien, und die Kleinen glitschen wollten. Als wir gegen vier Uhr wiederkamen, wer stand im Hausflur, salutierend – Hansel! Er war ins Haus geklettert, da niemand öffnete, und nun erwartete er uns heißhungrig, sehr lieblich und namenlos verschnupft. Wir stopften ihn, nudelten ihn, fütterten ihn – aber leider war gar nichts überhaupt Nennenswertes im Haus – dann hab ich ihn gewaschen, vom Haar angefangen bis zu den äußerst mißfarbenen Füßen, und seine Drillichhose und Halsbinde steht noch bevor – und dann hab ich ihn mit Glühpunsch getränkt, und nun wird er wohl gleich in dein Bett wollen, das gottlob unabgezogen geblieben ist. Es ist sehr viel lebendiger und netter, seit er da ist. Was er alles für Lumpen am Leib hatte – unbeschreiblich, das muß man gesehen haben, womit ein deutscher Soldat heutigentags bekleidet ist!
Tausendmal umarmt und küßt Dich, Deine A.

Riedel, Therese

HAUSHALTSBUCH **München**

4. 1.:	Milch 27, Miete 64.– Zeitung 5.– Fredl 80	Saldo 12.65
5. 1.:	Milch 27, Schnaps 6.98, Salz 39, Butter 4.50, Käs 46	70.07
6. 1.:	Milch 27, Fleisch 46, Lebk. 1.60, Fredl Hemden 10.–, Lore Paket 45, Bretzen 28, Tramb.20, Bier 29, Zig.60	12.60
7. 1.:	Milch 27, Ott. 5.–, Wurst 70, O.K.K. 50, Anny Jacke 18.50	14.15
8. 1.:	Milch 27, Karte 20, Briefpapier 1.40, Kalender 45 Café Frey 72, Angestellten Marken 96.–	24.97
9. 1.:	Dallheimer 1.10, Hutter 3.27, Fleisch 3.45, Milch 27 Brot 1.80, Butter 45, Hefe 5, Wagenknecht 84 Leder 2.80, Ott. 5.–, Kino 80, WHW 3.–	2.32
		96.72
		8.09
		3.14
		11.60
		256.31

Weick, Ruth *1919 **Tübingen**

Heute bekam ich den 1. Feldpostbrief von Fritz [Bruder] aus Rußland. Von sich selbst schreibt er fast nichts, immer mehr erkundigt er sich nach Daheim, nach Weihnachten, nach meinem Studium.

Er schreibt, keine Aussicht bestünde für Urlaub oder auf Aufrücken zum Offizier. Die einzige Möglichkeit, aus der Hölle herauszukommen, sei das Studium, er hofft, daß er im nächsten Winter losgelassen wird.

Die Sonne schien wunderbar, da bummelte ich und machte einen herrlichen Spaziergang mit dem Blick auf die Rauhe Alb, in der Ferne sah man die Burg Hohenzollern. Ich besorgte noch einiges zum Essen, z. B. Kalbfleisch für Schnitzel, da ich morgen bei Diekens essen werde. Der Bäcker sagte: «Guten Morgen, Frau Doktor!» Ich bin schon im Dorf bekannt.

Majas Mann, mit dem ich Tanzstunde hatte, ist gefallen. Sie erwartet eben ihr zweites Kind. Nun ist sie schon Witwe, wie so viele andere auch. Soll ich jemand um sein Glück beneiden? Nein, denn kein Mensch ist wahrhaft glücklich zu preisen vor seinem Tod.

Rolf Tarnow habe ich vorgestern in Zivil gesehen. Er fühlt sich nach 5jähriger Militär- und Kriegszeit in Deutschland sehr wohl. Er hat eine 2-Zimmer-Wohnung und weiß nicht, wie er sein Geld sonst noch verbrauchen könnte. Wir waren zusammen in einem Kaffee, wir wollten zuerst zusammen Mittagessen, aber wir bekamen nichts mehr, da ab 14 Uhr kein warmes Essen mehr verabreicht wird.

Der Fabrikant von hier hat wieder bei Frau Diekens gefragt, wann sie

meinen Besuch anmelden würde. Ich sagte zuerst klipp und klar, ich ginge nicht hin, da war die gute Frau ganz beleidigt. Da habe ich ihr zuliebe zugesagt, aber es eilt mir nicht.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!

Ich danke für die erste literarische Kostprobe in Form des Reclamheftes von Gerstäcker. Ich werde morgen mich schon darin vertiefen können. Sonnabend Vormittag Dienst auf der Empfangsstelle. Mittags zum ersten Mal wieder seit langer Zeit Graupensuppe. Unser Koch ist auch vom Urlaub zurückgekehrt. Beim Antreten zum Mittagappell jagte uns ein Wachtmeister, genannt «Leo der Sture» (kleines dickes Männchen mit Brille, von Beruf Lehrer) zur Sauna hinab, da angeblich gesprochen worden war. Dieser Vorgang wurde natürlich gebührend belacht, doch es kam noch schöner. Der Spieß frug nach zwei «Freiwilligen» zum Säubern der Sauna. Natürlich meldete sich keiner, denn wer wird sich in solchem Fall wohl melden, höchstens ein Rekrut. Der Spieß, erbost, ordnete ein Antreten der Kompanie um 17 Uhr an, zwecks Strafarbeitsdienst: Säubern der Sauna und Schrubben der Aborte. Im Geiste sah wohl jeder schon die Aborte mit spiegelndem Eis bedeckt und die Sitzbalken in Eisstangen verwandelt, auf daß sich die Urheber der Zusatzarbeit einen gewissen Körperteil verkühlen möchten. Jedenfalls, es gab mal wieder ein neues Gesprächsthema. Arbeitsdienst fand nicht statt, dafür Gewehrreinigen und Stubenreinigen. Der Besuch der Sauna war nicht lohnend, da nicht die nötige Hitze entwickelt worden war. Immerhin langte es zum Abwaschen des Körpers. Um 17 Uhr traten wir an, und ich bekam die Aufsicht über die Sauna, die wir um ½7 Uhr kurz säuberten, denn viel war bei der kümmerlichen Karbidbeleuchtung doch nicht zu sehen. Es grüßt Euch herzlichst Euer Eckart

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**

Stellung bei Nikolskolje vor Kosinka. Nordwestl. Woronesch

Liebe! Heute war es ausgezeichnet: ich habe ein paar ausgezeichnete Stiefel von einem geborgt bekommen und bin gelaufen wie ein junger Gott auf Rollschuhen. Außerdem war es wärmer geworden – gestern Abend war es irrsinnig kalt, dazu ein blödsinniger Sturm – heute also sehr erträglich; nur Schneeverwehungen; ich habe richtig geschwitzt bei dem Stampfen durch den Schnee. Die Pferdchen haben was zu tun gehabt. Schön, wenn ein Reiter mit fliegendem Mantel, Pelzmütze und so weiter durch den weiten Schnee reitet, oder eine ganze Gruppe.

Unsere vollbeladene Kolonne zieht sich über Kilometer verstreckt wie Ameisen durch das weite Land – oft sieht man nichts als Schnee – Himmel und Erde – ein weißes grenzenloses Etwas – dann wieder in den Tälern Dächer, Dörfer, kahle Bäume.
Ich sitze augenblicklich hier in einem Dorf, in dem wir Halt gemacht haben, abgestellt als Melder bei der Ortskommandantur, wo es hoch her geht – ein Akkordeonspieler spielt Stenka rasin und ein alter Russe singt, wie eine Marionette in seinen Bewegungen laut dazu. Die Führer der Einheiten besprechen sich. Die Lage ist wohl schon bereinigt, ehe wir hinkommen.
Jetzt bin ich aber müde, ich schlafe ein – Liebe – meine Liebe – wie brauche ich Dich! Dein Kl.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**

Meine liebe Frida!
Wie Du schon vorausgesehen hast, haben die Bilder einen guten Platz bekommen. Oma schreibt, daß der Platz auf dem Klavier mit Fotos jetzt ausgefüllt wär. Ich lasse mir bei unseren Tischler ein paar Rahmen machen. Über meinem Bett ist noch genug Platz für Bilder. Zwischendurch beim Schreiben habe ich Nüsse geknackt. Da mein Zahn wieder in Ordnung ist, kann ich wieder alles kauen. Jetzt aber keine Angst, zum Aufknacken habe ich einen Nußknacker. Die Nüsse schmecken prima!
Lieber Racker, recht viel Spaß mit Ilse. Es grüßt herzlichst Dein Bocky
Grüße Ilse und Mutter.

Albert K. 1902–1945 **Millerowo**

Heute ist wieder einmal ein reicher Tag. Vormittags kreuzte Hans aus dem Urlaub auf, der uns nach langer Irrfahrt nun doch noch erreichte. Er erzählte mir von Euch, daß er alles gesund angetroffen hat und brachte mir außer den Grüßen das Weihnachtspaket. In der vergangenen Nacht beim Transport auf dem LKW, wo es drunter und drüber ging, ist einer auf den Honig getreten; «Prinz Eugen» ist davon etwas klebrig geworden; ich habe ihm nun in jede Seite ein Papierchen gelegt. Sonst ist alles in Ordnung gewesen. Kerzen brauchst Du mir nun keine mehr zu schicken, ich habe genug nun. Den Prinz Eugen werde ich lesen, wenn es etwas ruhiger wird. Besonders willkommen ist mir der Zucker, ich kann ihn zum Kaffee u. zur Bereitung von Glühwein verwenden. Das Gebäck wird in den nächsten Tagen verzehrt.
Wir sind hier, draußen in den Stellungen und hier bei meinem Gefechtsstand, fest am Bau von Bunkern; es ist eine mühsame Arbeit, da der

Boden bis zu 75 cm Tiefe bocksteif gefroren ist u. an vielen Stellen wegen Feindbeobachtung nur nachts gearbeitet werden kann. Es ist eine rechte Schinderei für die Leute, aber nicht zu vermeiden, da man sich über der Erde auf die Dauer doch nicht halten kann. – Unser Radio ist immer noch in Ordnung, ich habe auch schon oft daran gedacht, ob Du mithörst. – Heute haben wir eine überzählige LKW-Batterie aufgetrieben u. damit elektrische Beleuchtung – 1 Birne – eingerichtet, die recht gutes Licht gibt.

Knoller, Hans 1917–1973 **im Osten**

Mein liebster Butz,
Wir haben jetzt sehr kalte Tage, annähernd 30°. Trotzdem ist es draußen sehr schön. Am schönsten ist aber, daß man nach ein paar Stunden Aufenthalt im Freien immer in einen warmen schützenden Bunker flüchten kann. Es geht uns also gut, auch die Stimmung ist überall «bestens». («Bestens» ist nämlich so ein Hamburger-Holsteiner Schlagwort. Alles mögliche ist «bestens».) Heute war mein Abteilungs-Kommandeur, ein sehr freundlicher, zuvorkommender Major aus Kiel, im Zivilberuf Rechtsanwalt, bei mir und hat über meine weitere Verwendung gesprochen. Es gibt da wieder etwas Neues. Die Versetzung zum Stab und die zu einer schweren Batterie, die neuerdings wieder erwogen worden war, hat man fallen gelassen. Stattdessen *soll* ich nun für etwa 8 Wochen einen Hauptmann bei einer leichten Batterie vertreten. So ein neu hinzuversetzter Offizier wird da viel herumgeschubst. Hältst Du mir fest die Daumen?
Liebster Butz, gelt Du hast mich lieb und bist immer meine gute kleine Frau? Setz Dich bitte, bitte gleich hin und schreib es mir wieder. – Tausend Bussi Dein Hans

F., S. *1923 **(Kessel Demjansk)**

Bei der rechts liegenden Kompanie wohnten übrigens auch einige Zivilrussen, untergebracht direkt neben den Bunkern unserer Leute. Sie leisteten für uns Arbeiten und halfen uns auch beim Bau von spanischen Reitern. Dabei ist mir ein alter bärtiger Russe in Erinnerung geblieben, wie er Zigaretten rauchend ruhig und gelassen bei uns stand und uns ohne Furcht und Haß mit seinen klaren Augen betrachtete. Diese Russen verließen später mit uns den Kessel, wohl auch die Rache ihrer Landsleute fürchtend.
Zeitweilig mußte ich täglich auf Skiern die Post für unsere Gruppe von dem weit hinter uns liegenden Gefechtsstand abholen. Das nahm fast

mehr als einen halben Tag in Anspruch, und ich fühlte mich ein wenig unbehaglich in der völlig unbekannten und einsamen Gegend, wo nicht zu erkennen war, wo die Front eigentlich verlief. Nur gegen Abend oder wenn es schon dunkel war, begannen rings herum Leuchtkugeln in den Himmel zu schießen. Tagsüber jedoch war es meistens still, fast unheimlich still, nur von fern war ab und zu ein andauerndes Grummeln zu hören, wie der Beginn eines Erdbebens, oder eines sich abzeichnenden Unglücks.

Jünger, Ernst *1895 **Kiew**

Während der Nachtfahrt lebhaft an den Vater gedacht. Ich sah ihn nicht seit dem Jahre 1940, als ich nach dem Frankreich-Feldzug in Leisnig rastete. Doch telefonierte ich einige Male mit ihm. Nun, in der Ermüdung der ersten Morgenstunde, sah ich am dunklen Himmel seine Augen strahlen, groß und in tieferem, lebendigerem Blau als je zuvor – die Augen, die ihm im Grunde zugehörig sind. Nun sah ich sie voll Liebe auf mir ruhen. Ich möchte ihn einmal schildern wie eine Mutter, die männliche Intelligenz besäße – mit tieferer Gerechtigkeit.

Um zwei Uhr Ankunft in Armawir, wo ich ein wenig auf den gefüllten Postsäcken dämmerte. Verschlafene Sekretäre ordneten die Briefe und Päckchen, während Bomben in den Ort fielen. Inmitten dieses unruhigen Schlummers bedrückte mich das Nächtliche des Krieges, zu dessen Leiden ja auch die Schlaflosigkeit gehört, mit all den endlosen Nachtwachen an der Front, in der Heimat, im rückwärtigen Dienst.

Um sechs Uhr Abflug in einer grünlackierten Maschine, die den Namen «Globetrotter» trug und die ein Prinz von Coburg-Gotha steuerte. Zwei Stunden später überflogen wir den Don, der grün, mit weißem Schollenbruch, gefroren war. Auf den Straßen sah man starke Kolonnen zurückfluten. In Rostow landeten wir für einen Augenblick auf einem Flugplatz, auf dem Schwärme von Bombern ungeheure Projektile auflu-den.

In Kiew stieg ich im alten Hotel ab, das mir jetzt sehr komfortabel schien. Wir sehen die Dinge relativ. Ich teilte mein Zimmer mit einem Offizier des Ersten Weltkriegs, der aus dem Stalingrader Kessel kam. Es scheint, daß dort schon die Flugplätze unter gezieltem Beschuß liegen. Sie füllen sich mit zerstörten Maschinen an. Insassen eines großen Gefangenenlagers, das mit eingeschlossen wurde, lebten zunächst von Pferdefleisch, dann kannibalisch und verhungerten am Schluß. Die Kessel verläßt man geätzt, mit Narben – vielleicht mit Stigmen künftiger Herrlichkeit.

Dühr, Hartmut *1924 **(Prag)**

Am 8. Januar 43 war ich zwar nicht ausgeheilt, konnte mich aber humpelnd bewegen und wurde entlassen, um am nächsten Tag zum «Führerbewerberlehrgang» nach Prag reisen zu können.

Eine gräßliche alte Kaserne empfing uns, die Teilnehmer dieses Lehrgangs, etwa eine Kompanie Offiziersbewerber aus vielen Regimentern. Säle mit dreißig bis vierzig dreistöckigen Betten, Säle, die auch durch die großen in der Mitte aufgestellten Kanonenöfen, selbst wenn wir sie bis zur Rotglut befeuerten, keine wohnliche Temperatur annahmen. Wir exerzierten mehrfach bei scharfem Ostwind und 28° Kälte. Das Brot kam gefroren in den Stuben an, und das einzig Warme waren die Suppen und der Kaffee.

Rahlenbeck, Martin 1894–1953 **Shitomir**

Ukrainisches Tagebuch

Wer seine Gedanken zu Papier zu bringen sich müht, gleicht dem Gärtner. Mit unermüdlichem Eifer sucht er nach den schönsten, nach den passendsten Gewächsen, nach der besten Anordnung. Immer wieder treibt es ihn, Hand anzulegen, um Bild und Wirkung zu verbessern. Immer wieder durcheilt er sein Werk, jätet hier Unkraut aus, stellt dort Pflanzen um. Sein Garten verfolgt ihn bis in den Schlaf hinein. Er hat die Ahnung von der Vollkommenheit, aber immer wieder muß er feststellen, wie sehr seine Schöpfung noch Stückwerk ist. Immer fehlt noch das Letzte, das Beste. Irgendwie will nicht alles so wachsen, wie er es sich erträumt hat. Wenn er nicht sein Herz fest in beide Hände nimmt, verfällt er der Rastlosigkeit. – Alles Vollkommene bedarf des geduldigen Werdens.

Eine Lübeckerin *1926 **Lübeck**

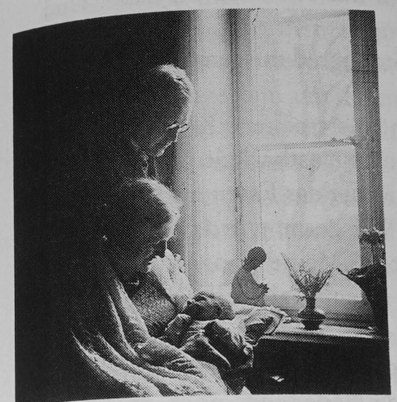
Ich kenne die russischen Wälder nicht. Nur aus Büchern fand ich immer mehr, daß das ganze russische Land eine geheimnisvolle, schwermütige – ja, und wohl auch magische – Welle durchzieht. Man braucht nur an die Lieder zu denken, an die Religion. Auch der eigentliche, echte Russe ist so. Unergründlich! Unergründlich in seiner Größe, in seiner Weite, in seinen Wäldern, Strömen, Steppen, in seinen Menschen, Sitten und Gebräuchen ist das Land. Und unergründlich in seinen Grausamkeiten. Ich glaube nicht, daß der Russe selbst schlecht ist. Nur sehr weich und nachgiebig, fast stoisch geduldig. Und dieser elende Bolschewismus hat sich dieses zunutze gemacht. Sich so zu entfalten, das konnte ihm eben nur in einem solchen Land mit solchen Menschen gelingen. Diese

verfluchte Weichlichkeit. Das Wort ist schon recht: Gelobt sei, was hart macht! Gott sei Dank sind wir es geworden. Wir haben nämlich das Zeug dazu, verdammt weich sein zu können. Dr. Goebbels nannte das einmal in einem Artikel im «Reich»: Unsere Objektivität.
Aber ich will hier nicht noch womöglich in die Politik hineingeraten. Ich finde nämlich, daß eine Frau nicht politisieren sollte. Sie darf wohl darüber nachdenken, aber das Reden darüber sollte sie lieber den Männern überlassen; denn sie läuft Gefahr, die Politik mit dem Herzen zu betreiben; die aber mit dem Verstand und dann an zweiter Stelle erst mit dem Herzen getan werden muß.

Paulsen, Agnes *1901 **Heide**
An ihren Mann
Mein lieber Julius!
Mit den Friedenswünschen, ja, die werden immer heißer, aber wo soll der Frieden herkommen? Ihr werdet es ja zuerst spüren, denn wenn Rußland matt ist, sind wir dem Frieden ein bedeutendes Stück nähergerückt. Die Kinder entbehren wohl nicht soviel, glaube ich. Allerdings für Annelore ist die Zeit auch schwer, von ihren Jugendjahren hat sie noch keine Freude gehabt, nur Pflichten, Arbeiten, Ernst und Trauer. Sie ist ja recht weich veranlagt, die vielen Verluste unter den Bekannten gehen ihr immer sehr nahe. Jetzt ist Ulrich Baas gefallen, der Mann ist erst im Krieg gestorben, nun der einzige Sohn von Frau Baas. Der junge Boller (Vater Westbank) ist als Sturzkampfflieger in Sizilien vom Feindflug nicht zurückgekehrt. So trifft es fast täglich Bekannte. Im Ganzen freue ich mich, daß Du jetzt doch sehnsuchtsvoller schreibst. Man muß es natürlich noch immer zwischen den Zeilen lesen, aber immerhin findet man es doch. Ich hoffe auch, daß Dein nächster Urlaub recht harmonisch verläuft und werde mir alle Mühe geben. Du mußt dann Dir die Geldgeschichten auch einmal ansehen; ich hoffe ja, alles richtig gemacht zu haben. Gut daß wir die 4000 M 4% Anleihe genommen haben, jetzt werden nur noch 1000 M abgegeben. Die Steuererklärung habe ich nun mit Not und Mühe fertig, hoffentlich stellt die Buchführungsstelle nicht zuviel Nachfragen. – Viele innige Grüße von Deiner Agnes

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Die chinesische Nationalregierung (Nanking) hat an die USA und England den Krieg erklärt.
WB.: Zwischen Kaukasus und Don, bei Stalingrad und im Dongebiet halten die schweren Kämpfe an. Die erbittert angreifenden Sowjets

Zeitsprung in das Jahr 1934



wurden überall zurückgeschlagen. – Der Stützpunkt Velikie Luki behauptet sich zäh gegen feindliche Angriffe.
Agnes malt sich in den schwärzesten Farben aus, wie Enno im Dongebiet mit eingeschlossen ist . . .
Abends Besuch von Hermann und Martha. Wir trinken Glühwein und lauschen hauptsächlich Agnes' Reden.
[Der 10. Januar ist der mutmaßliche Todestag ihres Sohnes.]

Paulus, Bertold 1923–1943 **Stalingrad**

Liebe Eltern, Großmutter und Schwester!
Wenn Ihr alle meine Briefe erhaltet, wißt Ihr, wie es einem geht. Und da weiß ich, daß Ihr Euch sehr viel Kopfzerbrechen um mich macht. Ich glaube, Du Mama und Papa und Ihr alle im Hause, wenn Ihr Euch zum Essen ansetzt, denkt Ihr, wenn Berthold nur etwas davon hätte. Und dann ist bei Euch der Appetit fort.
Ich kann Euch nur das eine sagen: Wer Stalingrad mitgemacht hat, weiß das tägliche Brot zu schätzen.
Wenn ich mal nach Hause komme, dann sind trockene Kartoffeln – sie brauchen nur gequellt zu sein – für mich eine Kostbarkeit. Jedes Gericht wird ein Leibgericht sein. Werde nie mehr über das Essen meckern. Jetzt habe ich erst gelernt, alles zu schätzen. Wie gerne würde ich nach der Schicht jetzt auf dem Ackerbau arbeiten. Meine ganzen Ansichten haben sich völlig geändert. Und gebt mir ja nichts auf. Und wenn später niemand den Kram will, dann mache ich es so, wie Ihr es auch gemacht habt. Gehe auf die Hütte und auf den Ackerbau. Werde dann mit dem Leben zufrieden sein und kann gut leben. Jeder, der noch zu Hause meckert, sollte nur eine Woche hier sein. Stellt Euch mal 100 g Brot von einem Kommißlaib heruntergeschnitten vor, und damit soll man 24 Stunden auskommen!
Zum Mittag erhalten wir ein halbes Kochgeschirr voll dünner Suppe. Und wenn wir nicht im Einsatz sind, dann sind wir jeden Tag von morgens fünf bis mittags zwei Uhr draußen und bauen Stellungen. Ein Stück Pferdefleisch ist eine Kostbarkeit, die man nicht jede Woche erhält. Bin noch gesund, aber schlapp und ohne Kräfte. Mancher ist schon glatt umgekippt. Macht Euch nur nicht zuviel Gedanken um mich, ich werde schon durchkommen. Hoffen wir das Beste, denn die Hoffnung darf man nicht aufgeben. Wir hoffen von einem Tag auf den anderen, daß es besser wird. Ob es noch diesen Monat ist, oder im Februar oder März, wer weiß? Hoffen tue ich noch, daß ich zu meinem Geburtstag eines von den Weihnachtspäckchen erhalte.

An die viele Milch und Butter, Eier und Schinken, die ich zu Hause gegessen habe, denke ich Tag und Nacht. Und an etwas Süßes.
In der Hoffnung, daß es Euch niemals so geht wie mir,
grüßt Euch alle, Bertold. [Dieser Brief war das letzte Lebenszeichen.]

Rommel, Erwin 1891–1944 **(bei Buerat)**

Nach einigen Tagen traf richtig der Befehl von Marschall Bastico ein, mit dem Abtransport der italienischen Truppen nach Homs-Tarhuna zu beginnen. Die Angelegenheit hatte jedoch einen Pferdefuß, denn man machte mir zur Pflicht, die Briten mindestens sechs Wochen vor der Tripolis-Schutzstellung hinzuhalten. Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie zwecklos es war, uns derartige Termine zu stellen. Selbstverständlich versuchte ich, so viel Zeit als möglich herauszuschlagen, aber es fiel mir gar nicht ein, mich für einen bestimmten Termin festzulegen. Ich berichtete sofort dementsprechend über Bastico an das Commando Supremo. Während der ruhigen Tage Anfang Januar 1943 war ich immer wieder mit Bayerlein unterwegs, um mir ein Bild von der Geländebeschaffenheit im voraussichtlichen Kampfgebiet zu machen und um das Schlachtfeld gleichsam plastisch im Kopf zu haben. Bei dieser Gelegenheit besichtigten wir auch Leptis Magna, eine alte römische Stadt, deren Ruinen noch vorhanden sind. Ein italienischer Professor führte uns und erläuterte die verschiedenen Sehenswürdigkeiten in einem guten Vortrag in deutscher Sprache. Allein unsere Gedanken waren mehr bei Montgomery als bei den alten Römern. Auch die Anstrengungen und schlaflosen Nächte der vergangenen Tage machten sich bemerkbar, und wir gähnten ziemlich oft. Bayerleins Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Hardtdegen, setzte allem die Krone auf, indem er zwischen zwei römischen weiblichen Skulpturen einschlief.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Victor, der sich gerne als erster bedient, betastet auf der Schale alle Orangen, um sich dann ein paar zu reservieren. Als ich ihn frage, ob er eigentlich die weniger guten uns andern überlassen wolle, antwortet er: «Mein Geschmack ist eben nicht Ihrer, und ich wähle nach meinem Geschmack. Datteln mag ich gern weich, Sie mögen sie hart. Ich kann also annehmen, daß es mit den Orangen ebenso ist.» Und ich erwidere nicht, daß auch ich die ganz reifen Orangen vorziehe, weil ich fürchte, ihn sagen zu hören: «In diesem Fall müssen Sie doch einsehen, daß ich recht habe, wenn ich mir zuerst nehme.» Denn, wenn er auch oft lügt, so doch niemals aus Höflichkeit.

Victor hat folgendes mit seinem Vater gemein: Er nimmt sich irgend etwas vor, verkündet es sehr laut, um es dann nicht zu tun. Ich habe noch niemanden kennengelernt, der so wenig sich selber, seinen selbst eingegangenen Verpflichtungen treu war und sich darum so wenig kümmerte. Wenn Victor umgekehrt erklärt, er tue etwas nicht, vor allem dann, wenn es sich um eine Gefälligkeit handelt, um die er gebeten wird, so kann nichts, weder Flehen, noch Schmeicheln, noch Drohen, ihn umstimmen. *Fortis et tenax propositi*, im Negativen. Er ist sehr stark; Vorwürfe lassen ihn kalt, ebenso die Not, der Kummer anderer. [...] Roosevelt malt in seiner Rede mit lockenden Farben die Produktionskraft der amerikanischen Fabriken aus, die, wie er berichtet, zur Zeit allein so viele Unterseeboote herstellen wie Deutschland, Italien und Japan zusammengenommen. Dasselbe gilt für Panzer, Kanonen, Maschinengewehre und alle Arten von Kriegslieferungen. Nun, um so besser! Er spricht auch von der Rekrutierung, wodurch die amerikanischen Streitkräfte von zwei auf sieben Millionen (glaube ich) anwachsen. Aber das, wovon er nicht spricht, nicht sprechen kann, ist der militärische Wert dieser Männer. Er ist schwieriger herzustellen als die Maschinen; es fehlt an langer Lehrzeit und Übung. Und die Aufzählung der zahlenmäßigen und materiellen Überlegenheit beunruhigt mich eher, als daß sie mich beruhigte, wenn keine überlegene Kampfmoral sie begleitet. Wozu all die Zahlen? Stalin hat die seinigen geschickt verheimlicht; so daß die Macht der russischen Armee die ganze Welt überrascht hat; auch Deutschland.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**

Gestern: [...] Im großen und ganzen sind alle Herren mit meinen Vorschlägen einverstanden. Anwesend sind außer Keitel noch Lammers, Bormann, Funk, Sauckel und Speer. Vor allem Speer unterstützt mein Programm sehr stark und intensiv. Leider macht Sauckel aus reiner Ressorteitelkeit Schwierigkeiten, weil er glaubt, er würde mit seinen Vollmachten allein fertig. Er stellt die absurde Behauptung auf, daß Arbeitskräfte genügend zur Verfügung ständen, daß sie aber nicht angefordert würden. Ich kann ihm diese Behauptung mit Leichtigkeit widerlegen. Funk ist auch damit einverstanden, daß wir die zivile Wirtschaft radikal einschränken zugunsten der Front. Die Auseinandersetzungen bewegen sich lange Zeit nur um die Einsprüche, die Sauckel glaubt erheben zu müssen. Aber es gelingt uns mit vielem Hin und Her doch, auch ihn zu überzeugen, daß jetzt etwas Demonstratives getan werden muß und daß es nicht mehr mit halben Maßnahmen gelingt, zu

einem entscheidenden Erfolg zu kommen. Auch muß das Volk durch demonstrative Maßnahmen auf die radikale und totale Kriegführung aufmerksam gemacht und hingewiesen werden, da auch die psychologische Dissonanz zwischen der Front und der Heimat nicht weiter erträglich erscheint. Ich bedauere sehr, daß Sauckel aus den eben erwähnten durchsichtigen Gründen sich in albernen Einwänden ergeht, die gar keine Substanz besitzen. Bormann unterstützt meine Forderungen sehr energisch und wird ihnen, wie er mir versichert, auch die nötige Rückendeckung beim Führer geben. [...]
Ich hoffe, daß wir zu einem grundlegenden Erfolg kommen. Der Führer ist am Ergebnis dieser Verhandlungen sehr interessiert. Er läßt noch im Laufe des Abends ein paarmal anrufen, um sich nach dem Fortgang zu erkundigen. Ich glaube ihm versprechen zu können, daß seine Wünsche im ganzen erfüllt werden. Die Lage drängt auch. Wir können nicht allzulange warten.

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**

An den Dienstältesten Ev. Marinedekan Ronneberger, Wilhelmshaven
Sehr geehrter Herr Marinedekan!
Im Auftrag von Herrn Dr. Lilje, der gestern eine dienstliche Reise antrat, möchte ich Ihnen heute nur mitteilen, daß es zu Herrn Dr. Liljes großer Freude nun doch möglich war, die bestehende Verpflichtung zu lösen, und daß er nun zu dem Vortrag am 20. ds. Mts. nach Gent kommen kann. Am Ende der kommenden Woche gedenkt Herr Dr. Lilje wieder in Berlin zu sein und wäre dankbar, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, ihm hierher eine kurze Nachricht über Anreisemöglichkeiten und -zeiten, Tagungsprogramm und Dauer, Thema und Dauer seines Vortrages, Abreise u.s.w. geben zu lassen.
Im Auftrage

Moltke, Helmuth James von 1907–1945 **Berlin**

...Mein Abend dauerte bis 1 Uhr nachts. Es war merkwürdig, weil wir bis 11 Uhr überhaupt nicht recht zum Konflikt kamen, sondern jeder Versuch, auf die Grundsätze vorzustoßen von der anderen Seite ins Leichte, Verbindliche umgebogen wurde. Schließlich ergab sich eine Chance und zwar über das Thema, über das wir im Oktober in Kreisau die Nachtbesprechung hatten. Nach einigem Vorgeplänkel von uns kam eine wirklich tolle Erklärung heraus: platt, phantasielos u.s.w. Darauf nahm ich die Gelegenheit beim Wickel, erklärte[,] hierauf zu antworten hätte um 11.35 keinen Sinn mehr, denn nun beginne erst die wirkliche

Diskussion. Wir würden also heute nicht antworten. Ich schoß dann noch einen lange im Köcher behaltenen Giftpfeil «Kerenski-Lösung» ab, der auch tüchtig und sichtbar saß – und damit endete die Sache dramatisch und glücklicherweise nicht platt. Wir aßen dann noch eine gelbe Erbsensuppe und Schnittchen. Um 12 waren die Anderen weg und wir hielten noch eine Manöverkritik: Trott, Eugen, Peter & ich. Mittags war Pape da – gestern –. Traurig, resigniert und elend aussehend, eingeschrumpelt. Er tut mir sehr leid, zumal man ihm garnicht helfen kann. Er sitzt nun schon den zweiten Winter im Bunker ganz vorn. Sie tun nichts Vernünftiges, bauen Bunker, schippen Schnee, reparieren Straßen und er ist in der Schreibstube. Ein ähnlicher Fall wie Wend, nur noch schlimmer. – Danach kam Friedrich. Wohl, rund, zufrieden. In seiner Beurteilung unterstützt er meine schwärzesten Thesen voll. Das war immerhin interessant. Er ist von mir zum Onkel gegangen und kommt heute mittag mit dem Onkel zu mir.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**

Hitler hat befohlen, daß Legationsrat X – es war bis jetzt keinem von uns Journalisten möglich, den Namen zu erfahren! – erhängt werden soll. Ribbentrop hat sich ohne Protest dieser Führerorder gebeugt. Die Hinrichtung ist gestern in Plötzensee vollzogen worden. Dort ist ein Nebengebäude des Gefängnisses zum Hängen hergerichtet worden – mit Schlächterhaken, dicken Deckenbalken usw. Der Legationsrat war bis zu Beginn des Krieges Mitarbeiter der deutschen Gesandtschaft in Warschau. Hier hat er während der Zeit, in der Hitler-Deutschland in dicker Freundschaft mit Polen lebte, viele polnische Freunde bekommen. Nach Kriegsausbruch hat er diesen Freunden auf sehr verschiedene Art und Weise geholfen – bei der Ausstellung eines Passes zur Flucht ins Ausland, beim Außer-Landes-Schaffen von Vermögen und Wertgegenständen, usw.

Hitlers Haß gegen Polen und Tschechen ist heute fast so wahnsinnig wild wie sein Haß gegen Juden und Zigeuner.

Gauleiter Sauckel, der Leiter der «Einsätze» von ausländischen Arbeitern in Deutschland, hat in Weimar eine programmatische Rede gehalten, in der er ankündigte, daß sämtliche in den besetzten Ländern noch «disponible» Arbeiter im Laufe des Jahres 1943 nach Deutschland geholt werden sollen.

«Wir werden in diesem Jahr noch mehrere Millionen Ausländer auf deutschen Arbeitsplätzen unterbringen . . .» sagte Sauckel.

Luther, Martin 1895–1945 **Berlin**

Telegramm an die Gesandtschaft in Bukarest

Der vom dortigen Regierungsbeauftragten für Judenfragen vorgebrachte Plan einer Aussiedlung von Juden nach Palästina und Syrien stellt innerhalb der von der deutschen Regierung verfolgten Grundlinien einer europäischen Lösung der Judenfrage eine untragbare Teillösung dar, deren Durchführung mit allen Mitteln verhindert werden sollte. Ich bitte daher Lecca zu sagen, daß der erwähnte Vorschlag, wie bereits erwartet, hier auf die allerschwersten Bedenken gestoßen sei. Neben den dort bereits vorgebrachten Argumenten, daß eine solche Auswanderung eine schwere Belastung des Vertrauensverhältnisses zu unseren politischen Freunden im Vorderen Orient darstellen müßte, würde die Maßnahme bedeuten, daß wir 80000 innerlich auf der Seite unserer Kriegsgegner stehende Juden diesen unmittelbar in die Hände spielen würden. Man dürfe sich nicht darüber täuschen, daß nichts diese Juden hindern würde, alle ihre Mittel und Energien einzusetzen, um gegen die Achsenmächte zu arbeiten. Bei der Höhe des in Aussicht genommenen Kontingents würde dieses eine beträchtliche Verstärkung nicht nur des unmittelbaren Kriegspotentials, sondern auch der stimmungsmäßigen und propagandistischen Einflußnahme der Gegenseite bedeuten. [. . .]
Luther

Der Höhere SS- und Polizeiführer im Bereich des Militärbefehlshabers in Frankreich **Paris**

Betr.: Gegenmaßnahmen italienischer Dienststellen zur Durchführung antijüdischer Maßnahmen

Bei der am 8. 1. 43 mit Bousquet geführten Besprechung legte er das in Abschrift beigefügte Schreiben der italienischen Waffenstillstandskommission in Nizza vor. Er erklärte, daß er auf Grund dieser Entscheidung nicht imstande sei, die Entfernung aller Juden aus den Küstendépartements, Internierung der Juden ausländischer Staatsangehörigkeit und Konzentrierung der Juden der französischen Staatsangehörigkeit auf 4 Départements (mit der Auflage, sich nicht über den Bereich der Gemeinde hinauszubewegen, in der sich ihr zugewiesener Wohnsitz befindet) restlos durchzuführen.

Auch in früheren Besprechungen hatte Bousquet darauf hingewiesen, daß die italienische Waffenstillstandskommission die Juden italienischer Staatsangehörigkeit gegen alle anti-jüdischen Maßnahmen von französischer Seite geschützt hat. Desgleichen haben sich die spanische und rumänische Regierung durch offizielle Schreiben an die französische

Regierung gegen die Durchführung der anti-jüdischen Maßnahmen in Bezug auf ihre Staatsangehörigen jüdischer Rassezugehörigkeit ausgesprochen.
Das gleiche Verhalten hat die italienische Regierung bei Einführung des Judensterns und der übrigen anti-jüdischen Maßnahmen in dem deutscherseits besetzten Frankreich gezeigt. Aus diesem Grunde war es beispielsweise nicht möglich, wozu die französische Polizei seinerzeit bereit war, die anti-jüdischen Maßnahmen gegen die Juden in Tunis durchzuführen.

Lauscherová, Irena *1910 **(Theresienstadt)**

Im Jänner 1943 brach unter den Theresienstädter Kindern eine arge Infektion aus. Es gab verschiedene Ansichten. Die alten Lagerinsassen nahmen die Sache nicht so tragisch: «Wir sind in Theresienstadt», sagten sie einfach. Dr. Erich Klapp, der Chefarzt des Zentralkrankenhauses begriff sofort den Ernst der Situation, als er im Kinderheim Bauchtyphus feststellte. Bis zum Eintreffen der Ergebnisse der bakteriologischen Untersuchungen, die in Prag vorgenommen wurden, verhängte er strenge Quarantäne. Die ganze Nacht wurden die kleinen Patienten übersiedelt, aber nicht mit Sanitätsautos, sondern von zwei Männern mit einer Tragbahre, die sie in das rasch errichtete Isolierhospital auf dem Hauptplatz trugen.
Auch unsere Eva hatte Fieber, aber die Ursache war nicht ganz klar. Bis zur Sperrstunde blieb ich an ihrem Lager. Sie hatte 40° Fieber. Früh am Morgen will ihr Vater sie besuchen, doch er findet ihren Schlafplatz leer. Man hatte sie fortgebracht – aber niemand wußte wohin. Einige Stunden lang wußten wir nicht, wo unsere Kleine war. Die Meldungen von den Übersiedlungen waren noch nicht in der Evidenz abgegeben worden. In den Krankenhäusern zuckten sie nur die Achseln. In einer solchen Gemütsverfassung mußten Eltern arbeiten gehen. Endlich erhielten wir Bescheid. Sie befand sich in der Infektionsabteilung des neuerrichteten Kinderspitals. Informationen erteilten die Ärzte erst am Nachmittag. Das bedeutete endlose Stunden bangen Wartens. Ich stand in einer Schlange unter den Fenstern angestellt. Durch ein Fenster erteilte ein Arzt Auskunft – knapp und sachlich. Aber als Mutter wollte man mehr hören als ein kurzes «40° Fieber, Bild unklar, Typhus, Masern, Scharlach, Mischinfektion». Eine Handbewegung, und schon ist die nächste Mutter an der Reihe. Ich brauchte länger als mein kluges, kleines Mädchen, um die wunderbare Selbstaufopferung der Ärzte, ihre große Güte hinter der rauhen äußeren Form zu erkennen. Dr. Schaff verstand

seine Sache. Und er war auch voll Verständnis für Kinder und liebte sie. Seine Hingabe kannte keine Grenzen. Er schnitt selbst das Brot und verteilte es an die Kinder, damit ja kein Krümchen verlorenging, und damit sich auch bestimmt niemand vom Personal vielleicht auf Kosten der Kinder eine Zubuße verschaffen konnte.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

10–10.30	Staaken-Warschau
14	an Warschau
16.30	Judenlager
17.30–21.45	mit dem Auto nach Hochwald
20	gearbeitet

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Am Vormittag flieht der tschechische Häftling Georg Zahradka oder Zacharatka (Nr. 75749) aus dem Stammlager. Die Suche beginnt um 12 Uhr; an ihr sind 150 SS-Männer und 200 Kapos beteiligt. Bei Einbruch der Dunkelheit wird die Suche abgebrochen. Um 24 Uhr wird der Häftling von drei SS-Männern in der Nähe des Wachturms Nr. 26 gefaßt, ins Lager zurückgebracht und in den Bunker von Block 11 eingeliefert. Er wird am 14. Januar 1943 nach einer Selektion im Bunker erschossen.
Der SS-Lagerarzt führt eine Selektion im Häftlingskrankenbau, Block 28, durch, wobei er 55 Häftlinge, die keine schnelle Genesung erwarten lassen, aussucht. Diese Häftlinge werden am selben Tag mit Phenolspritzen getötet.

Zwischentext zum 9. Januar 1943

Berkowitz, Horst 1898–1983 **Hannover**

Schicksale einer Münzensammlung

In langen Jahren hatte ich eine Münzensammlung zusammengetragen, die sich sehen lassen konnte. Wie ich sie in der Hitlerzeit immer wieder verlor und sie schließlich doch zurückerhielt, sei nachstehend geschildert:

Es begann in der Kristallnacht am 9. November 1938. In tiefer Nachtstunde oder sehr früher Morgenstunde klingelte es, und es war nicht der Brötchenjunge, sondern die Gestapo.

Man holte mich ab und verschleppte mich ins Konzentrationslager Buchenwald, obwohl während der Inhaftierung im Polizeipräsidium der Amtsarzt uns alle untersucht hatte und mich als besonders Schwerkriegsbeschädigten ausgesondert hatte.

Kaum war ich fort, als auch schon die schwarze SS erschien und in meiner Wohnung «aufräumte». Besonders hatten sie es auf meine Münzensammlung abgesehen, die sie dann auch zum Teil – jedenfalls alle Goldmünzen – mit sich nahmen.

Als ich dann dank der Intervention des Herrn Generalfeldmarschall von Mackensen lebend aus Buchenwald zurückkehrte, war einer meiner ersten Wege zum Oberfinanzpräsidenten, denn mein Vermögen war ja als Judenvermögen gesperrt, und besonders waren die Goldmünzen meiner Verfügungsmacht entzogen, wenn sie auch in meinem Besitze geblieben war.

Und wie fast stets setzte der Oberfinanzpräsident, vertreten durch Herrn Regierungsrat Dr. Weyher, alle Hebel in Bewegung, besonders die Zollfahndung wurde mobil gemacht und ermittelte auch den Verbleib. Die SS mußte die Münzen herausgeben, und alle bis auf 8 Stücke wurden mir zurückgegeben. Die drei wichtigsten konnte ich wenig später mit Genehmigung der Behörde aus einer Versteigerung in Mecklenburg wieder zurückerwerben.

Ruhe gab es aber noch nicht, denn kurz nach der Kristallnacht kamen Vorschriften heraus, wonach alle Juden alle Edelmetalle abzuliefern hatten. Ich begab mich also wiederum ins Oberfinanzpräsidium und trug dort vor, daß bei Ablieferung der Münzen an das Stadtleihamt ein großer Kulturwert verlorengehen würde, denn eine wohlgeordnete Münzensammlung in Münzenschränken ist etwas anderes als ein großer Haufen Münzen.

Ich fand Verständnis, und wiederum war es Herr Regierungsrat Dr. Weyher, der mir zur Seite stand. Er legte mir auf, über die Sammlung eine Schilderung zu geben und ein Gesuch um Freigabe anzufertigen, wobei ich meine Eigenschaft als Schwerkriegsverletzter hervorheben sollte. Herr Dr. Weyher übernahm es, persönlich das Gesuch in Berlin einzureichen und zu befürworten. Ich erfüllte die Auflage, lieferte die Münzen nicht ab und wartete.

Eines Tages erschien dann eine Gruppe von Herren; ein Direktor der Reichsbank Berlin – nämlich der Custus der Münzsammlungen des Deutschen Reiches, es erschienen Herren der Hannoverschen Reichsbank und natürlich auch Herr Reg.Rat Dr. Weyher.

Die Herren ließen sich die Sammlung zeigen und sahen natürlich sofort, daß hier wirklich eine Sammlung vorlag, wie sie nicht leicht zusammenzutragen war.

Der Herr Custus aus Berlin begann ein Fachgespräch, vielleicht um sich zu überzeugen, ob ich selbst die Sammlung zusammengetragen hatte. Er stellte verschiedene Fragen und fragte unter anderem, ob ich den Köpenicker Groschen besäße, der wohl als besonders selten galt. Ich mußte natürlich verneinen, worauf der Herr Custus bemerkte, daß er in der Reichssammlung vorhanden war.

Ich konnte nur erwidern, daß ich keinesfalls mit der Sammlung des Reiches konkurrieren könnte, wies aber darauf hin, daß ich eine Münze besäße, die sicherlich der Reichssammlung fehlte. Das hielt man für ausgeschlossen, bis ich folgendes vortrug:

Ich zeigte den Herren einen gewöhnlichen Kupferpfennig aus dem Jahre 1902 mit dem Münzzeichen J und erklärte, daß dieser Pfennig in der Reichssammlung mit großer Sicherheit nicht enthalten sein könnte, und da man nach dem Warum fragte, gab ich folgenden Bericht:

In der Kaiserzeit wurden jährlich durch Gesetz oder Verordnung Anordnungen erlassen, welche Deutsche Münzstätte Münzen zu prägen hatte, welche Sorten und wie viele. Für das Jahr 1902 war der Münzstätte Hamburg eine Prägung von Kupferpfennigen nicht zugeteilt, und daher waren auch keine geprägt.

Nun ereignete es sich, daß im Jahre 1902 der Grundstein zum Bismarckdenkmal gelegt wurde und daß der Hamburger Senat beschlossen hatte, eine Serie der in diesem Jahr in Hamburg geprägten Münzen in den Grundstein einzumauern. Man stellte also die Serie oder die Serien zusammen und merkte, daß es in diesem Jahre 1902 keine Hamburger Pfennige gab.

Diesem Mangel konnte man abhelfen, allerdings nur unkorrekterweise.

Es wurde also heimlich ein Stempel angefertigt und eine kleinste Anzahl von Pfennigen mit dem Jahr 1902 und dem Münzbuchstaben J damit geprägt.
Irgendwie hatten einige wenige dieser zu Unrecht geprägten Münzen den Weg in die Welt gefunden, denn eines Tages tauchte ein solcher Pfennig etwa 1906 auf einer Auktion auf, und ein väterlicher Freund von mir, selbst großer Sammler, ersteigerte ihn. Viele Jahre später hatte er mir diese Rarität überlassen, und so konnte ich sie den Herren vorlegen.
Damit endete die Besichtigung, und die Herren zogen sich zurück. Herr Dr. Weyher berichtete mir dann, daß auf dem ganzen Heimweg kaum von etwas anderem gesprochen wurde als von dem Pfennig. Man sollte der Sache nachgehen.
Jedenfalls hatte die Sache für mich einen schönen Erfolg, denn ein paar Monate später bekam ich einen Bescheid, daß die Münzensammlung nicht abgeliefert zu werden brauchte, sie sei aber beschlagnahmt, und ich dürfe keinesfalls darüber verfügen. Aber ich hatte die Sammlung einstweilen als mein Eigentum behalten.
Bis Ende 1940 hatte ich dann Ruhe. Im Herbst 1940 gefiel es der MOB-Abteilung der Stadt Hannover, auf Anordnung des Gauleiters alle Juden in Hannover aus ihren Wohnungen, ja sogar aus ihren eigenen Häusern zu vertreiben und sie in Sammelquartieren unterzubringen. Alle Habe mußte zurückgelassen werden, nur etwas Kleidung, ein Bett und ein Senra [?] war zur Mitnahme gestattet. Die Wohnungsschlüssel mußten bei der Polizei abgeliefert werden.
Damit war die Münzensammlung wieder meiner Betreuung entzogen, und ich machte meine Meldung an das Oberfinanzpräsidium. Wieder war es Herr Dr. Weyher, der handelte. Es gelang ihm, Herrn Museumsdirektor Dr. Stuttmann vom Kestnermuseum dafür zu gewinnen, daß in diesem Museum die Sammlung untergebracht wurde. Herr Dr. Weyher mit Beamten der Zollfahndung rückten an; versiegelten den Raum, in dem die 4 Münzschränke standen, und brachten ein Schild an, daß kein Mensch berechtigt sei, diesen Raum zu betreten oder Sachen daraus zu entfernen. – Als nachher die MOB-Abteilung der Stadt die Möbel abholte, konnten sie die Münzschränke nicht mitnehmen. Vielmehr wurde ein Möbelwagen besorgt, und die Zollfahndung brachte die Schränke ins Museum.
Dort standen sie bis zum Oktober 1943, sicher und wohlbehalten. Dann aber kam der Großangriff der Bombengeschwader auf Hannover, und das Kestnermuseum wurde teilweise zerstört. Auch der

Raum, wo die 4 Münzschränke standen, war teilweise zerstört, Teile der Wand fehlten, aber … die Münzschränke selbst hatten nichts abbekommen.
Direktor Stuttmann teilte nunmehr dem Oberfinanzpräsidenten mit, daß er die Verantwortung für die Schränke nicht mehr übernehmen konnte, und bat um anderweitige Unterbringung.
Dr. Weyher gab mir diese Meldung weiter und fragte, was geschehen solle. Ich war kühn genug, vorzuschlagen, mir die Schränke zurückzugeben, zumal ich wiederum durch Vermittlung des Herrn Generalfeldmarschalls von Mackensen meine Wohnung zurückerhalten hatte.
Er war einverstanden, meinte aber, daß die Gestapo zustimmen müßte. Er verhandelte, und siehe da, auch die Gestapo stimmte zu, und so rückte ich eines Tages mit einem Möbelwagen bei dem Museum an und holte die Schränke heraus und brachte sie in meine Wohnung.
Kaum waren die Schränke dort, als die Gestapo erschien und sich die Art der Sammlung beschreiben ließ. Dann bekam ich folgende Befehle:
Zunächst mußten die besonders wertvollen Münzen, besonders die Goldmünzen, zu einem Paket zusammengestellt werden. Dann wurde angeordnet, daß ich bei jedem Bombenangriff sofort dieses Paket an einer besonders sicheren Stelle des Hauses unterzubringen hätte. Es gab da nämlich eine Treppe aus hartem schwedischen Granit, unter dieser Treppe war also ein großer Hohlraum, der nur vom Keller aus betreten werden konnte. Dorthin also sollte das Paket jeweils geschafft werden, und das war sehr sinnvoll. Traf eine Sprengbombe und zerstörte das Haus, dann fiel die Treppe auf das Paket, und man hätte es bequem später ausbuddeln können.
Ich habe den Befehl pünktlich befolgt; selbst wenn ich wie täglich mich zur Arbeit im KZ-Ahlem befand und es Alarm gab, schwang ich mich aufs Rad und sauste die 7 Kilometer zu meiner Wohnung, um das Paket sicherzustellen. Das geschah wohl ein paar Dutzende Male. Wohl wurde mein Haus von Brandbomben getroffen und brannte hier und dort, aber stets gelang es, rechtzeitig zu löschen, und als der Krieg für Hannover zu Ende war, die Gestapo sich von Hannover abgesetzt hatte, da war das Überleben gelungen, und die Sammlung war in meinem Besitze.
Dann kamen die Engländer, und es gab wieder eine Vorschrift, wonach Goldmünzen abzuliefern seien. – Jetzt gab es keinen rettenden Oberfinanzpräsidenten oder einen Regierungsrat Dr. Weyher mehr,

der hätte helfen können. Ich setzte mich daher mit der Hannoverschen Reichsbank in Verbindung, die ja an der Aktion meiner Sammlung beteiligt war, und man riet mir, eine Art Throngesuch an den König einzureichen. Das geschah, wobei ein Bericht nicht fehlte, wie die Nazibehörden hinter der Sammlung her gewesen seien und wie sie immer wieder gerettet wurde. Diese Geschichte hatte auf die maßgeblichen englischen Herren Eindruck gemacht, das Gesuch wurde befürwortet, und ich durfte die Sammlung behalten.
Die Odyssee der Sammlung war damit – bis auf weiteres – beendet.

Sonntag, 10. Januar 1943

Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein.
HERRNHUT
2. MOSE 14,14

Kein Ding ist so gut, so böse, es muß mir dienen zu gut, so ich glaube.
TAGEBUCH QUAATZ
LUTHER

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Injektion wie immer (Besprechung mit Antonescu, Roziu, Dr. Stojeson, Funk, v. Ribbentrop). Anstrengender Tag.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**
2. Cripps hat vor einem englischen Flugzeugwerk eine Rede gehalten, in der er verstärkte Bombenangriffe auf Deutschland und Italien ankündigt. Nicht aufgreifen.

7. Die gestrige dnb-Meldung über die Änderung der Besitzverhältnisse im Gestüt Schlenderhan, das von der SS gegründet worden ist, soll nicht weiter abgedruckt werden. Das ganze Thema ist gesperrt.

8. Die Geburtstagsartikel für Göring und Rosenberg sollen in der vorgesehenen Form nicht vor dem 12. 1. gebracht werden. Meldungen über die Geburtstagsfeierlichkeiten und den Verlauf des Tages sind nicht zu bringen. Es sei denn, daß eine amtliche Meldung über dnb kommt, die dann nur im Innern der Blätter zu veröffentlichen ist. Bilder des Reichsmarschalls und Rosenbergs sollen auf der ersten Seite gebracht werden, wobei das Bild des Reichsmarschalls etwas in den Vordergrund zu stellen ist. Zu Rosenberg: Das Gewicht der Würdigung auf die weltanschauliche Seite legen. Nicht zu vergessen sind seine Verdienste um die Parteipresse vom Beginn der Bewegung an. Es wird auch an seine Freundschaft mit Dietrich Eckart erinnert. Es muß also aus der Würdigung hervorgehen, daß er einer der großen geistigen Pioniere des Führers ist. Nicht ganz zu vergessen sind auch seine Verdienste bei der Organisation und Erschließung der Gebiete im Osten.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**

Gestern: [...] Der Generalstab des Heeres hat eine Denkschrift ausgearbeitet, die in stichwortartiger Zusammenfassung die Probleme des Ostens zur Darstellung bringt. Diese Denkschrift soll in den nächsten Tagen dem Führer vorgelegt werden. Sie hat ungefähr folgenden Inhalt: Widerstandswille der Roten Armee ungebrochen. Verstärkte Kraftentfaltung der Sowjets unter der Parole des «nationalen Krieges». Stimmung der bisher deutschfreundlichen Bevölkerungsteile verschlechtert sich zusehends. Bandengebiete breiten sich weiter aus und greifen auch nach den Reichskommissariaten Ostland und Ukraine über. [...] Verstärkte Bandentätigkeit und schwerwiegende Fehler in der Behandlung der Bevölkerung beeinträchtigen das deutsche Ansehen fühlbar. Nur der Führer besitzt grenzenloses Vertrauen. Die Bevölkerung wird vielfach unterschiedslos als «Bolschewiken» und «minderwertig» behandelt. Kulturelle Vernachlässigung (Schließung von Schulen und Instituten, infolgedessen auch zu unserem Nachteil Mangel an Ärzten, technischen Spezialisten usw.). Verkennung des starken Bildungstriebes, des Stolzes auf technische und «kulturelle» Errungenschaften, des Schamund Ehrgefühls, besonders stark ausgeprägt bei der russischen Frau, die das stärkste Element im russischen Volke darstellt. Prügelstrafe, Hängen, Anrede mit «Du». Rücksichtslose Menschenjagd für den Arbeitseinsatz in Deutschland, unwürdige Behandlung freiwilliger Arbeiter im Reich (Stacheldraht, Ausgehverbot, geringe Entlohnung, planloses Zurücksenden ohne Führung). Trotz der Bemühungen des GBA häufen sich nach wie vor die Klagen. Ungenügende Durchführung der Agrarordnung, keine Rückgabe des Privateigentums. Bisherige Gegenmaßnahmen – Entlassungen kriegsgefangener Ukrainer, Esten, Letten usw., bessere Behandlung der Gefangenen, Bevorzugung der Überläufer, Schonung der Kommissare, Verbot sinnloser Kollektivstrafen, Propagierung und Anlaufen der Agrarreform, großzügige Aufstellung landeseigener Verbände und Hilfswilliger, Belohnung bewährter Kämpfer und landeseigener Arbeiter, Verhinderung von Vergewaltigungen, Willkür, Roheit, insbesondere durch die Verbündeten – blieben als Einzelmaßnahmen ohne entscheidenden Erfolg, da sie nicht von einer einheitlichen politischen Grundthese getragen sind. Wo diese angewandt wurde – Kaukasus, Krim –, trat die Bevölkerung geschlossen und todesbereit für die deutsche Sache an. Ansätze hierfür sind im Operationsgebiet überall zu finden. Vorzuschlagende Maßnahmen: Erklärung des Führers, die allen Russen, die sich im Kampf gegen den Bolschewismus eingesetzt haben, Gleichberechtigung nach dem Leistungsprinzip

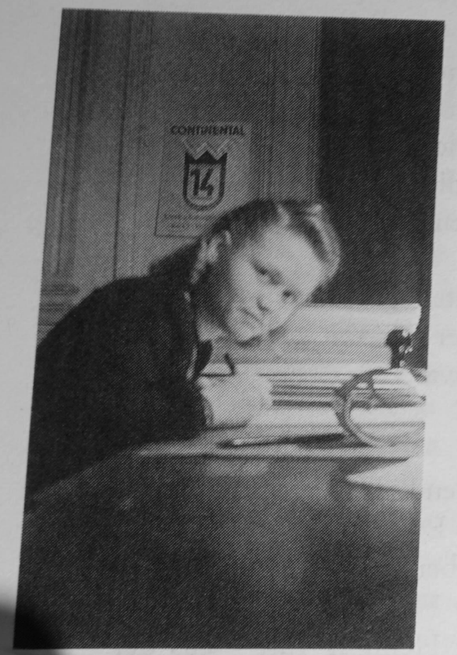
als europäische Menschen zusichert. Erklärung der politischen Absicht für Restrußland. Auf die Großrussen kommt es an! Zahllose Großrussen sind bereit, für ein neues Rußland gegen Stalin kämpfend zu sterben. Verkündung einer neuen politischen Lehre, die den Bolschewismus ideell überwindet, auf der Grundlage der Selbstverwaltung unter deutscher Führung. Behandlung des Volkes in den besetzten Gebieten nach diesen zu verkündenden Grundsätzen. Verbot der Menschenjagden. Grundlegende Besserung der Behandlung russischer Arbeiter im Reich; Umwandlung der bisher ablehnenden Grundeinstellung des deutschen Volkes gegenüber den Russen. Ausreichende Versorgung der Städte; Unterstützung, zumindest Duldung der Selbsthilfe der Bevölkerung. Rückgabe des Privateigentums, insbesondere in den Ostseeländern. Verstärkte Propaganda in die rote Front und in das sowjetische Hinterland auf der Grundlage der hier dargelegten Prinzipien. Die Denkschrift betont zum Schluß, daß angesichts der Entwicklung der Lage im Osten keine Zeit verloren werden dürfe. Es handelt sich hierbei ja um den alten Plan, der immer im OKH verfolgt worden ist. Er krankt ... an einer falschen Einschätzung des slawischen Charakters, der sehr dazu neigt, errungene politische Erfolge nicht mit Plus zu buchen, sondern vielmehr mit Ausgangsstellung zu neuen Forderungen, die sich dann von Fall zu Fall verstärken werden. Ich glaube nicht, daß der Führer sich dazu herbeiläßt, dieser Denkschrift seine Zustimmung zu geben. [...]

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Ich glaube, daß die Deutschen gut daran täten, ein Auge auf die Rumänen zu haben. Ich sehe in der Haltung von Antonescu die Vorzeichen einer Schwenkung. Mir ist auch der plötzliche Wunsch nach einer Versöhnung mit Ungarn verdächtig. Wenn die russische Offensive keinen Erfolg gehabt hätte, würde all das nicht eingetreten sein. Auch in Finnland tut sich einiges. Vorsicht!
Göring, dem heute Martin Franklin den ersten goldenen Stern des römischen Adlers überreichte, hat mit solcher Wärme gedankt, daß seine kindische Freude mit Händen zu greifen war.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

Alarm von 19.20 bis 20.05 Uhr. Samstagabend. Wir erwarten Hau [Dr. Fritz Hauenstein] und Fräulein Dr. Bier. Erst ist der Sender weg. Ich versuche Hau telefonisch zu erreichen, aber sie sind schon unterwegs. Bald darauf wird geschossen, ein paar Flugzeuge fliegen westwärts. Wir stehen besorgt an der Haustüre, Henning ruft – aus der



verschneiten Straße hallt Antwort. Wir sind froh, unsere Gäste heil dazuhaben.

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Die Engländer waren wieder in Westdeutschland. Temperatur −9°! Bei Tage schönes Sonnenwetter. Es kam eine Sondermeldung, daß 13 Tankschiffe mit 124000 BRT vor Afrika versenkt wurden. Schöner Erfolg!

Johannsen, Marie 1886-1975 **Hamburg**

Kein Fliegeralarm in der Nacht. 9 Uhr aufgestanden, Kaffee getrunken, 1 Uhr zu Mittag gegessen. Gegen 2¼ Uhr mit Linie 31 zum Altonaer Volkspark. Es lag noch sehr viel Schnee. Eine wunderschöne Wanderung führte uns durch den Park. Überall wurde gerodelt. Wir gingen zum Schluß noch ins Bauernhaus und tranken dort Kaffee u. dann wieder zur Linie 31. Gegen 6 Uhr waren wir im Hause, aßen zu Abend. – R. bekam plötzlich starke Schmerzen in der Herz- und Magengegend, die ca. 1 Std. anhielten. Dann war es vorbei. Wir hörten die Nachrichten, Wiederholung der Sondermeldung (die wir schon in der Straßenbahn hörten): ein großer Tanker-Geleitzug 16 Schiffe, von denen 13 versenkt u. 3 torpediert sind auf der Fahrt von Trinidad nach Gibraltar. Dann hörten wir den 1. u. 2. Akt der Oper «Carmen» übertragen von Dresden. Dann las ich aus dem Theateralmanach vor. 11 Uhr ins Bett.
Wetter: strahlender Sonnenschein, 3° Kälte, abends sternenklar.

Quaatz, Reinhold Georg 1876–1953 **Berlin-Lichterfelde**

Wieder bei Bismarcks Politik nach 1870. Dazu Reden vom Januar 1887. In der Rede vom 13. 1. weist B. in heute tragisch anmutender Weise auf Deutschlands Lage hin: «Ich habe damals – 1867! – im Rate des Königs gesagt: ‹Es handelt sich hier nicht um einen einmaligen Krieg, sondern um eine ganze Reihe von Kriegen, die vielleicht ein halbes Jahrhundert hindurch dauern!›»
Wer nur diese Worte beherzigt, versteht die Verantwortung, die B. fühlte, und versteht seine Voraussicht und die Stimmung seiner letzten Jahre! 1870. 1914. 1940!

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**

Name: Kurt Israel B., Arbeiter
Geboren den: 10. 12. 1902 in Pleschen [?]
gestorben den: 10. 1. 1943

Tag der Anmeldung: 13. 1. 1943
Abholung vom Jüd. Krankenhaus
Frau: Irma Sara geb. R.
Wohnung: unleserl.
Arzt: Krankenhaus
Todesursache: Freitod

Pröbstle, Alfred *1922 **Mo i Rana**
Ich liebe die Würfel: In Form gepreßter Zufall.

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**
Nachmittag mit Tutti in ein paar Bars. Nun ja – es wird sich nicht viel ändern – und immer mehr Bilder – o ja, und zu viel Borreltjes.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **auf dem Weg nach Darmstadt**
Las das gute Buch von Edith Nikeleitis über Jakob Böhme. Sie sieht ihn als Frau, aber sie hat sorgfältig das Beste herausgezogen, fast wie ein kleines Brevier seiner Werke.
Anders sieht der Prediger die Welt als der Dichter. Aber hinter den Bildern, in die er die Welt zerlegt, weiß auch er um die Einheit des Urgrundes und um die Beziehung von Mensch zu Gott als der vom Sohn zum ewigen Vater. So liest man Jakob Böhmes Worte mit viel Freude, zumal sie das Bekenntnis, das ihm am nächsten ist, das arianische Kristentum, wohl überdecken. Und wenn die Nikeleitis das überlas, was uns heute in seinen Büchern fremd ist, so holte sie hervor, was wir an ihm gern haben: Die deutsche Frömmigkeit vor Gott, wie sie sich von Meister Ekkehard zu ihm vererbte, das Bekenntnis zur Tat und der Glaube an den Tod als «anderen Schlaf», das Böhme predigt, er, der von den Bekenntnissen meist Gehaßte.
Gern hat man ihn gewonnen, selbst wenn die Frau Dichterin nicht drauf verzichten durfte, kleine Romane um sein großes Leben aufzubauen.
Aber kann es nicht durchaus alles so gewesen sein?
Wir nahen uns Darmstadt, Emmes ist sehr müde.

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**
Montag fuhr ich nach Örsberg Mittags, kam sehr rechtzeitig an. Das Zimmer oben ausgekältet, ich bekam eine, die Tage dann zwei Wärmflaschen. Die Temperatur fiel nämlich, es ging 7° auf 5° auf 11° an einem Tag. Es ging wieder etwas herunter, ging am Freitag sogar einmal fast auf Null. Ich ging jeden Vorm., jeden Nm. (außer Sonnabend) und freute

mich am Fr[eitag] des langsam stöbernden Schnees. [...] Ich ersann das Gedicht «Traum der Öde» von Fr. auf So. auf heute. Gestern Sonnabend fuhr ich 16^{58} mit ¼ St. Versp. ab Sch. und mußte bis 6 Uhr (40 Min. Versp.) auf den Kieler Zug warten. Fr[ieda] holte mich ab. Ich kam ja zurück, um an Pelle noch etwas zu haben. Wir aßen friedlich, lasen abds. Morgenstern u. «Mit fremden Federn». Ebenso waren wir heute nett zusammen, tranken nachm. Kaffee bei Frau Carstens, Onkel Heini steuerte wieder Zigarren u. Cognac bei. Bei funkelnden Sternen und eisigem (nicht zu schlimmem) Ostwind kamen wir eben nach Hause. Onkel H. ganz pessimistisch über Mitteilungen aus Schiffahrtskreisen (Emden). Ich bekam in Örsberg e. bewundernd-kritteligen Brief eines Wilh. Schaefer aus Stettin über «Die Kleinbahn». Beantwortete ihn heute mit Novalis-Zitat. Fr. Podszus will uns in 14 Tagen zu seinem Geburtstag besuchen. Heute hat er den «Autorenabend» in Dresden bei Wolfgang Krüger, dem reichen Verleger.
Endlich ist hier ein Brief von Fr[anz] Taucher: Wortreich-freundlich, seine Haltung gegenüber m. lyrischen Werk habe sich nicht geändert. Aber er schreibt nichts von einer Aufforderung zum Gedichte schicken. Er ist in Berlin, besucht mich vielleicht. Morgen muß Pelle wieder an die Front. [...]
Ich las [...] – halb – Mereschkowskys (weil im New Age gelobt) «Lionardo». Man erschrickt über das hohle Treiben der Renaissancemenschen – Lionardo taucht, einsam unter Nichtigkeiten, hervor. Savonarola organisierte eine Schar von 14jährigen, die Unfrommes der Erwachsenen ausspionieren müssen.
Auch eine freundliche Karte von M[artin] Kessel.
[...] Am Freitag ist hier wieder zweimal Alarm gewesen.

Podszus, Friedrich 1899–1971 **Damm**
Mein lieber Herr Lehmann – Aus dem Wein des Herrenabends wurde Wasser. Der ehrenwerte Dompteur mußte verreisen, also wurden die Raubtiere ausgeladen. Aber mir ward die Kunde, daß ich Krüger sehen würde, daß er mich durchaus sprechen wolle. Einer der Verlagsherren, Westphal mit Namen, im Gegensatz zu seinem Chef ein stiller Mann, schrieb mir zunächst über Sie: «Der Autor ist uns natürlich nicht unbekannt und auch durchaus sympathisch. Wir würden uns freuen, bald mit Ihnen einmal über ihn sprechen zu können.»
Wie Sie sehen, sitze ich noch in Jüterbog, es ist aber wahrscheinlich, daß am 13. abends oder am 14. Jan. früh die Reise nach Berlin geht. Da ich noch keine Nachricht von Ihnen habe, ob Ihnen mein kurzer Besuch

in Eckernförde angenehm sein würde, schwankte ich ein paar Augenblicke, ob ich nach dorthin Urlaub einreichen soll. Ich habe es doch getan, da es mir besser schien, ihn für den gegebenen Fall zu haben. Vielleicht finde ich in Berlin eine Nachricht von Ihnen vor. Jedenfalls werde ich ab 14. Jan. Berlin W 15, Bregenzer Str. 6 bei Dr. Haubach zu erreichen sein. Ich werde mich in den Strudel des Weltstadtlebens stürzen oder auch nicht. Lassen wir uns überraschen! Im Eßzimmer steht mein Lieblingssessel neben einer Standuhr, die mit melodischem Gongschlag die Stunden schlägt. Dort werde ich zunächst einmal die Hände in den Schoß legen.

Ich werde wie Lichtenberg sagen, daß vierundzwanzig Stunden tausendvierundzwanzig Minuten, sechzehn Tage also 23 040 Minuten sind. Bin ich nicht endlich wieder einmal ein Krösus an Zeit? Ich könnte auch noch an die Sekunden denken. Nehmen wir an, daß ich ein Drittel der Zeit selig allein (welche Erquickung nach den Nächten im Kameradenkreise!) verschlafe, so bleibt ein schönes Teilchen, um zu meditieren – kurz, um sich in reineren Bereichen aufzuhalten. Woher stammt eigentlich das schöne Wort Urlaub? Werde einmal den Kluge befragen.

Sie schrieben einmal, daß die Jahre zwischen Vierzig und Fünfzig die besten Jahre seien. Trifft das in jedem Falle zu? Ich habe das Gefühl, daß es bei mir, sofern sie ein freundliches Geschick mir gönnt, die Jahre zwischen Fünfzig und Sechzig sein werden. Was von meiner Generation lebt, ist doch durch den Ersten Weltkrieg, durch den wirren Nachkrieg und nunmehr durch den Zweiten Weltkrieg so geschüttelt worden, daß die wahre Frucht sich noch nicht zeigen konnte. Ich meine dann und wann, unsere Zeit müßte noch kommen, obgleich ich die anderen manchmal ermatten sehe, was ihnen gewiß niemand übelnehmen kann. Wer allzulange im Nur-Elementaren haust, verdirbt genauso wie der, der überhaupt keinen Zugang zum Elementaren mehr hat. Wir haben unseren Vätern voraus das Erlebnis der Preisgegebenheit, das früher nur ein Vorrecht Einzelner gewesen zu sein scheint, den Söhnen (ich sehe sie hier bei den Soldaten, die es den Jahren nach sein könnten) das eine bestimmt, daß wir wenigstens noch den Duft des Friedens kennen. Aber vielleicht ist die Generation, zu der man zu gehören meint, auch nur ein Teil jenes Schattens, über den es zu springen gilt, wenn die Dämonien, die eignen und die fremden, geläutert werden sollen. Darin kann man doch wohl nicht genug skeptisch denken, daß insgesamt alle von Weisheit befallen werden könnten. Was bleibt übrig? Geduld, goldene Geduld! Die Ungeduld Lears ist ein Vorrecht des Alters.

Einstweilen wie immer die herzlichsten Grüße Ihr Podszus.

Jünger, Ernst *1895 **Lötzen**

Mittags traf ich in Lötzen ein und meldete sogleich Ferngespräche nach Kirchhorst und Leisnig an. Um sieben Uhr erfuhr ich von Perpetua, daß mein guter Vater gestorben ist, wie ich es schon deutlich geahnt hatte. Am Mittwoch soll er in Leisnig beerdigt werden; ich komme also noch zurecht, was mich doch sehr beruhigt.

Wie in den letzten Tagen oftmals, sann ich lange über ihn nach, über sein Los, seinen Charakter, sein Menschentum.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

klar, kalt, – 8°

Ruhiger Sonntag

Briefe – Schallplattenverzeichnis.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **(Carwitz)**

Liebe Mutti.

Nun liegt das Weihnachtsfest schon weit zurück, die Kinder sind wieder fort, und Suse ist gestern wieder von ihrer Berliner Reise heimgekehrt. Suse hat diesmal bis auf eine kleine Stippvisite beim Zahnarzt sehr still in Berlin gelebt, es lohnt sich ja auch nicht, auszugehen: die Lokale sind einfach fürchterlich. Meist langes Anstehen in den besseren oder ein wahres Schweinefutter.

Auch ich werde nun in der kommenden Woche meine Reise nach Berlin antreten, hauptsächlich, um die Karikatur von E.O. Plauen für den Buchdeckel von «Heute bei uns zuhaus» anfertigen zu lassen. Ich habe aber auch eine Reihe von Gängen in die großen Verlagshäuser vor, ich muß sehen, in guter Form (ohne daß die Leute merken, ich habe es nötig) ein paar größere Aufträge zu ergattern, denn mit den Einkünften aus Büchern sieht es für dieses Jahr sehr faul aus, und was mit dem Film wird – aus Wien höre ich mal wieder nichts mehr, das wird auch wieder versanden.

Die Steuer hat mich rein alle gemacht, ich habe sogar auf meine Reserven zurückgreifen müssen, und das Leben wird immer teurer. Natürlich habe ich keine direkten Sorgen, aber ich möchte doch, daß wir unsern Lebensstandard einigermaßen aufrechterhalten. Hemmend ist natürlich für alle Schaffenslust, daß ich die Umarbeitung der Buchausgabe vom großen Roman noch immer nicht weiter gefördert habe. Das neue Jahr habe ich programmäßig mit allen vorgesehenen Abstinenzen begonnen, bei Zigaretten stehe ich nun schon auf einem knappen Drittel meines bisherigen Verbrauchs, der Schlaf ist einigermaßen,

aber irgendwelche Arbeitskraft hat sich noch nicht wieder eingestellt. Ich habe ein paar Tage gebastelt an dem Roman und dann, was mir eigentlich noch nie vorgekommen ist, das Geschriebene restlos als mißglückt wieder zerrissen. Nun, auch da werden wieder bessere Tage kommen, vielleicht muntert mich ja auch die Aussprache mit allen möglichen Leuten in Berlin wieder ein wenig auf. In der «Sache» nichts wesentlich Neues, im Ganzen scheint sie im Moment mal wieder günstiger auszusehen.

Du fragst nach der Silberschale, liebe Mutti. Erstens einmal habe ich sie natürlich auch als Geschenk für mich angesehen. So stand es ja auch in dem Begleitzettel. Nun, ganz unser Geschmack ist sie natürlich nicht, diese verschnörkelten Formen liegen uns Heutigen nicht mehr so. Aber das hindert natürlich nicht, daß wir sie schon als Erinnerungsstück lieb und wert halten werden und als ein Zeichen Deiner Liebe für uns. Für mich verknüpfen sich dazu ja auch noch Erinnerungen an unsere Kinderzeit damit.

Ich lese augenblicklich «Pflicht». Als ich mich in Berlin anmeldete, fiel mir plötzlich schwer auf's Gewissen, daß mir der Lektor des Scherl-Verlages, ein sehr wichtiger Mann, zwei Romane verehrt hatte. Ich hatte mich nie an sie getraut, sie sahen schon von außen nicht so aus ... Aber jetzt muß ich sie doch im Eiltempo lesen, übrigens sind sie nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte, nur langweilig und papieren ... Den jungen Herrn Alexius, den viel gerühmten, mit Preisen ausgezeichneten, habe ich schon vor längerer Zeit gelesen. Er ist ganz tüchtig, aber man goutiert ihn nur, wenn man das Vorbild nicht kennt, den Antonio Adverso, der ungleich lebendiger, dichterischer, farbenprächtiger ist. Der Alexius ist nur ein Stück historischer Roman, der Antonio Adverso ein herrliches Stück Leben!

Ja, liebe Mutti, meine Bücherei ist schon etwas sehr Schönes, auch Kenner bewundern sie. Ich könnte Dir einmal, wenn Du das willst, das Duplikat meines Bücherkataloges senden, aber ich zweifele, ob Du einen Sinn für die Art meiner Sammlung hast: Vorzugsausgaben, Erstdrucke, schöne Einbände usw. So etwas kommt ja auch im Katalog nur mit trockenen Zahlen und Worten zum Ausdruck, das muß auf das Auge wirken. Übrigens macht mir meine Bücherei auch Kummer, indem ich nämlich leider von Logiergästen beklaut werde. Jetzt hat so ein liebenswürdiger Gast – ich rate vergeblich wer – mir aus meinem Pitaval (45 Bände!) ausgerechnet den 19. Band geklaut, überhaupt nicht wieder zu beschaffen (1847 erschienen). So was macht aber sauwütend. Und das ist leider nicht der erste Fall. Es ist ja auch so einfach: man hat

beim Besuch irgendetwas angelesen und steckt es nun als Reiselektüre in die Tasche. Und bei Büchern gibt es bekanntlich keine Moral, da ist Stehlen nicht Stehlen.

Ich aber kann mit Stolz sagen, daß ich noch nie ein Buch geklaut habe, so oft ich schon auch in der Versuchung war, denn ich habe die Gelegenheit, die Buchhändler lassen mich ja ungehindert in den finstersten Winkeln stöbern.

Wir grüßen Dich sehr herzlich.

Ich lege Dir noch den Feuilleton-Abdruck der Erinnerungen des Münchner Arztes Schlagintweit bei, manches darin ist recht amüsant.

Hedin, Sven 1865–1952 **Berlin**

Berlin. Kalt, Schnee, weiß. Sehr wenig Autos. Ich stand um ½2 Uhr auf. Warmes Badewasser gab es nicht. Alma beschaffte mir eine Kanne heißes Wasser zum Waschen und Rasieren. Alma und ich frühstückten um ½3 Uhr. Währenddessen kamen Hans und Suse, vergnügt und angenehm wie immer. Hans hatte die Abrechnung für das letzte Quartal dabei, die sich mit einigen Abzügen und Zulagen auf 45988 RM belief. Dabei sind inbegriffen 900 RM, die die Ges. f. Erd. an FAB (F.A. Brockhaus) für das Exemplar der Wiss.Ser. bezahlt hat, das sie im vergangenen Sommer gekauft hat. Ich bekomme also 45088 RM = 74748 Kronen, was für ein Quartal nicht schlecht ist. – 38000 Ex. vom USA-Buch verkauft, aber Papier für weitere 60000 zugesagt. – H.u.S. besorgt wegen der Lage. Beide sagten, es sähe sehr ernst aus. O.B. will alles selbst machen. Halder wollte im letzten Jahr ... v.B. und gehen, ließ sich aber dazu bewegen, zu bleiben. V. Manstein hat das Ober-Komm. unter der Bedingung übernommen, daß er für alles selbst zuständig sei und daß Kau. [Kaukasus] geräumt werde. Junge Soldaten, die auf Urlaub nach Hause kommen, erzählen, die Russen quellen in unübersehbaren Mengen nur so hervor.

Um 10 Min. vor 8 holte uns Ernst zum Essen bei Arvid mit Eric und Brita ab. Arvid hatte früher 250 Liter Benzin im Monat, jetzt 150. Dort war es reizend wie immer bei gutem Essen und Champagner, Reden und Scherzen. D. kann Rußland nie besiegen. Ar. hat jetzt keine Bedenken mehr, das USA-Buch in Schweden herauszubringen. Meinte auch, wir könnten die Einladung zu Best und auch zu einem Vortrag ruhig annehmen. Die Dänen betrachten die Lage jetzt sehr gelassen, denn sie glauben nicht an einen deutschen Sieg.

12 Uhr zu Hause.

aber irgendwelche Arbeitskraft hat sich noch nicht wieder eingestellt. Ich habe ein paar Tage gebastelt an dem Roman und dann, was mir eigentlich noch nie vorgekommen ist, das Geschriebene restlos als mißglückt wieder zerrissen. Nun, auch da werden wieder bessere Tage kommen, vielleicht muntert mich ja auch die Aussprache mit allen möglichen Leuten in Berlin wieder ein wenig auf. In der «Sache» nichts wesentlich Neues, im Ganzen scheint sie im Moment mal wieder günstiger auszusehen.

Du fragst nach der Silberschale, liebe Mutti. Erstens einmal habe ich sie natürlich auch als Geschenk für mich angesehen. So stand es ja auch in dem Begleitzettel. Nun, ganz unser Geschmack ist sie natürlich nicht, diese verschnörkelten Formen liegen uns Heutigen nicht mehr so. Aber das hindert natürlich nicht, daß wir sie schon als Erinnerungsstück lieb und wert halten werden und als ein Zeichen Deiner Liebe für uns. Für mich verknüpfen sich dazu ja auch noch Erinnerungen an unsere Kinderzeit damit.

Ich lese augenblicklich «Pflicht». Als ich mich in Berlin anmeldete, fiel mir plötzlich schwer auf's Gewissen, daß mir der Lektor des Scherl-Verlages, ein sehr wichtiger Mann, zwei Romane verehrt hatte. Ich hatte mich nie an sie getraut, sie sahen schon von außen nicht so aus ... Aber jetzt muß ich sie doch im Eiltempo lesen, übrigens sind sie nicht so schlimm, wie ich gefürchtet hatte, nur langweilig und papieren ... Den jungen Herrn Alexius, den viel gerühmten, mit Preisen ausgezeichneten, habe ich schon vor längerer Zeit gelesen. Er ist ganz tüchtig, aber man goutiert ihn nur, wenn man das Vorbild nicht kennt, den Antonio Adverso, der ungleich lebendiger, dichterischer, farbenprächtiger ist. Der Alexius ist nur ein Stück historischer Roman, der Antonio Adverso ein herrliches Stück Leben!

Ja, liebe Mutti, meine Bücherei ist schon etwas sehr Schönes, auch Kenner bewundern sie. Ich könnte Dir einmal, wenn Du das willst, das Duplikat meines Bücherkataloges senden, aber ich zweifele, ob Du einen Sinn für die Art meiner Sammlung hast: Vorzugsausgaben, Erstdrucke, schöne Einbände usw. So etwas kommt ja auch im Katalog nur mit trockenen Zahlen und Worten zum Ausdruck, das muß auf das Auge wirken. Übrigens macht mir meine Bücherei auch Kummer, indem ich nämlich leider von Logiergästen beklaut werde. Jetzt hat so ein liebenswürdiger Gast – ich rate vergeblich wer – mir aus meinem Pitaval (45 Bände!) ausgerechnet den 19. Band geklaut, überhaupt nicht wieder zu beschaffen (1847 erschienen). So was macht aber sauwütend. Und das ist leider nicht der erste Fall. Es ist ja auch so einfach: man hat

beim Besuch irgendetwas angelesen und steckt es nun als Reiselektüre in die Tasche. Und bei Büchern gibt es bekanntlich keine Moral, da ist Stehlen nicht Stehlen.

Ich aber kann mit Stolz sagen, daß ich noch nie ein Buch geklaut habe, so oft ich schon auch in der Versuchung war, denn ich habe die Gelegenheit, die Buchhändler lassen mich ja ungehindert in den finstersten Winkeln stöbern.

Wir grüßen Dich sehr herzlich.

Ich lege Dir noch den Feuilleton-Abdruck der Erinnerungen des Münchner Arztes Schlagintweit bei, manches darin ist recht amüsant.

Hedin, Sven 1865–1952 **Berlin**

Berlin. Kalt, Schnee, weiß. Sehr wenig Autos. Ich stand um ½2 Uhr auf. Warmes Badewasser gab es nicht. Alma beschaffte mir eine Kanne heißes Wasser zum Waschen und Rasieren. Alma und ich frühstückten um ½3 Uhr. Währenddessen kamen Hans und Suse, vergnügt und angenehm wie immer. Hans hatte die Abrechnung für das letzte Quartal dabei, die sich mit einigen Abzügen und Zulagen auf 45988 RM belief. Dabei sind inbegriffen 900 RM, die die Ges. f. Erd. an FAB (F.A. Brockhaus) für das Exemplar der Wiss.Ser. bezahlt hat, das sie im vergangenen Sommer gekauft hat. Ich bekomme also 45088 RM = 74748 Kronen, was für ein Quartal nicht schlecht ist. – 38000 Ex. vom USA-Buch verkauft, aber Papier für weitere 60000 zugesagt. – H.u.S. besorgt wegen der Lage. Beide sagten, es sähe sehr ernst aus. O.B. will alles selbst machen. Halder wollte im letzten Jahr ... v.B. und gehen, ließ sich aber dazu bewegen, zu bleiben. V. Manstein hat das Ober-Komm. unter der Bedingung übernommen, daß er für alles selbst zuständig sei und daß Kau. [Kaukasus] geräumt werde. Junge Soldaten, die auf Urlaub nach Hause kommen, erzählen, die Russen quellen in unübersehbaren Mengen nur so hervor.

Um 10 Min. vor 8 holte uns Ernst zum Essen bei Arvid mit Eric und Brita ab. Arvid hatte früher 250 Liter Benzin im Monat, jetzt 150. Dort war es reizend wie immer bei gutem Essen und Champagner, Reden und Scherzen. D. kann Rußland nie besiegen. Ar. hat jetzt keine Bedenken mehr, das USA-Buch in Schweden herauszubringen. Meinte auch, wir könnten die Einladung zu Best und auch zu einem Vortrag ruhig annehmen. Die Dänen betrachten die Lage jetzt sehr gelassen, denn sie glauben nicht an einen deutschen Sieg.

12 Uhr zu Hause.

Döblin, Alfred 1878–1957 **Hollywood**

An Hermann Kesten

Lieber Kesten, da ich kein Briefpapier da habe und nicht erst laufen will, schreibe ich Ihnen auf diesem Blatt aus m. Schreibheft, – und Sie wollen es bitte entschuldigen!

Schönsten Dank für Ihren Brief. Sie haben mir so wenig in Ihrem Brief gemeldet, z. B. wie es Ihnen denn nun geht, was Sie arbeiten? Ludw. Marcuse sagte mir, er hätte gehört, Sie hätten schließlich doch Ihre Immigration (nach der elenden Intrige) gekriegt; (übrigens ist der andere Marcuse, Herbert, vom Horkheimer-Clan, jetzt in Washington, in der «Information» oder sowas angestellt, seine Familie reist ihm bald nach). Könnten Sie nicht auch irgendwie an der Propaganda oder Information tätig sein? Da müssen doch zahlreiche Jobs sein (wahrscheinlich von den kleinsten Herrschaften mit Ellenbogen und Ignoranz besetzt?), ich las auch, daß von Erich Noth ein Buch in französisch erschienen ist. La France pourrie; na, über pourriture wird er sich auskennen.

Man sagt übrigens auch, Marcu wäre plötzlich, ganz aus heiler Haut, gestorben? Wissen Sie was davon? An die heile Haut glaube ich in solchem Falle nicht. Es ist wunderbar, wie dieser doch recht junge Mann Bücher quasi geregnet hat; ich bin nicht sicher, ob er uns nicht von oben mit weiteren Produkten bedenken wird. (Ein begabter listiger Mensch, schlangenhaft rege und schlau; er hätte Politiker werden müssen; aus irgendwelchem jüdischen Grunde verfluchte er sich dazu, ein Gewissen zu haben und zu moralisieren und zu schreiben.)

Groß scheint ja in New York Manfred George zu sein; sein «Aufbau» hat jedenfalls äußerlich einen Umfang! Die deutschen Exilierten haben nicht so anständige Zeitungen und Sachen herausgebracht wie die Franzosen (wohl, weil ¾ bis ⅘ der Deutschen – Juden also Gewohnheits-Exilierte sind). (Und unsere Verleger, Bermann u. Landshoff leben? Hoffentlich leben sie besser als wir.) Ich fand Ihren Namen einmal auf einer Namensliste des Grzesinski (etc.) Komitees, für ein Free German Movement. Wie andre hier habe ich persönlich negativ reagiert. Denn ich weiß nicht, was da gespielt wird, und was die ehemaligen Sozialdemokraten an der Spitze anbetrifft, so gibt es wenig aus dem alten Deutschland der Demokratie, was ich so heftig und inbrünstig hasse. (Das hängt mit meinem «Nov. 1918» Buch zusammen; darin habe ich die fürchterliche Rolle der Ebert etc. kennengelernt, eine tiefinwendige Verwahrlosung, die weit die spätere französische übertrifft, und so wollte man eine Republik gründen.)

Lieber Kesten, hören Sie was von Hans Siemsen? Er ist mir ganz aus den

Augen gekommen. Vielleicht können Sie mir seine Adresse mitteilen? – Stehen Sie mit Schwarzschild in Verbindung? Ludw. Marcuse erzählte mir von Schwarzschilds Buch; ist es interessant? Also schreiben Sie mir doch einmal, was Sie arbeiten oder womit Sie sich beschäftigen? Lieber Kesten, ich glaube an keinen kurzen Krieg; es setzt sich ja erst alles von Alliierter Seite in Bewegung, und das braucht viel viel Zeit – und der Hund drüben ist schlau und fix. Er ist noch böser als die andern, und das ist im Krieg ein Vorteil. – Von Hollywood: ich sehe öfter Heinrich Mann (nebst Nelly, comme d'habitude), beide Marcuses, seltener Brecht, der mit Lang einen Film, tschech. Stoff gemacht und verkauft hat, er hat jetzt für 2 Jahre etwas money, ab und zu Bruno Frank: – Eine furchtbare Gartenstadt, das hier. – Ich selbst verdiene nichts, keinen Pfennig nach M.G.M. Ich bin Almosenempfänger, Bettler, tja. Wer «nimmt sich» unser an? Liesl Frank ist unsere Madonna, sie mit Frau Dieterle hilft. – Quelle vie. Aber Exil – übrigens Klaus, in Marseille, ist nicht herausgekommen; Gott weiß, was aus ihm wird. – Peter steht seit 7 Monaten als «private» in Camp Lee (Virginia); Fähnchen ist 16 Jahr, high school – und trägt die Kadettenuniform! – Lieber Kesten, alles Gute und herzliche Grüße Ihrer lieben Frau! D Dn.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Notizen, Studien zum «Gesetz». Im offenen Wagen auf die Promenade. [...] In Freuds «Moses».

Broch, Hermann 1886–1951 **Princeton**

An Kurt Wolff

Lieber Freund K. W.,

Ich glaube, daß nun der Zeitpunkt gekommen ist, um sich mit der Drucklegung des Vergil ernsthaft zu befassen. U[nd] z[war] glaube ich, eben angesichts dieser beiden zweisprachigen Bücher, daß man doch an eine Doppelausgabe für den Vergil denken sollte. Die Zweisprachigkeit ist nun mit einem Schlage der Hausstempel des Pantheon geworden, und ein Buch wie der Vergil wäre m. E. durchaus danach angetan, diesen Stempel noch tiefer zu prägen. Und für mich, resp. für das Buch scheint mir die zweisprachige Ausgabe (hier also doppelbändig) in ihrer Besonderheit recht günstig. Denn es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß der Vergil auf dem amerikanischen Literaturmarkt in erster Linie maßloses Befremden erregen wird: wenn jedoch die Leute auf den ersten Anhieb sehen werden, daß es sich um einen Sonderfall handelt, so werden sie eher zu einer vernünftigen oder vernünftigeren Einstellung

gelangen, als wenn sie mit ihrem gewöhnlichen Apperzeptionsschema an die Sache herantreten. Entweder müßte ich bereits gestorben sein, oder ich brauche eine besondere Aufmachung; und da ziehe ich das letztere vor. Bei einer Subskriptionsausgabe ist es auch egal, ob man mit einfachen oder einem Doppelband an die Leute herantritt. Gewiß, es ist der doppelte Preis, aber dafür kann man auch an viel zahlungskräftigere Kreise als an die lediglich deutschlesenden herankommen. Bitte überlegen Sie sich also die Sache in dieser Richtung.
Also auf Wiedersehen Freitag. Und inzwischen Handküsse und einen herzlichen Gruß Ihres HB.

Wolf-Ferrari, Ermanno 1876–1948 **München**
An Karl Elmendorf
Nachdem Sie nun feierlich als Direktor der Dresdner Sächsischen Staatsoper eingesetzt sind, will ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich darüber freue und dazu meine Glückwünsche schicken! Ihre Erfolge empfinde ich, selbst ohne Verdienst dabei, ein wenig als meine Erfolge, denn mit größtem Anteil habe ich Ihren Aufstieg von Anfang an verfolgen können! Wissen Sie noch, wie Sie mir aus Hagen geschrieben haben? Dann traf ich Sie in München: Sie waren Veranlassung zum Entschluß für «Sly», zuletzt «Dama Boba», und waren dabei immer der schlichte Förderer meiner Kunst. Bei jeder Etappe werden Sie mich als Gratulant vorfinden, denn Ihr Aufstieg freut mich, wie alles Schöne! Was wird noch kommen? Was kann noch kommen? Ihr E. W-F

Richard B. *1922 **Stargard**
Habe gestern «Die goldene Stadt» in Stargard gesehen. Ein Film, der mich so ergriffen hat, daß ich anschließend keine Lust mehr hatte, mich in eins der lauten Kaffeehäuser zu setzen und oberflächliches Gerede zu machen. Ich bin zu Fuß nach Hause gelaufen, 2½ Stunden durch verschneites Pommern.

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter
Herzallerliebste!
Gestern hab ich vielleicht ein Martyrium durchgemacht! Stell Dir vor, von 2 bis 8 Uhr in dem eisekalten Zimmer, mit nur drei halbstündigen Unterbrechungen zum Auftauen, wo ich dann Pötte heißen Tees soff. Es war fürchterlich, und jeder normale Mensch hätte sich 'ne Grippe dabei holen können, wogegen mich aber gottlob mein Fett schützt. Ich

hatte mich eingemummelt wie ein Eskimo, Skianzug, Pelzmantel, Wolldecke, Kissen, Handschuhe (beim Tippen!), aber so nach und nach froren Hände und Füße doch ein, was bemerkenswerterweise doch ein dauernd unangenehmes Gefühl blieb, obwohl ich hoffte, man gewöhnte sich daran. Und das Auftauen nachher tat genau so weh.
Na, ich hab jetzt wenigstens alle Vorlesungen nachgeschrieben, d. h. die Guttenberg-Vorlesung, sein Seminar und die Pöllnitz-Vorlesung. Das bißchen Phonetik schreibe ich jetzt gerade mit der Hand ab. Ob ich heute alles schaffe, was ich mir sonst noch vorgenommen habe, das ist hauptsächlich die Durcharbeitung aller geschichtlichen Nachschreibungen mit Stracke. Das bedeutet eingehende Vertiefung in die Zeit von Karl d. Großen bis zum Investiturstreit! Und dann noch die ganze Reformation! Ferner Unmengen Strümpfe stopfen, den zweiten Band des Nolten lesen. Es soll mich wundern, ob ich ein Viertel schaffe, jedenfalls gehe ich pünktlich ins Bett.
Ich hatte mich der Kälte nur ausgesetzt in der Hoffnung, daß nachher auch gebadet würde. Ich war schon am Verzweifeln, je wieder warm werden zu können, da rief der Professor endlich, und hinein ging es in die heißen Fluten! War das ein Genuß. Ich hab ja schon so oft vom Samstagabend-Bad als dem Inbegriff häuslichen Wohlbehagens erzählt. Er war sehr nett, ich fragte ihn, ob ihn mein Tippen nicht gestört hätte, worauf er sagte, nicht im geringsten, liebes Kind, und mir zärtlich auf die Schulter klopfte, auch neue Töne an ihm. Und dann hab ich mich gleich ins Bett gelegt und bis 11 Uhr noch den Nolten gelesen. Ganz bezaubernd! Mit den schönsten seiner Gedichte als Einlagen. Auch die Peregrina-Lieder, das Märchen vom sicheren Mann und die weiße Christrose, die Wiese vorlas (letzteres erklärte er für das vollendetste Gedicht der deutschen Literatur) sind über die Maßen schön.

Im Winterboden schläft ein Blumenkeim,
Der Schmetterling, der einst um Busch und Hügel
In Frühlingsnächten wiegt den samtnen Flügel;
Nie soll er kosten deinen Honigseim.

Wer aber weiß, ob nicht ein zarter Geist
Wenn jede Zier des Sommers hingesunken,
Dereinst von deinem leisen Dufte trunken,
Mir unsichtbar, dich blühende umkreist?

Herzallerliebste, zärtlichst ...

gelangen, als wenn sie mit ihrem gewöhnlichen Apperzeptionsschema an die Sache herantreten. Entweder müßte ich bereits gestorben sein, oder ich brauche eine besondere Aufmachung; und da ziehe ich das letztere vor. Bei einer Subskriptionsausgabe ist es auch egal, ob man mit einfachen oder einem Doppelband an die Leute herantritt. Gewiß, es ist der doppelte Preis, aber dafür kann man auch an viel zahlungskräftigere Kreise als an die lediglich deutschlesenden herankommen. Bitte überlegen Sie sich also die Sache in dieser Richtung.
Also auf Wiedersehen Freitag. Und inzwischen Handküsse und einen herzlichen Gruß Ihres HB.

Wolf-Ferrari, Ermanno 1876–1948 **München**
An Karl Elmendorf
Nachdem Sie nun feierlich als Direktor der Dresdner Sächsischen Staatsoper eingesetzt sind, will ich Ihnen sagen, wie sehr ich mich darüber freue und dazu meine Glückwünsche schicken! Ihre Erfolge empfinde ich, selbst ohne Verdienst dabei, ein wenig als meine Erfolge, denn mit größtem Anteil habe ich Ihren Aufstieg von Anfang an verfolgen können! Wissen Sie noch, wie Sie mir aus Hagen geschrieben haben? Dann traf ich Sie in München: Sie waren Veranlassung zum Entschluß für «Sly», zuletzt «Dama Boba», und waren dabei immer der schlichte Förderer meiner Kunst. Bei jeder Etappe werden Sie mich als Gratulant vorfinden, denn Ihr Aufstieg freut mich, wie alles Schöne! Was wird noch kommen? Was kann noch kommen? Ihr E. W-F

Richard B. *1922 **Stargard**
Habe gestern «Die goldene Stadt» in Stargard gesehen. Ein Film, der mich so ergriffen hat, daß ich anschließend keine Lust mehr hatte, mich in eins der lauten Kaffeehäuser zu setzen und oberflächliches Gerede zu machen. Ich bin zu Fuß nach Hause gelaufen, 2½ Stunden durch verschneites Pommern.

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter
Herzallerliebste!
Gestern hab ich vielleicht ein Martyrium durchgemacht! Stell Dir vor, von 2 bis 8 Uhr in dem eisekalten Zimmer, mit nur drei halbstündigen Unterbrechungen zum Auftauen, wo ich dann Pötte heißen Tees soff. Es war fürchterlich, und jeder normale Mensch hätte sich 'ne Grippe dabei holen können, wogegen mich aber gottlob mein Fett schützt. Ich

hatte mich eingemummelt wie ein Eskimo, Skianzug, Pelzmantel, Wolldecke, Kissen, Handschuhe (beim Tippen!), aber so nach und nach froren Hände und Füße doch ein, was bemerkenswerterweise doch ein dauernd unangenehmes Gefühl blieb, obwohl ich hoffte, man gewöhnte sich daran. Und das Auftauen nachher tat genau so weh.
Na, ich hab jetzt wenigstens alle Vorlesungen nachgeschrieben, d. h. die Guttenberg-Vorlesung, sein Seminar und die Pöllnitz-Vorlesung. Das bißchen Phonetik schreibe ich jetzt gerade mit der Hand ab. Ob ich heute alles schaffe, was ich mir sonst noch vorgenommen habe, das ist hauptsächlich die Durcharbeitung aller geschichtlichen Nachschreibungen mit Stracke. Das bedeutet eingehende Vertiefung in die Zeit von Karl d. Großen bis zum Investiturstreit! Und dann noch die ganze Reformation! Ferner Unmengen Strümpfe stopfen, den zweiten Band des Nolten lesen. Es soll mich wundern, ob ich ein Viertel schaffe, jedenfalls gehe ich pünktlich ins Bett.
Ich hatte mich der Kälte nur ausgesetzt in der Hoffnung, daß nachher auch gebadet würde. Ich war schon am Verzweifeln, je wieder warm werden zu können, da rief der Professor endlich, und hinein ging es in die heißen Fluten! War das ein Genuß. Ich hab ja schon so oft vom Samstagabend-Bad als dem Inbegriff häuslichen Wohlbehagens erzählt. Er war sehr nett, ich fragte ihn, ob ihn mein Tippen nicht gestört hätte, worauf er sagte, nicht im geringsten, liebes Kind, und mir zärtlich auf die Schulter klopfte, auch neue Töne an ihm. Und dann hab ich mich gleich ins Bett gelegt und bis 11 Uhr noch den Nolten gelesen. Ganz bezaubernd! Mit den schönsten seiner Gedichte als Einlagen. Auch die Peregrina-Lieder, das Märchen vom sicheren Mann und die weiße Christrose, die Wiese vorlas (letzteres erklärte er für das vollendetste Gedicht der deutschen Literatur) sind über die Maßen schön.

Im Winterboden schläft ein Blumenkeim,
Der Schmetterling, der einst um Busch und Hügel
In Frühlingsnächten wiegt den samtnen Flügel;
Nie soll er kosten deinen Honigseim.

Wer aber weiß, ob nicht ein zarter Geist
Wenn jede Zier des Sommers hingesunken,
Dereinst von deinem leisen Dufte trunken,
Mir unsichtbar, dich blühende umkreist?

Herzallerliebste, zärtlichst . . .

Graf, Willi 1918–1943 **München**

Es ist sehr kalt geworden, der himmel aber bleibt klar und hell. auf dem zimmer ist es mir am sonntagmorgen zu kalt, ich ergreife die flucht. am frühen mittag kommt anneliese. ich hole sie am bahnhof ab. sie bleibt im hause, während ich nach pasing fahre. Die stunden dort als gast vergehen sehr rasch, wir reden einigermaßen vernünftig. ich werde überrascht davon, daß ich firmpate werden soll, bin sehr erfreut darüber. spiel mit den kindern, die elektrische eisenbahn. lange bleiben wir nach dem essen bei einem gespräch, spät komme ich heim.

Prinz, Heinrich *1903–1992 **Köln**

An seinen Bruder

Lieber Friedrich Wilhelm,

ich habe heute eine sehr traurige Nachricht für Dich; d. h. sie trifft uns beide: Kurt Wanner ist in Rußland gefallen. Er war noch nicht lange wieder nach dort und hat sofort dran glauben müssen. Ich habe mich hingesetzt und habe schweren Herzens einen Brief an die Eltern und einen an Frida Heinrichsen geschrieben. Bitte opfere 20 Minuten und schreib den Eltern als Mitinhaber der Firma Handweberei Prinz. Ihr habt ja auch manchen Teppich gemeinsam gewebt. Wir bleiben bei den Eltern so in gutem Gedächtnis. – Wir hätten W. ja auf die Dauer doch nicht behalten können, da er sicherlich später weitergewollt hätte.

Hast Du inzwischen das Päckchen mit den Zigaretten erhalten?

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**

An ihre Tochter

Liebste!

Die schlimme, schlimme Nachricht von Georgs Tod – es tut mir unendlich leid, obwohl ich Dir ja beistimme, daß man fremdes Leid einfach nicht teilen kann, wenn man's nicht kennt und mitfühlt. Und wie solltest Du es – wie sollte ich es, die ich Haßlers doch kaum kenne. Es bleibt nichts, als von Herzen versuchen, wohltuend zu sein für die armen Leute, und das ist Dir als Hausgenossin vor allem auferlegt, da hilft nichts, mein Schatz, du mußt so hilfreich und freundlich sein, wie Du nur kannst und darfst Dich nicht nur leis machen und drücken! Frag, ob und was Du helfen könntest, frag oft und sieh zu, was Du ihnen zulieb tun könntest! Ich verstünde durchaus, wenn Du sie so viel wie möglichst fliehen würdest, aber grad das geht nun nicht! Du mußt ihnen auch fürs Schluchzen und Weinen zur Verfügung sein. Tu's tapfer, mein Herzlein.

Vordtriede, Werner 1915–1985 **New-Brunswick**

Die letzten beiden Tage war ich in New York. Richard Alewyn hatte mir einen Brief geschrieben, weil er das Manuskript meines akademischen Vortrags gelesen hatte, den ich auf der Philologen-Tagung halten will, über das Symbol des Spiegels. Wir trafen uns gestern in der Bibliothek der Columbia University und aßen hinterher zusammen. Ich erkannte ihn gleich, obwohl es doch genau zehn Jahre her sind, daß ich ihn in Freiburg reden hörte. Er sieht aus wie ein Dreißigjähriger. Anfangs war es nicht ganz leicht, den rechten Kontakt zu finden. Erst als wir die rein literarischen Themen verließen und auf das kamen, was uns beide viel mehr angeht, kamen wir uns nah: das verseuchte und verdorbne Deutschland und die Möglichkeit, dort wieder nach einer Niederlage Hitlers zu leben. Alewyn sagte, er sähe für Deutschland keine andre Möglichkeit, als ein langes Schweigen, da, weil der Nationalsozialismus so widerlich eklektisch ist, alle Worte und Begriffe beschmutzt seien und ihren ursprünglichen Sinn verloren hätten. Es war ein wichtiger und kraftspendender Nachmittag für mich. Durch mein Gespräch mit Alewyn ging mir zum erstenmal auf, was der wahre Grund für meine sonderbare unüberwindliche Unlust zu meiner Dissertation ist. Es sind zwei Gründe. Ich hatte einfach keinen wirklichen Glauben an meine eignen Schlußfolgerungen, Beobachtungen und Methoden. Wenn man über Dichtung spricht und schreibt, schwindelt man ja so leicht, verliebt sich in gewisse Theorien, pflückt Dinge aufs Geratewohl heraus, vergleicht Unvergleichbares und verdreht durch viel Komplizierererei das Einfachste. Darum wußte ich nie, ob ich mit meinen Untersuchungen auf dem rechten Wege war. Nun aber sagt mir Alewyn, daß er sehr angenehm von meinem geplanten Vortrag berührt sei und im Grunde glaube, daß eben durch eine solche gewissenhafte Untersuchung von Einzelsymbolen ein wichtiger Zugang zur Dichtung zu gewinnen sei. Er selber habe dergleichen im Sinn, täte es jetzt grade mit der Romantik und habe einmal über das Symbol des Gartens gearbeitet. Als ich ihm von der Lähmung sprach, die mich seit Monaten jedesmal befällt, wenn ich die Feder ansetzen will, fragte er nur ganz kurz: «In welcher Sprache schreiben Sie denn Ihre Dissertation?» Und als ich ihm sagte, «natürlich auf englisch», riet er mir, sie auf deutsch zu schreiben und hinterher zu übersetzen. Da ich George und die deutsche Dichtung als Deutschsprechender erlebt habe, könne ich in der fremden Sprache nicht natürlich damit assoziieren. Jeder neue Satz fordere eine neue geistige Anstrengung, einen neuen Anfang, statt sich vom vorhergehenden durch weiterfließende Assoziation gleichsam wie von selber zu ergeben.

Das leuchtete mir sofort ein. Mit diesen beiden Fingerzeigen, dem der Methode und dem der Sprache, hab ich wie mir scheint, das Ei des Kolumbus für meine Dissertation entdeckt. Ich habe, das fühl ich, durch die Erkenntnis der Krankheit die Krankheit selber aus dem Wege geschafft. Das Deutschlandgespräch mit Alewyn hat mich zu einem Gedicht veranlaßt, das ich ihm wohl schicken werde:

Für Richard Alewyn

Seit Verführte sich im steten
Jubel vor den Worten neigen,
Sind Bedeutungen zertreten,
Schande heißt ein Volk zu schweigen.
Schweigen sieben lange Jahre,
Da uns jedes Wort vergiftet,
An der Sprache Totenbahre
Sei ein stiller Bund gestiftet.
Reinheit fordert lange Buße,
Bis sich endlich kurz und zage
Mit dem ferngewesnen Fuße
Auch das Wort zu rühren wage.
Und nicht Rufe noch Choräle,
Daß nichts Lautes uns mehr bliebe,
Daß kein Wortbetrug uns quäle,
Stammeln wir von neuer Liebe.

Raphael, Max 1889–1952 USA

Ich war wieder im Naturhistorischen Museum, um mir die ausgestopften Tiere anzusehen, die die Künstler des Paläolithikums gemalt haben. Ich war ganz verwirrt von der Fülle der Eindrücke. Da man die Tiere in ihre natürliche Umgebung gestellt hat – asiatische und afrikanische Steppen, Ebenen, Gebirge, Sümpfe etc. –, so geriet ich in ein Träumen über die Naturnachahmung. Welch ein entsetzliches Leben man zwischen den Steinen führt! Und je länger ich mir die Tiere und die Umgebung ansah, desto mehr ging mir wieder auf, wieviel besser diese Wesen physisch für den Kampf ums Dasein ausgerüstet sind als der Mensch. Was wir ihnen voraushaben, ist geistiger Art, und wir benutzen es, um *unter* ihr Niveau her abzusinken.

– Ein anderer Eindruck kam von der großen Mannigfaltigkeit des Körperbaus, der Formen. Abgesehen von Vögeln kennen wir ja fast nur vierfüßige Säugetiere, und das ist doch nur ein verschwindend kleiner

Bestandteil des Reichtums der Natur. Der wissenschaftliche Mensch hat das alles hübsch in ein paar Gruppen geordnet und eine Entwicklungslehre aufgebaut – unter dem Eindruck der ausgestorbenen und noch lebenden Fülle der Erscheinungen scheinen einem diese intellektuellen Konstruktionen nicht viel mehr wert als das Märchen der Bibel, daß ein Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen hat. Auch hinter der Darwinschen Theorie steht nur die Furcht vor Mannigfaltigkeit, der gegenüber alle menschliche Phantasie zu klein ist. Und so schaffen wir ein paar Worte für das Leben – eine große und gefährliche Gabe des Menschen.

Und dann wurde mir klar, wohin sich die antropomorphe Deutung der Welt geflüchtet hat (auf deren Überwindung wir so stolz sind). Seit die Griechen den Menschen zum Maß aller Dinge erhoben, indem sie die Achsen des menschlichen Körpers zur bestimmenden Bedingung der Weltansicht gemacht haben, sehen wir nach Achsen, Symmetrien etc. Aber so lange sich der Mensch gegen das Tier schlug, gab es keine Achsen und keine Symmetrien. Wenn wir von Vorder- und Hinterschenkel sprechen, so ist dies schon eine Interpretation, die dem Tatbestand insofern nicht ganz entspricht, als diese beiden Glieder durchaus nicht so gleich sind wie ein rechtes und linkes Bein (oder ein Arm). Wenn uns diese frühe Kunst heute wieder so nahe ist, so ist ein Grund vielleicht der, daß wir uns aus ganz anderen Ursachen von der Mittelachse oder der Lagesymmetrie wieder befreien; diese Gründe liegen in unserm Naturempfinden (Landschaft, Kosmos), das sich seit dem 17. Jahrhundert zunehmend vom Menschen befreit.

– Ich glaube, ich werde jetzt oft in dieses Museum gehen, um mich mehr mit diesen Tieren zu befreunden; denn gerade, weil die Kunst keine Nachahmung der Natur ist, kann man die besondere Art der Naturdeutung, das geistige System an Voraussetzungen, das einer sogenannten naturalistischen Kunst zugrunde liegt, nur verstehen, wenn man die Natur kennt.

Hauser, Martin *1913 Kairo

Diese Eintragung ist die letzte, die ich in Kairo mache. Mein Leben hat einen entscheidenden Wendepunkt erreicht, indem völlig unvorhergesehen vorige Woche mein «posting» durchkam.

Die neue Tätigkeit bewegt sich auf dem Gebiete der «R.A.F. Intelligence». Sie verspricht einem die Genugtuung zu geben, endlich etwas Tatsächliches für die Beendigung des Krieges zu tun, einen von einer menschlichen Rechenmaschine zu einem wertvollen Faktor zu machen.

Inwieweit sich diese Hoffnungen verwirklichen werden, weiß ich nicht; es kann aber in bezug auf Arbeit nicht schlimmer sein, als was ich hinter mir habe.

Was ich werde aufgeben müssen, ist der Komfort der Stadt, die Bequemlichkeit eines Zimmers. Was ich eintausche, sind die Unbequemlichkeiten eines Zeltes und die Gefahren in der Nähe der Front. Ich weiß genau, daß ich Gefahren entgegengehe, aber ich bin bereit, sie auf mich zu nehmen. Mein Leben ist sowieso unbedeutender geworden und unbelastet von Verantwortung. Ich habe dasselbe Gefühl wie in Sarafand, als ich nach Ägypten fuhr – nicht wissend, wohin und mit wem. Dieses komische Gefühl der Ungewißheit, der «Lotterie» mit vielen schlechten und wenig guten Losen. Da aber das ganze Leben eine Lotterie ist, werde ich mich auch im ungünstigsten Falle schon irgendwie durchbeißen. Thumbs up!!!

In der vergangenen Woche war ich zu einem Vortrag gegangen von Lord Moyne, einem ehemaligen Mitglied der englischen Regierung, über das Thema «Liberty in the British Empire». Der Vortrag war eine Katastrophe, eine sinnlose und inhaltsleere Erzählung über die Erziehung von Eingeborenen auf den Karibischen Inseln und einigen unwichtigen Randbemerkungen über die Einsetzung Englands als Treuhänder der Mandate und Kolonien. Mit keinem Worte wurde das eigentliche, brennende Thema berührt. Lord Moyne, ein greisenhafter «Gentleman», las das Ganze in völlig unvorbereiteter Form und entsetzlich langatmig vor. Interessant wurde es erst, als Fragen gestellt wurden. Ein Corporal von der R.A.F. setzte ihm schwer mit Fragen über Indien zu, die er in völlig unzureichender Weise beantwortete. Auch den Fragen von zwei anderen Diskussionsrednern wich er aus, bis ich ihn fragte: «Provided that the speaker's statement on the existence of liberty in the British Empire is correct. Why have the Jews been denied the right to form a Jewish Army, a right which they were granted during the last war and which has been granted during this war to all the other nations?» – Darauf sprang er erregt auf und sagte: «The Jews have the right to join the Palestine Regiment.» – Seit wann aber ist in der militärischen Terminologie «Armee» identisch mit «Regiment»? Jedenfalls schloß nach meiner Frage der Vorsitzende schnell die Debatte.

Dieser Vortrag und der Redner selbst werfen ein trauriges, aber deutliches Licht auf den Kreis verkalkter englischer Aristokraten, der die Geschicke des britischen Weltreiches leitet und über die Schicksale von Völkern bestimmt. Es ist ein Kreis von Menschen, der von der breiten Masse durch Klassenunterschiede abgeschlossen ist, und der Fragen von

geschichtlicher Bedeutung nach jahrhundertealtem Rezept beantwortet. In vielem sind die Gedanken der Masse des Volkes ihm weit vorausgeeilt, aber teils ist er sich dessen gar nicht bewußt, teils versucht er, diese Entwicklung zu verhindern und zu unterdrücken. Von der breiten Masse wird es abhängen, ob diese kleine Clique weiter ihre Fäden ziehen kann oder ob ein Sturmwind diese uralten Spinnweben zerstört. Ich habe nicht viel Vertrauen zur großen Masse der Engländer, sie sind zu übersättigt, zu bequem und zu starke Individualisten. Jeder sorgt sich mehr um sein Privatleben als um das Geschick seines Volkes oder gar um Probleme der Welt. Sie sehnen sich mehr nach Rückkehr ins Privatleben mit dem Glase Bier, dem Fußballspiel und dem Rennen am Sonntag, als einer endgültigen Regelung der politischen Streitfragen zur Vermeidung eines neuen Weltkrieges.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Ich schlafe. Ich schlafe, als ob ich gegenwärtig die ganze Schlaflosigkeit meiner Jugend kompensieren wollte. Meine Mittagsruhe, früher nicht länger als höchstens eine halbe Stunde, dauert manchmal fast zwei Stunden, ohne irgendwelchen Nachteil für den Schlaf der folgenden Nacht. Ich war gestern ohne Abendessen zu Bett gegangen, noch ganz erschöpft von dem üppigen Mahl, das die Cattans mir vorgesetzt hatten. Was für ein Essen! Es wäre ein vollkommener Genuß gewesen, hätte ich es in vier Teile teilen können. Nach einem köstlichen «Punsch des Antilles» als Einleitung, denn Madame Cattan stammt aus Guadeloupe, begann es mit «breiks» (großen Dreiecken aus Blätterteig, in denen sich ein von pikanter Farce umhülltes weiches Ei verbirgt; man kann sich nichts Besseres vorstellen); gefolgt von ausgiebigen Horsd'œuvres, die allein mich schon bis zum Abend gesättigt hätten. Darauf erschien eine Ente à l'orange mit einer Curaçaosauce, angereichert mit zerstoßener Geflügelleber; das war so gut, daß ich mich nicht enthalten konnte, noch einmal zu nehmen; unklugerweise, denn danach mußte einem Milchkalbsfilet mit Champignons Ehre erwiesen werden; dann einem Salat aus Hummer und Gemüse à la russe; am Ende, meinem Ende, zwei riesige Kuchen, einer mit Mandeln, der andere eine Art Sahnetorte, mit reichlich Karamel überzogen. Das Ganze mit vier Sorten Wein begossen, alle alt und hervorragend: Sauternes, Beaune, Pouilly und ich weiß nicht mehr was aus irgendeinem Kellerwinkel. Ich habe wenigstens erreicht, daß nicht auch noch eine letzte Flasche Champagner geöffnet wurde, eine Veuve Cliquot aus der Vorkriegszeit, wie es sie «in absehbarer Zeit nicht mehr geben» wird. Stockbetrunken und übersatt habe ich

mich auf das Sofa fallen lassen, das die Cattans in einem ruhigen Zimmer für mich bereitgestellt hatten (denn sie kannten meine Gewohnheit, eine Siesta zu halten), mit Decken und einer Bettflasche für meine Füße. Doch hat mich kurz darauf ein Luftalarm und Flakschießen diesem wohltätigen Schlummer entrissen. Ich fürchtete mich vor dem langen Rückweg zu Fuß, da ich mich von der allzu üppigen Mahlzeit noch beschwert fühlte; doch hat dann ein vom Himmel gesandter Wagen es Maître Cattan gestattet, mich liebenswürdigerweise nach Hause zu fahren. Ich war erledigt.

Alfred I. **Afrika**
An Helmut Zucker
Die gute alte Mutter Ju hat uns ein schönes Stück weiter nach dem Süden gebracht. Wir sind nun durch das unheimliche Meer von unsern Heimatbergen getrennt. Und gerade Weihnachten war für uns Soldaten fern der Heimat das stärkste Erlebnis, denn in der deutschen Weihnacht ist eine deutsche Kraft, die ewige Kraft der Liebe und Kameradschaft. Nun die Festtagsperiode habe ich ganz gut überstanden. Am heiligen Abend nachmittag wie vorgesehen ein kühles Bad im Meer bei hohem Wellengang. Abends eine Feierstunde der gesamten Kompanie und für den weiteren Verlauf des Abends trug der Alkohol das Nötige bei. Am Neujahrstag hatte ich Pech, denn schon in den frühen Morgenstunden wurde ein Spiegel das Opfer meiner Ungeschicklichkeit. Aber das Sprichwort heißt ja: «Anfang schlecht, Ende gut.»
Ja, lieber Helmut, ich denke des öfteren an die Zeiten, wo wir zusammenarbeiteten. Ich habe dort das gelernt, was ich heut dringend brauche. Nicht nur in Rechnungsführergeschäften konnte ich mir Kenntnisse aneignen, nein, ich habe auch Kraft geschöpft für mein Inneres. Z. B. hatte ich Gelegenheit und konnte das Buch «Glaube der Nordmark» lesen usw. Helmut, vielleicht lachst Du mich aus u. vielleicht kann ich meine Worte nicht so formen wie ich sie denke?
Auch in Dir, lieber Helmut, habe ich mehr als einen Kameraden gefunden, Du warst mir in vielen Sachen ein Vorbild. Und vor allen Dingen Dein großer Idealismus. Die Einsatz- und Opferbereitschaft haben mich oftmals in Erstaunen gesetzt. So ein Geist ist die Bürgschaft für den Sieg.
In meiner Rechnungsführerlaufbahn habe ich keinerlei Schwierigkeiten, nur die Ruthine fehlt mir gewissermaßen. Bekleidung ist mein Sorgenkind, Du kannst Dir ja vorstellen, als Obergefreiter einen schweren Stand mitunter. Dein Alfred.

Quack, Paulheinz 1921–1986 **Wahn**
Eben kam mein Spindgenosse zu mir, reichte mir die neue Nummer «Das Reich» und fragte: «Bist du das? Sieh mal hier!»
Und da sah ich auf der Seite Literatur – Kunst – Wissenschaft, auffallend gestaltet, mein altes Gedicht «Wir im Osten» (man hat den Titel geändert, das Gedicht heißt besser: «Wir in Rußland»). Leider wurde mein Name verunstaltet: Man schrieb «Quarz». Dabei hatte ich bereits im August vorigen Jahres auf einen Brief mit dem gleichen Fehler in der Anschrift um Richtigstellung gebeten. Nun habe ich stehenden Fußes nochmals an Dr. Eberlein geschrieben und dazu gleich vier neue Verse beigelegt.
Die Seite ist wirklich auffallend. Da Rosenberg am 12. 1. fünfzig Jahre alt wird, steht sein Porträtfoto groß im Blick. Darunter mein Gedicht, und an beiden Seiten Aufsätze über Rußland. Rosenberg ist ja «Reichskommissar Ostland».
Es ist immer wieder eigenartig, sich so im Blick der Öffentlichkeit zu finden. Noch entsinne ich mich deutlich der stillen Nachtstunde nach einer Wache, als ich in Polmenizuj bei Stariza (Rshew) dieses Gedicht schrieb. Im schweren Winter 1941/42. Was ich da formulierte, war mir heiliger Ernst. Mögen die Leser jetzt etwas davon spüren. Es ist schon ein schöner Erfolg ...
Im übrigen ist heut ein herrlicher Winter-Sonntag: Die Sonne scheint, Schnee liegt weiß und gleißend, der Wind streicht durch die kahlen Bäume, daß die Äste klingen im läutenden Frost. Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat ...

Reichspressestelle (Kartei) **Berlin**
Die Anwendung des Begriffes «KdF.-Abitur» ist unerwünscht.

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Düsseldorf**
Mein Franz, unser bester Papa.
Mein Liebes, Ich danke Dir für jede Stunde für jeden Tag wo Du bei uns warst. Das kleine Herz will es nicht mitmachen, daß nach jedem hohen Glücksempfinden die bittere Stunde des Abschieds kommt. Man redet und schreibt so viel vom «Tapfersein», weiß es aber aus eigener Erfahrung am besten, daß jede Sorge und alles Leid erst durch die Pforte des Herzens und der Seele muß. Gestern habe ich Stunde um Stunde Deinen weiten Weg begleitet. Und heute am Sonntag, wo Du um diese Zeit deutschen Boden verlassen wirst, schreibe ich diesen Brief. Ein eisiger Ostwind tobt draußen, ich wüßte Dich gern in der warmen Stube. Du

bist ja so bald zufrieden. Und gerade Deine Bescheidenheit und Dein Opfermut macht Dich so groß in meinen Augen. Nicht eine Klage kam von Deinen Lippen. Du bist ein rechter Mann, der mit seinen blanken, blauen Augen, Kraft und Mut in jeder Lebenslage spendet. Liebes, in diesem Urlaub habe ich direkt empfunden, wie ich mich führen lasse von Dir und wie damit zugleich meine Verantwortung und mein Mut sinkt. So sollte es eigentlich nicht sein. Diese Feststellung machte ich gerade am Abend, wo ein Fliegeralarm unsere Ruhe störte. Viel selbstbewußter ging ich ans Werk. Damit möchte ich Dir zugleich sagen, daß ich Deine Mahnung gut verstanden habe und Du Dich ganz auf mich verlassen kannst. Weißt Du, wenn Du bei uns bist, dann streife ich so gerne alles ab, dann möchte ich ganz Frau sein und mich von Deinen starken Armen schützen lassen. Du treue Seele!
Unser Miezelein bewacht Dein Pfefferkuchenhäuslein mit gewohnter Sorgfalt. Wehe, wenn unser Jung von der Bedachung etwas abnehmen will. 2 herzige Kerle haben wir.

Pechtold, Hildegard 1905–1967 **Koburg**

Lieber Walter!
Heute am Sonntag hatte ich mal «Ausgang» und habe den Nachmittag bei Deiner Mutter zugebracht. Wir haben zusammen Kaffee getrunken, Tante Bonsack war auch da. Es war recht gemütlich und vor allem schön mollig warm. Solch warme Stube täte Dir sicher mal gut. Wenn wir Dich nur schon mal wieder hier hätten. Oder wenn Ihr wenigstens mal abgelöst würdet und aus diesem entsetzlichen Rußland herauskämt. Das wäre schon ein großer Trost. Was man aus dem Osten hört, ist nicht ermutigend. Glaubst Du, daß wir dies Jahr mit Rußland fertig werden? Man möchte es von Herzen wünschen, man hofft es, aber glauben daran, ich kann es nicht, und wenn ich 10× möchte. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß es eines Tages heißt: «Der Krieg ist aus, alle Qualen, alle Leiden, alles Blutvergießen hat ein Ende. Unsre Soldaten kommen alle wieder zurück.» Ach wäre das schön. Ich müßte weinen vor Freude und weinen um die vielen, vielen deutschen Soldaten, die ihr Leben dafür gaben, daß wir diesen Tag erleben konnten. Ach käme dieser Tag doch bald. Wir hier in der Heimat haben ja keinen Grund zur Klage, wir haben ein Dach überm Kopf, eine warme Stube und genug zu essen, aber dies alles kann uns nicht froh machen, denn wir wissen, was Ihr da draußen dafür an unermeßlichen Strapazen erleiden müßt. Doch es hilft ja nun nichts, die Zeit muß durchgestanden werden. – Und wenn die Welt voll Teufel wär, es muß uns doch gelingen. – Der deutsche

Soldat wird's trotzdem schaffen, das glaube ich felsenfest. Und daß Du einer der vielen deutschen Soldaten bist, darüber bin ich stolz und darum liebe ich Dich mehr denn je. Und nun sei nur nicht böse, daß ich Dir so meine Gedanken schreibe. Es war noch nie zwischen uns so üblich. Das hat mir schon immer so leid getan. Doch da Du es nicht tatest, konnte ich es auch nicht. Ich hätte Dir ja auch einen anderen Brief schreiben können, daß es heute zum Sonntag rohe Klöße gegeben hat, und daß im Klo das Wasser eingefroren ist, und daß die Oma wieder verreist ist, und daß die Tante Marianne wieder im Krankenhaus liegt und der Frieder mal wieder im Bett, weil ihn beim Jungvolk ein Junge mit dem Schneeschuhstock durch den Schuh in den Fuß gestochen hat, und daß es nun schon wieder ½12 Uhr ist, und ich nur einen Bruchteil von dem, was mir alles durch den Kopf gegangen ist, Dir geschrieben habe. Jetzt geht's ins Bett. Morgen sind die Ferien zu Ende. Meine Gedanken sind immer bei Dir. Bleib gesund und komm gesund wieder heim.
Herzlichst Deine Hilde

Aslan, Raoul 1886–1958
An seinen Freund Tonio Riedl **Wien**

M.g.E. [...] Du machst mich immer größer, als ich bin. Und ich fürchte mich, von dem Piedestal herunterzufallen, auf das Du mich stellst. Aus Demut möchte ich herunter in ein Winkerl, und gleichzeitig erfüllt mich dieser Glanz der Liebe mit stolzer Freude. Immer sind es zwei Kräfte, die an uns zerren. In diesem Kampf rollt sich das Filmband des Lebens ab.
Daß doch ein dritter nie hineinschauen kann in ein Leben! Welcher Psychologe, Dichter, Künstler, Seher, wer kann überhaupt ganz erfassen, was sich abspielt zwischen einem Ich und einem Du! Man müßte es endlich aufgeben, jemals irgend etwas zu beurteilen! Und doch tun's alle, wir ja auch. Ich auch, gewiß. Aber das muß ich mir schon nachsagen, daß ich mich darin sehr unterscheide. Oberflächliche Kenner meines Wesens nennen das Gleichgiltigkeit oder Egoismus oder sonst wie. Es ist aber Demut. Ja, das muß ich sagen. Wie kann man hineinschauen in einen Menschen! Das kann doch wirklich nur Gott. Es gibt nur zwei mögliche Beziehungen: zwischen Mensch und Mensch und zwischen Mensch und Gott. Und in beide kann ein dritter nie hineinschauen. Nie. In seltenen Fällen nur gelingt es, daß zwischen zwei Menschen so etwas erblüht wie ein Einander-Erkennen, und in ebenso seltenen Fällen, daß zwischen Mensch und Gott etwas erblüht wie

Erkennen. Aber daß diese Blüte (Liebesblüte) und diese Glut (Liebesglut) respektiert wird oder gar durchschaut und erkannt wird, geschieht nie! Darum ist man letztlich so allein. Solange man über etwas noch reden kann, ist es noch Kampf. Erkennen tut man die Dinge erst im Schweigen. Und sehr viel bedeutet mir die Erkenntnis durch Tränen.
Ich schreibe bald wieder. Kuß! R.

Ständer, Paul **Wandsbek**

Lieber Wilhelm!
Dir und Deiner lieben Frau kann ich bei dem schweren Verlust Eures hoffnungsvollen Jungen nur die Hand drücken (geistig gedacht). Rastlos habt Ihr für ihn gesorgt und seid mir recht stolz auf seinen Ruhm und seine Taten gewesen und nun kam der unerbittliche Tod und wirft Euren ganzen Lebenszweck über den Haufen. Die Zeit und die Arbeit möge Euch trösten, wir Menschen können es nicht.
Mit Euch trauern Paul Ständer und Frau

Köhler, Gerhard 1916–1944 **Frankreich**

Mein herzensgutes Milein!
Du hast leider zuviel Recht mit der Behauptung, daß häufig ein Lebensbund in extravaganten Gefühlsausbrüchen oder im Zustande sexueller Hörigkeit geschlossen wird, der in vielen Fällen wieder zerbrechen muß, weil ihm schlechthin die moralische und ethische Grundlage fehlte. Deswegen wollen wir uns glücklich schätzen, unsere Liebe nicht auf Instinkten aufgebaut zu haben, sondern frei von allen erotischen Bindungen erst die Grundlage geschaffen zu haben, von der aus die Vollendung einer großen Liebe ausgeht.
Ich habe gerade in den letzten Tagen die verantwortungsvolle Aufgabe gehabt, mein Urteil über das Verhältnis eines meiner Kameraden zu einem Mädchen abzugeben, ob in diesem Fall die Heiratsgenehmigung erteilt werden könnte. Meine Antwort war «nein». Ein junger, blühender Mann klammert sich an ein Mädchen, kennt es vielleicht 4 Monate und faßt dann den Entschluß zu heiraten, nachdem er seine Mutter einen Tag zuvor zur letzten Ruhe bestattet hat. Abgesehen von allen noch vorhandenen Gründen genügt dieser Umstand ganz allein, um mit Skepsis einen derartigen Entschluß zu betrachten. Handelt der Mann hier nicht aus einer nur zeitweiligen abnormen Gefühlslage heraus? Sicherlich, und ich gebe zu, daß für den Augenblick vielleicht eine ganz günstige Lösung geschaffen wäre. Aber soll von diesem Augenblick dekadenter Stimmung er sein ganzes Lebensglück abhängig machen und

vor allem das Glück einer Frau. Ich finde, man soll nicht nur den Mut zur Offenbarung seiner Liebe haben, sondern vielmehr offen seine Gefühle und Meinungen über den Ausgang solcher Liebe äußern können. Jeder Mensch lebt nur ein einziges Mal sein Leben. Wer es sich verdirbt ist in vielen Fällen selbst schuldig, indem er sich in entscheidenden Entschlußaugenblicken leiten ließ von impulsiven Gefühlen und Stimmungen. Wahre Liebe muß erforscht und ergründet sein, sie muß in Not und Gefahr, in Elend und Wohlleben, in Kümmernis und Glückseligkeit unabänderlich festgestanden haben und nicht nach dem äußeren Vorteil gefeilscht haben. So nicht der Sturm des Lebens in dem Geäst der Liebe gewütet hat, ist nicht erwiesen, daß die [?] fest verankert ist.
Ich grüße Dich und bin mit sehnsüchtigen Hoffnungen Dein Gerhard

Gertrud
An einen unbekannten Soldaten **Steglitz**

Ihre drei letzten Briefe habe ich mit herzlichem Dank erhalten; leider war es mir aber nicht möglich früher zu schreiben, denn es gibt jetzt im Geschäft viel Arbeit.
Über Ihr Bild haben wir uns auch gefreut und ich danke Ihnen auch dafür herzlichst. Nun sollen Sie auch heute ein Bild von mir haben, hoffentlich sind Sie dann nicht so sehr enttäuscht. Ich weiß ja nicht wie Ihr Kamerad mich Ihnen vorgemalt hat. – Ich will nicht wieder von vorn anfangen, aber eins verstehe ich nicht, woher Ihr Kamerad mich kennt, wo er mir doch fremd sein soll? – Doch ich will mir nicht den Kopf darüber zerbrechen, das schadet vielleicht meiner Schönheit? Doch nun Spaß beiseite, wollen wir erst mal ernsthaft reden.
Wir wollen nun heute Ihren Vorschlag annehmen, und Ihnen jeder einen Brief schreiben. – Wie nun auch Ihre Wahl ausfallen wird, ist mir egal, aber am liebsten wäre es mir, wenn wir beide schreiben. Sie können sich ja sicher denken, daß meine Schwester im Haushalt viel zu tun hat und ich im Geschäft auch; daher wäre es doch besser, wenn jeder schreibt, sobald es seine Zeit erlaubt, dann bekämen Sie ja auch viel mehr Post? Doch Sie brauchen sich nicht unbedingt dazu entschließen, wenn es Ihnen nicht recht ist, dies war nur mal ein kleiner Vorschlag von meiner Seite. Aber ich bin auf Ihre Wahl sehr gespannt (wie ein Flitzbogen) – so das wäre diese Angelegenheit.
Haben Sie eine Ahnung, was wir Mädel uns so denken! – Doch ehrlich will ich gleich sein, manchmal übertreiben unsere Illusionen ja ein bißchen, aber im Bezuge auf Ihren Beruf nicht. Ich habe schon viel

davon gelesen, und ich finde, daß dieser Beruf doch furchtbar schwer ist; aber ich glaube auch sehr interessant. – Sie haben schon recht, daß wir uns davon keine richtigen Vorstellungen machen können, für einen Laien erscheint alles rosig. – Wie Sie so einfach sagen, sieben Knochenbrüche habe ich mir dabei geholt, als wenn das gar nichts wär, na ich danke schön. – Doch ich will nicht noch einmal an etwas rühren, was für Sie nicht schön war, daher werde ich nichts mehr fragen, sondern mich nur über das freuen was Sie mir von selbst schreiben. Für heute will ich schließen, daß nächste Mal wieder mehr.
Es grüßt Sie recht herzlichst Ihre unbekannte Gertrud

Knoller, Hans 1917–1973 **im Osten**

Lieber guter Butz,
Heute ist meine Versetzung herausgekommen, aber, stell Dir vor – ich glaube, Du hast mir schon ganz fest die Daumen gehalten! – ich kriege *doch* eine Batterie. Einige andere Leute werden ja wieder lange Gesichter machen!
Die ersten 6 Briefe gestern wurden übrigens ganz groß gefeiert! Meine Leute, die ich morgen nun leider verlassen muß, haben sich für mich gefreut. Es gab Wodka mit Zucker und Zitrone, ein Zeug, das schmeckte wie Zuckerwasser aber doch manchen umwarf. Bei mir ging alles gut, ich trinke immer noch weniger, wenn es sich irgendwie machen läßt. Hab nur keine Sorge.
Heute hab ich nur wenig Zeit, Spätzchen. Laß Dich küssen und herzen und zärtlich umarmen von Deinem Hans
Schick mir bitte Grimms Märchen.

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **im Osten**

Meine liebe Frau Martha!
Ich könnte Dir manches sagen zur Beruhigung. Aber es widerstrebt mir, Dich mit irgendwelchen ja doch immer recht fragwürdigen menschlichen Berechnungen und Sicherheiten zu beruhigen. Das erscheint mir frivol. Wir sagen: «So Gott will» und damit ist's gut.
Ich bin wohlauf und gesund, Gott sei Dank. Bewohne nun schon fast zwei Monate meinen Bunker. In meinem Abschnitt ist es immer noch sehr ruhig seit Anfang Dezember und auch noch keine Anzeichen, daß sich was ändern wird. Einige Tage haben wir jetzt scharfen Frost bis zu 20° gehabt. Aber die Kälte läßt schon wieder nach. Wenn wir erst 8 Wochen weiter sind, ist die schlimmste Zeit vorbei; dann kann auch der Gegner nicht mehr viel unternehmen.

Nun, meine liebe Frau, sei Gott befohlen und richte Deine Kräfte und Sinnen auf den Empfang des dritten Kindes. Laß es nicht so arg leiden unter Deinen Ängsten und Sorgen. «Mit Sorgen und mit Grämen / und mit selbsteigner Pein / läßt Gott sich gar nichts nehmen / es muß erbeten sein.»
Dich und die lieben Buben küßt Dein Gerhard

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**

Liebe Marianne!
Ich erhielt vor 3 Tagen 2 Luftpostbriefe von Dir. Leider habe ich 2 kostbare Abende versäumt, an denen ich Dir hätte schreiben können. Vorgestern kamen zum Abendbrot um 18 Uhr einige Kameraden vom Wikdo Gr. Wirtschaft. Es mußte etwas Schnaps getrunken werden und es wurde spät. Gestern kam nachmittags der Bürgermeister und lud mich zum Abendbrot, wobei Klindworth W. und 2 Herren von der FK dabei waren, desgleichen mein Dolmetscher Morosow. Es sollte einmal die Lage durchgekaut werden.
Ich war also das erstemal in Rußland richtig zum – im übrigen reichlichen – Essen geladen oder vielmehr dazu auch erschienen. Das erstaunte allgemein sehr! Ich habe gesagt, daß ich weder den Leuten die kümmerlichen zugeteilten Vorräte wegfressen noch mich beteiligen wolle, wenn sie mit schwarz erworbenen Waren Freßgelage feiern. Die 2 Herren des FK haben das aber öfter gemacht.
Bei Do's war ich schon eine ganze Weile nicht, am 6. war ich dort – am «Heilig Abend» der Russen – der aber nicht so recht gefeiert wird, der 7. ist der eigentliche Tag. Dabei habe ich eindrucksvoll erlebt, was durch die 25 Jahre Bolschewismus an Kulturgut verlorengegangen ist. Es war noch ein älterer Russe da, ein echter, netter Ehemaliger. Weder die Mutter, noch die 3 anwesenden Tanten, noch dieser frühere Fabrikant aus Moskau, keiner wußte ein Weihnachtslied. Es hätte wohl ein ganzes Buch voll gegeben, aber der Versuch der Kinder, die Älteren zu veranlassen, sich auf irgendwas zu besinnen, ist völlig gescheitert. Mich hat dieser vergebliche Versuch mehr erschüttert, als der Gegenstand eigentlich hätte erwarten lassen. Aber man denke «Stille Nacht, heilige Nacht» und «Oh, Du fröhliche» gingen total verloren. Auch Morosows würde es schwer, sowas zusammen zu kriegen, vielleicht mit Mühe einen Vers, meinten sie. Nur die reizende alte Dolmetscherin der FK meinte, ihr würde es glücken, 2–3 Lieder und die Melodien zu rekonstruieren.

Würdemann, Hermann *1923 **(Oldenburg)**

Meinen 4wöchigen Urlaub sowie Weihnachten 1942 verlebte ich zu Hause mit meinen Eltern. Bis zum Anfang des 12. Lehrganges machten wir geringen Dienst und bereiteten uns auf die Schule vor. 59 Unteroffiziere, Feldwebel, Oberfeldwebel und 1 Gefreiter warteten in Oldenburg auf ihre Versetzungen zu den verschiedenen Kriegsschulen im Reich und den besetzten Gebieten. Ich war der einzige Gefreite und wurde erst am 10. 1. 43, 2 Tage vor der Abfahrt, zum Unteroffizier befördert.

Es war am Sonntagmorgen. Ein Melder des Regiments suchte mich in der elterlichen Wohnung auf, um mir den Befehl, mich um 12 Uhr mittags beim Regiments-Kommandeur zu melden, zu überbringen. Der Regiments-Spieß verabreichte mir den letzten Anschnauzer als Gefreiter, weil ich ohne Stahlhelm kam. Der Kommandeur, in Zivil, teilte mir mit, daß er sich entschlossen habe, mich zur Kriegsschule Potsdam zu schicken und beförderte mich zum Unteroffizier. Der Regimentsschneider nähte mir gegen Ablieferung von 5 RM sofort die Silberlitzen auf meine Feldbluse.

Als «neugebackener» Unteroffizier fuhr ich zwei Tage später voll Ungewißheit mit Kurt nach Potsdam. Die dortige Kriegsschule war wegen des preußischen Geistes und strengen Dienstes allgemein bekannt.

Zum 3. Mal begannen wir eine Grundausbildung, nur mit dem Unterschied, daß unsere Ausbilder diesmal, genau wie wir, Unteroffiziere, ja manche nur Obergefreite waren. Besonders für die alten Feldwebel und Oberfeldwebel war es ein komisches Verhältnis, denn wir alle mußten die Ausbilder mit «Herr Unteroffizier» oder «Herr Obergefreiter» anreden.

Von morgens 5 bis abends 8 oder 9 Uhr drillten, lernten und übten wir. Die Ausbildungsoffiziere, die zum größten Teil sehr rauhe Burschen waren, sahen ihre größte Freude darin, uns als Unteroffiziere und Feldwebel zu scheuchen. Anscheinend war der Drill ihre einzige Aufgabe, denn wegen ihres geringen Wissens konnten sie uns nichts lehren. Die Ausbildungsoffiziere waren fast alle alte Frontsoldaten, die wegen einer Verwundung zum Heimatdienst versetzt waren. Einige waren allerdings alte Stammkunden auf der Schule und waren eifrig bemüht, ihre Stellung zu halten. Unser Lehrgruppenkommandeur, ein Oberstleutnant, den ich 1945 in englischer Kriegsgefangenschaft wiedersah, war, glaube ich, einer von dieser Sorte. Seine schwunghaften Reden und Vorträge vor 500 Offz.-Anwärtern über Nationalsozialismus und den

alten preußischen Militärgeist standen in krassem Gegensatz zu seiner Ansprache vor 2000 Offizieren im P.o.W. Camp 191 Crewe-Hall. Wegen seiner Bullerstimme und vielen Bestrafungen von Offiziersanwärtern war er nicht sehr beliebt. Unseren Zug verurteilte er eines Samstagsmorgens zu 2 Stunden Strafexerzieren, weil ein Mann angeblich seinen Kopf bei der Meldung nicht schnell genug herumgeworfen hatte. Auf diese Art wurden uns die freien Stunden am Sonntagnachmittag genommen, denn Strafexerzieren wurde nur dann durchgeführt.

Wagner, Karl *1912 **Rußland**

Die Abfahrt [in Richtung Osten] verzögerte sich um einen Tag, dann ging der Transport los. Der Führer war ein junger Leutnant. Ich hatte das Kommando über einen beladenen Planwagen mit zwei dicken Belgiern und einigen Leuten. Nachdem wir rollten, gab ich nach bewährtem Muster das Kommando mit der Ausrede ab, ich sei krank und legte mich mit dem Gesicht gegen die Wand und fiel in einen Halbschlaf, wie man es sich bei Eichhörnchen vorstellen könnte. Dieser Zustand, den ich auch beim ersten Transport praktizierte, dauerte vier Tage, in denen ich nichts aß. Neben mir türmten sich die Verpflegung und die Zigaretten. Nach dieser Zeit hatte ich die Umstellung überwunden, setzte mich mit großem Appetit an den Ofen und briet alles, was von der Verpflegung gebraten schmeckte. Die Zigaretten tauschte ich ein.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

An seine Frau

Meine Liebste,

eine Alpenfahrt als Urlaub ist ja ganz nett, hat aber für den Urlauber auch seine Schattenseiten. Ich freue mich doch mehr auf das Daheimsein.

Mein unruhiger Schlaf hat sich noch nicht gelegt. Sowie ich einen Juckreiz verspüre, werde ich prompt wach und gehe auf die Jagd, immer mit Erfolg. Die Wanzen müssen schon früher dagewesen sein. Ich habe nur nachts nicht darauf geachtet. Die Stiche halten nicht so lange wie beim Floh, daher habe ich sie früher wohl verschlafen. Wo das Zeug herkommt? Es ist gewiß durch Ordonnanzen oder durch Ikonen hereingeschleppt worden.

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**

Stellung bei Nikolskolje vor Kosinka. Nordwestl. Woronesch

Elle, Du Liebe! Wenn der ganze Winter so abgeht, wie er sich bis jetzt zeigte, dann kann er von mir aus ein ganzes Jahr dauern – wir haben heute wieder ganz mildes Wetter; der Himmel ist mit Schnee verhangen, etwas Schnee ist in der Nacht und heute Vormittag gefallen; wir haben die Gräben ausgeschaufelt – es hat mir Spaß gemacht, in der Luft draußen ein bißchen feste zu schippen. – Ich habe wieder den Don Quijote vorgenommen: wenn man sich eingelesen hat, ist er doch wundervoll. Inzwischen habe ich ein Mittagsschläfchen gemacht. Draußen hat sich wieder ein Schneesturm erhoben, die Gräben sind schon wieder fast voll, hier drin ist es gemütlich; ich habe Röstschnitten gegessen, dabei ein Rätsel zuende geraten, das ich gestern angefangen hatte, weil ich vor Wärme nicht schlafen konnte, und nun werde ich, wenn ich an Dich geschrieben habe, meinen Don Quijote wieder auf seiner Reise verfolgen. Leider läßt einen das Radio nicht ganz frei werden. Allerdings sang eben Rossita Serano einen bayerischen Chanson – sie ist von allem, was den ganzen Tag immer singt und dudelt und lärmt weitaus das beste; eine reizende, leichte Stimme mit viel Humor und sauberer Frechheit – man spürt einen netten Menschen dahinter, nicht einen bezahlten Routinier. Übrigens ergab das Rätsel (im Illustrierten Beobachter!) folgenden Satz von Martin Niemöller: Leben ist nicht das, was wir wissen und berechnen, sondern das, was wir vertrauen und wagen. Ich weiß nicht, wie sich das hier hinein verirrt hat. Jedenfalls ist dieser Satz fast ein Symbol unserer Zeit, denn zwischen diesen beiden Seiten schwankt alles augenblicklich – platteste Aufklärung und Welt ohne Bild, ohne Bindung – und dann ein neues Vertrauen durch Wagen.

Heute erzählte Wladimir aus seiner Zirkuszeit – er hat wirklich schon alles durch – vom doppelten Salto am Trapez und anderes. Es ist eine Wonne mit ihm, man ist immer guter Laune, wenn er anwesend ist; macht Späße und überbrückt alle Reibungen, die zwischen den anderen entstehen.

Ich kann mich nicht erinnern, im Alltagsleben so heiter gewesen zu sein wie jetzt – eben war wieder etwas Mozart zu hören, bis es weitergedreht wurde, das Radio. – Ich bekomme hier noch Ohren zu hören – das ist schon eine reine Welt – in der wird man geläutert und kann sich zurechtfinden.

Draußen ist der Himmel klar und kalt geworden. Kalte Sterne. Noch Wind. Ich gehe jetzt immer ziemlich spät schlafen, da es abends zum

Einschlafen zu warm ist, in meinem Bett, oben im Schlafsack, wenn nochmal Feuer gemacht worden ist. Wir stehen jetzt nur zwei Stunden Wache, das geht gut auszuhalten, heute von zwei bis 4 Uhr früh. Elle, ich kann Dich lieben – Du – hörst Du mich?! Dein Kl.

F., S. *1923 **(Kessel Demjansk)**

Zu schaffen machten uns die Läuse, die sich wie ein Orkan über mich ergossen. Abends wurden gemeinsam vor dem kleinen selbsterbauten Lehmofen Läuse geknackt. Manche hatten sich so voll Blut gesogen, daß das Blut aus ihren fetten Körpern uns ins Gesicht spritzte.

Mit meinem Kameraden Heck, der unter mir lag, – die Pritschen waren einfache Holzgestelle und als Unterlage dienten dünne biegsame Birkenstäbe – konnte ich geistige Gespräche führen. An Literatur gab es neben den unzähligen Romanen ja nicht sehr viel Abwechslung. Ich hatte mir eine kleine Feldpost-Ausgabe Goethe und W. Flex mitgenommen. Seit der Zeit ist mir Goethe immer ein treuer Begleiter geblieben. Diese Bücher hatte ich noch in Pleskau, in einer kleinen Feldbuchhandlung gekauft. Dort ging ich noch in das moderne, unzerstörte Kino, wobei mir einige elegante jüngere SS-Offiziere aufgefallen waren, die z. T. mit ihren russischen Freundinnen die Vorstellung besuchten. Ich war überrascht, weit in Rußland SS-Offiziere in dieser eleganten Bekleidung vorzufinden, da ich in der Annahme war, die SS kämpfte nur an der Front. Es muß sich bei ihnen um SS-Offiziere der gefürchteten Sondereinheit gehandelt haben.

Auch mit Uffz. Nietsche war oft ein gutes Gespräch zu führen, der übrigens, wie fast alle Kölner, die bei uns waren, der Partei kritisch bis ablehnend gegenüberstand. Überzeugte Nazis hat es bei uns eigentlich gar nicht gegeben, aber eben auch keine überzeugten, entschlossenen Gegner.

Mit unserm Funkgerät konnten wir keine fremden Sender hören. Zu hören war nur der Soldatensender Pleskau, und von dort sang fast täglich Evelyn Künneke ihre bekannten und beliebten Schlager: «Hast du schon mal im Dunkeln geküßt?» und «Sing, Nachtigall, sing…»

Schade-Bartkowiak, Elfriede *1918 **im Osten**

Die Patienten im Treppenhaus und in den Gängen frieren sehr. Hätte ich nur mehr Wolldecken! Zwei Kopfschüsse sind heute schon gestorben, einer liegt hoffnungslos. Er ist ein ganz junges Kerlchen aus dem Allgäu. Jedes Wort kostet ihn große Anstrengung. Heute Abend wurde er auf die Spritze etwas ruhiger, einmal schlug er noch die Augen auf. Sie

waren rotunterlaufen und hervorgequollen. «Schwester, was schaust denn so barmherzig?»
Im gleichen Zimmer liegt ein Brustschuß mit völliger Zertrümmerung des Brust- und Schlüsselbeins. Brustwandphlegmone. Literweise fließt grüner Eiter aus einem handflächengroßen Loch in der rechten Schulter. Über die ganze Brust ziehen sich lange Incisionen, die mit Gazestreifen ausgestopft sind. Er muß täglich zweimal verbunden werden, die Gazestreifen entfernt, mit Rivanol ausgespült und die Gazestreifen wieder eingezogen werden. Eine Tortur! Deshalb bekam er jedesmal davor eine Morphiumspritze.

Dohna-Schlobitten, Alexander Fürst zu *1899 **(Stalingrad)**

Etwa vom fünften Januar an ging die Zahl der Flüge immer mehr zurück. Die Folge war eine nochmalige Herabsetzung der Lebensmittelrationen, was sich insbesondere bei den an der Hauptkampflinie eingesetzten Verbänden immer verheerender bemerkbar machte. Die eisige Kälte und die Unmöglichkeit, die Bunker und Unterstände zu heizen, bewirkten einen schnell fortschreitenden körperlichen Verfall der Truppe. Dazu kam, daß die Russen vom 10. Januar an mit allen Mitteln insbesondere die West- und Südfront des Kessels angriffen. Wenn aber die Soldaten erst aus ihren Stellungen herausgedrängt waren und ohne Wetterschutz und Deckung auf dem hartgefrorenen Schnee lagen, bestand bei ihrem körperlichen und seelischen Zustand nicht mehr viel Hoffnung.
Die Russen hatten uns kurz vor Weihnachten durch zwei Offiziere mit einer weißen Fahne in unserm Frontabschnitt zur Übergabe aufgefordert.
Zwei Tage vorher war ein Befehl Hitlers herausgekommen, daß auf alle Parlamentäre sofort Feuer zu eröffnen sei. Ich erklärte Oberst Thunert, daß diese Anordnung gegen die Genfer Konvention verstoße und ich nicht in der Lage sei, den Befehl weiterzugeben. Antwort: «Machen Sie, was Sie wollen!» Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, was das hieß. Die Parlamentäre kamen durch – soviel weiß ich, nur an dieser Stelle der Front. Sie hatten einen versiegelten Brief an Generaloberst Paulus bei sich. Die Armee lehnte es jedoch ab, das Schreiben zu öffnen, und die Parlamentäre kehrten unverrichteter Dinge mit dem Brief zurück. Am nächsten Tage warfen die Russen Flugblätter mit der Aufforderung zur Übergabe ab: Sie forderten die bedingungslose Kapitulation sämtlicher bei Stalingrad eingeschlossener Verbände.

Soldat Erwin **Stalingrad**

Liebe Mutter u. Geschwister,
Nun ist es soweit, nun habe auch ich meine Pflicht als Soldat vor dem Feinde zu erfüllen. Für mich beginnt ein neuer Abschnitt in meinem Leben und damit füge ich mich dem Schicksal.
Mir schwebt nun nur noch ein Gedanke vor: «Was mir mein Gott hat zugedacht, das wird mir auch ins Haus gebracht.»
Weiter sind und gehören meine Gedanken meiner lieben Moschke: Versucht auch Ihr, Moschke einen Halt zu geben. Sollte mir ein Leid geschehen, dann lebt wohl.
Herzliche Grüße, Euer Erwin

Unbekannter Soldat **Stalingrad**

Liebe Eltern.
Jeden Tag jede Stunde bin ich bei Euch in Gedanken und möchte so gerne mit Euch zumittesitzen. Danach sehne ich mich so sehr ja so sehr. Ich wiege noch 92 Pfd. nur noch Haut mit Knochen der lebende Tot und dazu noch jede Nacht Tag für Tag bei Schnee und Eis bei Wind und großer Kälte vor der Infatrie schanzen laufgräben ziehen. Viele sind schon verwundet und zum Teil den Heldentot gefallen. Wir sind noch 32. Mann von der ganzen Kompanie und da sind jetzt schon 2 Kompanien zusamen. 6. Tage war ich im einsatz und in einem Tage hatten wir schon 36. Verwundete und 6. Tote. Liebe Eltern wie lange noch wird es mir so ergehen.
Auf ein frohes Wiedersehn. Schikt mir so vils geht. Schikt Briefe mit Süßstoff und zigaretten.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Nowotscherkassk**

Großraumflugzeuge FW 200 lassen sich gut an. Ju 290 erstmalig mit 10 tons eingesetzt, zurück 70 Verwundete. Gut anlaufende Nachtversorgung mit 87 geht. Ju 52, muß um 22.00 Uhr wegen Nebel Festung mit 31 Ju abgebrochen werden – (Ausfall wieder 60 tons) Dagegen ist man machtlos! –
Es geht immer nur von der Hand in Mund! Ob das ausreichen wird? Ob der Russe jetzt versucht Festung klein zu machen?! Die tägl. Rationen in der Festung stark herabgesetzt, nur noch 200 g Brot täglich, reicht eben zur Aufrechterhaltung der Lebensfähigkeit, nicht mehr zur Kräftebildung. –
Nachr.Verb.Offze.Oblt. Dohmann und Jahns aus Festung zurück. Haltung dort gut aber gefaßt. Versorgungsverkehr ist Stimmungsbaro-

meter für die Festung. Jubel über Großraumflugzeuge! Besser: «Mit wenig durchhalten» – als «bei Russen verhungern». Über die Großlage u. wenn eines Tages Hilfe kommen kann, darüber ist man nicht unterrichtet.
Hptm. Finsterbruck fliegt zurück in Kessel, verunglückt bei Ldg. durch Bodenberührung, schwere Prellungen!
Offener Funkspruch des russ. Oberkdos. an Gen. Paulus mit der Bitte 3 verantwortliche Vertreter an die Straße nach Marinowka zu entsenden. Zusicherung guter Behandlung! – Keine Antwort von dtscher Seite.

Armee-Oberkommando 6 **A.H.Qu.**
Funkspruch an Heeresgruppe Don

Tagesmeldung

10. 1. nach einstündigem, heftigem Trommelfeuer aller Kaliber, darunter 100 Stalinorgeln, trat Russe mit 9–10 Divisionen, 80–100 Panzern gegen Westfront, 3–4 Divisionen, 40 Pz. Südfront, 2–3 Divisionen und 20 Pz. Nordostfront zum Angriff an. Feuer konnte von eigener Art. aus Munitionsmangel nicht beantwortet werden. Erforderliche Verschiebung eigener Panzer und Sturmgeschütze hinter bedrohte Fronten aus Betriebsstoffmangel nicht voll möglich. Russen gelang Durchbruch durch Front 44. I.D., der hart westl. Rossoschka durch örtliche Reserven aufgefangen.
Südfront Angriff gegen Zybenko abgewehrt. 2 km ostw. Zybenko Einbruch mit Pz. und Inf. abgeriegelt. Nordwestl. Jagodniki tiefer Einbruch in HKL., durch die Russe im Laufe des Tages weitere Kräfte nachschiebt. Abriegelung an beiden Stellen im rückw. Gelände eingeleitet. Bereinigung 11. 1. vorgesehen. Nordwestl. Bokotowka 2 örtliche Einbrüche je 4000 m Breite abgeriegelt.
Stalingrad: Stärkere Feindstoßtrupps, örtliche Einbrüche bei 00.Jg.Div. [unleserlich] und 305. I.D. Gegenangriff im Gange. Nordostfront Abwehrerfolg. Angriffe unter starken Feindverlusten abgewehrt. Eingebrochene Pz. verjagt oder vernichtet.
Vernichtete Feindpanzer: Westfront bisher 40
Südfront 16
Nordostfront 4
Starker feindlicher Luftwaffeneinsatz.
Absicht folgt gesondert.
Wetter: mäßiger Frost, leicht bedeckt, gute Sicht.
Verluste am 8. 1.: 554 Mann.

Bis 17.00 Uhr eingetroffene Versorgungsflugzeuge:
44 Ju 52
58 He 111
8 FW 200
1 Ju 290
mit 180 to Versorgung.

Armee-Oberkommando 6
KR-Funkspruch an Heeresgruppe Don **A.H.Qu.**
Starke russische Massenangriffe gegen Westfront dauern an. 44. I.D. an mehreren Stellen durchbrochen. Russe nähert sich Rossoschka-Tal. Alle Armeereserven hiergegen eingesetzt. Mun. Reserven und Betriebsstoff zu Ende. Ist Luftwaffen-Kampfeinsatz dort möglich?

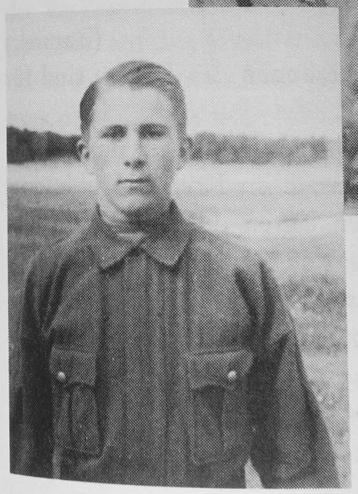
Rahlenbeck, Martin 1894–1953
Ukrainisches Tagebuch **Shitomir**
Ich liebe die stillen Abende und Nächte. Ich habe sie hier lieben gelernt. Kein Laut ist zu hören. Nur im Ofen knackt vielleicht ein brennender Scheit. Auch das Übertragungsgerät schweigt. Ich lausche nur der Melodie des Herzens. Brennend in mich versponnen warte ich darauf, daß die Seele selber anhebt zu klingen, und mühe mich dann, ihren Gesang zu deuten. Das sind die fruchtbarsten, diese stillsten Stunden. Gedanken kommen und drängen, Wort zu werden. Ich freue mich darauf, sie einfach hinzuschreiben. Aber dann geht es mir wie dem «Gärtner». Dann hebt ein Ringen an. Ein Kampf, der nicht mehr losläßt. Denn nichts ist schwerer, als Sätze zu formen, die das aussagen, was die Gedanken meinen. Es bleibt immer ein Rest.
Seit einigen Tagen liegt auf allen Wegen, Bäumen, Sträuchern, Dächern und Zäunen dicker, flockiger Schnee. Ein Schritt nur vor die Behausung, und die Welt ist mit Wattebäuschchen zugedeckt.
Es herrscht eine angenehm trockene Kälte. Man spürt sie kaum. Der Schnee auf den schmalen getretenen Pfaden seufzt, kreischt und singt unter den Füßen. Überall geht man durch Hohlwege von Schnee. Jetzt müßte nur noch die Sonne herauskommen, und das häßliche große Dorf wäre in eine Märchenstadt verwandelt. Ist er nicht ein liebenswerter Zauberer, der Schnee?

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**
Dieser Tage Leben und Charakteristik des heiligen Philipp Neri vom Kardinal Newman zu Ende gelesen. Den ersten Eindruck empfing ich

von der antiken Größe des Schrifstellers Newman – womit ich nicht etwa bloß eine «formale» qualitas bezeichnet haben möchte, sondern die gerade der antiken Literatur eigene Reziprocität von Substanz und Form: eine *Reciprocität*, deren leitende Kraft die *Wahrheit in der Einfachheit ist*. Und damit nicht genug: das Einfache dringt, wie bei den antiken Autoren, bei Newman noch in Bezirke ein, die wir anderswo als kompliziert empfinden würden.
Der Schriftsteller Newman schien mir so groß, daß ich an der Möglichkeit verzweifelte, je nur einen Satz schreiben zu können, der vor seinen Augen zu bestehen vermocht hätte. Man muß die *Theologie* innehaben, um *so* zu schreiben! Ich habe sie aber *nicht* inne; ich habe höchstens da und dort einen Gipfel gelüftet.

Herder, Charlotte 1872–1959 **Herdern bei Freiburg**
Jeden Sonntag predigt oben im Dominikanerklösterchen der berühmte Pater Diego. Er ist als Prediger einmalig. Aber auch sonst wirkt er durch seine asketische Erscheinung, durch seine an benediktinische Zucht gemahnende Haltung, durch seine Sammlung und wieder durch sein Feuer tief auf seine Zuhörer, besonders aber auf die Jugend ein. Die kleine Kapelle faßt die Menschen nicht mehr, und sie stehen bis zur Türe hinaus. Der Gedanke, ihn vielleicht bald an sein Kloster in Wien verlieren zu müssen, ist uns sehr schwer. Was ich noch mehr als alles andere an ihm schätze, das ist sein Bestreben, auch die einfachste Abendandacht, besonders aber die Maiandachten, schön und feierlich zu gestalten. Er bringt selten gehörte alte Lieder hervor, die er mit seiner kleinen, aber sympathischen Stimme angibt, und man merkt in allem, daß ihm ein schöner Gottesdienst Herzenssache ist. Eigentlich sind seine Vorträge für ein Durchschnittspublikum viel zu hoch, um so mehr, als er sie auch reichlich mit lateinischen und griechischen Zitaten durchsetzt, die er gar nicht einmal zu übersetzen sich die Mühe nimmt, aber für mich ist das ja gerade ein besonderer Anziehungspunkt. Immerhin kann aber auch ich nicht immer mit, wenn er zu gewagte Schlüsse zieht oder zu verblüffende Paradoxe aufstellt. Und doch ist und bleibt man in seinem Bann! Aber ein leises Bangen werde ich nicht ganz los. Er ragt so weit über alle anderen hervor, daß die Versuchung zu Selbstherrlichkeit und Unbotmäßigkeit an allen Ecken und Enden auf ihn lauern mag. Nie verlasse ich die Kirche, ohne noch besonders für ihn gebetet zu haben.

Zeitsprung in das Jahr 1934



NSDAP, Gauleitung **Bremervörde**

An Frau Paula F.

Aus gegebener Veranlassung muß ich Sie bitten, am Donnerstag, den 14. Januar 1943, vormittags um 11.30 Uhr in der Dienststelle der Kreisleitung, Hindenburgstraße 2, zu erscheinen. Heil Hitler!

Janssen, Christian 1903–1969 **Oyten**

Wir haben hier jetzt eine ganz neue Art von Bettlern, vier bis fünf Mann kommen davon fast täglich. Kartoffeln wollen sie haben. Was man ihnen vorsetzt, essen sie auf. Heute sagte ein älterer zu Gertrud: «Wann loben Gott in Kirche?» Fünf dicke Scheiben Brot hat er gegessen. Gestern kam einer, der schon öfter da war: «Ich arbeiten». Dann hat er erst tüchtig gegessen und danach Holz zerschlagen auf der Diele. Um drei Uhr hatte er einen schönen Haufen fertig. Der wird nun wohl öfter kommen. Arme Gestalten sind darunter, zum Teil aber sehr sympathisch. In dem Ganzen liegt doch auch ein großer Kummer. Wie soll dieser Zustand einmal enden oder irgendwie sich lösen?

In der Kirche in Achim sagte heute der Kirchenvorsteher zu mir: «Einen glücklicheren Menschen als mich können Sie heute nicht treffen. Nach 11 Wochen habe ich eben die erste Nachricht von meinem Sohn wieder bekommen, aus englischer Gefangenschaft.» Wie viele warten wohl in anderen Ländern mit gleicher Sehnsucht, und doch erfüllt sich ihr Hoffen nie. Wir haben diese Zeit auch wieder viele Gefallenenmeldungen. Heute hatte ich hier und in Achim je eine Trauerfeier. Hier in Oyten für einen Hoferben, der in Frankreich verwundet war, vor einem Jahr für einige Stunden in russische Gefangenschaft geriet, dann aber glücklich fliehen konnte. Nun fiel er am 6. Dezember.

Erinnerungen eines Polen **(Zamość)**

Die Geschehnisse hinter den Stacheldrahtzäunen des Lagers sind für immer in meinem Gedächtnis geblieben.

Am 10. Januar 1943 wurde ich als 10jähriges Kind zusammen mit meinen Angehörigen aus der Siedlung Staszic im Kreise Hrubieszow ausgewiesen. An einem frostigen Morgen jagten die Deutschen und ukrainischen Faschisten die Einwohner aus den Häusern vor die Schule, von wo aus die ausgesiedelten Polen ins Lager abtransportiert wurden.

Noch in Jaroslawiec im Kreise Hrubieszow wurde der Vater von uns getrennt; er war zur Arbeit im Reich eingeteilt worden. Ich kam zusammen mit meiner Mutter und drei Geschwistern – das jüngste Kind war 6 Monate alt – hinter den Stacheldraht der Baracken in Zamosc. Am

ersten Tag im Lager wurden Untersuchungen und Selektionen durchgeführt, während derer die Mütter von den Kindern und die Arbeitsfähigen von denen, die den nazistischen «Übermenschen» unerwünscht waren, getrennt wurden.

Ich erinnere mich daran, welche Tragödie es war, als man meinen beiden Tanten die Kinder mit Gewalt wegnahm. Zum Glück blieb ich mit den Geschwistern bei der Mutter.

Nach mehrstündigem Hin und Her kamen wir in die Baracke 16, einen ehemaligen Stall, wo sehr viele Leute waren. Zu beiden Seiten eines verschlammten Ganges, der mitten durch die Baracke führte, befanden sich mehrstöckige Pritschen, auf denen ausgemergelte und kranke Häftlinge lagen. Bei Tauwetter lief Wasser von der Decke auf ihre Köpfe herunter, und bei Frost waren die Wände mit Rauhreif bedeckt. Unter diesen Bedingungen begann unser zweiwöchiger Aufenthalt im Lager, den man zu beschreiben kaum imstande ist.

Die kranken und durchgefrorenen Kinder saßen Tag und Nacht auf ihren Bündeln, da es in der Baracke zu kalt und auf den Pritschen kein Platz für sie war, um zu schlafen. Zum Frühstück und Abendessen gab es schwarzen Kaffee und ein Stück klitschiges Brot, zu Mittag Rübensuppe.

Die hygienischen Verhältnisse waren furchtbar. Ungeziefer und die seelische Depression waren die Ursache für verschiedene Krankheiten vor allem unter den Kindern. Die Sterblichkeit war erschreckend hoch. Täglich wurden mehrere Leichen von Kindern oder Erwachsenen hinausgetragen; hinter der Baracke wurden diese dann zu Haufen aufeinandergelegt und später auf den Friedhof in Zamosc gebracht, wo man sie mit Gabeln in große Gräben warf, wie man es mit Mist tut. Der Anblick der verkrampften und verbogenen Leichen mit einer schmerzhaften Grimasse auf den Gesichtern und Haarfetzen auf den Köpfen grub sich tief in das Gedächtnis der Kinder ein. Die furchtbaren Erlebnisse ließen manche der Häftlinge wahnsinnig werden.

Einen unvergeßlichen Eindruck hinterließ in mir der Tod meines kleinen Bruders Krzysztof, der vor Hunger starb.

«Münchner Neueste Nachrichten» **München**

Verteilung von Orangen und Äpfeln an Jugendliche unter 18 Jahren und an werdende und stillende Mütter.

In den nachstehenden Gemeinden des Landkreises München: Aschheim, Feldkirchen, Gräfelfing, Grünwald, Haar, Neuried, Oberhaching, Oberschleißheim, Planegg, Pullach, Taufkirchen, Unterbiberg,

Unterföhring, Unterhaching und Unterschleißheim kommen ¾ kg Orangen und 1 kg Äpfel an werdende und stillende Mütter und an Jugendliche unter 18 Jahren zur Verteilung, soweit letztere Inhaber der rosa Nährmittelkarten für Kinder bis zu drei Jahren oder für Kinder und Jugendliche von 3–18 Jahren sind. Inhaber der blauen Nährmittelkarte für über 3 Jahre alte Selbstversorger mit Getreide sind nicht bezugsberechtigt. Die Abgabe durch den Letztverteiler erfolgt gegen Vorlage der Stammabschnitte der Nährmittelkarte 45, wobei der Firmenstempel durch einen nochmaligen überkreuzenden Stempelaufdruck ungültig zu machen ist.

Bruns, August **(Neuengamme)**

Wenn ich mich recht erinnere, so wurde ab 1943 den Häftlingen ein «Arbeitslohn» von durchschnittlich 1.50 bis 2 RM wöchentlich in «Lagergeld» gezahlt. Die Funktionshäftlinge bekamen etwa 6 RM. Ein bis zweimal monatlich konnte dafür in der Kantine eingekauft werden. Wenn ein Verkaufstag stattfand, dann stürmten Hunderte nach dem Zählappell abends zur Kantine; in zwei Gliedern angetreten warteten viele stundenlang, bis sie dran waren. An zwei Kassen nahmen SS-Leute das Geld an, während Häftlinge die Waren ausgaben. Was dann jeder für sein Geld bekam oder nicht, hing ganz von der Bedienung ab. Jeder bekam, ob er wollte oder nicht, eine Eßschüssel mit Sauerkraut-Rotebeete, oder auch in Essig eingelegte grüne Tomaten. Tabak, Zigaretten, Kautabak – ganz nach Belieben der Bedienung, wie man Glück hatte. Vor der Kantine waren zwei Tonnen aufgestellt, und wer das Sauerkraut-Rotebeete nicht essen wollte, der kippte das dann in eine Tonne. Der Inhalt der Tonne kam dann in die Küche und wurde für das Mittagessen verwendet. Ich erinnere mich genau daran, daß wir im Winter beim Einkauf Fliegenfänger nehmen mußten.

Es gab dann auch eine 20–25 Mann starke Kapelle. Die Musiker gehörten durchweg zum Blockdienst, unter ihnen viele Tschechen. Auch der letzte Kapellmeister war ein Tscheche, und da er klein war, hatte man für ihn extra ein Podium gebaut. Seitdem rückten wir früh mit Marschmusik aus und bei klingendem Spiel wieder ein.

Meier, Heinrich Christian **(Neuengamme)**

Musikalische Leistungen sind von den Tschechen zu berichten, es war ja auch ein Tscheche, der eine der Lagerkapellen leitete. Die bedeutendste Leistung war ein über eine halbe Stunde dauerndes Musikwerk von Emil Burian, ein sehr modern ausgerichtetes Konzert: «Der Song von der Kuhle» [Kuhle = Brotration]. Zu diesem «Oratorium» mit Gesang und Orchester mußten die Partituren neben der schweren Tagesarbeit teilweise nachts geschrieben werden. Die Tschechen erhielten dafür eine «Sondervergütung», und sie drohten mehrfach, die Arbeit daran nicht weiterführen zu können, wenn die von der Lagerleitung zugesagte Brotzulage ausblieb, womit die tschechische Gruppe ihre Kranken über Wasser hielt. Dieser «Song von der Kuhle», welcher das Verhältnis der Gefangenen zur täglichen Brotration darstellte, enthielt Einzelgesang, Chor, Klavier und Bläser-Streicher-Orchester.

Buber-Neumann, Margarete 1901–1989 **(Ravensbrück)**

Im Winter 1942/43 glückte zwei Polinnen die Flucht aus Ravensbrück. Beide hatten nachts in der Küche gearbeitet und morgens gegen ½4 Uhr Essenkübel auf ein Lastauto geladen, das zu irgendeiner Außenstelle des Lagers fuhr. Wahrscheinlich war der Chauffeur in diesen Fluchtplan eingeweiht. Die Frauen kletterten auf das Auto, und hinter den Kübeln versteckt, passierten sie ungesehen das Lagertor. – Unterwegs sprangen sie vom Lastauto und erreichten den Frühzug nach Berlin. Als ihr Fehlen beim Zählappell bemerkt wurde, waren sie über alle Berge. – Eine von ihnen wurde nach über einem Jahr wieder verhaftet und ins Lager zurückgebracht. Die andere, erzählte man, sei beim Versuch, über eine Grenze zu entkommen, niedergeschossen worden.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

10	aufgestanden
10.30–14	gearbeitet
15–16	Eisstockschießen
16.30–20	gearbeitet, Suchaneck
21	Wochenschau, gearbeitet

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Die beiden Häftlinge mit den Nummern 68726 und 70901 werden «auf der Flucht» erschossen.

Zwischentext zum 10. Januar 1943

Schmidt, Paul Karl *1911 **Berlin**

Geheime Reichssache

Aufzeichnung über die Unterredung zwischen dem Führer und Marschall Antonescu im Führerhauptquartier am 10. Januar 1943 um 11 Uhr 30 vormittags [15. Januar]

Der Führer, der Antonescu stehend empfing und auch während der ganzen Unterredung, die 3½ Stunden dauerte, stehen blieb, kam sofort auf die Angelegenheit Horia Sima zu sprechen, die er noch vor Eintritt in die eigentliche Unterhaltung klären wollte. [...]

Anschließend wurden an Hand von Karten eingehend die militärischen Vorgänge besprochen, die sich bei dem Durchbruch der Russen durch die rumänische Front zugetragen hatten. Der Führer erklärte, daß es sich jetzt nicht darum handle, Verantwortungen festzustellen oder die Schuldfrage aufzuwerfen, sondern lediglich die Aufgabe in Angriff zu nehmen, die durch den russischen Einbruch hervorgerufene schwierige Lage wieder in Ordnung zu bringen. Er gab zunächst Antonescu eine umfassende Darstellung des russischen Durchbruchs und seiner Folgen und bediente sich dabei verschiedener militärischer Kartendarstellungen, auf denen die einzelnen Phasen des Kampfes deutlich wurden. Besonders scharf kritisierte der Führer dabei die Haltung des deutschen Generals Heim, des Kommandeurs der 21. deutschen und 1. rumänischen Panzerdivision, der, hinter der rumänischen Front stehend, nicht rechtzeitig eingegriffen habe, um die Einbrüche abzuriegeln. Heim, der inzwischen degradiert, aus der Armee ausgestoßen und verhaftet worden sei, habe als Entschuldigung für seine Untätigkeit angeführt, daß er die Verbindung mit den Rumänen völlig verloren habe.

Antonescu bemerkte dazu, daß dies höchstens im rein technischen Sinn zu verstehen sei, da die Russen tatsächlich fast sämtliche Funkstellen der rumänischen Truppen zerstört hätten, daß aber kommandomäßig Heim schließlich doch auf Grund des Befehls der übergeordneten militärischen Stelle, die auch gleichzeitig die rumänischen Truppen befehligte, vorgerückt sei. – Antonescu legte dann seinerseits umfangreiches Kartenmaterial über die einzelnen Phasen des Durchbruchs vor, an Hand dessen er die rumänische Ansicht zu den Vorgängen darlegte. Sie gipfelte darin, daß sich die Rumänen außerordentlich tapfer geschlagen hätten, jedoch infolge schlechter Ausrüstung der Übermacht nicht

gewachsen gewesen seien. Die rumänischen Verluste seien ungeheuer hoch gewesen. So seien von vier Generalen drei zum Teil im Bajonettkampf gefallen. Sämtliche Kompanieführer seien ebenfalls gefallen. Besonders kritisierte Antonescu die mangelhafte Ausrüstung der rumänischen Truppen mit Skoda-Tanks, die von den russischen Geschossen glatt durchschlagen worden seien. An mehreren Schaubildern erklärte Antonescu sodann die von den Russen angewandte Taktik. Die russischen Tanks seien in mehreren Wellen vorgerückt. Die erste Welle habe aus allerschwersten Tanks bestanden, die ihr Feuer sofort auf die Panzerabwehr gerichtet hätten und nach kurzer Zeit in der Lage gewesen seien, diese niederzukämpfen. Die zweite Welle, bestehend aus mittleren Tanks, sei in der Zwischenzeit in die Infanteriestellung eingedrungen und in dieser hin- und hergefahren. Dabei hätten sie alles überrollt. Erst dahinter sei die russische Infanterie nachgerückt. Außerdem kritisierte Antonescu die Haltung deutscher militärischer Stellen, die der rumänischen Armee Untüchtigkeit vorgeworfen hätten, während es sich doch lediglich um schlechte Ausrüstung gehandelt habe.

Der Führer erwiderte, daß man derartige Äußerungen, die an der Front fielen, wo der Ton ganz allgemein etwas rauher sei, nicht allzu sehr auf die Waagschale legen dürfe. Wenn innerhalb eines deutschen Verbandes Abteilungen zurückgingen, würden die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen und zum Teil erschossen, worauf die angrenzenden Verbände, die ihre Stellungen hielten, mit herber Kritik nicht zurückhielten. Dies finde jeder absolut in der Ordnung. Schwierigkeiten entstünden nur, wenn der zurückgehende Verband einer anderen verbündeten Nation angehöre und dann auf ihn die gleiche Methode angewandt würde wie bei einem deutschen Verband.

Daß die Rumänen tapfer gekämpft hätten, würde auch auf deutscher Seite anerkannt. Er selbst habe dies durch Verleihung zahlreicher Auszeichnungen an rumänische Offiziere und Mannschaften zum Ausdruck gebracht. Daß die Skoda-Tanks nicht gut seien, gebe er ohne weiteres zu, ebenso wie daß es vielleicht an der Ausrüstung etwas gemangelt habe. Es handle sich auch gar nicht darum, irgend welche Vorwürfe zu erheben, und Antonescu habe es deshalb nicht nötig, etwa die rumänische Armee zu verteidigen und ihre Haltung zu rechtfertigen. Es komme nur darauf an, daß die Lage in der Zukunft so schnell wie möglich wieder bereinigt würde. Vorbedingung dafür sei ein ausdauernder Widerstand der noch vorhandenen Einheiten, damit die Zeit gewonnen werden könne, um die entsprechenden Gegenmaßnahmen gegen das russische Vorgehen zu treffen.

Der Führer legte dann in großen Zügen Antonescu dar, wie er sich die Bereinigung der Lage an den gefährdeten Teilen des Südabschnitts der Ostfront vorstelle. Zunächst müsse unter allen Umständen die eingeschlossene Armee bei Stalingrad ihre Stellung halten. Außerdem müsse Rostow gehalten werden. Notfalls würde man dort einen Brückenkopf bilden. Er (der Führer) hoffe jedoch, daß er die Russen auf einer Nord-Süd-Linie schon in einiger Entfernung von Rostow zum Stehen bringen könne.

Anschließend erklärte der Führer Antonescu an Hand der Karte, wie er sich nach Aufhalten des russischen Vormarsches die Bereinigung der durch diesen geschaffenen Lage vorstelle. In einem Raum südwärts Woronesch wolle er eine Stoßarmee versammeln und mit dieser zunächst nach Süd-Südost und sodann nach Osten vorstoßend durch einen hakenartigen Schlag das Vordringen der Russen in eine katastrophale Niederlage verwandeln, die er ihnen in dem Raum zwischen dem oberen und dem unteren Don beibringen wolle, wodurch auch gleichzeitig die Stalingrad-Armee wieder entsetzt werden würde. Dabei äußerte der Führer die Absicht, daß er den nach Norden gerichteten Teil der Donfront nicht wieder längs des Flusses verlaufen lassen, sondern ihn weiter südlich verlegen würde, um näher an der ost-westlich verlaufenden Bahn von Stalingrad zu stehen, was eine erhebliche Erleichterung des Nachschubs bedeuten würde. Die Russen würden im übrigen hinsichtlich ihres eigenen Nachschubs beim jetzigen Vormarsch immer größere Schwierigkeiten haben, da sie sich immer weiter von ihren Ausladebahnhöfen zwischen den Bahnen Moskau–Rostow und Moskau–Stalingrad entfernen. Hierbei entstand zwischen dem Führer und Antonescu eine Meinungsverschiedenheit hinsichtlich des Bestehens oder Nichtbestehens der Stichbahn Talobaja-Kalatsch. Antonescu behauptete, diese Bahn sei betriebsfertig, während der Führer erklärte, daß mehrfache Luftaufklärung ergeben habe, daß lediglich die Trasse vorhanden sei, daß aber die Bahn selbst nicht bestehe. Antonescu schien jedoch sich nicht überzeugen zu lassen. [...]

Im Anschluß an die Unterredung fand ein Frühstück statt, an dem unter anderem der Reichsaußenminister, Mihai Antonescu, Generalfeldmarschall Keitel und General Jodl teilnahmen. Schmidt

Schmidt, Paul Karl *1911 **Berlin**

Geheime Reichssache

Aufzeichnung über die Unterredung zwischen dem Führer und Marschall Antonescu in Anwesenheit des Reichsaußenministers, des Generalfeldmarschalls Keitel, Generals Jodl und Generals Zeitzler, des rumänischen Vizeministerpräsidenten Mihai Antonescu, des Rüstungsministers General Dobre und des Chefs des rumänischen Generalstabes General Steflea im Führerhauptquartier am 10. Januar 1943 um 19 Uhr 30

Die Unterredung, bei der die Teilnehmer stehend um eine große Karte herum gruppiert waren, bestand im wesentlichen aus einem allgemeinen Überblick über die militärische und politische Lage. Der Führer begann mit der Erklärung, daß in seinen Augen das Entscheidende in dem gegenwärtigen Kampfe darin liege, daß dieser nicht, wie frühere Kriege, um Einsätze ginge, die später wieder zurückgewonnen werden könnten, wenn sie in der jetzigen Auseinandersetzung verlorengingen. Gleichgültig, an welcher Front sich der Kampf abspiele, es sei immer ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Ob die Deutschen im Westen oder Deutschland und seine Verbündeten im Süden und Osten zurückgeschlagen würden, das Ergebnis wäre stets dasselbe. Die Angelsachsen würden auf jeden Fall nur theoretisch bedingt Sieger sein, denn bei einer Niederlage der Achse und ihrer Verbündeten würde Rußland auf dem Kontinent so stark sein, daß die Angelsachsen hier jeden Einfluß verlieren würden.

Der entscheidende Unterschied zwischen der Lage Mitteleuropas beim Zusammenbruch von 1918 und der Situation, die sich bei einem Zusammenbruch der Achse und ihrer Verbündeten ergeben würde, liege darin, daß im russischen Raum im Jahre 1918 ein Vakuum infolge des Zusammenbruchs des zaristischen Reiches entstanden sei, während dies jetzt keineswegs der Fall sein würde. Übrigens sei trotz des militärischen Zusammenbruchs Deutschlands im Jahre 1918 eine Ordnung der Staaten im russischen Raum entstanden, die im Grunde genommen die Brest-Litowsker Elemente enthielt. Finnland, Estland, Lettland, Litauen und Polen seien zu unabhängigen Staaten geworden und Rumänien habe sich vergrößern können, eben weil das damalige Rußland völlig geschwächt aus dem Kriege hervorgegangen sei. Bei einem Zusammenbruch der Achse und ihrer Verbündeten würde heute die Lage völlig anders sein. Es würde ein mächtiges bolschewistisches Reich bestehen, mit starker Industrie und reichen Rohstoffquellen und großen

Menschenmassen, das die alten Expansionsziele Rußlands mit Hilfe dieser Massen mit Energie weiterverfolgen würde: nach Norden bis an den Atlantischen Ozean bis zu den Ausgängen der Ostsee in die Nordsee, nach Westen über ganz Westeuropa und nach Süden in der Richtung auf das Mittelmeer. Diese Expansion würde den Bolschewisten dadurch erleichtert werden, daß in vielen Ländern Europas eine Art Vorbolschewismus marxistisch-sozialistischer Prägung herrsche, der diese Länder für das Aufgehen im bolschewistischen Reich reif gemacht habe und sie bei einer solchen Krise zum innerlichen Aufbrechen bringen würde. Dies gelte besonders für Schweden und die Länder Westeuropas. Verließe z. B. die deutsche Besatzung Frankreich, so würde weder Pétain noch Laval, sondern der Bolschewismus das Land regieren. Ebenso würde in Spanien bei einem Weggang Francos, der die Machtmittel in seiner Hand konzentriere, der Bolschewismus die Regierung übernehmen. In Südslawien schlummere, wie übrigens auch im tschechischen Raum, eine Art intellektualistische Bereitschaft, sich aus nationalen Gründen nach Moskau zu wenden. Dieser intellektuelle Salonbolschewismus auf rassischer Grundlage würde im Augenblick der Krise in eine panslawistische Bewegung von roter Prägung auslaufen. Ganz allgemein würden die Massen in allen Ländern Europas mit unausgeglichenen sozialen Lebensbedingungen in ihrer Wahl zwischen einem geordneten Europa und einem ihnen als besser hingestellten bolschewistischen Regime schwanken und sich dann schließlich für das letztere entscheiden. Wenn unter diesen Umständen Deutschland und seinen Verbündeten der Kampf aufgezwungen wurde, so handle es sich um einen Existenzkampf und nicht um einen Krieg um den Besitz von Territorien. In seiner Geschichte habe Europa nur zwei- oder dreimal einen derartigen Ansturm erlebt. Das erste Mal, als die Hunnen hereinbrachen, die alte europäische Ordnung vernichteten und für Jahrhunderte ein Chaos schafften; das zweite Mal, als der Ansturm der Mohammedaner vom Balkan bis fast nach Mitteleuropa hinein erfolgte und die Mauren von der anderen Seite her bis zu den Pyrenäen und nach Sizilien vordrangen. Der dritte Ansturm sei der Mongolensturm gewesen, der bis in die schlesischen Gefilde vorgetragen wurde und dort aus Gründen, die uns bisher noch nicht bekannt seien, aufgehalten wurde. Alle drei Anstürme hatten als Ziel das reiche schöne Europa und bezweckten, den anstürmenden Völkern den europäischen Kontinent gewissermaßen als kulturelles Weideland zu überantworten.

In dem jetzigen gigantischen Kampf zur Abwehr eines neuerlichen Ansturms dieser Art müsse man mit langen Zeiträumen rechnen und die

Linie des Erfolges oder Mißerfolges nicht nach einzelnen Akten, sondern nach dem Gesamtablauf der Geschehnisse beurteilen. [...]

An Hand der Karte legte sodann der Führer die weitere Entwicklung dar, indem er in anschaulicher Weise die bisher erzielten Ergebnisse, wie sie sich im europäischen Raum geographisch darstellt, erläuterte. Das erste Ergebnis sei die Herausschiebung der Bedrohung vom Osten her gewesen. Als zweites Ergebnis sei im Frühjahr und Sommer 1940 die Sicherung des Westens und Nordens erfolgt. Als drittes Ergebnis sei der Eintritt Italiens in den Krieg gekommen. Das vierte Ergebnis sei die Sicherung der Südfront gewesen mit der Möglichkeit, die Brücke nach Nordafrika zu schlagen, was bis zur Bedrohung von Alexandrien geführt habe.

Sich dem Osten zuwendend bezeichnete der Führer für den Nordteil der Ostfront die Gewinnung Finnlands zum Bundesgenossen als weiteres wichtiges Ergebnis. Am mittleren und südlichen Teil der Ostfront seien die Russen zurückgedrängt worden mit dem wichtigen Ergebnis der Besetzung der Ukraine.

Innerhalb dieses gewaltigen Raumes, der Deutschland und seinen Verbündeten als Ergebnis des bisherigen Kriegsverlaufs zur Verfügung stehe, habe es Schwierigkeiten mit Frankreich gegeben. Deutschland habe sich durch die westwallähnlichen Befestigungen an der Küste sowie durch die allmähliche Verstärkung durch ausgezeichnet ausgerüstete und mit den besten Panzern versehene deutsche Truppen bis auf 52 Divisionen (ohne das Luftwaffenpersonal, das noch 100 000 Mann betrage) gegen Landungsversuche der Engländer und Amerikaner gesichert gehabt, und hätten diese Invasionsversuche unternommen, wäre ihnen eine entscheidende Niederlage beigebracht worden.

Seit 6 Monaten habe er immer stärkere Zweifel an der inneren Aufrichtigkeit der Franzosen gehabt. Unter diesen Umständen habe Frankreich eine Gefahr gebildet, denn ein großer Teil des Staates sei noch unabhängig gewesen und habe eine eigene Wehrmacht besessen. Zwar habe sie nur aus acht Divisionen bestanden, aber diese hätten als Cadre für eine schnelle Ausweitung bis auf 25–30 Divisionen dienen können. Aus diesem Grunde habe er, als der Verrat der französischen Generale offensichtlich wurde, zugegriffen und sei mit schnellen Verbänden sowie Panzerdivisionen bis an das Mittelmeer vorgestoßen. Die durch die Landung der Angelsachsen in Nordafrika ausgelösten Vorgänge hätten außer der innerhalb von 48 Stunden erfolgten Besetzung der französischen Mittelmeerküste die Besetzung von Korsika und die Möglichkeit einer Verbindung nach Afrika über eine sehr kurze See-

strecke hinweg ergeben. Diese Verbindung nach Afrika zwischen Sizilien und Tunis könne durch Minensperren gesichert werden, wodurch das Mittelmeer in zwei Teile zerschnitten werde und die Engländer endgültig gezwungen würden, den langen Seeweg um Afrika herum für ihre Transporte nach dem Ostmittelmeergebiet zu benutzen. Dadurch brauchten sie 5–6mal mehr Schiffsraum, als wenn sie direkt durch das Mittelmeer fahren könnten. Außerdem seien sie auf dem langen Seewege noch den immer erfolgreicher werdenden Einwirkungen der deutschen U-Boote ausgesetzt. Der Führer erklärte im einzelnen die neue Methode für die U-Boot-Versorgung mit Hilfe von U-Boot-Tankschiffen und umriß die Hauptoperationsgebiete der deutschen U-Boote im Nordatlantik und im Südatlantik mit Ausdehnung um die Südspitze Afrikas herum bis in das Gebiet von Madagaskar. Während die Zahl der U-Boote sich ständig erhöhe und größer sei als beim größten Einsatz im Weltkrieg, seien die Verluste erheblich gesunken. Die Zahl der U-Boote betrage nunmehr neunmal soviel wie im Jahre 1939.

Aus englischen und amerikanischen Quellen könne man mit Sicherheit entnehmen, daß die Angelsachsen bisher nur die Hälfte der Schiffe nachbauen konnten, die ihnen versenkt worden seien. Wenn Roosevelt in seiner letzten Rede davon spreche, daß 8 Millionen Gewichtstonnen (nicht Raumtonnen) gebaut worden seien, so sei an dieser Feststellung außer der Verwendung von Gewichtstonnen, die einen völlig falschen Eindruck erweckten, noch die Tatsache bemerkenswert, daß er nicht erklärt habe, daß diese Schiffe in Dienst gestellt seien. Deutschland habe sicher 9 Millionen Bruttoregistertonnen, d. h. Raumtonnen, versenkt. Dazu kämen noch 3 Millionen Tonnen an beschädigten Schiffen. Ohne die sonst noch beschädigten oder durch Minen versenkten Schiffe, von denen man keine genaueren Nachrichten habe, einzurechnen, seien somit insgesamt 12 Millionen Tonnen versenkt worden, von denen, selbst wenn man die Angaben der Angelsachsen als wahr unterstellen wolle, nur 5–6 Millionen nachgebaut worden seien. [...]

Was nun die angelsächsische Produktionskapazität anbeträfe, so würde sie in Amerika von einer Bevölkerung von 128 Millionen getragen, d. h. von einer gleichen Bevölkerungszahl, wie sie das Großdeutsche Reich und der von ihm direkt kontrollierte Raum enthalte. Zu der Produktionskapazität der Achse müßte man jedoch bevölkerungs- und materialmäßig noch Belgien, Holland, Frankreich, die Schweiz, Norditalien sowie Süd- und Osteuropa hinzurechnen. Außerdem besitze die Achse in dem von ihr kontrollierten Raum Kohle und Eisen in unbegrenzten Mengen. Hinzu käme der Wiederaufbau des russischen Industriegebiets, der immer weitere Fortschritte mache und die deutsche Produktionskapazität erheblich vergrößere. Als Beispiel führte der Führer die Entwicklung der Elektrizitätsversorgung im ukrainischen Industriegebiet an und gab hierfür einige Zahlenbeispiele.

Das von Deutschland und seinen Verbündeten kontrollierte Gebiet sei somit für den Kampf aufs beste gerüstet. Es gäbe in diesem Kampf nur eine offene Wunde: Rußland, und hier sei im Augenblick das Dreieck Rostow, Stalingrad, Kaukasus das wichtigste Gebiet. Man müsse sich diese große Tatsache vor Augen halten und sich nicht in seinem Urteil von dem Verlauf einzelner Phasen des großen Dramas beeinflussen lassen, sondern gerade in Krisenzeiten eiserne Nerven behalten. Wenn Deutschland ⅔ seines Eisenvorkommens, 80–85% seiner Ölquellen sowie seine gesamte Kokskohle verloren und außerdem noch eine große Gummiknappheit zu überwinden hätte, wäre seine Lage verzweifelt. Dies aber sei genau die Situation, in der sich Rußland heute befinde. Zwar besitze Rußland Eisenvorkommen am Ural, aber Kokskohle zur Herstellung von Stahl aus diesen Eisenerzen habe es nicht. Lebensmittelmangel und Menschenmangel seien weitere Schwierigkeiten, die es letzten Endes zum Erliegen bringen würden. Wenn man ihm (dem Führer) nun die Frage vorlege, wie und wann das Ende des Krieges herbeigeführt werden könne, so antwortet er darauf, daß dies die einzige Frage sei, die in der ganzen Geschichte nie ein Staatsmann oder Feldherr genau beantworten konnte. Der Führer führte in diesem Zusammenhang die Punischen Kriege, den Dreißigjährigen Krieg und den Siebenjährigen Krieg als Beispiel an. In keinem Falle hätten die leitenden Staatsmänner oder militärischen Führer zu irgendeinem Zeitpunkt etwas Genaues über das Ende dieser Kriege sagen können und hätten doch schließlich den Sieg davongetragen. Bei einem großen Konflikt wie dem jetzigen Weltkrieg komme es nur darauf an, das Ziel fest ins Auge zu fassen, die Voraussetzungen für die Errichtung dieses Ziels klar zu erkennen und für ihre Verwirklichung zu sorgen. An der Spitze dieser Voraussetzungen stehe die geistige Haltung, d. h. die fanatische Entschlossenheit, unter keinen Umständen zu kapitulieren. Diese geistige Haltung dürfe nicht nur an der Spitze vorhanden sein, sondern müsse sich bis zum letzten Kompanieführer und Soldaten durchsetzen. Auf diese Weise würden Krisen am besten überwunden werden. Hierbei führte der Führer wieder das Beispiel des norwegischen Feldzugs an und schilderte im einzelnen sämtliche Rückschläge und Unglücksfälle, die diesen Feldzug von Anfang an charakterisiert hätten. Nur durch die Entschlossenheit der militärischen Führung sei schließ-

lich der Sieg errungen worden. Er wies dabei im einzelnen darauf hin, daß für den Norwegenfeldzug nicht genügend Schiffe vorhanden gewesen seien, daß die Versorgungsschiffe für das Narvik-Unternehmen nicht ankamen, daß in Narvik nur 2000 Mann Infanterie ohne schwere Waffen verfügbar gewesen seien, daß schließlich zehn Zerstörer zum Teil aus Mangel an Nachschub versenkt worden seien, daß aber durch deren Mannschaften die Narvik-Truppen erheblich verstärkt werden konnten und schließlich durchhielten. Er schilderte die Zwischenfälle in Oslo, auf dem Flugplatz von Namsos und andere unangenehme Überraschungen des Norwegenfeldzuges. [...]

Marschall Antonescu dankte dem Führer für seine Ausführungen, denen er nichts weiter hinzuzufügen habe als die bereits abgegebene Erklärung, daß Rumänien in den Krieg eingetreten sei, um alle ihm zur Verfügung stehende Kraft für die Erringung des Sieges einzusetzen. Er (Antonescu) stimme mit dem Führer darin überein, daß der einzige große Gegner Stalin sei. Dieser sei als schöpferischer Mensch anzusprechen, dem es gelungen sei, die Slawen emporzureißen, so daß sie heute im Gegensatz zu früher eine beachtliche militärische Macht darstellten. Es handle sich darum, dieses Rußland Stalins an den entscheidenden Punkten zu treffen. Antonescu bezeichnete diese Punkte auf der Karte und deutete dabei auf Leningrad, Moskau, Kujbischew und Stalingrad. Er ließ durchblicken, daß er die Besetzung dieser Punkte für den Sieg über Rußland für unerläßlich hielte.

Der Führer erwiderte auf die Bemerkung über Stalin, daß bei Ausbruch des russischen Krieges Reichsmarschall Göring ihn gefragt habe, weshalb er die Russen für so beachtenswerte militärische Gegner hielte. Der Reichsmarschall habe die Meinung ausgesprochen, daß man die Russen nicht überschätzen dürfe. Heute habe sich erwiesen, daß die Russen der einzig wirklich große Gegner Deutschlands seien und daß er (der Führer) sie bei Ausbruch des Krieges keineswegs überschätzt habe. Rußland habe eine Weltanschauung, die das tragende Element des Staates sei, und an seiner Spitze stehe ein zweifellos bedeutender Mann. Der RAM warf hier ein, daß er aus eigener Anschauung sagen könne, daß Stalin seine Umgebung bei weitem überrage.

Fortfahrend erklärte der Führer, daß am Ende Deutschland und seine Verbündeten doch siegen würden. Denn Stalin regiere Rußland allein mit Brutalität ohne irgendwelche Vergeistigung der Massen. Das alte Europa würde sich letzten Endes doch als der stärkste geistige Faktor erweisen. Nur eins hätte Europa nicht geahnt: wie weit die Russen militärisch und technisch vorbereitet gewesen seien. Der Grad dieser

Vorbereitung sei darauf zurückzuführen, daß Stalin die Russen wie Sklaven behandelt und ihre ganze Lebenskraft nur auf die Schöpfung der riesigen Rüstungen verwandt habe. Er habe das billigste Menschenmaterial der Welt für seine riesigen militärischen und wirtschaftlichen Aufrüstungsarbeiten zur Verfügung gehabt. Trotzdem werde aus dem vorher angegebenen Grunde Europa die Oberhand behalten.

Im Anschluß an diese Besprechung fand ein Abendessen statt, an dem die gleichen Herren teilnahmen wie an der Besprechung. Schmidt

Montag, 11. Januar 1943

Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete.
HERRNHUT

JOH. 15,14

Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen sowie den Geburts- und Adelsstolzen für den größten Narren. Was ist Nation? Ein großer ausgejäteter Garten voll Kraut und Unkraut.
TAGEBUCH QUAATZ HERDER

174000 Tonnen Oel vernichtet. Deutsche Unterseeboote zerschlagen einen für Afrika bestimmten Geleitzug aus großen Tankern.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Injektion wie immer.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**
1. Tagesparole: Die Würdigung des 50. Geburtstages des Reichsmarschalls und des Reichsministers Rosenberg beherrscht das Bild der Dienstagsblätter. Die Berichterstattung über Glückwünsche und Veranstaltungen aus diesem Anlaß und aus Anlaß dieses Ereignisses ist mit Ausnahme kurzer dnb-Notizen gesperrt.

2. Tagesparole: Das im Zusammenhang mit der Versenkung der Tanker vorliegende Auslandsecho ist gut hervorzuheben. Dabei ist die Tatsache zu unterstreichen, daß die Londoner Stellen bisher peinliches Schweigen bewahren.

4. Tagesparole: Innerhalb der Münchner Universitätswoche vom 13. bis 20. Januar wird Sven Hedin die goldene Medaille der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verliehen. Es spricht am Schluß der Woche. Hierbei ergibt sich erneut die Gelegenheit, ihn als Menschen, Forscher und Freund Deutschlands zu würdigen.

Über die bei dieser Gelegenheit, aber unabhängig von dieser Universitätswoche vorgesehene Gründung des Sven-Hedin-Instituts für Ostasien-Forschung ist nur nachrichtlich zu berichten. Das Institut darf nicht als Reichsinstitut bezeichnet werden.

abends:
2. Die Frage, weshalb die Großangriffe auf Deutschland aufgehört hätten, soll nicht erörtert werden.

Hedin, Sven 1865–1952 **Berlin**

Klirrend kalt. Am Abend −12°. – Stand um 2 Uhr auf. Bekam ein normales Bad. Ann-Marie in Potsdam bei Furtwängler, der fürchtet, er dürfe nicht nach Schweden reisen, weil einige Schweden beim letzten Mal unhöflich zu ihm gewesen sind. – [...] Um ¾6 Uhr wurden wir mit dem Wagen zum Schauspielhaus gebracht, wo wir mit Zieglers eine vornehme Loge hatten, 1ste Reihe ganz nah an der Bühne. Einige Teile aus dem «Prinzen von Homburg», «Ein Mittsommernachtstraum» u. a. zu Görings Ehre. Er und Frau Emmy saßen in der Mittelloge. Lily war dabei. [...] – Ziegler brachte uns zu Görings Foyer/Loge. – Für die, die in der ersten Reihe saßen, war ein Souper vorbereitet. Lily führte mich durch das Gedränge zu Göring, der sich freute und herzlich für die Bücher und die freundliche Widmung dankte. Alma und Ann-Marie begrüßten ihn auch. Er begleitete uns an freie Plätze am Tisch, und wir aßen Roastbeef mit Kartoffeln und Kompott, von den Getränken aber Champagner. Begrüßten auch Frau Emmy. – Dort waren Malibeth und Schutz-Kampf-Hempel. Dann gingen wir in unsere Loge zurück, worauf die «Mittsommernacht» gegen ½9 Uhr zu Ende ging. Fuhren zum Kaiserhof. Dort nahmen wir ein kleines Abendessen mit Bier zu uns, recht gut. Sie gingen um ½ 11 Uhr.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Notizen, Exzerpte, Überlegungen zum «Gesetz». Es ist im Grunde ein schlimmer Fall: Du sollst nicht töten, du sollst nicht begehren ... und schicken sich nach der Eroberung von Kadesch zu der von Kanaan an. – Mittags zur Fußpflege. [...] Abends musiziert. Daß die Russen verlangen, bei den nordafrikanischen Angelegenheiten zu Rate gezogen zu werden, ist die wichtigste u. eindrucksvollste Nachricht. Sie stehen 20 Meilen von Rostow. Man versucht Rommel den Weg nach Tunis zu verlegen. Hitler wird mit Brille u. grauen Haaren geschildert. Schon lange war er seiner Nerven wegen nicht mehr bei der Truppe.

Hopkins, Harry Lloyd 1890–1946 **Trinidad**

Wir verließen heute morgen um 6.05 Uhr Miami und landeten hier um 4.45 Uhr nachmittags, nach zwei Nächten und einem Tag Bahnfahrt von Washington.
Früh zu Bett und spät aufgestanden, langer, schläfriger Sonntag während der Fahrt durch die beiden Carolina und Georgia nach Miami. Wir wurden am Montagmorgen um 4.30 Uhr geweckt. Durch meine Flugerfahrungen gewitzigt, aß ich nichts. Fand den Präsidenten allein in seinem Wagen, und wir lachten darüber, daß diese unwahrscheinliche Reise nun beginnen sollte. Ich habe immer wieder das Gefühl, der Präsident wollte Churchill nur deshalb in Afrika treffen, weil er Lust hatte, eine Reise zu machen. Er hatte es satt, andere Leute, mich besonders, an seiner Stelle um die Welt reisen und sprechen zu lassen ... Er hatte es satt, sich von den Leuten erzählen zu lassen, es sei gefährlich, in einem Flugzeug zu reisen. Er freute sich geradezu darauf. Aber vor allem wollte er einen Reise machen.
Der Präsident wurde heute morgen zu dem Flugzeug hinausgefahren – es wurde aus dem Hafen geschleppt und startete lange vor Sonnenaufgang, nur wenige Leute wußten, daß der Präsident nach Afrika unterwegs war. Ich war bei ihm, festgeschnallt, als das Flugzeug sich vom Wasser hob – und er benahm sich wie ein 16jähriger Junge, denn er ist nicht mehr geflogen, seit er Präsident ist. Die Reise war angenehm, der Präsident froher Laune und interessiert. Dr. McIntire war in Besorgnis wegen des schwachen Herzens des Präsidenten – aber nichts passierte – nach dem Lunch schlief er zwei Stunden. Er bat den Piloten, über die Zitadelle von Haiti zu fliegen. Wir sahen keine Schiffe und landeten glatt in dem Marinehafen auf Trinidad. Der Admiral und der General holten uns ab – nahmen uns mit zu Cocktail und Abendessen in ein Hotel, das der Marine gehört. Und um 9 Uhr zu Bett, denn wir sollten um 4.15 Uhr geweckt werden.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Während der Nacht hat Mackensen auf Befehl von Ribbentrop telefoniert, um uns davon Kenntnis zu geben, daß Pétain Vichy verlassen und nach seiner Villa bei Marseille gehen will. Die Sache ist verdächtig: ist das die Einleitung zu einer Flucht nach Algier? Jedenfalls hat man den Truppen den Befehl gegeben, die Bewegungen des alten Marschall aufs schärfste zu überwachen, und man hat auch der französischen Regierung mitgeteilt, daß es besser sei, wenn Pétain nicht dabliebe. Mussolini hat mich früh am Morgen angerufen, um weitere Einzelheiten zu

erfahren, von denen ich nichts wußte. Dann ist er plötzlich nach Forlí abgefahren. Diese Reise steht im Zusammenhang mit seinem schlechten Gesundheitszustand. Dies ist um so ärgerlicher, als auch der Ministerrat, der auf den 16. festgelegt war, auf unbestimmte Zeit verschoben worden ist, so daß die unvermeidlichen Gerüchte wieder losgehen werden. Marschall Antonescu hat im Gespräch mit Bova-Scoppa über die neue deutsche Geheimwaffe gesprochen, die Wunder tun soll: eine elektrische Kanone mit mehreren Läufen. Keine Panzerung soll ihr gewachsen sein. Was ist Wahres daran? Ist das die Waffe, auf die Hitler in seiner Rede angespielt hat? Oder der übliche Bluff?

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

Alarm von 19.03 bis 20.15 Uhr. Eisregen aus dichten Wolken. Nach einer halben Stunde Flieger über uns. Die Flak schießt in die Winde. Acht schwere Bombendetonationen vom Vorgebirge her. In Richtung Ruhrgebiet heftiges Schießen. Im Betrieb zittern die Fenster, zu Hause springen die Türen aus den Angeln.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

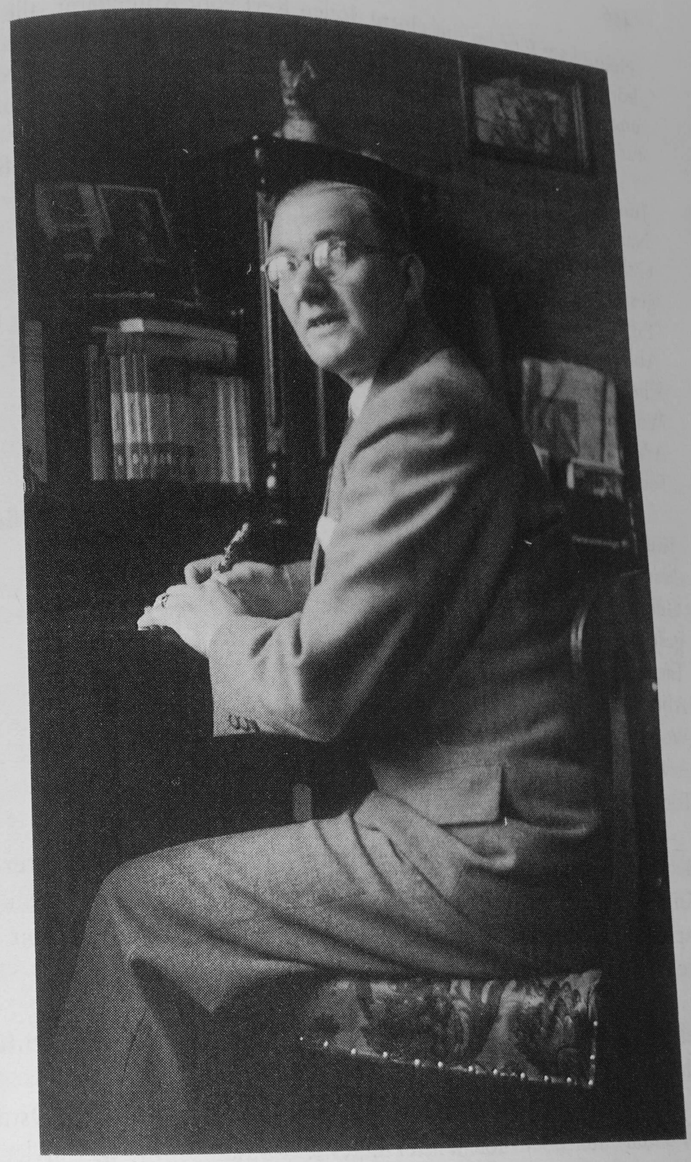
Mutter: Häschel, Frida, Ehefrau, geb. 22. 6. 1910 zu Dresden
Säugling: weiblich, Gew. 4250 gr, Länge 54 cm, Kopfumf. 34 cm
Verlauf: 9. 1. 17.00 Uhr Wehenbeginn
10. 1. 5.15 Uhr 1 ccm Pituylandol, 8.00 Uhr 1 ccm Pituylandol, 11.00 Uhr 1 ccm Orastin, 12.30 Uhr 1 ccm Pituylandol, 24.00 Uhr Blasensprung
11. 1. 13.00 Uhr Geburt, 14.15 Uhr Placenta, 14.20 Uhr 2 ccm Secacornin, mangelhafte Wehen
Normaler Verlauf, ging am 8. Tag nach Hause.

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**

An ihre Tochter

Meine zärtlichst geliebte Große, zwar sitze ich eklig ungewohnt in-ne Küche, da unser Palast vorn mehr einer russischen Frontstellung als einem bewohnten Heim gleicht, ei-sikk, das Büro nebenan ist schon geflohen, Kinder schlafen dreifach angezogen, aber mein Herz ist voller Wärme und Liebe und Sehnsucht nach Dir!

Sag, Geliebte, ich habe große Sorge: Ißt Du jetzt richtig warm und viel? Bei der Kälte mußt Du es, und alles steht dagegen zurück; Du kannst zunehmen, soviel Du magst, ich billige es völlig! Jetzt abnehmen heißt krank werden, gelt, Liebste, sei gescheit!



Heute kam Cordes mit einem dollen Kerl vom Kohlenamt, alle Heizkörper zählen zu lassen; der besah bloß unsere Möbel, ging sogar zwei und dreimal durch die Räume, ohne jedes Kohleninteresse, eine Karikatur von Subaltern-Bürokraten – ich hatte kein angenehmes Gefühl.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Gertrud Sara L. geb. H.
Geboren den 6. 2. 1891 in Berlin
gestorben den 11. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 16. 1. 1943
Abholung von Schauhaus
Ehema. verst.
Wohnung: Großmannstr. 12
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Zyankali

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Jakob Nathan G.
Geboren den 23. 2. 1903 in Grybow (Polen)
gestorben den 11. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 16. 1. 1943
Abholung von Alt-Moabit 12a
Wohnung: Dragonerstr. 49
Arzt: Untersuchungshaftanstalt
Todesursache: Erhängen

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**
An den jungen Männern und Stilleben mit weißem Tischtuch und caputmortuum-farbigem Hintergrund. Beschäftigte mich viel mit Problemen aller Art.

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**
(Mo., letzter Ferientag)
Es ist sonnig, die Sonne geht rotkugelig über dem tiefblauen Ostmeer auf. Bricht nun doch der Winter herein? Er hat schon in der letzten Woche gedroht. Aber gestern abend war es plötzlich 1°, heute früh aber 6° Kälte. Ein Ostwind heult. Eben 9 Uhr sagte ich meinem Pelle Lebewohl. Gestern abend kamen wir dahin, ihn ausführlich über seine Bunkerkameraden erzählen zu hören. Er charakterisierte *sehr gut* die verschiedenen Typen. (Dorfmusikantensohn, Volksschullehrer, Volks-

deutscher, Versicherungsagenten, Dekorationsmaler, Klarinettenspieler, Verrückte, Ruhig-Besonnene; der Kommandör, der erdige Spieß. Das lange viele Stunden lange Warten auf den Stationen der endlosen Fahrt), er und Kaska gefallen uns gut, dabei unsere «kleine», noch recht egoistische Gathi. F[rieda] hat die Nacht ordentlich geschlafen u. bringt mit Gathi die beiden an die Bahn, K. fährt bis Kiel, P. fährt um 3 Uhr von Kiel weiter.
Ich las gestern Abend in Michael Brinks «Don Quichotte»: es ist ein inbrünstiges Gebet um Errettung aus der furchtbaren Not der Welt. – Es ist der letzte Ferientag: Ich stand ¼ vor acht Uhr auf.

Kollwitz, Käthe 1867–1945 **(Berlin)**
In der Weihnachtszeit haben wir für drei Tage Josef Faassen hier. Dieser Mensch ist mir sehr lieb geworden. Sein einfach menschliches Wesen, natürliche Güte, seine Unerschöpflichkeit im Erzählen von dem Leben mit seinen Kameraden und die mimische Begabung, mit der er das tut, ist so nett. Kathrine Klara Lina und ich, wir alle sind ihm gut. Auch Hans und Ottilie mögen ihn sehr. In seinem letzten Brief Januar 1943 teilt er mit, daß er jetzt als Sanitäter arbeitet, zum ersten Mal eine Arbeit im Krieg bei der er gern ist, weil er helfen kann.

Jünger, Ernst *1895 **im Schlafwagen**
Besorgungen in Lötzen, wo schneidende Kälte war. Am Abend Abfahrt nach Berlin. Im Zuge Oberst Rathke, Chef der Abteilung Heerwesen. Gespräch über die Lage bei Rostow, die er für reparabel hält. Dann über den Krieg überhaupt. Nach den ersten drei Werturteilen erkennt man den Angehörigen des anderen Lagers und zieht sich auf höfliche Allgemeinplätze zurück.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
klar, sehr viel kälter. Nachts – 19°
Mais abpahlen – Nachm. u. abends Besuch bei Frenz, Weg durch knietiefe Schneewehen – Bestellplan

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**
Wochenbeginn, sehr kalt. Ich klopfe unsere Teppiche draußen auf dem Schnee, bin danach gehörig durchkältet und verstört, nehme heißes Bad. Hans macht dazu einen Schüttelreim:

«In einer heißen Badewannen
läßt sich der Krampf der Wade bannen.»

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Agnetendorf**

Strahlend, 18 Grad Kälte. Vorm. 1½ Std. Kiesewald (Waldschulmeister). Nachm: Ankunft Hofrat Prof. Dr. Josef Gregor u[nd] Oberstudiendirektor Felix A. Voigt (wohnen bei uns). Abends liest Dir. Voigt «Der neue Christophorus» vor (neu entstandenes).

Stehmann, Siegbert 1912–1945 **Oslo**

Lieber, verehrter Rudolf Alexander Schröder,

nach 72stündiger Fahrt durch das märchenhaft schöne schneeweiße Schweden bin ich nun plötzlich wieder da, wo ich unter besseren Bedingungen vor zwei Jahren oftmals gewesen bin. Mein erster Gedanke sollen die Segenswünsche für Dein neues Lebensjahr sein. In allem schenke Dir Gott das Gegenteil von dem, was er der Welt in ihrem Wahn bereiten muß. Er gebe Dir Frieden und Glück, Gesundheit und stille Arbeit und lasse Dich des Inneren mehr gewinnen, als die Völker sich des Äußeren entreißen, erobern, erraffen. Du bist für viele der Wächter auf vorgerücktem Posten geworden, die Schildwache des Herzens, und es ist wohl kein Unrecht, den Volker, der heute vor der brennenden Halle Wache hält, ganz ohne sichtbares Schwert, aber mit der Rüstung des Epheserbriefes gerüstet zu sehen. Sooft Du auch in Deinen Briefen von dem «seligen Stündlein» sprichst, das Du ersehnst, so offenkundig ist es doch auch, daß Gott Dich noch nicht freigibt; denn es müssen die Boten auf Erden da sein, die da Frieden verkündigen, und deren Füße nach dem herrlichen Worte der Lutherbibel «lieblich» sind. Solange die drei Gewaltigen noch nicht die letzte Kapelle auf der Düne des Glaubens verbrannt haben, ist die Zeit noch nicht gekommen, die irdischen Dinge hinter sich zu lassen.

Einer von uns ist vor der Zeit dahingegangen: Jochen Klepper. Die Nachricht von seinem Ende und den Ereignissen, die es herbeigeführt haben, hat mich schwer erschüttert. Wenn Jochen Klepper nicht mehr ein und aus wußte, so hat er zuvor die leibhaftige Hölle gesehen. Da muß man in Demut schweigen und den Bruder der Gnade Gottes empfehlen. Und ich glaube getrost, daß er dieser Gnade versichert sein kann. – Wann will der Wahn ein Ende nehmen? Nun ist wieder ein Grab da, das anklagt. Wenn einmal niemand mehr schlafen kann vor den Anklägern unter der Erde, dann ist es soweit.

Wann und ob ich von hier wegkomme in die Heimat, ist leider völlig unklar. Man weiß beim Militär nie, was los ist. So heißt es wieder Geduld haben.

Von Deiner Ilias-Vorlesung in Berlin habe ich viel vernommen, auch in

der Zeitung sehr Schönes darüber gelesen. Es entgeht einem doch gar zu viel auf der ewigen Irrfahrt des Soldaten. Aber die spätere Lektüre wird alles wieder gutmachen. Die Aussicht darauf gehört zu den Hauptgründen meiner eigenen Ungeduld.

Nun muß ich Dir noch schreiben, daß ich Deinen Vortrag über Christentum und Humanismus zu den größten Kostbarkeiten zähle, die ich von Dir besitze. Die theologische Welt ist Dir tiefste, ehrfürchtige Dankbarkeit schuldig. Es ist wohl niemand mehr da, der in solcher Weise beide Reiche umfaßt. Wie oft gedachte ich unseres letzten Gespräches über Paulus, als ich sah, daß Du das ganze ungeheure Problem von Paulus her aufrollst und löst. Vielen herzlichen Dank! Augenblicklich hat Dr. Krämer aus Helsinki, der Direktor der Deutschen Schule in Helsinki, den Vortrag. Er ist ein hervorragender Romanist. Sein Besuch in Kemi hat mir große Freude gemacht, besonders der Bericht seiner Reise nach Java und Bali auf Dauthendeys Spuren, die er zusammen mit André Gide unternommen hat. – Nun zum Schluß dieses etwas konfusen Briefes innigsten Dank für Eure herrlichen, weihnachtlichen Liebesgaben! Friedl hat sie daheim aufgehoben zum Empfang. Dann soll mich das Schwarzwälder Kirschwasser begeistern und vollends gesund machen.

Viele liebe und gute Wünsche und Grüße, auch an Tante Dora,
Dein Siegbert

Meldungen aus dem Reich **Berlin**

Von den Volksgenossen wird durchweg eingesehen, daß der seit Kriegsbeginn außerordentlich angestiegene Bedarf an Büchern aufgrund der Kriegsverhältnisse (Papierknappheit und verringerte Herstellungsmöglichkeiten) wohl überhaupt nicht voll zu decken ist. Kritische Stimmen wenden sich weitaus weniger gegen die Tatsache, daß bei weitem nicht so viele Bücher vorhanden sind, wie verlangt werden. Sie richten sich aber z. T. sehr scharf dagegen, daß bei einer immer größer werdenden Menge unerfüllbarer Bücherwünsche in den Buchhandlungen in oft recht erheblicher Anzahl solche Bücher angetroffen wurden, für die ein breites Interesse nicht bestehe.

Während es zum ausgesprochenen Glücksfall geworden sei, eine Reclam-Ausgabe von Goethes «Faust» aufzutreiben, oder ein Werk von Stifter, Raabe, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer oder Storm, oder ein Buch von Binding, Weinheber, Carossa oder Kolbenheyer, finde man überall Fachliteratur vor, die als «reichlich ausgefallen» empfunden wird, mathematische Formelsammlungen, «Richtlinien für

den Hotelbau», «Das Feuerlöschwesen auf neuer Grundlage» u. a. Die Kaninchenzucht spiele sicher im Krieg für zahlreiche Volksgenossen eine gewisse Rolle in der Ernährung, aber man bezweifle, ob die Herausgabe eines 672 Seiten starken Buches «Unsere Kaninchen, Großes Handbuch der deutschen Kaninchenzucht» anstelle kurzer «Anleitungen für den Hausgebrauch» damit ausreichend begründet sei. Ein 764 Seiten dickes Buch über «Die neue Kassen- und Rechnungstechnik» trage die Zahl 1942 als Erscheinungsjahr, desgl. ein Buch über «Die Goldschmiedekunst in Breslau».

Allerdings bestünden auf manchen Gebieten des Fachschrifttums gleichfalls empfindliche Lücken. So klagten insbesondere die zum Studium beurlaubten Frontsoldaten sehr über den Mangel an Lehrbüchern. Beispielsweise über die Fächer: Gerichtliche Medizin, Hygiene, topographische Anatomie, Zahnheilkunde, Botanik und Zoologie seien eine Reihe grundlegender Lehrbücher nicht erhältlich. Für andere Fächer könne man allenfalls Bücher in der Art eines Kompendiums erhalten, die allein eine sichere Wissensgrundlage nicht vermitteln könnten. In der Gerichtlichen Medizin sei das gängigste Lehrbuch von Müller-Walcher, das bereits die Gesetze des nationalsozialistischen Staates berücksichtige, kaum zu bekommen. Es werde daher noch nach Büchern gearbeitet, die in der Systemzeit geschrieben worden sind und das neue Strafrecht überhaupt nicht berücksichtigen. Zum Teil greife man auf jüdische Lehrbücher zurück, um überhaupt eine Arbeitsunterlage zu haben.

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Habe bei M. D. Mittag gegessen, um meine Ration Fleisch zu verbrauchen. Sind zusammen mit der Metro bis zur Buchhandlung Gallimard gefahren, wo sie Einkäufe zu machen hatte.

Ich frage sie nach dem genauen Datum ihres Vortrages über Vollard: am Samstag, dem 16. Sie fragt mich: «Wollen Sie da hinkommen?»

«Aber natürlich.»

«Sie werden mich befangen machen . . .» [. . .]

Bei ihr, vor dem Weggehen: «Sie hatten keinen Besuch, gestern?»

«Nein. Warum?»

«Ich sehe nämlich auf dem Klavier eine offene Partitur . . .»

«Als wenn ich für einen Liebhaber gesungen hätte?»

«Mein Gott.»

«Ich habe für mich selbst gesungen, drei Stunden lang, eine ganze Oper von Wagner.»

Im Grunde ist es schmeichelhaft für sie, in dem Alter, das sie hat, 57 Jahre, daß ich ihr einen «Liebhaber» unterstellen konnte.

Eine Beobachtung, die ich seit einiger Zeit mache: Sie «macht» nicht mehr ihr Gesicht.

Der «Quai», bei der Rückkehr von meinen Besorgungen. Hat «P.-T.» und «A.» zurückgebracht, damit ich ihr etwas schreibe. Heißt Berthe E . . . Hat in ihren Schachteln «Le Crapouillot» herausgesucht, der mein Porträt enthält [. . .]. Sie blättert die Ausgabe durch, findet es wieder, zeigt es mir. «Ich habe mir gleich gesagt (als sie meine Bekanntschaft machte): Ich kenne dieses ‹Gesicht da›. Ich habe Sie sofort wiedererkannt.»

«Das ist schade.»

«Wieso ist das schade?»

Ich wiederholte: «Das ist schade.» Sie wird es vielleicht herausfinden. Das letzte Mal hatte sie mir gesagt, daß sie mir ein Päckchen Tabak mitbringen würde. Gibt mir ein kleines eingepacktes Paket. Hat ziemlich die Größe eines Päckchen Tabaks. Ich sage ihr: «Ein Päckchen Tabak? Ich möchte es Ihnen bezahlen.» Versichert mir, daß es kein Tabak sei, und verbietet mir nachzuschauen. Nachdem ich sie verlassen habe und das Paket offen: doch Tabak. Die Schokolade vom letzten Mal: köstlich. Na und ob! [. . .]

Wenige Schritte von mir entfernt wohnt ein junger Lehrer des Lycée Henri VI. Ich lernte ihn Anfang des letzten Jahres kennen, als er mich ansprach, ob ich nicht Paul Léautaud sei, und er über meine Ausstellung in der Buchhandlung Loize redete. Heute morgen ergibt es sich, daß wir die gleiche Metro nehmen. Er spricht mit mir über Literatur. Scheint Giraudoux und Valéry sehr zu schätzen. Ich beginne, über den gegenwärtigen Verfall der französischen Sprache sogar bei auffällig vielen Schriftstellern zu sprechen. Er ist meiner Meinung. Er sagt mir, daß er vorher Lehrer in Tours war. Ich zitiere ihm die Ansicht von France: «In der Touraine spricht man das beste Französisch», und ich frage ihn, was denn diese Vortrefflichkeit ausmache. Ihm fällt nichts anderes ein, als mir zu sagen: das Fehlen irgendeines Akzentes. Ich rede dann über den Anblick, den heute die Kinder bieten, und sogar die Jugendlichen, durch das Derbe und Ungeschliffene ihres Verhaltens und Sprechens. Er macht die so richtige Bemerkung, daß dies angefangen habe während des Krieges 1914–18, als die Väter weg waren. Er hat dann diesen Ausdruck gebracht: die väterliche Autorität hat gefehlt. Ich weiß nicht, worin er Lehrer ist, aber ob es Französisch ist und ob es das ist, was er seinen Schülern beibringt? . . .

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

All das, was sie von mir erwartete und was ich ihr nicht zu bieten verstand; was sage ich: das ihr zustand ... an manchen Tagen denke ich unaufhörlich daran. Ach, wenn die Seele, wovon du mich überzeugen wolltest, unsterblich ist und wenn die deine noch auf mich herabblickt – möge sie wissen, daß ich mich dir gegenüber als ewiger Schuldner fühle ... Aber nein; mir, der ich nicht an ein Weiterleben nach dem Tod glaube, stellt sich mein Bedauern anders dar: Ich sinne einfach traurig über all die Liebesdienste nach, die ich ihr hätte erweisen sollen, und warte, werde immer warten, auf das Lächeln, das sie mir dafür geschenkt hätte. Wie blind habe ich gelebt!

Raphael, Max 1889–1952 **USA**

Ich habe heute die ganze Arbeit über die Höhle von Font-de-Gaume wieder von vorne begonnen. Ich habe so viele Bisons analysiert, daß ich die Übersicht verloren hatte; ich lege mir nun einen Katalog an mit den charakteristischen Merkmalen eines jeden Stückes, und ich hoffe, so zu einer Übersicht über die verschiedenen Typen und über die Entwicklung zu kommen. Das alles kostet viel Zeit, aber allmählich sehe ich mich in die Dinge ein. Gerade die ersten sind schwer zu fassen, weil 3 und 4 verschiedene Tiere übereinander gemalt sind; die Ursache davon zu erklären, ist ein Problem für sich.

Vordtriede, Werner 1915–1985 **New Brunswick**

Noch immer ungewiß, ob ich weiter in Rutgers bleiben kann. Noch ist nichts entschieden. Ich werde wohl nach dem 16. Januar wieder ohne Stellung sein. Viele der Studenten sind schon in die Armee eingerückt. Dieses Abwarten kehrt, wie in einem Kanon, in meinem Leben immer wieder. Aber immer mehr wird es ein Warten ohne Spannung, nur dazu angetan, mich immer flügellahmer zu machen. In meiner Nachmittagsklasse sagte der rothaarige Fußballer mit dem ehrlichen ernsten Gesicht zu mir: «I hope they will keep you. You are a good man.» Kein Wort zuviel. Darüber war ich dann den ganzen Nachmittag glücklich.

Churchill, Winston 1874–1965 **London**

Streng geheime und persönliche Botschaft an Josef Stalin

1. Der Dezember-Geleitzug hat sich jetzt erfolgreich durchgekämpft. Sie werden sicher Einzelheiten über das großartige Gefecht unserer leichten Streitkräfte gegen eine große Übermacht erfahren haben.
2. Die Admiralität hatte die Absicht, den Januar-Geleitzug in zwei

Gruppen von je 15 Schiffen abgehen zu lassen, von denen die erste etwa am 17. Januar und die zweite gegen Ende des Monats auslaufen sollte. Da die Erfahrung des letzten Geleitzuges gezeigt hat, daß der Feind die Fahrt weiterer Geleitzüge durch seine Kriegsschiffe zu verhindern sucht, wird es jedoch notwendig sein, unseren Geleitschutz unverzüglich über den ursprünglich für Januar vorgesehenen Umfang hinaus zu verstärken.

3. Wir mußten deshalb unsere Anordnungen revidieren. Statt den Januar-Geleitzug in zwei Gruppen zu teilen, werden wir am 17. Januar 19 Schiffe (darunter zwei Tanker) anstatt der ursprünglich vorgesehenen 15 Schiffe auslaufen zu lassen. Ihm wird ungefähr am 11. Februar ein vollständiger Geleitzug von 28 bis 30 Schiffen folgen. Anschließend wollen wir unser möglichstes tun, um etwa am 10. März einen Geleitzug von 30 Schiffen abgehen zu lassen. Aber das hängt davon ab, ob die Amerikaner uns mit Begleitschiffen unterstützen. Falls sie diese Unterstützung nicht gewähren können, würde sich dieser Geleitzug frühestens am 19. März in Bewegung setzen.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

«European Service» beginnt heute mit großen Worten über die ernste Niederlage *(serious defeat)* deutscher U-Boote im Atlantik, die trotz tagelanger Angriffe einen für England bestimmten Transport nicht aufhalten konnten. Zwar erlitt der Transport Verluste, aber zwei U-Boote wurden beinahe sicher, andere vermutlich versenkt. Jedermann, der diesen Rundfunk kennt, wird den Eindruck haben, daß es dem Transport übel ergangen ist.

Die Londoner Nachrichten über aufrührerische Stimmung in Rumänien mehren sich. Mehrere rumänische Reservedivisionen und auserlesene SS-Männer aus der Tschechoslowakei sollen zur Unterdrückung der Unzufriedenen aufgeboten sein. – Auch soll Hitler den bulgarischen Kriegsminister zu sich bestellt haben, um die bulgarische Armee, die «einzige intakt gebliebene Reserve Hitlers», an die Front zu bringen. – Man muß sich darüber klar bleiben, daß in keinem der besetzten oder abhängigen Länder ein Aufstand von der entwaffneten, verelendeten Bevölkerung ausgehen kann, sowenig wie in Deutschland und Italien selbst; nur Sabotagen und Attentate sind möglich. Einen Aufstand kann überall nur die Armee im Zusammenwirken mit Polizei und Bevölkerung unternehmen, unter gewissen Umständen.

Ich lese in der Zeitung deutsche Berichte, daß U-Boote in der Nähe der

Azoren eine amerikanische Tankerflotte (13 Tanker von 174000 Tonnen), die aus der Karibischen See nach Westafrika unterwegs war, vernichtet haben. Das deutsche Oberkommando betont, daß hierdurch die Kriegführung der Gegner in Afrika stark beeinträchtigt werde. London und Washington schweigen noch, aber es ist jetzt klar, zu welchem Zweck heute früh der Lärm über einen anderen Geleitzug gemacht wurde. Die deutschen U-Boote werden immer zahlreicher auf allen Seewegen. Es ist nicht abzusehen, wie man dieser Pest Herr werden könnte. Die Deutschen behaupten sogar, daß sie jetzt in einem in die französische Steilküste, gegenüber England, gegrabenen Tunnel U-Boote am laufenden Band herstellen.

Heller, Peter **Camp Ritchie, Maryland (Januar 1943)**

An Friedrich Torberg

Mein Lieber, der Schüler Heller hat schon wieder eine Ausrede. Diesmal wirklich Schüler. Alle Albträume des Gymnasiums, alle Höllen des Schülers Gerber sind entfesselt.

Es beginnte mit dem Aufstehen zu der wahnwitzigen Stunde, bei Dunkelheit, sechs Uhr früh, mit entsetztem, vergeblichem Nachdenken über den heutigen Stundenplan («was ham wir heut?»), es fällt Dir nicht ein, Zusammenraffen der Schulsachen, gehetztem Frühstück, halb stehend, hetzen ins Klassenzimmer über den Schnee, raschrasch, noch präparieren für die übernächste Stunde, nein, zu spät, der Professor ist schon da, also in der 9-Uhr-Pause … und es hört auf mit nächtlichem Büffeln, alle «Gegenstände» rasen im Kopf durcheinander. No du weißt schon, also genau so.

Du blöder tierischer Erwachsener wirst fragen, warum ich nicht darauf scheiß und was mir schon geschieht, wenn ich die Schularbeit verhaue oder in diesem, oder allen Gegenständen durchfalle. Es war damals objektiv ja auch wurscht und eine verhaute Matura ist kein bürgerlicher Grund zum Selbstmord. Aber die Psychose erfaßt einen auch heute genau so. Kannst nix machen. Es ist alles so unwahrscheinlich ähnlich.

Die Schüler zum Beispiel: Die, die zusammen lernen gehen, die schlechten Schüler, die tatsächlich (auch von mir!!) verachtet werden, die, die sich nach der Stunde zum Professor einweimperln gehen. Ich breche das Thema ab. Ich hab meistens bis 8 Uhr abends Schule und dazwischen rasches Büffeln und rasches Essen. Und nach 8 Uhr auch noch büffeln, und wenn ich nicht büffelte, könnt ich doch nicht schlafen, leider, weil die Buben in der maßlos überfüllten Baracke bis 11 Uhr lärmen. So habe ich permanent nur sechs Stunden Schlaf.

Nun zur Sache: Ich wundere mich weiter nicht, daß der Hauptmann bei der Kavallerie Rittmeister heißt, daß es bei der Artillerie einen Feuerwerker gibt und daß der Direktor der Münze Münzwardein heißt. Das sind so Früchte von Tradition und Eitelkeit der verschiedenen Waffen etc., die was aparts für sich behalten wollen und deren partikularistischen Gefühlen das Kriegsministerium in seiner Weisheit Rechnung getragen hat. (Sollen sie die Titel behalten, wenn sie brav koordinieren, auf Namen kommts nicht an.) Soll der Kerl also Generalfeldzeugmeister heißen, Hauptsach ist, daß er die Infanterie ordentlich unterstützt.

Aber: Warum heißt es in allen Gegenständen sehr gut, gut, genügend, nicht genügend, und in Betragen heißt es entsprechend, nicht entsprechend? Warum? Hat es vielleicht früher eine eigene Behörde für die Klassifizierung in Betragen gegeben (etwa den Katecheten), die an der (versuchsweise hypostasierten) früher allgemeinen Klassifizierung entsprechend-nichtentsprechend eigensinnig und traditionsbesessen festhielt, als ein umstürzlerischer Reichsschulrat innerhalb seiner Jurisdiktion von Deutsch bis Zeichnen «entsprechend» in «genügend» umwandelte?? Vielleicht weiß es der Werfel.

Das erste, was ich tu, wenn ich mit der amerikanischen Armee in Wien einrücke, ist, daß ich in die Bibliothek gehe und die Sache akribisch untersuche. Es intrigiert mich sehr. Nach einem Lustrum romanischer Philologie habe ich mich darüber beruhigt, daß es, im Gegensatz zu den von «vadere» gebildeten übrigen Formen des Ind. Präs., «nous allons, vous allez» (und entsprechend im Italienischen etc.) heißt. Niemand hat noch herausgefunden, warum wirklich. Aber das hat sich in der grauen Vorzeit abgespielt.

In der Artillerieschule wäre es noch ärger gewesen. Ich bin übrigens (wie alle Schüler) nebbich Korporal. Ich habe herausgefunden, daß dies hier der allerschnellste und verläßlichste Weg nach Afrika ist. Wenn Du wen weißt, der gern schnell nach Übersee will, sag ihm, er soll schauen hierherzukommen. Überall sonst riskiert er, den halben oder gar den ganzen Krieg lang bei einem Heimattruppenteil zu bleiben. Nur hier ist's sicher. War es nun gut oder schlecht, daß ich hierhergekommen bin? Wird es ein Glück oder ein Pech sein, wenn ich bei der Matura durchfalle? Man kann das (wie in ach so zahlreichen Fällen, die ich in den letzten Jahren erlebt habe) nicht wissen, und es hat einem infolgedessen alles ganz wurscht zu sein, man soll sich nicht aufregen, weil man's eben nicht weiß.

Ich vermute, daß es dieser Gleichmut ist, von dem die Christen so viel Aufhebens machen, und für den sie die Formel haben: Dein Wille

geschehe. (Siehe Christus am Ölberg: Herr, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.) Denn: Ob es eine Prüfung oder eine Gnade ist, weiß man eh erst später. Servus, Du. Heller, Gefreiter.

Wells, Maureen *1921 **England**

Die arme Jane hatte eine schreckliche Reise. Sie mußte 10 Stunden stehen, von Euston nach Glasgow, eingequetscht zwischen betrunkenen Soldaten.

Unser Zimmer war wundervoll, als wir drei noch zusammen waren, alles große Freunde, Betty, Jane und ich, und nun haben wir eine Invasion von Tippsen auszuhalten, einige von ihnen gehen mit allen Sachen zu Bett! Die Farbe der Unterwäsche des Mädchens, die neben mir liegt, ist unbeschreiblich. Und sie hatte eine gute Stelle als Sekretärin vor dem Krieg. In der Nacht war mir etwas kalt im Bett, und da sagte sie: «Aber um Gottes willen, warum ziehst du dich auch splitternackt aus, bevor du ins Pyjama steigst?»

Betty, unter mir, gab meiner Matratze einen Fußstoß, und ich fiel beinahe aus dem Bett.

Hauser, Martin *1913 **Kairo**

Ein Zeltlager bei Kairo nahe der Ausfallstraße nach Suez. Nach der einen Seite erstreckt sich das Häusermeer Kairos, nach der anderen Seite die Hügelkette der Mokatta-Berge bis an den Kanal. Eine große Holzbaracke – der Speisesaal –, einige kleinere Hütten – Waschhaus und Toiletten, sonst alles Zelte, halb in die Erde gegraben. Draußen das ununterbrochene Motorengeräusch von Flugzeugen. Doch wenn man unwillkürlich den Kopf hebt und den Himmel nach dieser endlos kreisenden Maschine absucht, wird man nur selten mit dem Anblick von «Flugzeuggeschwadern» belohnt. Das Geräusch stammt von Flugzeugen auf dem nahen Flugfeld, deren Motore ausprobiert werden. Unaufhörlich summt es in der Luft, dröhnt und saust, mal stärker, mal schwächer, ein Geräusch, das einen dauernd ermahnt, daß man aus der «Stille der Schreibstube» etwas näher dem Lärm des «Tätigkeitsfeldes» gerückt ist. Nachdem die ersten Formalitäten erledigt sind, sehe ich der Unterredung mit dem C. O. entgegen.

Heiner F. *1921 **(Dax)**

Schon nach einigen Tagen mußte ich zum Spieß kommen, und der Spieß fragte mich, ob ich Koffer packen könne, natürlich sagte ich «ja»,

trotzdem ich noch nie im Leben einen Koffer gepackt hatte. So sagte er mir, ich soll nach Stuttgart bei einem General als Ordonnanz. Dieses war ein großer Schreck für mich, ich hatte so ein großes Tier noch nie gesehen.

Es wurde nicht lange gefackelt, und schon wurde ich in Marsch gesetzt und kam zum Stab, der 344. Inf.Div.! Als ich mich meldete, hatte der General seinen Fahrer bereits als Ordonnanz genommen. Aber zurück durfte ich nicht, wir finden schon eine Verwendung für Sie. Lange dauerte es nicht, da wurden wir alle verladen und der Zug brachte uns bis Dax im Westen von Frankreich. Hier war ich froh, kein Ordonnanz zu sein, wie diese Soldaten am Zug entlangsprangen, um beim Halt diese «Herren» zu bedienen. Ich konnte mir alles vom Abteil aus ansehen und war froh, kein Ordonnanz zu sein!

In Dax, ein wunderschönes Städtchen, bekam ich Arbeit, in einer Schreinerei sollte ich mit einem Franzosen zusammen Offizierskisten machen! Dieses fiel mir nicht schwer, weil ich Schreiner gelernt hatte. Ich war erstaunt, wie langsam Franzosen arbeiten können. Der Franzose arbeitete kaum, ob er der Eigentümer dieser Schreinerei war? Hier in Dax war ein wunderschönes Soldatenheim und unsere Offiziere wohnten in Prachtbauten, ob es Hotels waren? Später kam ich wegen einer kleinen Verletzung ins Krankenhaus (3 Tage). Anschließend mußte ich dann doch Ordonnanz sein und Stiefel putzen, dadurch lernte ich diese Prachthotels von innen kennen und mein Erstaunen war sehr groß, hier konnte ein Krieg 100 Jahre dauern.

Böttger, Hermann *1923 **Sagan**

Liebe Mutter!

Heute bekam ich Dein großes Paket mit den gewünschten Sachen, wofür ich Dir sehr danken möchte. Die Keilhosen sind ja wunderbar geworden, und als ich das herrliche Skizunfttuch durch meine Finger gleiten ließ, da wurde wieder die Sehnsucht nach Freiburg und dem Skifahren auf dem Feldberg wach. Was habe ich doch in meiner Schulzeit Schönes erleben dürfen und was bleibt uns heute in dieser Zeit alles verschlossen! Der Anorak ist auch prima geworden; ich danke Dir also herzlich dafür.

Über die Gutsel habe ich mich selbstverständlich auch sehr gefreut, die hatten so einen guten Nußgeschmack. Heute kam auch Dein Brief mit der Illustrierten an mit den Handschuhen und ach so kurzen Brief. Aber ganz enorm habe ich mich gefreut, was alles in Schatten stellt: Das Uhrarmband! Es paßt wunderbar, und die Uhr sieht nun nochmal so

schön aus. Was Du da an den Rand geschrieben hast, konnte ich nicht mehr lesen, denn der Zettel war vollkommen eingezwickt, und beim Aufmachen hab ich ihn zerrissen.
Nun ist als Unerfreuliches zu melden, daß ich versetzt bin zur Marschkompanie, der erste Schritt nach draußen. Ich wohne noch weiter hier in der 4. und mache Skiausbildung, aber es kann eben doch mal schnell gehen… Wenn ich nicht GvH bleibe. Ich ging gleich ins Revier zur KV-Untersuchung und muß nun am Donnerstag nach Sagan zum Röntgen. Aber mein Ulcus hat mich ja treulos verlassen. Na mal abwarten, vielleicht wirds wieder, im anderen Fall bricht die Welt auch nicht zusammen. Und schließlich bin ich jetzt auch schon zwei Jahre – aber Du weißt ja.

Speck, Ernst Martin 1922–1944 **Neumünster**
Sonntagmorgen zur Kirche.
Als ich Ellen erzählte, daß ich mich in Neumünster ein bißchen einsam und verlassen fühlte, meinte sie, ich müßte mir mal eine kleine Freundin anschaffen. Und gerade eine Freundschaft mit einem andersgeschlechtlichen Wesen sei oft besser als eine gleichgeschlechtliche, meinte sie. Vielleicht hat sie recht, aber es geht nur so ganz gegen die Erziehung, die wir von zu Hause genossen haben. Und daher würde es mir nicht leicht fallen, an ein Mädel heranzukommen. Und was nettes muß es dann auch schon sein. Viele Anregungen könnte es sicher bringen und aus der Kommißsturheit etwas ausreißen.

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Ennos Freundin gibt mir eine Karte, die Enno am 25. Dezember [aus Stalingrad] geschrieben hat. Es heißt darin:

> Das Weihnachtsfest in diesem Jahr ist, mit einem Wort gesagt, erbärmlich, aber wert, in der Erinnerung festgehalten zu werden. Nach drei Wochen Kampf kriegten wir eine 7,62 auf den Bug [eine Granate auf den Panzer], stellten die Kiste in die Ecke und stiegen alle gesund aus.

Karl (11) geht zum erstenmal zum Schlittschuhlaufen, wobei er Ennos hohe Schuhe anzieht.
Agnes geht zum Symphoniekonzert.
Abends sitzt Agnes auf dem Klavierbock, dicht vor dem Kachelofen und jammert über Enno und die Welt.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**
Meine Liebe, oh, tututu mir tein kleinen ticken nicketen Popösichen! so ruft sie in meisterlich-kindischem Stoppeldeutsch; und während sie dies tut, gibt sie dem Herzensbengel bei jedem Wort einen klatschenden Schmatz auf die rosigen Hinterbäckchen. – Ach, meine Freunde, wieviel Liebes und Gutes passiert uns doch in der Jugend, worauf wir im Alter nicht mehr mit Sicherheit rechnen dürfen! – nach W. Busch.
Ein Päckchen mit 6 Zeichnungen ging ab. Habe ich dafür so viel Liebes und Gutes zu erwarten?

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**
Stellung bei Nikolskolje vor Kosinka. Nordwestl. Woronesch
Ein bezaubernder Tag war das heute – früh bei der Wache – 19 Uhr, mittags 12 Uhr – ganz zarte köstliche Farben am klaren Himmel, reinste Luft – ich habe von 8 bis 13 Uhr Schnee geschippt, in Akkordtempo, bin jetzt körperlich müde, aber schön durchgearbeitet – Ich traf heute einen, der mich vier Wochen nicht gesehen hatte – der war ganz platt, wie gut ich aussehe – «Mensch, hast du dicke Backen gekriegt!» – Eben sitzt Stephan hier, ein russischer Gefangener, der hier zum Holzhacken kommt. Heute war ein Überläufer gekommen, der sah blendend aus, intelligent, schön und urgesund – eine Erscheinung. 21 Jahre. Ein Mordskerl gegen uns Heringe.

Bock, Gustav 1906–1990 **Stalag 365, Ukraine**
Meine liebe Frida!
Heute kam Dein Sylvester-Brief an. Herzlichen Dank dafür. So ähnlich hatte ich mir Sylvester bei euch vorgestellt. Hoffentlich seid ihr Beide inzwischen wieder mobil. Die Erkältung wird wohl wieder verschwunden sein. Ich hoffe es jedenfalls sehr! 3 Bilder von Ilse habe ich eingerahmt und über mein Bett hängen. So werde ich täglich an zu Hause erinnert. Überall prangen Bilder von Ilse.
– Lieber Racker nachdem ich fast eine Stunde am Tisch gepennt habe, will ich diesen Brief fortsetzen. Seit gestern ist es recht kalt geworden. Heute Morgen sind hier –23 Grad gewesen. Das langt schon. Ich mußte heute einige kleine Schlittenpartien machen. Ich war aber jedes Mal froh, wenn ich wieder in der warmen Stube war. Eben habe ich mein verschlafenes Gesicht zum Fenster herausgesteckt. Es ist ein herrlicher Sternenhimmel draußen. Aber schnell wieder das Fenster zu.
Heute Abend werden viel Volkslieder im Radio gesungen. Es sind meist die Lieder aus der Freischar. Ich habe sie aber lieber gesungen, als sie

hier im Radio zu hören. Zu der Zeit dachte ich nicht daran eine Uniform zu tragen. Ja, es ändern sich die Zeiten. Was macht der kl. Racker? Beschäftigung hat er wohl jetzt genug. All die vielen Puppen und Tiere, die er bearbeiten kann. Ich kann mir zu recht vorstellen wie Ilse damit herum hantiert. Sie kann sicher jetzt gut laufen. Die Türen macht sie doch sicher alle allein auf. Es ist gut, daß Du Ilse hast, die Zeit vergeht dadurch für Dich auch schneller und Du hast eine recht angenehme Unterhaltung. Es grüßt Dich herzlichst Dein Bocky
Grüße Ilse u. Mutter.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!
Heute kann ich Euch endlich einmal etwas berichten, was über den üblichen Rahmen hinausgeht.
Um ½1 Uhr begannen wir ein interessantes «Mensch ärgere dich nicht» und waren mittendrin, als einer in die Stube stürzte und rief: «Feueralarm, aber echter.» Wir sofort hoch, Stahlhelm auf, Gasmaske um, Gewehr und Feuerlöschgerät mitgeschleppt und raus. Da sahen wir schon die Bescherung! Das Dach des Küchengebäudes stand beim Sanitätsraum bereits auf 7 m in hellen Flammen. Auf einer Leiter versuchte man zunächst das Dach aufzureißen. Ich ging mit in das Haus und schleuderte die gesamte Einrichtung des Kompaniechefs aus dem Fenster. Dann half ich beim Ausräumen des Verpflegungsraumes. Der gesamte Innenhof stand voll von Kisten und Kasten, wie bei einem Heerlager. Es war ein ungeheuerliches Bild. Inzwischen hatte man eine Eimerkette gebildet, in die ich mich einreihte. Es galt, den linken Flügel zu sichern und vor allem die Empfangsstelle zu retten. Unser Oberfunkmeister ging ungeheuer eifrig ans Werk und leitete den Kampf vom Dache aus. Am rechten Flügel stand der Russe Iwan auf einer Leiter und riß ein Loch in das Schindeldach und rief fortwährend «Woaasserr, Woasserr». Jedoch standen wir dem Feuer fast machtlos gegenüber, bis eine Motorspritze eintraf und das Feuer zur Küche hin anhielt. Bei der Empfangsstelle wurde Balken um Balken heruntergeholt. Eimerweise kam das Wasser. Schließlich war der Brunnen leer, und die Kette mußte auf den Bach umgeleitet werden. Der Chef stand dabei, ohne Koppel, ohne Mütze, denn seine Wohnung, die Wohnungen des Spieß und der Wachtmeister brannten, bzw. waren gefährdet. Der einzige von diesen Herren, der sich restlos einsetzte, war der Funkmeister, alle anderen standen teilnahmslos herum, ja machten nicht einmal den Versuch zu organisieren.

Inzwischen mußte die Spritze wieder auftanken. Der Kampf ging weiter. Es wurde dunkel, aber der Mond schien etwas und kalt war es auch. Zum großen Glück war es fast windstill. Um 16 Uhr konnte man sagen, daß der linke Flügel mit der Empfangsstelle gerettet würde. Nun galt es, den hellen Feuerschein zu dämmen, um nicht russische Flieger anzulocken. Das war die größte Sorge. Wachen beschützten das gerettete Gut. Ich half mit beim Einräumen der Küche, denn auch der Teil durfte als gerettet angesehen werden. Diese Arbeit ging bis 18 Uhr ungefähr. Dann gab es auch Kaffee. Alles atmete auf. Nun kamen wir, als dienstfreie Leute an die Reihe und mußten Brandwache schieben. Jedoch das Feuer kam erneut hoch, und wir gaben Alarm. Nun wurde der einzig richtige Plan gefaßt, nämlich eine tote Zone zu schaffen. Mitten durch das ehemalige Zimmer unseres Chefs wurde ein Graben gezogen. Erst eine dicke Schicht Bohlen gehoben, dann eine noch dickere. Dazu alles dicker Rauch, der aber seltsamerweise nicht auf die Lungen schlug. Nun lagen vier ungeheuer dicke Längsbalken frei. Sie mußten auf 1 m unterbrochen werden. Das gelang in harter Arbeit bis 10 Uhr. Dann ging ich müde auf die Stube, weil ich bald wieder hoch mußte. Auf unserer Stube war eine provisorische Fernsprechstelle eingerichtet, also keine große Ruhe. Ich legte mich angezogen aufs Bett. Um 18 Uhr räumten schon wieder welche die Empfangsstation ein, und es gelang, den Wechsel, der um 22 Uhr kam, zu meistern. Eine prima Leistung. Um 2 Uhr mußte ich wieder hoch. Bis 3 Uhr am «Graben» gestanden und aufgepaßt. Es brodelte und zischte unter den Balken wie tausend kleine Vulkane. Zwischendurch löschten wir mit Schnee brennende Balken in unserem einst so schönen Scheißhaus. Wirklich, «das ganze Scheißhaus stand in Flammen». Um 7 Uhr warf man uns wieder raus und eine weitere Stunde Wache folgte zusätzlich.
Ich bin vollkommen fertig. Linkes Knie angestoßen, rechtes verstaucht, außerdem zum ersten Mal in Rußland erkältet. Ursache des Brandes ist der Sanitätsofen, den der San. Uffz., unser Korporal, vor dem Verlassen seiner Stube nicht gelöscht hat. Er kam erst 18 Uhr zurück und hat *alles* restlos verloren. Die sonstigen Sachen wurden doch wenigstens fast alle gerettet. Es ist ein großes Glück, daß keine Mannschaftsstuben getroffen wurden, denn wohin mit den Leuten.
Heute waren bereits Sachverständige da von der OT für den Wiederaufbau. Der Sani wurde von der Feldgendarmerie vernommen usw. Gestern traf noch der Major ein.
Viele Grüße, Euer Eckart

F., S. *1923 **(Kessel Demjansk)**

Vor unserem Graben lag ein Blockhaus. Das mußte ich eines Tages für die Infanteristen sprengen, weil ihnen das Holz ausgegangen war. Bei klarem Winterwetter mußte ich mich nur mit meiner blöden Gasmaske, die ein ordentlicher Soldat nie ablegen durfte!, und einer großen Tellermine zu dem Haus vorrobben, das auf einer leichten Anhöhe lag. Von dort aus hatte ich einen weiten Blick über die russischen Stellungen, die völlig ruhig und wie ausgestorben in der weiten hügeligen Landschaft lagen. Durch die klare Winterluft waren nur einige Stimmen und Geräusche zu hören. Oben angekommen kletterte ich durch ein Kellerfenster, in den Keller legte ich die Mine in die Mitte des Raumes, deckte sie noch zu, um die Sprengwirkung zu erhöhen und kletterte wieder hinaus. Dabei hinderte mich allerdings meine Gasmaske, die sich immer wieder am Fenster festhenkte, mir begann schon der Schweiß von der Stirn zu laufen, denn ich hatte die Zündung auf 10 Minuten eingestellt. Als ich es geschafft hatte und kaum im Graben in Deckung lag, flog das Haus mit einer gewaltigen Explosion in die Luft und schleuderte die einzelnen Balken bis zu uns an den Grabenrand.

Armee-Oberkommando 6 **A.H.Qu.**

Funkspruch an Heeresgruppe Don

Morgenmeldung

Westfront: Feind drückt seit den frühesten Morgenstunden gegen die westl. des Rossoschkatales im Abschnitt Sapadnowka – Bez. Pkt. 438 stehenden Kräfte. Eig. Gegenangriff aus Raum Sapadnowka und nördl. in Vormittagsstunden beabsichtigt. Erneute Feindangriffe gegen 29. I.D. (mot) ostw. Dimitrewka bisher abgewiesen.
Südfront: Durch Einbruchstelle ostw. Zybenko schiebt Feind weitere Inf. und Pz. Es wird versucht, dort abzuriegeln. Tiefe Einbruchstelle nördl. Jagodniki und kleinere Einbruchstellen auf Naht 297./371. I.D. können aus Kräftemangel nicht bereinigt werden. Abriegelung dort nur durch Feuer möglich.
Wolgafront: Linker Flügel 100. Jg.Div. und rechter Flügel 305. I.D. starke Feindeinbrüche, die bisher z. T. bereinigt. Dabei gingen mehrere Häuserblocks südwestl. Brotfabrik verloren.
Nordostfront: Starke Stoßtrupps abgewiesen.
Armee besitzt keinerlei Reserven mehr.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Nowotscherkassk**

Starke Angriffe auf Festung von allen Seiten, besonders von W. und S. Einbrüche bis Rosonka-Tal. Absicht vorspringende Nase zurückzunehmen. Schwere Kämpfe – Versorgungslage sehr gespannt, Munition u. Betriebsstoff.
Wetterlage Schneetreiben – Nebel. He 111 fliegen, müssen z. T. ausweichen. – Zersplitterung! Ju 52 versuchen, es geht nicht! Bleibt die Wetterlage so – und es sieht nicht nach einer grundlegenden Umstellung aus –, dann muß es mit der 6. Armee zu Ende gehen. Organisatorisch u. fliegerisch ist nicht mehr zu leisten. Jeder weiß, worum es geht und gibt alles. Ich kann nur immer wieder versichern, daß alles Menschenmögliche getan ist! – Vor 4. Pz.A. u. Armeegruppe Hollith Abwehr-Erfolge! Zwischen Sal u. Don ruhig!
Kaukasusfront: Kistowodsk, Jenentuki-Pjatigorsk planmäßig geräumt. Front verläuft durch Mineralnyje Wody und südw. Bevölkerung soll mit unseren Truppen zurückgehen.
Russ. Propaganda im Radio durch Zwischenrufe ist widerlich! –

Soldat Martin **Stalingrad**

Meine liebe Muttel u. Kinder!
Ich will Dir schnel wieter mal schreiben da ich noch gesund und munter bin was ich von Dir liebe Muttel u. liebe Kinder hoffe. Da wir wieter ein paar schwere tage haben hir und müßen die Nächte zu hin schlagen denn der Russe hat uns wieder mal wolle überraschen aber es ist ihn nicht gelungen, denn er wolte uns fein aufreiben und uns vernichten und da Heist es Augen auf und die Kugeln Pfeiffen aber uns um den Kopf, aber man hat immer noch Glück das noch nichts basiert ist u. wollen das beste hoffen. Und mach Dir keinen Kummer um mich blos das Essen ist so gnab, und hoffe das ich bald mal ein Päckchen bekomme. Liebe Muttel u. Kinder ich habe nicht viel Zeit zum Schreiben und es mus schnel gehen den wir müßen jeden Augenbligg wieder in die Schützenlöcher zur verteidiegung, und auch das wird wieder vorrüber gehen, u. er Schießt auch heute viel mit Artlerie un unse Schlucht wo wir liegen, und hoffen alles gutes, und werte schließen und viele Grüße an Rudi und Hildegart.
Es grüßt Dich herzlich Daußendmal Dein guter Mann Martin.
Und wenn es geht schicke mir mal in einem Brief ein paar Ziegaretten mit denn mit rauchwaren ist es wie mit dem Essen auf Zwei Tage Drei Ziegaretten und ein Stumppen, das ist gar nichts für zwei Tage, das ist nur für ein halben Tag
noch mals herzliche Grüße von dein guten Pappa.

Soldat Hans **Stalingrad**

Liebe Mutter!
Leider kann ich Dir auch heute noch keine bessere Nachricht geben. Jetzt erst weiß ich was Hunger ist u. wie weh Er tut. Schon wochen lang muß ich im Tag mit 1½ schnitte Brot u. einem halben Kochgeschirr Wasser-Suppe auskommen. Ich bin so schlapp u. müde Du glaubst es nicht.
Sollte ich lb. Mutter nochmal das Glück haben nach Hause, zu Dir hin zu kommen, dann brauchst Du mich nicht mehr zu fragen was Du kochen sollst – alles werde ich essen ohne mit den Wimpern zu zucken, u. nicht mehr meckern. Jeden abend wenn ich mich hinlege lb. Mutter bin ich alle stunden lang wenn ich nicht einschlafen kann, mit den Gedanken bei Dir. Jetzt erst weiß ich wie gut ich es einst bei Dir hatte.
Meine liebe Mutter, wird es noch einmal Tage geben, wo ich bei Dir sein kann? Wo Deine Hände mich hegen u. pflegen? Ich kann es kaum noch begreifen, daß es noch mal so schön werden kann. Alles war ein Traum.
Im festen Glauben an eine baldige Änderung grüßt und küßt Dich Dein Sohn Hans
Viele Grüße an Vater u. Franzel.

Kreuter, Georg Christian 1913–1974 **Baranowitschi/ auf dem Weg nach Deutschland**

Melde mich beim Oberst ab und erhalte bei der Gelegenheit noch meinen Erholungsurlaub bewilligt. Ich hatte nicht einmal darum gebeten.
Anschließend muß ich jedoch noch die Pferdebesichtigung des Regiments mit dem Veterinär zusammen durchführen. Ich hätte sie bald in die Irre geführt, da ich auch nicht über die einzelnen Ställe der Bataillone Bescheid wußte.
Anschließend mit Große in einem Pkw Richtung Shisdra losgefahren. Unterwegs wollen wir einen Schlittenweg fahren und sinken natürlich prompt im Schnee ein. Wir ziehen es dann vor, wieder ein Stück kehrt zu machen und übernachten in einer Offiziers-Herberge in Shisdra.
Um 6 Uhr am nächsten Morgen geht es weiter nach Brijansk. Natürlich jetzt mit dem Zug. Große nehme ich bis hierher mit. Gerne wäre er bis in die Heimat mitgefahren, aber das geht leider nicht! – Mit einem Lautsprecherwagen fahren wir vom Bahnhof in die Stadt. Im Offiziersübernachtungsheim quartieren wir uns ein. Nachmittags besuchen wir das KdF-Varieté. Abends den Film «Andreas Schlüter».

Zeitsprung in das Jahr 1934

Es geht erst am 10. Januar weiter. Wir dürfen als Kommandierte den Fronturlauberzug nicht benutzen und müssen nun den Dienstzug nehmen, der viel langsamer ist. Nach dem Essen im Soldatenheim gehen wir abends wieder in ein anderes Varieté. Es heißt «Hallo Brijansk».
Am 10. Januar brachte mich G. um 2.30 Uhr zur Bahn. Es war mir gelungen, einen Pkw aufzutreiben, sonst wäre es ein endloser Fußmarsch geworden. Um 3.30 Uhr geht es endlich ab. In Gomel übernachte ich im Verpflegungsraum. Die Zeit wird mit Skat verkürzt. Wir hatten die Hoffnung, daß vielleicht ein Urlauberzug uns mitnähme, es wurde aber nichts.
Heute um 7 Uhr geht es weiter. Wieder mit einem Dienstzug. Das Fenster war entzwei und mußte erst mit einer Decke verstopft werden. Die Tür habe ich auch erst passend gemacht. In Misk [Minsk?] bleiben wir wieder hängen. Habe schon eine Lagerstätte, fasse aber dann den Entschluß, zum Güterbahnhof zu gehen, um hier vielleicht weiterzukommen. Wieder kapern wir einen Wagen, der uns hinfährt. Auf dem Bhf. erfahren wir, daß schon ein Zug bereitstehe, bei dem nur noch die Lok angeheizt würde. Wir steigen in einen Waggon ein, der für Reichsbahnarbeiter eingerichtet ist. Sogar Betten sind noch frei, und wir können gleich schlafen gehen. So können wir uns von der Strapaze erholen, die die Beförderung unseres Gepäckes über den ganzen Güterbahnhof uns gemacht hat. So fahren wir im «Schlafwagen» bis Baranowitschi.

R., R. *1924 **Wien**

Meine Tage begannen jetzt mit einem morgendlichen Besuch auf dem Hauptpostamt in der Weihburggasse, um zu erfahren, ob jemand auf meine Bewerbungen geantwortet hätte. Dabei lernte ich den jungen Angestellten kennen, der mir die Post aushändigte. Schon bald kannte er meinen Namen, und gern begann er eine kleine Unterhaltung mit mir. Dabei erzählte er, daß er eigentlich Volksschullehrer sei, und daß man ihm während der großen Arbeitslosigkeit vorgeschlagen habe, ein Jahr in den Postdienst zu gehen, anschließend würde er dann in den Schuldienst übernommen. Dann sei aber der Krieg ausgebrochen, und nun sei er schon im 5. Jahr bei der Post. Dabei machte er ein todtrauriges Gesicht.
Ich wollte ihn nicht vergrämen, deshalb hörte ich mir seine Geschichten geduldig an, ohne einen Kommentar dazu abzugeben. Ich war nicht der Ansicht, daß der junge Mann Grund zum Klagen hatte, wenn ich meine Lage mit der seinen verglich. Er hätte vielleicht die Augen aufgerissen,

wenn ich ihm meine Geschichte erzählt hätte. Doch ich war vorsichtig. Es kamen die verschiedensten Aufforderungen, mich vorzustellen. Dabei kam ich unter anderm in ein sehr gepflegtes Büro, das im Mezzanin eines schönen, alten Patrizierhauses gelegen war. Der Firmeninhaber, eine Vaterfigur mit schlohweißem Haar, empfing mich mit Wiener Charme. Als er erfuhr, daß ich noch ohne Bleibe war, wurde er ganz gerührt und redete auf mich ein, wie auf ein ungezogenes Kind. Ich sollte doch schnellstens zu meiner Mutter nach Hause zurückkehren, Wien sei wahrhaftig kein Pflaster für mich. Wenn ich in Wien bliebe, käme ich bestimmt unter die Räder! Er würde mich auf gar keinen Fall einstellen . . .
Ich war sehr betrübt, in diesem schönen Büro, für diesen sympathischen Chef hätte ich gerne gearbeitet. Doch wagte ich nicht, ihn ins Vertrauen zu ziehen. Vielleicht war er ein Nazi oder ein Feigling, beides wäre gefährlich gewesen.
Später habe ich mir oft Gedanken darüber gemacht, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich damals mit der Wahrheit herausgerückt hätte. Im Grunde hätte mir ja gar nichts passieren können, weil ich ja noch keinen festen Wohnsitz hatte. Doch damals hatte ich nicht den Mut dazu und war wohl auch mit meinen achtzehn Jahren restlos überfordert. Das wußte ich nur nicht, und das war gut so.

Meldungen aus dem Reich

(Fortsetzung) **Berlin**

Der Einsatz hauswirtschaftlicher Ostarbeiterinnen wird von den deutschen Hausfrauen lebhaft begrüßt, da die Zahl der deutschen Hausgehilfinnen in keiner Weise den notwendigen Bedarf decke. Die Ostarbeiterinnen werden als willig, fleißig und lernbegierig geschildert. Es falle jedoch auf, daß die Zufriedenheit mit diesen Mädchen oftmals geradezu in Lobeshymnen auf deren «Anständigkeit, Sauberkeit und Fleiß» zum Ausdruck kommen.
Ein großer Teil der Hausfrauen klage immer wieder darüber, daß im Gegensatz zu den russischen Mädchen die deutschen Hausgehilfinnen vielfach frech, faul und liederlich seien und sich im Vertrauen auf ihre Unentbehrlichkeit alles erlaubten. Da man froh sei, überhaupt eine Hausgehilfin zu haben, wage man es oftmals nicht, etwas gegen diese zu unternehmen.
Für den Einsatz hauswirtschaftlicher Ostarbeiterinnen spreche weiter, daß nunmehr auch diejenigen kinderreichen Haushalte sich eine Arbeitskraft halten könnten, deren finanzielle Lage bisher die Einstellung

einer Hausgehilfin nicht zugelassen habe. Es komme hinzu, daß den Ostarbeiterinnen kein Urlaub gewährt zu werden brauche, sondern bei Bewährung wöchentlich nur drei Stunden Freizeit. Den Ostarbeiterinnen könne auch jede Arbeit aufgebürdet werden, selbst, wenn sie noch so schmutzig und schwer sei.
In den Berichten kommt ferner zum Ausdruck, daß die Bevölkerung teilweise infolge der guten Erfahrungen mit hauswirtschaftlichen Ostarbeiterinnen mehr und mehr dazu neige, die anfangs geübte Zurückhaltung aufzugeben. Es sei häufig die Feststellung zu treffen, daß die Bestimmungen hinsichtlich des Tragens des Kennzeichens «Ost» sowie des Verbots von Kino- und Kirchenbesuchen übertreten würden. Auch hinsichtlich der Entlohnung würden oftmals nicht die vorgeschriebenen Sätze eingehalten werden. (Monatslöhne von RM 25,– bis 30,– seien an der Tagesordnung.)
Das unmögliche Verhalten eines Teils der deutschen Haufrauen spiegelte sich in den Briefen der Ostarbeiterinnen selber wider. So heißt es in einigen übersetzten Briefen hauswirtschaftlicher Ostarbeiterinnen:

- «Die junge Frau nimmt mir das Ostabzeichen ab und sagte, es wäre nicht nötig … Morgen kommt Polja zu mir zu Besuch, so daß meine Wirtin schon heute einen Kuchen vorbereitet hat und kocht Pudding, alles für morgen …»
- «Morgen, hat meine Wirtin gesagt, gehen sie mit mir in die Kirche …»
- Im gleichen Brief teilt sie mit, daß sich die «Junge» mit der «Alten» zankte – womit ihre Brotherrinnen gemeint sind – und fährt dann fort: «Am Sonnabend gab mir die Junge ein gutes schönes Nachthemd. Einen schönen Ring hat sie mir auch gekauft. Ferner schenkte sie mir 5 Paar starke Strümpfe …»
- «Z. Zt. gehe ich wie eine Deutsche. Abends sitzen wir zusammen und plaudern.»
- «Meine Wirtin gab mir zu meinem dunkelbau getragenen Mantel einen dunkelblauen Hut, nachher gab sie mir einen Mantel zum Winter, noch sehr gut. Dazu gab mir die junge Wirtin ein Paar dunkelgraue Handschuhe.»
- «Soeben komme ich aus dem Kino, ich sah den Kinofilm ‹Hochzeit auf Bärenhof›.»
- «Wir beide waren im Kino, besichtigten das Bild ‹Die große Liebe›.»
- «Die Arbeit, es ist nicht so viel, macht mir Spaß. Ich putze sogar mit Handschuhen, damit die Finger sauber bleiben. Kartoffeln schälen tue ich auch mit Handschuhen, dafür haben sie mir die Handschuhe gegeben.»

In einem Brief wird der Geburtstag der hauswirtschaftlichen Ostarbeiterin geschildert. Die Ostarbeiterin schreibt, daß sie RM 15,– Bargeld bekommen habe sowie Hautcreme, Kölnisch Wasser, Handschuhe, Ansichtskarten, ein Album für Lichtbilder, ein teures Armband, 1 Bleistift, 1 Federhalter, 1 Päckchen mit Zahnpasta, 3 Zahnpulver, Hansaplast. Gleichzeitig backte die Wirtin einen Kuchen und garnierte den Tisch mit brennenden Kerzen.

Moltke, Helmuth James von 1907–1945 **Berlin**

… Um 6 esse ich Mittag- und Abendessen «all rolled into one» mit beiden Yorcks. Um 9 steige ich ins Bett, um mich gründlich auszupümpeln.
Der Tag gestern war sehr befriedigend. R. ist doch einer unserer besten Leute. Es ging ihm noch nicht sehr gut, aber seine Geister waren lebendig. Ich sprach ihn erst allein von 9 bis 2 Uhr, dann ging ich zu einem Anwalt, den ich immer besuche, mit dem sprach ich von ½ 3 – 4 und um ½ 5 war ich mit R. & König zusammen bei Delp, wo wir bis 9.20 zu reden hatten. Also ein toll anstrengender Tag. Ich schlief daher in meinem Bett auch sofort ein und schlief im ganzen leidlich, obwohl mein Kompagnon erklärte, er hätte kein Auge zutun können, weil es so geschlagen habe.
Wir hatten ein großes Feld zu überschauen: die Reibungen zum Onkel, die Besprechungen vom Freitag abend, mein Besuch in Krakau, Delp's Charaktereigenschaften, die «outstanding personality», die wir uns vorstellen, u.s.w., aber die Unterhaltungen waren in Niveau und Inhalt sehr befriedigend. Außerdem brachte ich die Papstansprache vom 24. 12. mit und die ist wirklich sehr schön. Ich bringe sie Dir mit.
Als ich wiederkam, fand ich ein Briefchen von Dir vor. Vielen Dank, mein Lieber. Weißt Du, ich würde ja doch gerne nächsten Sommer kommen. Ich habe so Lust, mit meiner Familie ein Mal ganz allein in Kreisau zu sein und das könnte doch nächsten Sonntag passen. Wann würde sich wohl wieder eine Gelegenheit bieten? Nun, wir werden morgen darüber telefonieren.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

anneliese [Graf] und ich beginnen mit den vorlesungen. die wohnungsfrage scheint sich günstig zu klären, und mir fällt eine last von der seele.

hoffentlich bleibt es dabei, denn manches hängt davon ab, ob wir zusammen wohnen bleiben. welche zeit allein – um auch dies herauszustellen – können wir ersparen?
am abend sind wir wiederum gäste im atelier. es ist der letzte abend vor der abreise des gastgebers. wir reden viel und mancher gute gedanke wird geboren. nun ist der maler geyer für einige tage hier in münchen.
[In dem isoliert im Garten eines Grundstücks in der Leopoldstraße 38a gelegenen Atelier des Architekten und Malers Manfred Eickemeyer fanden seit Frühjahr 1942 Lese- und Diskussionsveranstaltungen des «Weiße-Rose»-Kreises statt. Im Keller des Ateliers druckten die Freunde im Winter 1942/43 ihre Flugblätter.
Geyer gehörte ebenso wie der Hausherr des Ateliers, Manfred Eickemeyer, zu den vier Angeklagten des dritten Weiße-Rose-Prozesses am 13. 7. 1943.]

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30	aufgestanden
10.30	Friseur, gearbeitet
15–17.30	SS Ostgef. Daluege
18.30	Abfahrt nach Berlin

Telefongespräche

11.45	SS Stb Baumert, Berlin – Luftmeldungen. – kein Geschenk für Gen.Bomhardt
11.52	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – gute Bewachung von Pétain, Rat von Ribbentrop, gute Aufsicht übertragen Fichtenhain rumänische Legionäre
12.30	SS Gr.F. Müller, Berlin – Besondere Beamte für Überwachung Marschall «Reineke»-Pétain. Unterbringung Lottermann
12.40	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Soll beim Führer wegen Lottermann fragen, bei Lübtheen
12.50	Gmund – Mami und Püppi
13.10	SS Stdf. Schellenberg, Berlin – Hinrichtung wegen … Anschlag durch Plakate in den Betrieben, strengste Bewachung Pétain Reise soll verhindert werden, italienische Polizei verständigen

Czech, Danuta (Auschwitz-Birkenau)

Unter dem Vorwand, im Generalgouvernement nehme die Sabotage- und Partisanenaktivität zu, weist Reichsführer SS Himmler den Chef der Gestapo Müller an, alle der Bandentätigkeit verdächtigen proletarischen Elemente, und zwar Männer, Frauen und Kinder zu verhaften und in die KL Auschwitz und Lublin (Majdanek) sowie in die Konzentrationslager im Reich einzuweisen. Die Verhaftungen sollen so umfangreich erfolgen, daß die noch nicht vom Arbeitseinsatz erfaßte proletarische Bevölkerungsschicht im Generalgouvernement zahlenmäßig verringert und so eine deutliche Verbesserung bei der Bandenbekämpfung erreicht werden könne. […]
Am Nachmittag flieht der Zigeuner Ignacy Mrnka (Nr. 80735) aus dem Lager.
Der Chef der Amtsgruppe D II, SS-Obersturmbannführer Maurer, fordert den Kommandanten des KL Auschwitz auf, die im Nebenlager Buna angeordnete Quarantäne aufzuheben. Ab sofort sollen die Häftlinge, die nach einer dreiwöchigen Quarantänezeit als Arbeitskräfte für die Buna-Werke vorgesehen sind, unmittelbar nach ihrer Einlieferung in das Nebenlager Buna zur Arbeit eingesetzt werden.
Der SS-Lagerarzt führt eine Selektion im Häftlingskrankenbau, Block 28, durch, wobei er 55 Häftlinge, die keine schnelle Gesundung erwarten lassen, aussucht. Diese Häftlinge werden am selben Tag mit Phenolspritzen getötet.
In die Leichenhalle werden die Leichen von 114 Häftlingen eingeliefert. Im Leichenhallenbuch findet sich bei dem Eintrag zur Leiche des Häftlings mit der Nummer 31 882, der aus Block 19 gebracht worden ist, der Vermerk «Wirths». Höchstwahrscheinlich hat sich Standortarzt Wirths besonders für diese Leiche interessiert.

Zwischentext zum 11. Januar 1943

Illmer, Jürgen *1935 **Breslau**

Haus und Garten in Breslau

Unsere Wohnung in Breslau hatte zwei Anschriften, denn das Haus stand auf einem Eckgrundstück. Die eine Anschrift lautete Defreggerstr. 2, die andere Schwindstr. 13. Das Haus gehörte der Familie Grabert, welche die Wohnung über uns bewohnte. Der Kontakt zu Graberts war freundlich, aber distanziert.

Betrat man den inneren Flur, befand sich gegenüber der Eingangstür die Flurgarderobe und links davon unser Kinderzimmer. An der rechten Wand standen unsere Betten, mein Bett an der Fensterseite, Hansis neben der Tür nach der Innenseite des Hauses. Über meinem Bett hingen etliche Laubsägearbeiten nach Motiven aus dem Märchenbuch der Gebrüder Grimm, die Hansi alle selbst gemacht hatte, und die ich von ihm dann zum Geburtstag oder zu Weihnachten geschenkt bekam. An eines kann ich mich noch besonders erinnern: Es waren der Hase und der Igel unter einem Fliegenpilz. Der Hase lehnte sich in stolzer Pose an einen Spazierstock; und eine Raupe auf dem Pilzdach, die einen Buckel machte, war der Aufhänger. In der Zimmerecke über meinem Bett hatte Hansi mir aus Holz ein kleines Regal gebastelt; darauf stand ein Krüglein aus Steingut, welches mit Enzianblüten bemalt war.

Außerdem hing zwischen den Bildern an der Fensterseite mein geliebtes Finnenmesser, das mir Onkel Paul aus Finnland, wo er als Soldat war, geschickt hatte. Das Messer hatte einen Griff, nach oben zu schmale, bunte Ringe und einen gebogenen Messingknauf. Hansi hatte das gleiche Messer bekommen. Es war nur eine Nummer größer und hatte einen weißen Griff. Über unseren Betten hingen auch noch unsere Ullers. Das war des Wintersportlers Schutzpatron. Vor dem Fenster hatten wir ein grünes Schnapprollo. Auf der linken Seite stand ein Ausziehtisch mit Stühlen. Über diesem hing in einem kleinen Rahmen Adolf Hitler mit einem Schäferhund. Ich kann mich noch gut erinnern; eines Tages war Hitler aus dem Rahmen verschwunden und Hans hatte ihn durch ein Mausefell ersetzt. Die Maus war selbst erlegt und das Fell beinahe fachmännisch getrocknet und aufgespannt.

Auf der linken Seite des Zimmers gegenüber von Hansis Bett stand ein Spielzeugregal mit grünem Vorhang. Darin befand sich auch meine geliebte Märklin-Eisenbahn Spur oo. Unten im Regal war die sogenannte Gerümpelkiste. Wenn wir abends aufräumen mußten, flog das

ganze kleine Spielzeug in diese praktische Kiste. In Persilkartons befand sich unter meinem Bett mein Bauernhof und die Ritterburg, und bei Hans die Soldaten aus Elastolin mit Kübelauto, Scheinwerferauto usw.

Links vom Kinderzimmer schloß sich das Herrenzimmer an. An der Flurwand zwischen der Kinderzimmertür und der Herrenzimmertür hingen in schwarzen, ovalen Rahmen zwei gemalte, bunte Schmetterlinge. Diese Bilder stammten von einem Schulfreund unseres Vaters aus Berlin. Er hatte sie selbst gemalt und seinem Freund geschenkt. Wenn man das Herrenzimmer betrat, hing gleich hinter der Tür an der rechten Wand ein Bild, welches das bäuerliche Pfarrhaus von Vaters Onkel Otto aus Jenkau zeigte.

In der Mitte an der rechten Wand stand der Biedermeier-Bücherschrank mit Glastüren und unten einer großen Schublade. Auf dem Schrank stand das Radio. Für uns Kinder leider unerreichbar. Abends, wenn das Gerät eingeschaltet war, sah man an der Wand dahinter lauter helle Punkte, denn die Rückwand des Radios hatte runde ausgestanzte Löcher für die Wärmeableitung. Im Radio leuchtete die Skalenbeleuchtung durch die Löcher hinten heraus und bildete die schönen, hellen Punkte.

In der linken Ecke des Zimmers stand mit Front zur Fensterwand der Schreibtisch. Dieser hatte nach der Wand zu einen Aufbau mit vielen Fächern. Unten im Schreibtisch waren, neben persönlichen Akten, Vaters Briefmarkensammlung und Filme in grünen Blechschachteln untergebracht, außerdem zwei Lokomotiven aus Papier gebastelt. Es waren alte Eisenbahnmodelle, reine Präzisionsarbeit aus Vaters Schülerzeit in Berlin. Auf dem Schreibtisch stand, neben anderen Sachen, unser Telefon. Ein etwas altertümliches Gerät: der Hörer lag in einer richtigen Gabel, der Griff war aus Metall, in der Mitte mit Kunststoff überzogen und mit einer richtigen Sprechmuschel, die wirklich an eine Muschel erinnerte. Der Schreibtischsessel war wie der Schreibtisch aus Kirschbaumholz; die Armlehnen liefen in geschnitzten Greifenköpfen aus.

Über dem hing ein Bild, eingerahmt von zwei Wandleuchten. Es war ein Jagdmotiv, ein Rehbock stand sichernd auf einer Lichtung. Das Bild stammte von dem bekannten Jagdmaler Bernd Fricke und war Vaters ganzer Stolz. In der anderen Ecke des Zimmers an der Fensterfront stand ein Biedermeier-Eckschrank. Unten Türen, oben ein Glasaufsatz. In dem Glasaufsatz stand Meißener Porzellan, das unser Vater sammelte, und ein kleines Kettenkarussel aus Holz. Es war für mich besonders anziehend. In der Mitte des Daches befand sich ein spitz verlaufender Knopf. Wenn man diesen drehte, flogen die Sitze an den Ketten mit ihren Püppchen im Kreise.

An der linken Wand stand ein großes Sofa mit losen Rücken- und Seitenkissen, davor ein Couchtisch mit zwei Sesseln. Über dem Sofa hing ein großes Ölbild: zwei ausgeschirrte Pferde in Ruhestellung, dabei saß der Kutscher, die Peitsche im Arm, den Kopf vornübergebeugt ein Nickerchen machend.
Die dem Fenster gegenüberliegende Wand war durch eine vierteilige Glastür, die zusammenfaltbar war, unterbrochen. Diese große Glastür verband das Herrenzimmer mit dem Eßzimmer. Auf der rechten Seite der Tür stand ein zierliches Tischchen mit Schublade, darauf eine Stehlampe aus Birkenholz. Der Lampenfuß war aus einem Stamm herausgearbeitet und zwar in fünf drehenden Streben, die nur oben und unten eine Verbindung hatten, eine handwerklich sehr komplizierte Arbeit. Über dem Tischchen befand sich eine größere Pendeluhr und zwischen Tisch und Uhr hing ein kleines Ölbild. Es stellte einen dänischen Husaren im Kampf mit einem preußischen dar. Das Bild war auf einen Holzblock gemalt und sehr wertvoll. Vater ließ das Bild im Breslauer Museum reinigen, worauf sich der Museumsdirektor mit Vater in Verbindung setzte und großes Interesse an dem Erwerb des Bildes für das Museum zeigte. Der Name des Malers war Franz Seldte.
Auf der linken Seite der großen Verbindungstür – vom Herrenzimmer aus gesehen – stand eine Biedermeierkommode, die mit sehr schönen Einlegearbeiten versehen war.
In der Mitte des Zimmers hing ein großer Kronleuchter mit etlichen Armen, auf den Kerzenlampen steckte überall ein Schirmchen. Den Raum bedeckte fast ganz ein großer Teppich mit bunten Mustern.
Das Eßzimmer konnte vom Flur aus begangen werden, hatte aber noch die Durchgangstür zum Herrenzimmer und eine Tür in den Wintergarten. In der Mitte stand ein Ausziehtisch, darüber eine Hängelampe, die mit Seidenstoff bezogen war. Direkt unter der Lampe war eine Klingel, mit der man das Mädchen aus der Küche hereinrufen konnte. Auf dem Fußboden lagen einige persische Brücken. In der Ecke an der Wand mit der großen Durchgangstür zum Wintergarten befand sich ein Tischchen mit Marmorplatte, auf dem immergrüne Pflanzen standen. Zwischen Wintergartentür und Ecke hing in einem ovalen Goldrahmen eine betende Madonna. Dieses Bild hatte Vater, da es ihm so gut gefiel, von einer seiner Zimmerwirtinnen aus der Junggesellenzeit zum Abschied geschenkt bekommen. Auf der Rückseite des Bildes stand folgendes: «Dieses Bild rettete ich aus dem brennenden Schloß XY am 1. 2. 1916 aus grausamster Verwüstung und schenke es nun meiner verehrten Mutter.»
An der Wand zwischen Wintergartentür und der Ecke Fensterseite war

ein langes Buffet, auf diesem Kristallschalen, in der Mitte eine große flache Schale. Zur Adventszeit standen auf dieser Schale 23 kleine Marzipanschweine und eine große Marzipansau. Wir Kinder durften an jedem Adventstage ein Schweinchen schlachten und am 24. 12. wurde die große Sau freigegeben. Im Hals und in den Beinchen waren Holzstäbchen zur Stabilisierung, und wir mußten aufpassen, ein solches nicht mitzuverschlucken.
Im Buffet befanden sich auf der rechten Seite Vasen, im Mittelteil Gläser, zum Teil bunte Weinpokale und Likörgläser aus schillerndem Glas. Außerdem ein böhmisches Glas nach Art eines Stehaufmännchens mit einem Spruch eingraviert: «Trink' mich aus und leg' mich nieder, steh' ich auf, dann füll mich wieder!» Im linken Teil dieser Anrichte befand sich unser Silber. Auf der gegenüberliegenden Seite, wo auch links die Tür zum Flur führte, stand eine Glasvitrine, in der Meißener Porzellan aufbewahrt wurde, außerdem ein Silbertablett mit Zuckerdöschen und Milchkännchen, dazu eine Silberschale mit Münzen aus der Kaiserzeit. Zeitweilig hatte Hansi in diesem Schrank eine Ausstellung seiner selbst gebastelten Flotte von Schiffsmodellen. Unter dem Glasteil war Porzellan untergebracht und noch einige Packungen Kaba, welches sorgsam während der Kriegszeit aufbewahrt wurde. Nur zu besonderen Gelegenheiten gab es von diesem Kaba, mit Zucker und Haferflocken gemischt, als besondere Belohnung. Im Wintergarten war ein Schiebefenster und Gartenmöbel umgeben von vielen Blumen. Im Sommer wurde dort öfters gefrühstückt.

Neben unserem Haus in der Defreggerstr. 2 befand sich während meiner Kindheit ein unbebautes Grundstück. Im nächsten Haus wohnte Familie Lämmchen, und zwar Junior und Senior. An die Jungen kann ich mich gar nicht mehr erinnern. Sie fielen nicht auf, aber der «alte Lämmchen», wie wir Kinder ihn nannten, war für mich und meine Freunde ein Begriff. Irgend etwas gefiel ihm nicht an uns, und wir mußten uns ständig in acht nehmen. Aus diesem Grunde begrüßten wir ihn immer aus sicherer Entfernung mit einem lauten «Mäh, Mäh».
Als er mich einmal zu fassen bekam, hat er mich fürchterlich verdroschen. Zu Hause sagte ich nichts, im Gegenteil, ich war froh, daß er nichts meiner Mutter sagte. Ich glaube, ich hätte noch einmal eine Tracht Prügel bezogen. Aus Rache habe ich ihm am nächsten Tag die volle Mülltonne umgeworfen. Er rannte hinter mir her, aber ich hatte einen guten Vorsprung. Ich lief bis zu Molitors, das waren die Eltern meines Freundes Hans-Jupp. Die Tür stand offen, und ich jagte außer

Atem die Treppe nach oben, wo im Flur eine leere, bemalte Bauerntruhe stand. Ein Satz und ich war in meinem sicheren Versteck.
Tante Molitor hatte meinen Schatten wahrgenommen, hörte das Zuknallen des Truhendeckels und wußte, wo ich war. Dem alten Lämmchen, der ganz außer sich war und schnaufte, bot sie an, nach mir zu suchen. Sie hätte aber nichts von mir gesehen. Als er weg war, kam sie zu mir und fragte mich, was denn bloß los gewesen sei. Für meinen Racheakt hatte sie Verständnis. Ich blieb noch eine Weile bei ihr, bekam einen Apfel geschält, und als ich mich auf den Heimweg machte, war ich besonders aufmerksam und vorsichtig.
Im nächsten Haus wohnte Familie Dr. Eberhard Ksoll mit zwei Kindern, Monika und Rainer. Frau Ksoll fiel mir auf, weil sie immer kräftig geschminkt war, auch roch sie immer so gut. So etwas tat man bei uns nicht. Als ich unsere Mutti fragte, warum sie keine solch roten Lippen hätte und nicht so gut röche, meinte sie: «So etwas kann man auch dezenter machen, und wenn man überhaupt auch noch so auffallend riecht, hat man sicher andere Düfte zu verbergen.»
Im Südpark begegnete ich einmal Frau Ksoll und Tochter Monika. Sie hatte eine Tüte mit Äpfeln bei sich und schälte diese für Monika beim Spazierengehen. Die herrliche rote Apfelschale wurde immer länger, bis sie abriß und zu Boden fiel. Ich verfolgte die beiden unbemerkt, sammelte die Schalen vom Boden und ließ sie mir gut schmecken. Sie schmeckten beinahe so gut, wie Frau Ksoll roch. Zu Hause gab es keine geschälten Äpfel. Es hieß, direkt unter der Schale sitzen die meisten Vitamine.
Rainer Ksoll war viel jünger als ich. Er genoß aber bei mir eine gewisse Hochachtung, weil er sich Dinge zutraute, die ich als älterer nicht gewagt hätte. Ksolls Garten grenzte an den Garten der Familie Buch am Turnierplatz. Buchs hatten Hühner und diese hatten sich Löcher unter dem Zaun gescharrt, um in Ksolls Garten zu picken. Eines Tages ging ich bei Ksolls vorbei. Rainer rief mich in den Garten. Ich sollte ihm helfen, die fünf Hühner von Buchs zu jagen. Die Löcher im Zaun hatte er schon abgedichtet. Wir trieben die verschreckten Hühner in eine Ecke des Gartens. Sie schlugen wild mit den Flügeln und gackerten sehr. Ich hatte Angst vor ihnen. Aber Rainer griff sich eins nach dem andern an den Flügeln, ließ dann seinen ausgestreckten Arm ein paarmal kreisen und warf sie in hohem Bogen zurück in Buchs Garten. Nach der Aktion meinte er, wenn sich von den «Ästern» noch einmal eines in seinem Garten blicken ließe, würde er es schlachten. In diesem Augenblick traute ich ihm das ohne weiteres zu.

Rainer durfte zu Hause Dinge tun, die sonst nicht üblich waren. Auch dies bewunderte ich. In seinem Zimmer hatte er hinter seinem Bett die Tapeten abgerissen, weil er, wie er mir sagte, die darunter klebenden Zeitungen lesen wollte. Das wäre bei mir unvorstellbar gewesen. Auf seinem Kleiderschrank hatte er sich eine Burg gebaut. Eine Mauer aus Speicksteinbauklötzen verbarg einen großen Haufen Hartgeld, welches er im Hause zusammengesammelt hatte, so drückte er sich jedenfalls aus. Wenn Ksolls Dienstmädchen in die Nähe kam, wurde es sofort mit Bauklötzen unter Feuer genommen. Rainer spürte wohl die Bewunderung, die ich für ihn hatte. Das tat ihm gut und wir waren gute Freunde trotz des Altersunterschiedes. (Ksolls wohnen heute in München).
Im nächsten Haus wohnte Familie Wolff mit zwei Kindern, Günter und Erika, genannt Püppa. Die Kinder waren etwa so alt wie unser Hans. Frau Wolff war Jüdin. Herr Wolff hatte im 1. Weltkrieg ein Bein verloren. Wolffs lebten aus der besonderen Situation heraus sehr zurückgezogen. Als unsere Mutter Herrn Wolff einmal fragte, warum Günter und Püppa sich von Hans und den anderen Nachbarskindern so zurückzögen, meinte er nur, man wolle niemandem Unannehmlichkeiten bereiten. Später durften die Kinder dann nicht mehr die Schule besuchen und kamen in ein Lager, Günter später zur Organisation Todt. Die Nachbarn entrüsteten sich unter vorgehaltener Hand. Ohnmächtig wurden die Schultern hochgezogen. Man konnte diese Dinge damals nicht ändern.

Familie Wolff ist es 1945 gelungen nach Frankfurt/Main überzusiedeln. Dort wurden sie auch Ende der 40er Jahre von meinem Bruder Hans besucht, und er erhielt einen Bericht über die schlimme Zeit nach der Eroberung Breslaus durch die Russen. Auch Familie Wolff, die während der Nazi-Zeit schon so Schlimmes erlebt hatte, mußte wie viele andere Deutsche Unsagbares erleiden.

Das Nachbarhaus von Wolffs gehörte Familie Gadesmann mit Tochter Ruth und Sohn Horst. Herrn Gadesmann sehe ich noch an seinem Zaun stehen im Gespräch mit unserem Vater. Über welche Dinge gesprochen wurde, weiß ich nicht mehr, aber daß Herr Gadesmann am Ende mit etwas entrüsteter Stimme sagte: «Lieber Herr Illmer, Sie zweifeln doch nicht etwa an unserem Endsieg?» Dies klingt mir noch heute in den Ohren.
Horstel war einer meiner besten Freunde. Wir gingen zusammen in eine Klasse. Er hatte es zu Hause nicht ganz leicht, denn sein Vater war sehr streng. Wenn ich ihn morgens zur Schule abholte, und er mit dem

Frühstück noch nicht fertig war, bewunderte ich seinen herrlichen Kakaobecher mit einem Bild von Hans-Huckebein darauf. An seinem Geburtstag durfte ich daraus trinken. Nach dem Kuchenessen wurden im Garten Spiele gemacht, Gadesmanns Garten war sehr gepflegt; sein Rand lag etwa einen halben Meter höher als die Rasenfläche. Hier wurde «Wer hat Angst vorm schwarzen Mann» gespielt. Auf dem oberen Rand auf jeder Seite des Rasens nahmen die Parteien Aufstellung, und nach dem Ausruf liefen wir Kinder dann auf den Rasen hinunter. Das sah so aus, als würde man zwei Kämme ineinanderschieben. Im Garten gab es besonders schöne, hochstämmige Rosen. Im Winter waren oben am Ende des Stammes die Zweige mit lachsfarbenem Wachspapier kugelförmig zusammengebunden, damit der Frost keinen Schaden anrichten konnte.

Mein Freund Horstel hatte eine elektrische Eisenbahn. Weihnachten 1943, als ich meine bekam, hatte unsere Mutter keinen Trafo mehr auftreiben können, und ich mußte mir von Horst anfangs den Trafo borgen. In den Weihnachtsferien brachte ich eines Tages das Gerät zu Horst zurück. Niemand war im Haus außer den beiden Geschwistern. Ruth hatte zu Weihnachten für ihre Puppenstube einen elektrischen Kochherd bekommen. Horst und ich schauten ihr zu, wie sie einen kleinen passenden Wasserkessel auf die heiße Herdplatte setzen wollte. Sie verschwabberte etwas Wasser. Wassertropfen kugelten lustig auf der Heizplatte hin und her, bis sie zischend verdampften. Horst und ich fanden das sehr interessant. Er nahm seiner Schwester, ehe sie sich versah, den Kessel aus der Hand und schüttete noch einmal tüchtig Wasser auf die Heizplatte. Das gleiche Schauspiel, noch mehr Wasserdampf und lautes Zischen! Wir gerieten in Begeisterung, während Ruth schreiend um ihren Herd fürchtete. Horstel packte seine Schwester kurzer Hand und zerrte sie vor die Zimmertür, die er dann abschloß. Neues Wasser wurde geholt, und das Spielchen ging von neuem los. Ruth brüllte vor der Tür. Horstel störte das in keiner Weise. Nur mühsam gelang es mir, dem Spiel ein Ende zu machen und die Tür wieder zu öffnen. Mir tat die arme Ruth sehr leid und außerdem: was wäre geschehen, wenn plötzlich die Eltern nach Hause gekommen wären? So wie ich Vater Gadesmann kannte, hätten wir beide auf der Stelle die verdiente Tracht Prügel bekommen. Aber das konnte Horst nicht schrecken. Er bekam oft Schläge und hatte davor keine richtige Angst mehr. Ich glaube, er wog genau ab, was ihm eine Verfehlung wert war.

Dienstag, 12. Januar 1943

Der Herr behütet die Fremdlinge und erhält Waisen und Witwen.
HERRNHUT
PSALM 146,9

Es gibt nichts Ansteckenderes als Wahn und Wahnsinn. Wahn teilt sich mit, wie sich das Gähnen mitteilt.
TAGEBUCH QUAATZ

Unsere U-Boote weiter erfolgreich.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
Injektion wie immer.

Lange, Eitel **Berlin**
Am 12. Januar feierte der Reichsmarschall seinen fünfzigsten Geburtstag. Mit einem Galaabend in der Oper, mit ungeheurem Aufwand, mit überladenen Tischen. Am festlichen Abend in der Villa im Hofe des Reichsluftfahrtministeriums ereignete sich eine recht peinliche Szene. Göring, der immer an solchen Festen, die ihm persönlich galten, lange die unzähligen Geschenke zu betrachten pflegte, übersah nicht das Geringste. Und so vermißte er jetzt plötzlich eine goldene Schmuckdose, die ein Geschenk von Frau Göring war. Und sofort brüllte er durch den Saal: «Emmy! Wo ist deine goldene Dose?» Die Kriminalbeamten wimmelten umher, die hohen, mittleren und kleinen Gäste standen peinlich berührt. Jedoch fand sich die Dose zwischen den Polstern eines Sessels, und ein überglücklicher Kriminalbeamter zog sie triumphierend heraus.

Die Geschenke des Geburtstages in diesem Jahr waren übrigens noch viel zahlloser, reichhaltiger und üppiger als jemals zuvor.

Hitler hatte seinem Reichsmarschall eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Kassette durch Generalfeldmarschall Keitel mit einem Handschreiben überreichen lassen. Göring empfing diese Gabe seines geliebten Führers andachtsvoll inmitten aller Gäste, dann nahm er das Handschreiben entgegen und las es langsam durch, ging plötzlich hinter

seinen Schreibtisch, las es noch einmal und begann vor aller Augen zu weinen. Die etwas verwirrten Gäste sahen eine Weile dem weinenden Eisernen zu, dann wurden sie von den taktvollen Adjutanten diskret aufgefordert, alle den Raum zu verlassen, bis Göring sich erholt hatte.

Hedin, Sven 1865–1952 **Berlin**

– 14°. Klar. [...] Alma weckte mich um ½11. Bekam ein warmes Bad. Frühstück mit Alma. Währenddessen rief Ziegler an, ich solle nicht, wie verabredet, um ½ [?] bei Göring sein, sodern um ½2. Wurde vom Wagen abgeholt, fuhr zu Görings Wohnung, Wilhelmstr. / Ecke Leipziger Str. Eine Wagenkolonne. Kam hinauf, bekam an der Garderobe eine Marke. Traf Dahlerus und eine Reihe von Herren. Wurde gebeten, Görings Salon zu betreten, wo er umgeben von Geschenken stand und gerade ein Briefmarkenalbum entgegennahm.

Dann war ich an der Reihe. Ich wiederholte, er habe mein Geschenk, Southern Tibet, eine Routenaufnahme und Conryd bekommen. Er bedankte sich herzlich dafür. Ich sagte, er brauche es nicht zu lesen. Sagte, daß Hitler oft gesagt hätte, wenn alle Schweden wären wie S. H., dann müßte man sich über die Schweden keine Gedanken machen. Er bedankte sich herzlich dafür, daß ich ein wahrer Deutschenfreund sei. [...] Es dauerte bis ½3, bis man uns in den Speisesaal bat, wo an vielen kleinen Tischen für zahlreiche Gäste gedeckt war. In der Mitte ein langer Tisch für Göring und seine hervorragendsten Gäste. Ich hatte ein interessantes Gespräch mit Keitel, einem reizenden Mann. Siegesgewiß. Er vertrat Hitler und hatte Hitlers Urkunde = einen 50-Jahre-Gratulations-Brief überreicht. Unter den Geschenken antikes Gemälde, Schwert von Mussolini [...].

Ausgezeichnetes Essen. Fisch kalt, gepökelter Lachs, Hummermayonnaise, Kohlsuppe, Gebäck, Champagner. Reden von Funk, Göring, Keitel. Brillant. – Traf dann Milch, Weizsäcker, Kappler, Bodenschatz, Meissner, Baldur von Schirach, Oberstleutnant Wagenfeld, Fisch (Lufthansa). Eine Menge anderer. Hitlers ersten Adjutanten Schaub, der anwesend war, als Hitler am 8. November mein Telegramm bekommen hatte, und sagte, Hitler habe sich gefreut und es gezeigt.

[Anmerkung: Zu dieser Eintragung gehört eine Zeichnung, auf der Hedin die Tischordung festgehalten hat.]

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

7. Das Auslandsecho zu den Geburtstagen ist nicht aufzugreifen. Über dnb kommt darüber eine Sammelmeldung, die gut beachtet werden soll.

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**

Die Herren Alfred Rosenberg und Hermann Göring werden heute 50 Jahre alt, aber Berlin zeigt nicht die geringste Lust zum Feiern.

Über Göring ist anläßlich des heutigen Festes zu erfahren, daß er, «dieser neurotischen, prunkliebenden, schmucksüchtigen Primadonna», seiner Tochter Edda ein großes Gut «geschenkt» hat, wodurch das Mädchen ein sicheres Jahreseinkommen von einer dreiviertel Million Mark auf Lebenszeit haben soll.

«Edda wird auf Kosten des Volkes zu einer guten Partie gemacht», sagen die witzigen Berliner. Aber der Witz ist voll Gift und Galle.

Auf der ehemaligen russischen Botschaft weht anläßlich des heutigen Tages eine extra große Hakenkreuzflagge. Hier hat Ostminister Alfred Rosenberg – das andere der zwei Geburtstagskinder – sich etabliert. Rosenberg hat seine eigenen Ministerräume im ersten Saal. Er hat die feinen russischen Palaismöbel aus der Zarenzeit hinausgeworfen und, wie es einer seiner Mitarbeiter ausdrückte, sich «nordisch-germanisch» eingerichtet.

Die Wache davor und innerhalb dieses schönen Palais' stellt die braune Formation «SA-Feldhernhalle».

1939 und 1940 habe ich in diesem Palais Göring, General Keitel, Großadmiral Raeder, Reichsaußenminister von Ribbentrop und viele, viele andere Naziwürdenträger gesehen – Rosenberg und Goebbels jedoch *nicht*! – um die Erinnerung an die bolschewistische Oktober-Revolution zu feiern! Zusammen mit einer Kollegin aus Chikago habe ich vor der Leninbüste im Wintergarten am 7. November 1939 Göring interviewt – der anläßlich des Tages eine fantastisch lichtblaue Uniform mit Mantelumhang angelegt hatte – über den Inhalt eines gerade vorher beobachteten langen Gesprächs mit dem sowjetischen Botschafter. Wir erfuhren von Göring, daß der Botschafter mit ihm über ganz bestimmte wichtige Warenlieferungen aus Deutschland verhandelt hätte.

«O – sind die (Russen) groß und zäh im Fordern!» sagte Göring.

Gerken, Mable R. **USA**

Jetzt wissen wir, wie Bombenflugzeuge gebaut werden. Wenigstens glauben wir es zu wissen. Sie sind zusammengesetzt aus mehreren Teilen, die «Assemblies» genannt werden, die unabhängig in einer gewissen Form gebaut sind. Selbst die kleinsten Teile sind in diesen Formen gebaut. Eine Form ist immer unverändert, eine Art Rahmen oder Gerüst.

Die Werkzeuge zu holen ist gar nicht so einfach. Jeder versucht, dem

Mädchen klarzumachen, daß er jeden Tag dieselben Werkzeuge haben möchte. Wir bilden uns nämlich ein, daß einige besser sind als andere, besonders die Feilen. Außerdem ist mir aufgefallen, daß einige der älteren Frauen, die mit der Tagesschicht zu tun haben, uns ihre Werkzeuge immer zur selben Zeit an die Tagesschicht ausliefern. Wenn sie dasselbe mit der Spätschicht machen würden, würde man natürlich dieselben am nächsten Tag wiederbekommen.

Und dann gibt es noch das Problem der Zeit. Wir können nicht aufhören, bis das Pfeifensignal ertönt, und wenn das geschehen ist, rennen wir alle zur selben Zeit wie die Verrückten.

Wir arbeiten in der Tat mit den Werkzeugen. Zunächst mußten wir ein Stück Aluminium in 30 cm große Quadrate zerschneiden, dann abfeilen, bis 4 Seiten glatt waren und ein vollendetes Quadrat hergestellt war. Heute ist der zweite Tag, an dem ich versucht habe, mein Quadrat herzustellen. Am Ende hat der Lehrer gemerkt, daß ich noch herumgefeilt habe, als die anderen ihr Material schon markiert hatten. Er hielt das Metallstück hoch und schaute sich die Ränder an. Sie waren weich wie Glas, aber mehr rautenförmig als in der Form eines Vierecks.

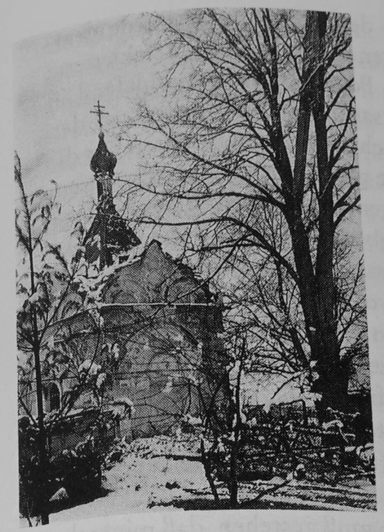
Er warf es in die Abfallkiste (2 Tage meiner Arbeit). «Sie schneiden sich ein anderes 30 cm Stück, feilen die Ränder gerade, und machen Sie es genau viereckig, dann die linke Seite und dann das Oberteil. Sie können um Gottes willen kein Viereck machen, wenn Sie immer rund herumgehen.»

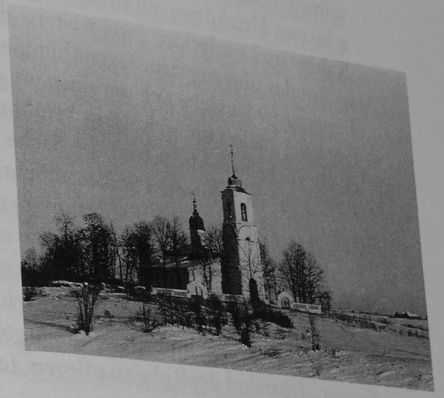
Ich nahm eine Metallschere vom nächsten Arbeitstisch und schnitt ein 30 cm Aluminiumstück aus einem größeren Stück heraus. Dann habe ich es im Schraubstock befestigt und kräftig drauflosgefeilt. Es hat keine 10 Minuten gedauert. Dann lief ich zu ihm hinüber – er half gerade einigen anderen Frauen – und gab es ihm. Ich wollte ihm zeigen, daß ich genauso smart war wie all die anderen, solange mir jemand zeigte, was zu tun war. Seine Augen fingen an zu leuchten, aber sein Mund blieb hart.

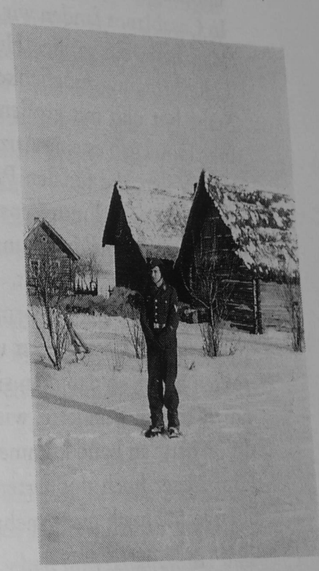
«Jetzt», sagte er, «machen Sie noch eins.»

Churchill, Winston 1874–1965 **(Casablanca)**

Am 12. Januar 1943 brach ich nach Nordafrika auf. Die Luftreise ging unter einigen Ängsten vor sich. Zur Heizung meiner «Commando» hatte man eine Petroleumanlage eingebaut, die Dämpfe entwickelte und verschiedene Heizkörper auf recht hohe Temperaturen brachte. Um zwei Uhr morgens – wir befanden uns über dem Atlantik, fünfhundert Seemeilen von jedem Flugplatz, erwachte ich, weil einer dieser Heizkör-







per meine Zehen verbrannte. Ich hatte den Eindruck, er werde demnächst zu glühen beginnen und die Decken in Brand setzen. Ich kletterte daher aus meiner Pritsche und weckte Peter Portal, der schlafend in seinem Stuhl in der Koje unter meiner saß. Nachdem ich ihn auf den erhitzten Heizkörper aufmerksam gemacht hatte, untersuchten wir die Kabine und entdeckten zwei weitere, die gleichfalls im Begriffe waren, in Rotglut überzugehen. Daraufhin gingen wir in die Bombenkammer hinunter (es handelte sich um einen umgebauten Bomber) und entdeckten zwei Leute, die sich eifrig bemühten, diese Petroleumheizung in Gang zu halten. Mir schien die Sache von jedem Gesichtspunkt aus gefährlich. Die glutroten Stellen mochten einen Brand und die Petroleumgase eine sofortige Explosion hervorrufen. Portal war gleicher Meinung. Ich entschloß mich, lieber zu erfrieren als zu verbrennen, und befahl, die Heizerei augenblicklich einzustellen. Dann gingen wir in die Kabine zurück, um in eiskalter Winterluft etwa 2500 Meter über dem Meeresspiegel – wir mußten so hoch gehen, um über den Wolken zu fliegen – fröstelnd der Ruhe zu pflegen. Ich muß gestehen, daß mir recht unbehaglich zumute war.

In Casablanca fanden wir die denkbar schönste Unterkunft vorbereitet. Man hatte ein großes Hotel im Vorort Anfa gewählt, das reichliche Unterbringungsmöglichkeit für die britischen und amerikanischen Stäbe bot und mit großen Konferenzzimmern ausgestattet war. Rund ums Hotel gab es eine Anzahl außergewöhnlich komfortabel eingerichteter Villen, die für den Präsidenten, mich, General Giraud und – für den Fall seines Eintreffens – General de Gaulle reserviert waren. Das ganze mit Stacheldraht umzogene Terrain wurde von amerikanischen Soldaten streng bewacht. Ich und mein Stab trafen zwei Tage vor Roosevelt ein, und mehrmals ging ich mit Pound und den anderen Stabschefs auf den Felsen und am Strand spazieren. Herrliche Wellen rollten heran, so daß man sich beim Anblick der riesigen Schaumberge unwillkürlich wunderte, wie auch nur ein einziger Mann unserer Expedition hatte an Land kommen können. Nicht eine ruhige Stunde gab es. Fünf Meter hoch donnerten die Wogen an die gewaltigen Felsen. Es überraschte mich nicht mehr, daß so viele Sturmfahrzeuge und andere Boote gekentert waren.

Lord Alanbrooke 1883–1963 **Casablanca**

2200 km ... Wir verließen London um 19.30 Uhr. Unser Abflug war völlig geheimgehalten worden. Wir selbst wußten nicht einmal, nach welchem Flughafen wir fuhren. Man nannte uns einen Treffpunkt, wo

die Wagen sich versammelten, und dann wurden wir zum Flugplatz gebracht. Nach meinem Gefühl war es Lyneham. Dort hatten wir einen langen Aufenthalt: man gab uns Fliegermonturen und eine Instruktionsstunde für den Fall, daß wir im Meer landeten. Schließlich bestiegen wir eine der unbequemen Liberator-Maschinen. Ich schlief auf dem Boden der engen Kabine im Hinterteil des Flugzeuges, neben mir Dickie Mountbatten. Er war kein angenehmer Schlafgenosse, denn jedesmal, wenn er sich umdrehte, bekam ich sein Gewicht zu spüren, und ich mußte Knie und Ellbogen benutzen, um die mir zugeteilte Bodenfläche zu verteidigen.

Hopkins, Harry Lloyd 1890–1946 **auf dem Flug von Belem, Brasilien, nach Bathurst**

Punkt 4.15 Uhr wurde ich nach einem gesunden Schlaf geweckt. Das Flugzeug kam wunderbar ab, und die ganze Reise nach Belem – wir landeten um 15.15 Uhr – verlief glatt wir geölt. Immerhin flogen wir in ungefähr 9000 Fuß Höhe, und McIntyre war recht besorgt wegen des Präsidenten [Roosevelt], der zeitweise sehr bleich aussah. Wir flogen über die Zitadelle in Haiti – die wilden Wüsten von Honduras – trafen auf die südamerikanische Küste und Holländisch-Guyana. Wir flogen über einsame Dschungelgebiete. Wieso jemand Lust haben kann, die zu erforschen, ist mir unfaßlich. Das Amazonasdelta sieht großartig aus, die Flußmündung erweitert sich auf 100 Meilen Breite – der Äquator geht mitten durch. Belem ist jetzt ein betriebsamer brasilianischer Hafen – etwa zehn Handelsschiffe –, ein Zollkutter und Dutzende von kleinen Fischerbooten der Eingeborenen. Wir haben dort ein Kommando für die Atlantiküberfahrt eingerichtet, und 250 amerikanische Soldaten kümmern sich um all die Bomber, die zu der nächsten Etappe über Natal nach Afrika fliegen. Neulich haben sie 52 Flugzeuge in 24 Stunden befördert. Wir verließen Belem um 6 Uhr noch im Dunkeln.

Montgomery, Bernard Law 1887–1976 **Bengasi**

Am 4. Januar wurde das Wetter schlecht; schwere Stürme tobten im Mittelmeer und riefen im Hafen von Bengasi Durcheinander und Zerstörungen hervor. Schiffe rissen sich los, trieben im Hafen umher und rammten andere; schwere Seen schlugen über den Wellenbrecher und drangen bis in den Innenhafen, so daß an Schleppern, Leichtern und Löscheinrichtungen großer Schaden entstand. Die Umschlagskapazität des Hafens, die bis auf 3000 Tonnen am Tag gebracht worden war, fiel alsbald auf 1000 Tonnen täglich. Dazu sah es so aus, als wollte das

stürmische Wetter anhalten, und alle Schiffe mußten auslaufen. Damit fiel Bengasi praktisch als Versorgungshafen aus: tatsächlich betrug seine Umschlagsleistung am 12. Januar nur noch 400 Tonnen am Tage.
Das war eine schöne Bescherung! Auf einmal waren wir nur noch auf Tobruk angewiesen, aber von dort bis nach Tripolis waren es rund 1600 km per Achse; und wenn wir dort waren, mußten wir für unsere weiteren Operationen erhebliche neue Lager anlegen.
Ich beschloß, die 3 Divisionen des 10. Korps, die bei Mikili im Dschebel lagen, vorübergehend «festzunageln» und ihre Transportfahrzeuge sämtlich dazu einzusetzen, die bis zum 14. Januar benötigten Nachschubgüter von Tobruk und Bengasi nach vorn zu schaffen. Das 10. Korps mußte für die 8. Armee den «Fuhrmann Paterson» spielen.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Der amerikanische Rückzug in der Umgebung von Tebourba (im Wald von Mayana) vor sehr schwachen deutschen Kräften, die ihnen entgegengeworfen wurden, wird durch weitere Augenzeugen bestätigt. Die eindrucksvolle Reihe amerikanischer Panzer wurde von ihren Besatzungen verlassen; sie flohen, Hals über Kopf, überall Panik erzeugend, und wurden bald von den Deutschen verfolgt, die sich der Panzer bemächtigt hatten, ebenso wie großer Mengen von Munition und Waffen, die unbrauchbar zu machen die Amerikaner sich nicht die Zeit genommen hatten. Die Amerikaner mit ihren eigenen Panzern verfolgen, war ein Spiel, über das die Deutschen seither schadenfroh lachen.

Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

General Everett Hughes hat das Tagebuch vom 1. Dezember bis einschließlich 7. Januar nach London gebracht und hat von seiner sicheren Ankunft mit dem Dokument berichtet.
Ike ging am selben Tag mit einer schweren Erkältung und in einem grippeähnlichen Zustand ins Bett. Er hatte darauf bestanden weiterzumachen, seitdem es ihn zuerst erwischt hatte, kurz nachdem wir hier «auf Dauer» ankamen, am 23. November. Nehme an, er hat es in den feuchten Höhlen der Felsen bekommen. Dann hatten er und General Clark den Pfadfinderausflug Richtung Front unternommen, obwohl Ike eigentlich hätte im Bett liegen sollen.
Die Folge von Ereignissen hielt ihn davon ab, sich wenigstens einen Tag auszuruhen, um seinem Körper die Chance zu geben, die Erkältung

abzuschütteln, und der ständige Mangel an Ruhe über viele Monate hinweg, zwang ihn schließlich, sich in die Hände der Ärzte zu begeben. [...]
Ike hofft bis zur Casablanca-Konferenz, die am Freitag stattfinden soll, wieder auf und munter zu sein.
Die Nachrichten heute besagten, daß es eine vierundzwanzigstündige Verspätung bei der Ankunft geben wird. Ohne Zweifel das Wetter. Wir erwarten, daß die Ärzte Ike morgen vormittag erlauben werden, ins Büro zu kommen. General Alexander und Luftmarschall Tedder, der erst vor kurzem seine Frau bei einem Flugzeugabsturz verlor, werden hier, beide auf dem Weg zum Casablanca-Treffen, erwartet. Sie wurden seit gestern per Flugzeug von Ägypten erwartet, aber das Wetter hat auch sie zurückgehalten.
Was die Kämpfe angeht (Arthur Krock schrieb neulich in der New York Times, daß hohe Autoritäten in Washington bedauern, daß General Eisenhower zwei Schlachten auf einmal zu kämpfen habe – eine politische und eine militärische – obgleich ein Krieg zur Zeit genug für jeden Mann sein sollte), bereiten wir uns auf die Offensive in Südtunesien zwischen dem 20. und 24. Januar vor, wobei Fredendall hofft, wenn alles gutgeht, Gabès und dann Sfax innerhalb von zehn Tagen einzunehmen. Ikes vorgeschobenes Hauptquartier in Constantine wird von General Truscott aufgebaut, der dort als Stellvertretender Stabsführer dienen wird, und Ike wird die Führung der gesamten tunesischen Operation übernehmen. [...] Fredendalls Plan (von Ike so benannt) ist ein Wagnis. [...] Wenn der Plan funktioniert, haben wir Tunis vielleicht in sechs Wochen gesäuber. Jedenfalls wird Rommels Nachschubverbindung nach Tripolis unterbrochen und Montgomerys Achte Armee wird gestärkt sein.
Es gibt viele Diskussionen darüber, ob Rommel Tripolis verteidigen oder aufgeben wird. Einige sagen, es sei nicht zu verteidigen; andere sagen, daß die Aufgabe von Tripolis ein gefährlicher psychologischer Schlag für die Italiener sein wird. Vielleicht wird er es aufgeben und gegen die Achte Armee an der tunesischen Grenze angehen. Oder er kommt in Richtung Tunesien marschiert, um zu versuchen, den Brükkenkopf zu halten.
Ike hat General Marshall eine persönliche Notiz geschrieben, die ihm überreicht werden soll, wenn er ankommt, um ihn darüber zu informieren, daß er bereit sei, nach Casablanca zu gehen, wann immer dies vom Stabsführer verlangt wird.
Die Ärzte haben Ikes Blutdruck gestern und heute wieder gemessen,

und beide Male war er 168, aber sie sagen, daß das überhaupt nicht ungewöhnlich sei für einen Mann, der solche Dinge durchgemacht hat und durchmacht.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**

Der Prinz von Piemonte hat d'Aieta berufen, um ihm zu sagen, daß man in militärischen Kreisen meine Aktion zur Vermeidung von Luftangriffen auf Rom begrüßt hat. Aber jetzt wünschen alle die tatsächliche Evakuierung der deutschen Kommandostellen, die immer noch Ausflüchte machen. Blasco hat dem Prinzen meinen Bericht über meine letzte Reise ins deutsche Hauptquartier zur Einsicht gegeben.
Lange Unterredung im Hause Colonna mit Monsignore Montini, der der wahre und intime Mitarbeiter des Heiligen Vaters ist, wie man sagt. Er war vorsichtig, maßvoll, wie ein Italiener. Über die militärische Lage hat er keine Urteile abgegeben, er hat nur gesagt, daß man im Vatikan an einen langen und harten Kampf glaubt. Er hat hinzugefügt, daß er zu unserer vollen Verfügung steht, wenn irgend etwas zu Gunsten unseres Landes getan werden kann. Ich habe ihm über die Bedeutung gesprochen, die der Erhaltung der inneren Ordnung im Lande zukommt, und er war einig mit mir. Die Kirche wird immer in dieser Richtung arbeiten, die eindeutig anti-bolschewistisch ist; aber er gab doch seiner Überraschung und Bewunderung Ausdruck für das, was Stalin hat leisten können. Er hat erklärt: «Eines ist bedeutsam: ganz gleich wie die Zukunft sein wird, unser Volk hat einzigartige Beweise der Kraft, der Treue, der Disziplin und des Mutes gegeben. Das sind Eigenschaften, die eine Auferstehung möglich machen.»

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

An Agnes E. Meyer
[...] Wieviel Elend wird der Krieg, der hätte vermieden werden können, auch diesem Lande noch zufügen! Denn die Nazi werden, bevor sie untergehen, um sich schlagen auf eine Weise, von der man sich trotz allen schon wahr gemachten Unwahrscheinlichkeiten schwer eine Vorstellung macht. Sie kündigen es an. Goebbels hat geschrieben: «Wenn wir je gezwungen sein sollten, den historischen Schauplatz zu verlassen, werden wir die Tür hinter uns zuschlagen, daß die Menschheit ewig daran denken soll.» [...]
Neulich erfuhr ich, daß sie die 86jährige Witwe Max Liebermanns «nach Polen» deportiert haben, trotz dringlicher Intervention Schwedens, das die alte Frau aufnehmen wollte! Sie werden noch ganz anderes tun,

wenn sie irgend Zeit haben. Fluch den verbrecherischen Schwachköpfen von Staatsmännern, die das ins Kraut schießen ließen! [...]

Green, Julien *1900 **New York**

Heute abend schwamm New York bei Einbruch der Nacht in einem blaßgrauen Himmel, und nur die Marmorwolkenkratzer der Fifth Avenue hielten einen letzten rosa Lichtschimmer fest. Es war ein Augenblick fremdartiger Schönheit.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

klar, kalt –19 bis –14°
Mais abpahlen
Rosenkohl abernten
2 Ferkel
4 Gänse (Pension) 1 Fleischputer } von Frenz-Hollerbusch
Briefe

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Agnetendorf**

Strahlend, eisiger heftiger Nordwest. Vorm. eine knappe Stunde Leiterweg, mit Hofrat Gregor u[nd] Dir. Voigt. – Abends: Dr. med. Münch. Avenarius schenkt G., ebenso mir, je ein Glas u[nd] verliest die beiden Gedichte, die er verfaßt hat auf die bezaubernden alten Gläser von...

Kardorff, Ursula von 1911–1988 **Berlin**

Mal wieder in Jüngers «Abenteuerliches Herz» gelesen: «Wie Odysseus zwischen Scylla und Charybdis, so segeln wir zwischen Kriegen und Bürgerkriegen dahin – und kennen vielleicht, wie die Fische, nicht einmal den Namen des Vorgangs, in dessen Maschen wir gefangen sind.» Paßt gut auf uns.
Komme mir manchmal vor wie eine Kerze, die an beiden Enden zugleich brennt. Draußen kämpfen Brüder und Freunde für den Sieg, vor dem ich ein Grauen nicht unterdrücken kann. Hitler als Herrscher über Europa? Die Bildseite, die ich für unsere Neujahrsnummer machen mußte, hieß: «Der deutsche Soldat auf der Wacht» – im russischen Winter, unter der afrikanischen Sonne, im U-Boot auf dem Atlantik, in Südfrankreich unter Palmen, in Finnland im Eis. Wie soll diese Spannweite auf die Dauer gehalten werden? Sie ist unmäßig und fordert die Mächte der Vergeltung heraus. «Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.»
Aber kann man die Niederlage für sein eigenes Volk wünschen? Ist das

nicht pervers? Dem Bürger, der sich an Macht und Besitz freut, im übrigen völlig unverständlich.
Im Moment bin ich völlig abgestumpft. Ist das ein Heilmittel der Natur? Oder ein Nachlassen der Kräfte, die an Jürgen sonst unablässig denken? Wie gefährlich, dies Sichergeben in ein Schicksal, dies ständige Rechnen mit dem Schlimmsten.
Gestern erschien Klaus aus Münsingen. Ich lud ihm ein paar Leute ein. Erst kam Alarm, nach der Entwarnung entstand eine etwas fatale Lustigkeit, die Papa, der von einer Gedächtnisfeier für E. R. Weiß zurückkam und an brennenden Häusern vorbeigegangen war, schokkierte.
Ich war bis zum Bersten mit Vitalität und Heiterkeit angefüllt. Eigentlich furchtbar, dieses Gefühl ... durch eine Mauer von allem Schrecklichen abgesperrt zu sein. So als ging nichts mich wirklich an.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Else Sara V.
Geboren den 26. 11. 1897 in Kattowitz
gestorben den 12. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 19. 1. 1943
Ehemann: geschieden
Wohnung: Joachim-Friedrich-Str. 48
Todesursache: Veronal und Gasvergiftung

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**
Im Nordkaukasus haben die Russen, vielleicht durch eine überraschende Schwenkung, Georgiewsk, Mineralny Vody, Piortigorsk und noch ein halbes Dutzend Orte eingenommen, die teils als Kurorte, teils als Militärstationen bekannt sind. Dagegen haben die Deutschen nordwestlich von Velikie-Luki mit starken Kräften die Russen zurückwerfen können. – Laut London hat gestern im deutschen Rundfunk ein offizieller Sprecher *(Dittmar)* dargetan, daß die zahlenmäßige Stärke der Deutschen an der Ostfront infolge der Besetzung vieler Länder zu gering sei, und daß dieser Mißstand durch ein neues «Auskämmen» und durch verstärkten Einsatz fremder Arbeit schleunigst zu beheben sei.
In Ungarn haben Gerichtsverhandlungen gegen 664 sogenannte Kommunisten begonnen, die eine Staatsumwälzung planten. – In Rumänien sollen mehr und mehr Stimmen laut werden, die den Rückzug der Truppen aus Rußland fordern. [...]

Meine Zeitung bringt, «von unterrichteter Seite», eine Darstellung des polnisch-russischen Verhältnisses, wonach die Hauptschwierigkeit darin besteht, daß die Russen zur Zeit ihrer Zusammenarbeit mit Deutschland mehr als 1,8 Millionen Polen aus dem russischen Beutestück verschleppt haben, nach Provinzen im hohen Norden, nach Sibirien und Turkestan, von denen seither nur etwa 300000 wieder beigebracht werden konnten. Unter den Aufgefundenen waren 60000 Militärtaugliche, diese wurden zur Bildung einer polnischen Armee verwendet, die jetzt in Transkaukasien steht, die anderen erhielten die Erlaubnis zur Auswanderung nach Süd- und Nordamerika. Anderthalb Millionen Männer, Frauen und Kinder sind verschollen geblieben, trotz den Bemühungen einer gemischten russisch-polnischen Kommission. Es wird befürchtet, daß sie im Elend umgekommen sind. Die polnische Regierung in London drängt darauf, wenigstens Gewißheit über das Schicksal dieser Unglücklichen, die zumeist aus intellektuellen Kreisen stammten, zu erhalten, aber die russische Antwort lautet stets, daß die weitere Suche ergebnislos geblieben sei. Nun soll Sikorsky demnächst sich zu Stalin begeben, um dieses furchtbare Hindernis jeder Annäherung zu beseitigen. – Wenn auch die scheinbar sachliche Einsendung nur in perfider Absicht und wahrscheinlich auf deutsche Veranlassung in meiner Zeitung auftaucht, so macht sie doch einen erschütternden Eindruck. Man wünscht, und sieht doch nicht wie, daß die Schilderung widerlegt oder das Verbrechen gutgemacht werden könnte.

Pg. Tießler **Berlin**
Vorlage für den Herrn Minister [Goebbels]
Betr.: Noch größere Herausstellung des Bolschewismus
Reichsleiter Bormann wurde von mir über die Ausführungen des Herrn Ministers, betreffend totale Kriegsführung, unterrichtet und hat sie außerordentlich begrüßt.
In diesem Zusammenhang hat mich der Reichsleiter auf folgende Gedankengänge besonders hingewiesen:
Wir haben zu Beginn des Rußlandfeldzuges den Bolschewismus und seine Auswirkungen immer wieder in breitester Form herausgestellt, sowohl in der Innen- wie in der Außenpropaganda. Reichsleiter Bormann ist aber der Ansicht, daß wir hier im Laufe der Zeit nachgelassen haben. Es ist seines Erachtens notwendig, unseren Kampf gegen den Bolschewismus als den Kampf für ganz Europa noch eindringlicher zu betonen. Im Zusammenhang mit dem Kampf für Europa müßten selbst jene Völker genannt werden (nicht die Staaten), die uns neutral oder gar

als Feinde gegenüberstehen. Der Reichsleiter verweist auf die christentumfeindliche Walze unserer Gegner, die bei allen Gelegenheiten wiederholt wird. Wir müssen die erstklassigen Propagandamöglichkeiten, die uns der Bolschewismus mit seinen Erscheinungen bietet, in gleichem Maße auswerten. Während die Engländer und Amerikaner den Neutralen (Spaniern, Schweden usw.), wie auch ihren eigenen Völkern tagtäglich ausmalen, daß ein Sieg der autoritären Staaten ein Sieg der Gottlosigkeit sein würde, haben wir in der letzten Zeit von der Möglichkeit nicht genügend Gebrauch gemacht, immer wieder auszumalen, was ein Sieg des Bolschewismus für Schweden, die Spanier usw., wie aber auch für jeden einzelnen Volksgenossen bedeuten würde. Anhand einwandfreiester Unterlagen in Wort und Bild hätten wir es leicht, die Auswirkungen des Bolschewismus, wie sie sich seit 20 Jahren zeigen, den Neutralen klarzumachen.

Wir führen diesen Kampf nicht nur für uns und unsere Kinder, sondern es geht im Kampf gegen den Bolschewismus um die gesamte Kultur überhaupt. Was dies bedeutet, müßte im einzelnen immer wieder in neuen Variationen dargestellt werden, damit es jeder Deutsche, Spanier, Franzose, Schwede begreift. Wir kämpfen für Goethe, Schiller und Kant, genauso aber für Shakespeare, Milton, Corneille, Calderon.

Immer wieder muß an Hand neuer Beispiele den einzelnen Völkern klargemacht werden, daß ihre gesamte bisherige Kultur vernichtet werden würde, wenn das bolschewistische Chaos über uns käme.

Wir kämpfen aber nicht nur für die Kulturen jedes einzelnen der europäischen Völker, sondern auch für die sonstigen Großen ihrer Vergangenheit. Was würde – um nur ein Beispiel zu nennen – aus dem Bilde Napoleons, wenn der Bolschewismus siegen würde? Aus dem Heros des französischen Volkes würde ein blutgieriger Völkermörder.

Von diesen Gesichtspunkten her müßten jede Woche die europäische Presse sowie der Rundfunk eine ganz bestimmte neue Seite des Bolschewismus behandeln, in der alle sich auf einen besonderen Punkt konzentrieren. Es müsse wöchentlich ein neuer Akkord über die Notwendigkeit der Bekämpfung des Bolschewismus angeschlagen werden. Das Thema ist so vielgestaltig, daß man es immer wieder neu, farbig und für jeden interessant formen kann.

Innenpolitisch müsse man den Angehörigen der einzelnen Stände klarmachen, wie ihr Los bei einem Sieg des Bolschewismus aussehen würde. Auch hier müsse man sich mit Einzelheiten befassen und sie immer wieder neu ergänzen. Es müßte jedem Einzelnen der für ihn mögliche Zustand ganz unmittelbar auf sein eigenes Dasein ausgemalt werden.

Die Propaganda-Unterlagen der Engländer usw. gegen uns sind so kümmerlich, daß sie zum Teil auf einem «V» aufgebaut werden. Demgegenüber haben wir mit dem bolschewistischen Chaos ganz andere Propagandamöglichkeiten, eine Walze, die wir in immer neuer Spiegelung ablaufen lassen könnten. Ohne Unterschrift.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Fischer, Annemarie, Ehefrau, geb, 16. 8. 1923 in Luckenwalde

Säugling: weiblich, Gew. 3550 gr, Länge 53 cm, Kopfumf. 35 cm

Verlauf: 2.00 Uhr nachts Wehenbeginn, 13.45 Uhr Blasensprung, 14.00 Uhr Geburt, 14.25 Uhr Placenta, 14.35 Uhr 2 ccm Secacornin

Normaler Verlauf. Ging am 9. Tag nach Hause.

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Düsseldorf**

Guter Junge, nun wird Dich Euer Bunker wieder aufgenommen haben. Arg heult der Ostwind bei Dir. Hier meint der Sturm es schon schlimm, wie mag es erst dort sein, wo er geboren wird. Bist Du frisch und gestärkt an Leib und Seele angekommen? Liebes, nütze die Gelegenheit, die Dir Ruhe und Entspannung bringt und melde Dich für ein Erholungsheim. Du hast wahrlich allen Grund, denn Deinem Gesundheitszustand merkt man bestimmt 1 ½ Jahr Rußlandaufenthalt an. Das soll natürlich nicht heißen, daß ich unzufrieden mit Dir war. Unser Zusammensein hat mich ganz ausgefüllt. Nur meine ich, daß mein Einblick in all Eure Entbehrungen und Opfer tiefer geworden ist. Gestern – Montagabend – erinnerst Du Dich noch an meine begehrte Sendung, «für jeden etwas», wolltest Du besonders innig an mich denken.

Liebes, ich habe ganz fest daran geglaubt und Dein Gedenken fast wie Schutz gespürt. Die nette Sendung ging zwar verloren, weil der elende Tommi in den Urdenbacher Kempen 3 schwere Bomben pflanzen mußte. Nur den Schlußakkord «Wieder geht die Welt zur Ruh, jetzt mein Liebes schläfst auch Du, schlaf und träume von unserem Glück und komm bald zu mir zurück ---» habe ich noch vernommen. Dann ging ich ins Bett.

Jetzt möchte ich Dich hier haben und all die herrliche Liebe, die man nur mit einem Kuß bekräftigen kann, von den 2 letzten Urlaubstagen nachholen. Es ist auch schade, daß ich hier in meiner Umgebung keinen Partner für ein Dame-Spiel finde. Ich würde trainieren noch und noch, um Dich im nächsten Urlaub Zug um Zug kalt zu setzen. Weißt Du,

Dein äußerst feines Lächeln beim Spiel hat mich schon verwirrt. Bei der nächsten Gelegenheit werde ich erst 1 Spiel kaufen, und dann wollen wir weiter sehen.
Mit herzlichem Kuß und vielen lieben Grüßen verbleibe ich Deine Hilde mit Deinen zwei Töchtern.

Paulsen, Agnes *1901 **Heide**
An ihren Mann in Rußland
Lieber Julius!
Ich habe Dir nichts Besonderes mitzuteilen, nur sind wir alle so froh, daß Du nun bald wieder bei uns bist; immerzu ist davon die Rede. Hoffentlich kommt nichts mehr dazwischen. Ihr werdet ja auch eine grausame Kälte haben, denn bei uns sind schon −10° und ein Ostwind, der durch alle Fugen geht. Im Kinderschlafzimmer waren heute −5°, da habe ich die beiden Jungens ins Sprechzimmer umquartiert, wo ungeheizt +8° waren. Der Anbau ist einfach mörderisch kalt. In unserem Schlafzimmer waren −2°, da will ich es mit Dagmar noch etwas aushalten. Wenn der Winter nun nur nicht wieder Monate anhält; wir haben wohl zu früh triumphiert. Wie mag es den Soldaten an der Front gehen. Die Ausrüstung und Unterkunft ist wohl sehr viel besser als im vorigen Jahr, aber die Kälte wird doch ihre Opfer fordern. – Die Nachricht von dem versenkten Tankergeleitzug erfreute uns sehr, das gibt Rommels Armee mal wieder Luft. Wenn man bloß ahnte, wie lange der Krieg noch dauert. Aber vielleicht ist es ganz gut, daß man es nicht weiß. Vor drei Jahren fuhrst Du an den Westwall, da dachten wir auch nicht an eine so lange Kriegsdauer. Nun viele herzliche Grüße von Deiner Agnes

Soldat Karl-Heinz **Lazarett-F, Darmstadt**
An seinen Freund in Rußland
Lieber Fritz!
Das neue Jahr fing gut an für mich mit der Übersendung des Inf.-Sturmabzeichens gleichzeitig mit Deinen freundlichen Zeilen, wofür ich Dir bestens danken möchte. Inzwischen ist auch meine andere Post nachgeschickt worden, sogar Päckchen sind zurückgekommen u. ich bat Euch doch das Eßbare daraus zu nehmen wo Ihr gewiß unruhige Tage hinter Euch habt u. solche Kleinigkeiten dann gern angenommen werden. Wir hier, die die ganze Sch- draußen kennen haben uns oft in den letzten Wochen sorgenvoll gefragt, wie es wohl in Wirklichkeit aussehen wird. Die Heimat wird trotz mancher klarer Zeitungsartikel

noch immer mutwillig in übertriebenen Optimismus eingelullt, manche wieder sehen zu schwarz, bei den meisten hat man das Gefühl, daß sie gleichgültig als Zuschauer diesem Endkampf zuschauen, weil sie nichts mehr zu ändern können glauben. In den Straßen sieht man viele Amputierte neben denen einhergehen, die reichlich alt oder reichlich jung aussehen. Gerade hier viele mit dem Ärmelstreifen «Afrikakorps». Im allgemeinen wird wenig vom Krieg oder seinem Verlauf gesprochen, solang er nicht die persönlichen Grenzen angreift. Kino u. Kaffees sind zum Bersten voll, außer den täglichen Nahrungsmitteln gibt es praktisch nichts mehr zu kaufen, was Wert hätte. Ein verstärkter Einsatz der Frauen ist im Gange u. die Partei ist sehr rührig. Man sieht überall die Kraftanstrengungen für die kommenden Runden. Die derzeitigen Einbrüche des Russen werden hier nicht so ernst genommen, das Vertrauen auf den glücklichen Ausgang, die entscheidende Wendung ist groß. Ich hätte ganz gern die Wahrheit gewußt, wie es bei Euch steht u. in der Nachbarschaft.
Aus Deinen Zeilen entnahm ich Euren geringen Stellungswechsel, hoffentlich blieb es dabei, von meinem weißen Bett aus sieht manches nicht so tragisch aus. Ich habe hier schöne Tage verlebt, ich will sie nicht schildern, weiß ich doch, was einer draußen dann für Empfindungen hat. In etwa 14 Tagen werde ich entlassen, habe dann 14 Tage Genesungsurlaub u. dann ab zum Ersatzbatl. Was die vorhaben mit mir ist nicht gewiß, sicherlich nichts Schönes, ich hoffe, daß mich unser Div.-Arzt wieder anfordert. Ich bin erstaunt, daß als Arzt A. mich vertreten mußte – schadet nichts wenn er auch einmal diese Seite kennen lernt. Ich hab mich gut mit ihm verstanden bis auf «gewisse» Ansichten, wo man lieber nicht widerspricht! Er ist ein guter Chirurg u. sonst auch ein Pfundskerl, wenn er aus sich herausgeht. Seine Stellung wird wohl nur vorübergehend sein. Wenn ich wieder nach dem Osten komme, werde ich es durchsetzen, daß ich zu Euch in Marsch gesetzt werde – denn bei Euch hat es mir wirklich u. ehrlich gefallen. Hoffentlich habt Ihr den Inhalt meines Tornisters verzehrt. Zigarren u. Kreuzworträtsel folgen sobald ich bei meinem Vater bin. Ich laß bald wieder von mir hören, schreib mal, wenn Du Lust u. Zeit hast u. hab Dank für alles.
Dir, Herrn M., K. u. Oberarzt die besten Grüße,
auch von meiner Frau Euer Karl-Heinz
Kannst Du veranlassen, daß mein Koffer als Krankengepäck nachgeschickt wird! (wenn nicht schon geschehen durch S.)

Heiner F. *1921 **(zwischen Dax und Bordeaux)**

Wir wurden in eine ländliche Gegend verlegt, die Soldaten und Uffz. in eine Baracke, die Herren Offiziere u. General wohnten in einer Villa im Park! Die Unterkünfte und Büros mußten Tag und Nacht bewacht werden, trotzdem führten alle ein schönes Leben, kein Schuß fiel.

Eines Nachts mußte ich vor der Villa Wache stehen und hatte mir eine Zigarette angesteckt, weil die Zeit damit schneller vergeht. Ob es nun vor oder nach Mitternacht war, weiß ich nicht mehr, jedenfalls kam der General. Wir sollten bei jedem Offizier eine lange Meldung machen, aber bisher hatte jeder Offizier nur den Anfang gehört und ist weitergelaufen. Aber dieser General blieb bei mir stehen und hörte sich die ganze Meldung an! Um nicht aufzufallen, drückte ich die Glut meiner Zigarette in meiner Hand aus, lieber eine Brandblase als Strafe. Ich hatte gehört, wer eine Strafe hatte, kam nicht zum Generalstab und wer eine bekommt, wurde verlegt. Dieses aber wollte ich gar nicht, weil mir das Leben, so weit entfernt von der Front, sehr gut gefiel und den andern bestimmt auch, es hat sich keiner freiwillig zur Front nach Rußland gemeldet.

Eines Tages mußten einige Soldaten, und ich war dabei, gefangene Marokkaner aus einem Lager holen, es sollten im Park dieser Villa einige Bunker gebaut werden. So begannen die Ausschachtungsarbeiten, und ich mußte 32 Gefangene bewachen, dieses war für uns sehr schön, nur mit dem Gewehr stehen und nichts tun. Trotzdem wäre es mir beinahe zum Verhängnis geworden. Ein Gefangener mußte mal, und ich ließ ihn zum «Häuschen» laufen. Kaum war der Gefangene im «Häuschen» cirka 30–40 mtr. entfernt verschwunden, da kam unser Hauptmann und ich machte Meldung: Gefreiter Fischer mit 32 Gefangenen beim Bunkerbau! Da stellt sich der Hauptmann hin und zählt die Gefangenen! Ja, da war was los, es war mehr als ein Donnerwetter, Falschmeldung, Gefangenenbefreiung u.s.w. Da kam der Gefangene vom Häuschen, und meine Meldung stimmte. Aber so ein Hauptmann kann stur sein, er war nicht zufrieden, ich sollte mich nachmittags, feldmarschmäßig mit Stahlhelm zur Bestrafung melden. Lange Zeit fragte ich mich, was hätte ich tun oder machen sollen? In der Baracke entstand Aufregung, die einen bedauerten mich, andere gönnten mir alles, nur nichts Gutes! Ich war beinah mit den Nerven fertig, als ich vor der Schreibstube stand und mußte warten. Nach cirka einer halben Stunde kam der Schreiber Ernst Feucht, ein älterer Mann zu mir und sagte, er habe den Hauptmann überzeugt, ich hätte doch nichts verbrochen und noch keine Strafen, so konnte ich abtreten. Ich dankte meinem Kameraden und durfte wegtreten, natürlich war ich fix und fertig von der Aufregung.

Abends leistete ich mir ein gutes Abendessen: Schweinebauch in Scheiben geschnitten, im Gänsefett gebraten und mit gebräunten Zwiebeln garniert, dazu Stangenbrot. Ob es an der Aufregung lag oder an dem guten Essen: Am nächsten Tag stellten die Kameraden bei mir gelbe Augen fest, und ich mußte zum Arzt, sofort ins Krankenhaus-Lazarett. Ich bekam eine sehr gute Behandlung, aber das Essen bei Gelbsucht schmeckte mir überhaupt nicht, kein Fleisch, kein Fett, nicht dieses, was ich gerne mochte.

Nach der Genesung kam ich wieder zum Stab zurück. Von den Bunkern sah ich nichts mehr, weil wir verlegt wurden nach Andernos-les-Bains!

Stölten, Peter 1922–1945

Liebe Eltern! **Neuruppin**

Heute war nun schon der Wecker um 6.00 Uhr in Tätigkeit. Bei eisiger Kälte stapften Karl und ich raus zu 5. Die Flüche froren an unseren Lippen fest. Warm war am Nachmittag der Empfang beim Hauptmann. Das 1.: «Stölten, Sie bleiben – mit Ar(mleuchtern) kann ich nicht zusammenarbeiten. Sie kommen an die Schule – die Waffe hats nötig etc. – Kommen sie mir aber nicht vor Juli mit dem Wunsch nach Draußen!» Ein langes Gesicht zeigte ich jedoch nur dem Adjutanten und fühlte mich seit Ewigkeiten mal wieder unüberbietbar zornig. Dies werde ich vor allem noch werden, wenn auch der Alte sagte, wir sollten nicht immer nur Arbeitstiere sein – sondern auch in Zivil ab und an etwas von unserer jungen Leutnantszeit in Eisenach haben. Offenbar haben wir wenigstens mit *Pluspunkten* begonnen.

Mutti, meine devoteste Gratulation. Zu Vater, Mutter gesellt sich nun auch der Sohn als Eisenacher Schulbesucher und zeigt dabei die allgemeine Entwicklung der Zeit:

Vater – humanistisch
Mutter – entschieden reeller
Sohn – endlich militärisch technisch – Heil!

Ich werde die Spuren Eurer Jugend beriechen und ein sattes Dasein führen! Tausend Grüße Euer Peter

Heinz R. *1920– gefallen **Oslo**

An Irmintraud Wolff

Liebe Irmi!

So, jetzt schreibe ich Dir den versprochenen Bericht über meine Fahrt zur «Front». Am 5. Januar nachmittags 15.50 Uhr fuhr mein Zug nach Güstrow, dort schlief ich eine Nacht in der Kaserne, und dann ging es

über Flensburg, Dänemark, Schweden nach Oslo. Tiefe Dunkelheit lag schon über der Stadt, als mein Transport am 7. dort einrollte. Trotz meiner Müdigkeit mußte ich doch im Löwenbräu meinen Begrüßungsschoppen trinken, es herrscht dort immer noch der alte Betrieb.
Jetzt geht das Leben wieder seinen gewohnten Gang, zwar habe ich mir heute noch einen Seitensprung in unsere «Bar» erlaubt und ein paar muntere Backen gezischt. Kann man das merken?
Liebe Irmi, wenn ich so an den vergangenen Urlaub denke, es ist zum aus der Haut fahren. Zum nächsten Lehrgang nach «Old Germany» meldet sich der alte Rosenthal bestimmt freiwillig. In Deutschland ist es auch zu schön, besonders die Mädchen dort. Weißt Du, es soll dort solche in Uniform geben, die sollen ganz besonders reizvoll sein. Ein Urlauber aus Hamburg, Unteroffizier seines Zeichens, soll sich dort in so ein kleines Mädel verliebt haben. Zu allem Überfluß ist dieses Mädel auch noch Funkerin, der arme Kerl kann mir leid tun. Ja, die Funkerinnen haben es ganz besonders in sich, die Funker dagegen sind alle unschuldig wie die Schäfchen.
Im Urlaub habe ich, dadurch daß wir uns kennenlernten, sehr schöne Stunden verlebt. Weißt Du noch, als wir im Knutschcafé Wilde saßen und ich mich sehr oft abkühlen mußte mit dunklem Bier? Oder wenn wir gemeinsam den Sternenhimmel bewunderten, als gar keine am Himmel standen?
Einen besonderen Wunsch hätte ich noch an Dich, liebe Irmi. Ist es Dir nicht möglich, mir einmal ein Bild von Dir zu schicken? Wäre Dir sehr dankbar dafür. Beim Briefschreiben ist es sehr angenehm, wenn der Partner, sei es auch nur auf dem Bild, vor einem steht. Der Hauptgrund für meine Bitte ist aber der, daß ich mich an diesem Bild ab und zu erfreuen kann, wenn es dann so auf meiner Stube steht. Bin nun einmal so ein alter Romantiker.
Schreibe bitte bald wieder! Dein Heinz.

Dorin, Trudchen **Delitzsch**
An Walter Dorin
Lieber Walter, ich möchte Dir recht herzlich danken für die Bereitwilligkeit mir ein Bild zu malen. Aber Walter, das kann ich jetzt weiß Gott nicht verlangen, wo Du so hart am Feind stehst. Weißt Du, wenn Du mal auf Urlaub kommst und hast recht viel lange Weile und tust Dich gefälligerweise an mich erinnern und es macht Dir vor allen Dingen Spaß, dann würde ich Dich herzlich bitten, mir doch so ein Bild zu malen, wie bei Euch in der Stube hängt (Wo der Soldat mit dem Pferd

verewigt ist), das Bild hat es mir schon immer angetan. Soeben erfuhr ich, es ist das Bild aus ‹Unternehmen Michael›!
Nun wolltest Du gerne wissen wie ich meinen Urlaub verlebt habe, ich kann Dir nur das eine sagen ‹prima›. Nur er war zu kurz. Ich hoffe doch, daß es nicht allzulange dauern wird und die schöne Zeit kommt wieder. Denn ich habe die Hoffnung, daß ‹Er› sehr bald in die Heimat kommt. Vielleicht ist er zur Zeit sogar schon in Deutschland. Du mußt nämlich wissen, daß er am 5. 12. am linken Oberarm verwundet worden ist, und seitdem im Lazarett in Polen und zwar in Brest am Bug liegt. Nun hat er mir aber im letzten Brief geschrieben, daß er mit dem nächsten Lazarettzug nach Deutschland kommt. Du glaubst nicht wie sehr ich mich darauf freue.
Ja, mein lieber Walter, ich weiß selber nicht wie das gekommen ist. Ich bekam vor ungefähr 2 Jahren einen Brief von einem mir völlig unbekannten Soldaten als Absender geschrieben. Ich dachte mir, den Spaß machst Du mal mit. Ich hab wieder geantwortet und da hat sich alles so entwickelt. Bei uns ist so richtig das Sprichwort ‹er kam, sah und siegte›. Du, Walter, ich wüßte da ein Mädel für Dich, wenn Du es auch einmal versuchen wolltest? Alter 22 Jahre, Beruf: Pflegerin in Dösen, Name: Irmgard Heinze. Die genaue Anschrift habe ich in Delitzsch, ich schreibe sie Dir dann nächste Woche von zu Hause aus. Es ist bestimmt ein prima Mädel, die vielleicht schon längst vergeben wäre, wenn sie mehr unter die Leute käme. Sie ist eine Freundin meiner Schwester und hat ihr schon oft ihr Leid geklagt, daß sie sich auch gerne mit einem Soldaten schreiben würde.
So Walter, für heute glaube ich genug geschrieben zu haben, ich schreibe dann in den nächsten Tagen noch einige Zeilen mit der bewußten Adresse.
In der Hoffnung, daß Dich diese Zeilen bei bester Gesundheit antreffen, und mit den besten Wünschen für Deine Zukunft verbleibt mit den herzlichsten Grüßen in alter Kameradschaft Trudchen.

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**
An Margot Broisch
Liebes Fräulein Margot!
Letzten Sonntag war ich bei einer KDF-Vorstellung. Es wurde gute Musik gegeben. Ein Violinist war da, dessen fabelhafte Technik ich nur bewundern konnte. Er spielte zum Beispiel den «Hexentanz» von Paganini mit einer Virtuosität, daß man aus der gewiß schwierigen Musik genau heraushören konnte, es tanzen tatsächlich Hexen. Der

Klavierspieler verstand zwar gut zu begleiten. Er zeigte vor allem die hierbei gebotene Zurückhaltung in seinem Spiel. Aber bei seinen Solostücken erging er sich zu sehr in eigenwilligen Phantasien, so daß manchmal Melodie und Takt bedenklich ins Wanken gerieten.
Während er z. B. den Rosenkavalier-Walzer – hier einen Solovortrag – gut und sauber brachte, zerhackte er den Fledermaus-Walzer so sehr, daß sich der arme Johann Strauß im Grabe umgedreht hätte, wenn er es hätte mit anhören müssen.
Die Tänzerin war zwar nicht häßlich und auch nicht zu alt für ihre Darbietungen, aber über den Durchschnitt ragten ihre Leistungen nicht.
Die Sopranistin brachte Schubert, Brahms, Löwe und einige Volkslieder in angenehmer, freundlicher Weise. Wenn auch die Stimme nicht allzu kräftig war, so war doch der Gesang einwandfrei und klar.
Die Stimme kippte nicht über. Es war jedenfalls angenehm für's Ohr, ihr zuzuhören.
Im ganzen gesehen, war mir die Vorstellung ein künstlerischer Genuß.
Obwohl ich völlig unmusikalisch bin, kein Instrument spiele und eine Stimme habe, mit der zu singen eine unerhörte Frechheit wäre, so bin ich doch ein großer Freund der Musik, die nicht nur aus der Summe von Geräuschen besteht.
Ebenso habe ich sehr viel für Literatur übrig. Leider ist man jetzt nicht immer in der Lage, sie zu genießen.

Meyer, Johann Dietrich **Feuerstellung**

Liebe Eltern und Annemarie!
Etwas hat mich in Deinem letzten Brief betrübt, liebe Mutter! Das ist der Teil, in dem Du auf meinen letzten Brief über eine eventuelle baldige Hochzeit mit Susanne antwortest. Warum muß ich bei jeder Gelegenheit, die möglicherweise und, so hoffe ich es wenigstens doch, einmal ein Glück in meinem bisher wenig glücklichen Leben bedeutet, immer wieder daran erinnert werden, daß ich in Ringstedt finanzielle Verpflichtungen habe, für die ich so wenig verantwortlich bin wie jeder von Euch, die mir ein unglücklicher Krieg aufzwang und die ich bezahlen werde, sobald ich es kann? Ich werde es nun so machen, daß ich im kommenden Urlaub Annemarie alles das von meinem bisher gesparten auszahlen werde, was sie als Abfindung von mir zu bekommen hat. Wie ich allerdings Euer Altenteil, von dem Mutter auch spricht, so schnell regeln und festlegen soll, weiß ich im Moment noch nicht. Aber auch diese Angelegenheit muß irgendwie mal entschieden werden, damit ich endlich mal etwas Ruhe bekomme. Glaubt mir, liebe Eltern, nicht

umsonst bin ich in letzter Zeit ziemlich nervös und nachdenklich geworden. Meine Zukunft scheint alles andere als leicht und ohne weiteres rosig zu sein, denn die eben erwähnten Verpflichtungen nehmen mir sauer erspartes und wertvolles Bargeld, das ich zum Aufbau meiner eigenen Familie gebrauchen müßte. Susanne hat auch wenig Barmittel, wir müssen ganz von unten aufbauen, das macht an sich nichts, bloß es gibt zu denken, wenn noch anderes zu diesem hinzukommt. Außerdem hat mir der Krieg einen guten Teil meiner Gesundheit bereits genommen. Ich bin nicht mehr unbedingt der zähe Bengel von vor vier Jahren. Aus diesem Grunde lasse ich kein Mittel unversucht, trotz dieser Schwierigkeiten möglichst glatt und ohne Schulden durchs Leben zu kommen. Und das ist nun auch ein Grund dafür, liebe Eltern, warum ich nicht länger mehr mit einer Heirat warten will. Ich bekomme als verheirateter Unteroffizier fast 1000 (tausend) Mark mehr als als unverheirateter. Dieses Geld kann ich in meiner Ehe gut gebrauchen. Denkt bloß mal an, was ich an sich schon als Lediger für Geld verfallen lassen habe! Die Tausend Mark sind natürlich über das ganze Jahr gerechnet. Selbstverständlich ist nicht das Geldverdienen der Hauptgrund meiner Verheiratung, das Primäre ist und bleibt mein Wille, daß Susanne meine Frau wird, denn ich habe Susanne gern und hoffe einmal mit ihr glücklich zu werden! Mutter schlägt den Monat Mai als den Monat vor, in dem wir heiraten sollen. Es wird ja noch eine geraume Zeit vergehen, bis die Hochzeit steigt, denn wir müssen ja erst mal alle unsere Papiere zusammen haben und Susanne vor allen Dingen muß für eine anständige Garderobe sorgen. Das eine glaube ich Euch allerdings jetzt schon versprechen zu können, die Hochzeit werde ich bei Euch in Ringstedt feiern. Das habe auch ich mir immer gewünscht und das will auch Susanne ganz gerne, selbstverständlich nur im engsten Kreise, denn alles ist ja dermaßen knapp, daß eine große Feier ja ohnehin nicht möglich ist. Also, liebe Eltern, überdenkt man noch alles in Ruhe! Ich glaube, Ihr werdet mir dann Recht geben, daß es doch wohl besser ist, wenn ich mich bald zu einer Heirat entschließe. Susanne wird meine Frau werden, darüber gibt es überhaupt keinen Zweifel mehr für mich, der Krieg wird voraussichtlich noch längst nicht beendet, so daß man das Kriegsende mit dem besten Willen nicht abwarten kann, finanziell bringt eine baldige Verheiratung durch ein größeres Gehalt mir nur Vorteile, da ja Susanne als Lehrerin auch mitverdient. Sie bekommt schon jetzt ein Monatsgehalt von 178,– Mark, muß allerdings bei ihren Eltern monatlich 60,– Mark Miete abgeben. Dieses alles sind Erwägungen, die ich getroffen habe, bevor

ich Euch etwas von meinem Vorhaben mitteilte, Erwägungen allerdings, die in erster Linie durch Äußerlichkeiten bestimmt sind. Auch an dieser Stelle möchte ich nochmals wieder betonen, daß ich niemals zu einer Heirat einwilligen würde, wenn ich nicht für eine Heirat als solche reif wäre. Ich rede nicht gerne über das, was ich innerlich fühle und denke, denn viele verstehen mich nicht, weil sie mich nicht verstehen können. Sie sind oftmals unter so ganz anderen Bedingungen aufgewachsen und erzogen und kennen deshalb nicht die Belange eines Menschen, der nun schon ein Jahrzehnt getrennt von seinem lieben Elternhaus in der Fremde leben muß, der so oft einsam in seinem Zimmer saß, ohne daß ihm jemand helfen konnte. Wie oft habe ich mich an einen eigenen Herd gesehnt!
Ihr seht also, liebe Eltern, mein Wille zur Heirat ist kein Heiratsfimmel, wie Mutter das so witzig in ihrem Brief vom 3. Januar sagte, als sie davon sprach, daß nun so viele trotz des Krieges heiraten. Ich habe alles genau durchdacht und überlegt und bitte Euch nochmals, Euch mit ganzem Herzen auch als angehender Ehemann mir zur Verfügung zu stellen, denn liebe Eltern, mit einer Verheiratung verliert Ihr zwar einen Menschen, der nicht mehr so unbedingt zu Eurer Familie gehört als bisher, aber niemals Euren Sohn! Ich werde immer Eure Hilfe und Fürsorge gebrauchen müssen und annehmen!
Seid nun alle vielmals gegrüßt, liebe Eltern u. Annemarie von Eurem Dietrich.

Knoller, Hans 1917–1973 **bei Rschew**

Meine süße, kleine Frau,
Du fragst noch nach den seelischen Anforderungen. Gewiß, sie sind sehr groß, wenn auch für uns nicht so wie bei der Infanterie. Aber man wird sich ihrer kaum bewußt. Man lebt unter Kameraden, denen es gleich gut und gleich schlecht geht, man freut sich, daß man ein Dach über dem Kopf hat und verlangt kaum mehr. Natürlich schimpft man auch, aber das gehört dazu.
Ich bin sehr erstaunt, daß Du bei Zi. einen Mantel für mich bekommen hast! Du bist doch ein Mordskerl! Vielen lieben Dank! Mit Deinem Vorschlag wegen der Sommer-Hose bin ich ganz einverstanden. Ich hätte sie gerne hier. Im Laufe des Februar oder März gebe ich Dir dann eine Adresse an, an die Du sie schicken kannst. Ja? – Du, Butz, noch etwas: Ich habe Käthe im Urlaub versprochen, mich an einem Kokos-Läufer für meine Mutter zu beteiligen. Sei bitte so lieb und bringe das für mich in Ordnung. Heute habe ich noch bei der alten Batterie die erste

Post aus Weilheim bekommen, ein kurzer Brief aber mit guten Nachrichten.
(Fotoalbum):
Die 7. Batterie ist die einwandfrei schlechteste Batterie des Regiments. Sie erhielt mit Hauptmann Kanners einen Chef, der keine Eigenschaften eines Soldaten, geschweige eines Offiziers hatte. Vom Vater zum Offiziersberuf gepreßt, fiel er als Vorgesetzter sich selbst und anderen zur Last. Er hatte kein Interesse an seiner Batterie, kannte kaum die Unteroffiziere, betrieb mit Vorliebe Sprachstudien, hörte bis spät in den Morgen hinein die verrückteste Musik, mit Vorliebe marokkanische und südamerikanische Sender, und pflegte mit Ausdauer aber ohne Hoffnung seinen Darm-Katarrh. Am 16. 1. kam er zur allgemeinen Überraschung aus dem Lazarett zurück und behandelte mich mit einiger Zurückhaltung. Mit Hilfe des Divisionsarztes gelang es dem Regiment aber endlich, ihn am 12. Februar in die Heimat abzuschieben. Leider besitze ich kein Bild dieses merkwürdigen Mannes. Den Leutnant Beggerow, der sich bei ihm als zur 7. Batterie versetzt meldete, begrüßte er mit den Worten: «Kennen Sie Teddy Stauffer und Ned Conella?» (Amerikanische Jazzband-Dirigenten.) Und als Beggerow verneinte: «Ja, was kennen Sie eigentlich?»

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine liebe Überbesorgte! Was Bo. betrifft, so ist er der einzige, mit dem ich etwas lässig umgehe. Ich mache es nur aus dem praktischen Grunde, weil er allein etwas heranschafft. Darum geht morgen ein Päckchen mit Kaffee ab, den er vom spanischen Oberst für mich erbettelt hat.
Wenn der Kuli kleckst, muß er eine Nacht in Wasser gelegt und des öfteren geleert werden, bis die Sichtscheibe klar wird. – Freiwerdende Brotmarken solltest Du besser in Mehl umsetzen. Jetzt muß ich zur Chefbesprechung.

Pröbstle, Alfred *1922 **Mo i Rana**

Der Militärdienst verdirbt überhaupt die Menschen, da er die Eintretenden unter die Bedingungen vollständigen Müßigganges stellt, das heißt unter die Bedingungen der Abwesenheit einer vernünftigen und nützlichen Arbeit, und da er sie von den allgemein menschlichen Pflichten befreit und als Ersatz für dieselben nur die konventionelle Ehre des Regiments, der Uniform und der Fahne hinstellt. Einerseits die grenzenlose Macht über andere Menschen, andererseits aber die sklavische

Unterwürfigkeit gegen die Vorgesetzten. – Nicht von mir, von Leo Tolstoj.

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!
Die größte Aufregung ist nun vorbei. Heute Vormittag jedenfalls holte man uns nicht wieder aus dem Bett und ich war froh, denn gestern, nach dem Spätdienst war ich todmüde. Heute bin ich wieder auf Draht.
Die Arbeitsstätte ist nunmehr von drei Seiten frei, und die Kälte (14°) dringt durch alle Ritzen, so daß es trotz der Öfen nicht übermäßig warm ist, aber die Hauptsache ist, daß die Arbeit weitergeht. Der Neuaufbau wurde heute beschlossen und soll durch die OT ausgeführt werden. Im übrigen ist das Feuer jetzt tot. Der Anblick der Brandstätte ist recht trostlos. Der ganze Hof liegt voller verkohlter Balken. Über Mangel an Arbeit wird in den nächsten Wochen kaum zu klagen sein. Hinsichtlich der Schuldfrage ist man noch zu keinem abschließenden Ergebnis gekommen.
Heute herzliche Grüße, Euer Eckart

Saak, Wilhelm 1915–1945 **am Don**

Liebe Eltern!
Wir haben nun schon einige Tage Ruhe und liegen in einem kleinen Dorf. [Beendeter Rückzug nach dem mißlungenen Befreiungsunternehmen für Stalingrad.]
Heute habe ich ein Schaf aufgetrieben und schlachten lassen, um Euch mit etwas Hammelfett zu versorgen. Das Fleisch habe ich unter die Kameraden verteilt. Aus dem Fell lasse ich mir einen Fußsack machen gegen die Kälte auf der Fahrt.
Gesundheitlich geht es mir gut. Zu essen haben wir in Hülle und Fülle. Fast täglich wird geschlachtet. Hühner und Gänse mag ich schon gar nicht mehr. Gestern haben wir zu zweit eine große Gans verzehrt. Heute abend esse ich einen Hammelbraten. Morgen bekomme ich wieder ein Huhn. Heute habe ich fünf Eier für die Behandlung eines Russenmädchens bekommen. Da könnt Ihr sehen, daß es uns nicht schlecht geht in puncto Verpflegung.
Nun habe ich noch eine Bitte. Diesem Brief lege ich RM 12,– bei und bitte Euch, wenn Friedchen die Geburt überstanden hat, ihr einen großen Blumenstrauß von dunkelroten Rosen oder aber weißen italienischen Flieder zu kaufen. Das Geld darf draufgehen. Den Blumenstrauß überreicht Ihr dann in meinem Namen, ebenfalls die Karte, die ich

diesem Brief beilege, die Karte aber nur, wenn alles gutgegangen ist und Mutter und Kind gesund sind.
Morgen schicke ich das Päckchen mit dem Fett für Euch ab. Zum Braten und für Kohlsuppe läßt es sich immerhin ganz gut verwenden. Für Vater zum Rauchen kann ich z. Zt. nichts mehr schicken, es ist mal wieder Matthaei am Letzten. Euer Willi

Bark, Richard *1913 **(Waldlager von Papino bei Rschew)**

Am 11. November [1942] beginnt die Kolonne mit dem Bau der Schreibstube. Das Thermometer zeigt 11° minus an. Zunächst wird eine Grube, etwa 4,5×3 m ausgehoben, etwa 1,25 m tief. Die Wände werden dann mit etwa 1,60 m hohen, behauenen Tannenstämmen verkleidet, senkrecht wie Pfähle dicht beieinander eingegraben. Darauf kommt ein Firstdach, nach der Sonnenseite ein Fenster in Erdhöhe über dem provisorischen Schreibtisch. In der Ecke der eiserne Ofen, dem Fenster gegenüber 2 Betten übereinander, so daß noch genügend Platz bleibt für die Rechnungsführerkiste, die Schreibstubenkisten, für die Marketenderwaren, die ja nur kurzfristig hier lagern, zur Not auch auf den Betten und auch noch zwei oder drei Besucher Platz finden zum Sitzen. Mit Ausnahme der Nische für das Fenster habe ich später die Wände mit Erde, darüber Schnee angeschüttet. Es gab keinen Luftzug. Von Mitte November bis zum Auszug lag dann über allem eine dicke natürliche Schneedecke.
Hier verbrachte ich fast drei Wintermonate. Wenn die flachen Sonnenstrahlen durch das niedrige Fenster fielen, war es direkt gemütlich, nicht weniger abends, wenn bei Kerzenschein Briefe geschrieben oder uns eine Flasche Hennessy über die Lage hinweghalf.
Während die Kolonne ihre Einsätze fuhr, saß ich vor dem Fenster, schrieb auf der kleinen Adler-Schreibmaschine meine täglichen Meldungen, führte Listen, schrieb ich Verlust- und Bedarfsmeldungen, verwaltete die Kompaniekasse und hielt die Urlaubsmarken unter Verschluß.
Hier lagerten kurze Zeit die Marketenderwaren, erfolgten die Verkäufe in Höhe der auf den einzelnen Soldaten entfallenen Mengen, die durch Dinaf-Tagesbefehl vorgeschrieben wurden.
Die Zuteilung der Marketenderwaren, insbesondere die Tabakwaren und der alkoholischen Getränke war ein heikles Kapitel. Berechnet wurden die Mengen nach der Verpflegungsstärke eines bestimmten Stichtages. Erfuhr ich den rechtzeitig, war ich schon im Vorteil. Da die Zugänge und Abgänge der Kolonnenangehörigen durch erhaltene oder erteilte Vergleichsmitteilungen belegt werden, ist hier der Spielraum

begrenzt. Aber die von der Kolonne beschäftigten Hiwis [Hilfswillige] kamen und gingen ohne Beleg. Hier hatte ich Spielraum, konnte ich manipulieren. – Der Rittmeister brauchte zu seinem Wohlbefinden täglich seine drei bis fünf Schnäpse, manchmal wohl auch etwas mehr. War der Chef schlechter Stimmung, litten auch andere darunter. Also sorgte ich, daß immer eine Flasche vorhanden war, wenn der Putzer in seinem Auftrag eine abholte, bei korrekter Bezahlung, versteht sich. Mein Innendienst, der Aufenthalt im Schreibstubenbunker, wird unterbrochen durch Gänge zum Stab. Mindestens dreimal im Monat versorgte ich mich dort mit Geld. Bis zum 10. spätestens legte ich in der Zahlmeisterei das Abrechnungspaket vor. In Zeiten des verstärkten Einsatzes stand ich schon mal Wache am Waldrand oder nahm an den nächtlichen Streifen teil. Wegen der Kälte und auch aus Gründen der Tarnung verzichteten wir bald darauf, diese Streifen in einem leichten Pferdeschlitten durchzuführen. Wir zogen es vor, die Skier zu benutzen. Wir näherten uns dann fast lautlos den Stützpunkten und freuten uns, wenn der Posten die Parole fordernd uns anrief, daß sie alle noch lebten.

An der Front werden die Männer immer knapper, das Grabensystem kann nicht mehr durchgehend besetzt werden. Es wird nur begangen. Es geschieht daher immer wieder, daß einzelnen Posten, die das Grabensystem abends abgehen, von den Russen aufgelauert wird. Sie werden regelrecht gekidnappt.

Am 12. Januar erhält unser Chef das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse mit Schwertern. – Er wird sich dessen nicht lange erfreuen können. Jeder Kolonnenangehörige erhält die Erinnerungsmedaille «Kreuzzug gegen den Kommunismus», den sogenannten Gefrierfleischorden.

Borchert, Wolfgang 1921–1947 **Smolensk**

Ihr beiden,

gerade habe ich meinen Vollbart abgenommen und nur noch auf der Oberlippe eine kleine Clark-Gable-Bürste behalten. Mir geht es jetzt schon wieder ganz gut, nur meine Füße erlauben noch kein Aufstehen. Und was macht Ihr?

Sicher macht es das vergangene Jahr, daß alle schlechten äußeren Umstände und Ereignisse so an mir abglitten und ich auch in den häßlichsten Augenblicken meinen Humor nicht mehr verliere und anderen noch davon abgeben kann.

Ich will Euch immer einen langen Brief schreiben und hätte so viel zu erzählen – aber ich glaube, das bewahren wir auf für später, bis dahin

hab ich auch das Unwesentliche vergessen und nur das wirklich wichtige behalten.

Sonst verbringe ich hier die Zeit mit Lesen, Russenmädchen ärgern und mit – na, die Deutschen Schwestern bekommen allerlei zu hören von uns!

Na, Ihr merkt wohl, daß Hanning schon wieder oben auf ist!

Viele Tüschis Euer Junge

Hebestreit, Wilhelm 1903–1983 **Südrußland**

In meinem vorigen Brief schrieb ich von einer leichten Erkrankung, die ich zunächst für eine Grippe hielt. Sie entpuppte sich aber als Paratyphus. Es war in meinem Leben die erste ernste organische Krankheit, mit dem üblichen Drum und Dran, auch mit der Hilflosigkeit und Abhängigkeit vom «Sani», die ich nun heilsamerweise auch einmal erfahren habe. Aber schlimm war es trotz allem nicht. Die Krankheit war bis auf wenige Tage sogar leicht zu ertragen. Nur war sie außerordentlich langwierig. Als ich schon längst keine Beschwerden mehr hatte, mußte ich immer noch im Bett bleiben, weil das Fieber nicht weichen wollte. Im ganzen habe ich sieben Wochen gelegen. Da hatte ich viel Zeit zum Lesen, zum Briefschreiben und auch einmal zum Plaudern.

Unter meinen Mitpatienten war ein feiner Mensch. Es war ein einfacher Bauer aus der Gegend von Bremen. Er konnte nicht «mir» und «mich» unterscheiden, und doch habe ich viel Grund, dankbar zu sein, daß ich in das Zimmer dieses Mannes gelegt wurde. Er hatte eine wunderbar natürliche, unverdorbene und unverbildete Art. Erstaunlich war die Selbständigkeit seines Denkens. Alles, was er sagte, sprach mich an, weil ein ganzer Mensch dahinter stand. Was ich ganz besonders begrüßte: im Urteil über andere war er sehr vorsichtig und zurückhaltend. Wenn er erzählte, von seinem Hof – den er nicht etwa ererbt, sondern erst selber erworben hat – von seiner Frau und seinem Kind, von seinem Vater, seinen Verwandten und Nachbarn, dann legte ich meine Bücher weg und hörte zu; denn Bücher hat man fast immer zur Verfügung, aber selten einen so reifen Menschen. Selbst dann, wenn er Dinge erzählte, für die ich zunächst kein Interesse hatte, weil sie außerhalb meines Lebensbereiches lagen, hörte ich ihm mit gleicher Aufmerksamkeit zu. Denn allein die Art dieses Erzählens, einerlei um was es sich handelte, war eine Wohltat. In unserer Welt findet man nicht alle Tage ein so grundgerechtes, der Erde verbundenes Leben wie dieses, an dem kein Falsch war.

Wenn die Wehrmachtsgeistlichen uns besuchten, war er zurückhaltend.

Über die Fragen des Gottesbereiches machte er sich seine eigenen Gedanken. Aber diese Gedanken waren gute Gedanken! Wenn die Geistlichen wieder fort waren, führten wir tiefe Gespräche miteinander. Gern las er die Bücher, die ich ihm gab. Von Albert Schweitzers Kindheitserinnerungen war er so beeindruckt, daß er eine zu Hause geplante gerichtliche Auseinandersetzung mit einem Nachbarn nun doch nicht mehr vornehmen wollte.

Unter seiner Krankheit – er hatte auch Typhus – hatte er mehr zu leiden als ich. Aber mit schlichter Selbstverständlichkeit half er immer noch seinem Bettnachbarn, der ärger dran war als er.

Unter meinen Mitpatienten war auch ein Feldwebel aus meiner früheren Sanitätskompanie. Er regte sich schon auf, wenn ich einen braven russischen Gefangenen, der uns stets gute Dienste geleistet hatte, mit «Kamerad» anredete. Ein anderes Mal beschwerte er sich über das Essen. Ich erwiderte, daß unsere russischen Helferinnen ja noch weniger bekämen. Er verbat es sich, mit «diesen Menschen» überhaupt verglichen zu werden. Wenn er nur gewußt hätte, wie tief er unter ihnen stand!

Nach meiner Entlassung aus der Abteilung der Typhuskranken habe ich meinen dortigen Freund, den Bauern, oft besucht. Es ging ihm nicht schlecht, und wir plauderten immer ein Weilchen miteinander. Aber als ich vor zwei Tagen wieder hinkam, war sein Bett leer. Ich war überrascht und erkundigte mich. Die Antwort: «Er ist plötzlich an einem Herzschlag gestorben.»

Ich ging sehr traurig zurück.

Ich kann Euch nicht immer nur Worte schreiben, die Euch angenehm sind. Manche von Euch sagen mir immer wieder, daß sie mich um meine Erlebnisse beneiden. Aber würden sie an meiner Stelle das Gleiche erleben? Es sind mehrere hier, die mir von daheim aus wahrscheinlich dasselbe schreiben würden; nun aber, da sie hier sind, erleben sie rein gar nichts, schimpfen nur den ganzen Tag über «dieses Sch . . Rußland» und jammern, daß sie nicht daheim sein können. Ich sage nichts dazu, denke mir aber umso mehr. «Da, wo du stehst, oder nirgends kannst Du ein Christ sein», hat einmal ein kluger Mann gesagt.

Am 10. Januar haben wir das Lazarett geräumt und unsere Verwundeten und Kranken anderen übergeben. In wenigen Tagen werden wir diesen Ort, von dem ich Euch jetzt das dritte Mal schreibe, verlassen. Es geht westwärts.

In den Briefen, die ich um die Jahreswende bekam, war vielfach die Rede vom Frieden, den alle ersehnen. Einer von Euch hat mir geschrieben:

«Vielleicht sind wir den Frieden noch nicht wert.» Ich denke, daß wir den Frieden niemals «wert» sind, aber ich meine, daß er uns ohne große eigene Anstrengung nicht geschenkt wird.

Schade-Bartkowiak, Elfriede *1918 **bei Stalingrad**

Ein Ukrainer aus dem Saal ist plötzlich gestorben und kurz darauf ein Amputierter mit Gasbrand.

Der Gasbrandbazillus aus der russischen Erde hat bei unseren Verwundeten verheerende Wirkung. Wenn nicht sofort bei der Verwundung ein Sanitäter mit dem Gasbrandserum zur Stelle ist, gibt es keine Hoffnung, mit der Infektion fertig zu werden – es sei denn, man kann amputieren. Gasbrand für die Chirurgie und Fleckfieber für die Innere, das sind neben der Kälte *die* Feinde, mit denen unsere Kriegsführung wohl nicht gerechnet hat!

Richard B. *1922 **Stargard**

Heute und gestern wieder in der Ju 52 über Land gewesen: Königsberg, Warschau, Terespol. War recht kalt, am Boden −25°, dazu schneidender Wind. Erster Flug mit meinem zukünftigen Flugzeugführer Leutnant Baist. Ein sympathischer junger Kerl. In Terespol geschlafen, nicht mal Wanzen bekommen. Aber prima Verpflegung! Auf Rückflug N.O., Oberleutnant M. mitgeflogen. Hat uns Funker fertiggemacht, dabei selbst keine Ahnung. Habe feste Kontra gegeben und – außer kleinen Schnitzern – auch einigermaßen abgeschnitten. Wird schon hinhauen mit mir, wenn ich auch im Hören keine Größe bin. Hoffentlich behalte ich Leutnant B. und bekomme eine Do 217 und werde nach dorthin versetzt, wo es interessant ist. Und bekomme vorher noch Urlaub.

Mende, Erich *1916 **(im Osten)**

Am 12. Januar 1943 endlich wurden wir erneut mit einem geschützten Transport nach Smolensk und Wjasma in Marsch gesetzt. Auch diesmal wieder vor dem Eisenbahntransport der berühmte Minenschutz, die Güterwagen, mit Sand und Kies beladen, während in der Mitte des Zuges und am Ende je ein Vierlingsflakgeschütz montiert zur Flugabwehr und zur Abwehr von Bodenangriffen der Partisanen dienen sollte. Auch in diesem Fall wurden die einzelnen Waggons unter Führung von Unteroffizieren und Offizieren als schnelle Eingreiftruppe mit Munition versehen, so daß ein Überfall auf den Zug auch zu sofortiger Reaktion hätte führen können.

Die Fahrt ging in verhältnismäßig normalem Tempo durch die weiten Gebiete zwischen Minsk und Smolensk, jene Räume, die wir im Sommer noch zu Fuß durchmessen hatten. Vorbei an Orscha, vorbei an dem Flußtal des Dnjepr bis Smolensk, das wir nun kurz zu einem Aufenthalt von einigen Stunden erreichten, um dann nach Wjasma weiterzureisen. Hier wurde der Zug auf einzelne Transporte aufgeteilt. Diejenigen, die nach Norden in den Bereich Rshew kommandiert waren, mußten sich in der Frontleitstelle zusammenfinden, um am gleichen Abend noch in Richtung Sytschewka-Rshew nach Norden in Marsch gesetzt zu werden.
Kaum hatten wir den Zug verlassen, gab es auf den Bahnhof und die Stadt bereits die ersten Bombenangriffe. Die sehr weit vorn gelegene Frontstadt war ständigen Bombenangriffen ausgesetzt. Besonders aber lag die Bahnlinie, die nach Sytschewka und Rshew führte, so nahe an der Front, daß von seiten der Roten Armee mit Geschütz- und Granatwerferfeuer auf die Bahnlinie geschossen werden konnte. Alle Transporte nach Sytschewka und Rshew konnten daher nur nachts stattfinden. Vor der Bahnlinie, etwa fünf bis sechs Kilometer, war die Front der deutschen Infanterie. Die Russen haben sich große Mühe gegeben, immer wieder die Bahnlinie zu erreichen. Eine Vielzahl von Vorstößen mußte abgewehrt werden, mehrfach war in den letzten Wochen die Bahnlinie an mehreren Stellen durch russische Stoßtrupps und russische Vorstöße unterbrochen. Im November und Dezember 1942 hatte es schwere Panzerangriffe der Roten Armee gegen den Brückenkopf bei Rshew, diesen vorspringenden Bogen in Richtung Olenino, gegeben, die alle unter hohen Verlusten für die Rote Armee abgewehrt werden konnten. Auch bei diesem Transport gab es selbstverständlich das übliche Granatwerferfeuer, mehrere Artillerieeinschläge lagen nahe an unserm Zug, so daß wir mehrfach unsere Köpfe einzogen und in Deckung gingen. Natürlich hatte das wenig Sinn. Denn ein Granateinschlag hätte mit Leichtigkeit uns auch dadurch erreicht, daß die dünnen Holzwände der Personenzugwagen durchschlagen worden wären.

Alsdorf, Lorenz *1921 **(Feldstrafabteilung 4 in Tschudowo)**
Nach meiner Genesung kam ich zur 2. Kompanie der Feldstrafabteilung 4 (F.S.A.). Man war Soldat zweiter Klasse, ohne Kokarde und Hoheitsabzeichen. Die Behandlung und Versorgung war entsprechend. Ich wurde zu einer Gruppe eingeteilt, die Schneisen im Wald anlegte, um Schußfeld für unsere Artillerie zu schaffen.
Eines Abends kam ich wieder totmüde und hungrig ins Lager. Meine

nassen Stiefel setzte ich an den Ofen und warf mich auf die Pritsche. Am andern Morgen waren die Stiefelspitzen verbrannt. Zuerst sollte ich noch ein Strafverfahren wegen Zersetzung der Wehrkraft angehängt bekommen, dann beschränkte man sich darauf, mich drei Wochen in Arrest zu setzen und die Überführung in ein Feldstraflager zu beantragen. Dies alles wegen einer verbrannten Stiefelspitze.
In der Feldstrafabteilung wurde vom Feldstraflager (F.S.L) nur mit Grauen gesprochen. Viele gingen dort hin, aber wenige kamen wieder. War man einmal dort, so konnte man nur durch eisernen Willen und körperliche Ausdauer wieder in die Strafabteilung gelangen, und die Aussicht in Kürze in ein solches Straflager zu kommen war für mich alles andere als rosig.

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Mittags kommt ein Brief von Enno an Karl [aus Stalingrad], geschrieben an Karls Geburtstag:
Man glaubt kaum, wie der Mensch sich freut, wenn er wenig Ansprüche hat. Heute morgen habe ich zwei hauchdünne Scheiben Brot mit Butter gegessen. Heute mittag ein paar Graupen mit Pferdefleisch und viel Wasser. Zum Abendbrot haben wir uns wieder ein mächtiges Stück Pferdefleisch gekocht und hatten sogar ausnahmsweise etwas Salz dazu, welches wir gestern in dem Trümmerhaufen, welcher früher eine Großstadt war, besorgt hatten. Wir waren nämlich gestern mit dem Lastwagen nach dort gefahren, um Häuser abzureißen, damit wir genügend Brennholz haben. O, es ist schon wahr, der Krieg sieht hier anders aus, als in den Wochenschauen gezeigt wird. Hoffentlich werden wir für diese Mühen einmal belohnt werden, und hoffentlich, lieber Karl, dürfen wir für Dich mitkämpfen …
Was ihn am meisten quält, scheint also der Hunger zu sein. Post hat er noch nicht erhalten.

Soldat Ed **Stalingrad**
Mein liebes Lillychen und lieber Dolfes!
Seit dem 20. XI. stehen wir in hartem Abwehrkampf und ich kann behaupten, daß wir in den ersten Tagen riesiges Glück hatten nicht mit Mann und Wagen von den Roten einkassiert zu werden. Seit dem 6. XII. sind wir nun wieder in der Nähe unserer Stellungen, die wir seit dem August innehatten. Diesesmal allerdings unter anderen Umständen. Im Umkreis von ca. 50 km die Bolschewisten, halten wir die bezogenen Stellungen, bis sich die Kampflage ändert. Die Jus und Hes versorgen

uns fleißig mit allem Notwendigen und so haben wir bis heute eigentliche Not noch nicht gelitten. Nur sind die Verpflegungsportionen stark zusammengeschrumpft. Päckchen aus der Heimat zur Aufbesserung der Portionen können nicht kommen. Wir schnallen den Riemen halt etwas enger und es geht dann schon wieder einige Tage weiter. Wer mir später nochmals mit Abscheu vom Fleisch unserer edlen Streitrosse spricht dem fahre ich schwer über den Mund. Hätten wir diese nicht hier, dann müßten wir schon lange auf jegliches Frischfleisch verzichten. Man braucht beim Essen nicht mal auf Hufnägel zu achten, diese werden vor dem Kochen entfernt.
Seid gegrüßt von eurem alten Ed

Funkspruch **OKH**
Feind greift mit starken Kräften in Stalingrad, Nordfront, Westfront (röm. 14. Pz.Korps) und Südfront an. Lage zur Zeit noch nicht geklärt. Entscheidende Frage, ob es gelingt, 29. und 3. mot. Div. mit Resten im Rossoschka-Tal aufzufangen und dort vorübergehend notdürftig Widerstandslinie aufzubauen. Armee hat Befehl gegeben, daß jeder Truppenteil und Kämpfer dort, wo er steht, bis zur letzten Patrone zu kämpfen hat. Zurücknahme von Teilen aus der bisherigen Front und Verengung des Kessels scheitert an Bewegungsunfähigkeit aller schweren Waffen aus Betriebsstoffmangel verbunden mit hohen Schneeverwehungen.

Fiebig, Martin 1891–1947 **im Osten**
Festung: Rücknahme der Front aus Rossonka Abschnitt, dch. Schneetreiben u. Schneeverwehungen sehr erschwert.
Versorgungslage sehr gespannt.
Ju 52 in der Nacht abgebrochen wegen Vereisung u. Nieselregen, desgl. Fw. 200 von Stalino und He. 111 im Einsatz trotz Schneetreiben.
Längere Aussprache mit Gen. Oberst über Versorgungseinsatz – fliegerisch und organisatorisch – Es ist bei derzeitiger Wetterlage nicht mehr herauszuholen! –
Russe mit Inf. über Don bei Rasdorskaja, marschiert jenseits entlang Don nach SW. Spruch aufgefangen: Angriff auf Nowo-Tscherkask. – Heeresgr. Don glaubt: keine Sorge, 1 Sich. Div. steht hier im Raum. Bei R. – 3 Kz. Inf. u. eigene Panzer! meint Gen. Oberst v. Ri.
Am Nachmittag Meldung über stärkere Feindkräfte bei Rasdorskaja, gehen von N. an der Kammstraße nach SW. vor.
Bereitstellung mit 3 Batterien südostw. des Ortes jenseits des Dons.

Man steht wieder vor der Frage, wie lange man noch hierbleiben kann; ob es nicht Zeit ist, rückw. Gefechtsstand zu beziehen, um Durcheinander wie Tazi am 24. 12. zu vermeiden und Führung in der Hand zu behalten. Man muß sich aber dabei klar sein, daß wenn man die Basis Nowo mit He 111 verläßt, Versorgung Festung entspr. gefährdet wird. Darum kein Weggehen ohne dringendste Not.
Nur He Versorgung am Tage, mit Ju wegen offenen Wetters nicht möglich; alle Ju 52 (Sa 51 zu 1½ × Eins.) für Nacht bereitgestellt, Einsatz wegen hoher Kälte (–26° b. Salsk) sehr behindert, es kommen nur 44 Ju heraus (Anlaßschwierigkeiten), 28 erfüllt, 12 zurück (8 mit stehendem Motor), 4 noch im Einsatz.

Soldat Fritz
Meine liebe Hertha! **Stalingrad**
Draußen hört man Motorengeräusch. Es sind russische Flieger. Ab und zu lassen sie eine Bombe fallen. So eine Bombe hat mich aus meinem Schlaf geweckt. Ich hatte einen wunderbaren Traum. Es ist jetzt ½3 Uhr Nachts. Ich habe mich dann entschlossen, Dir sofort ein kleines Briefchen zuschreiben. Wir liegen hier noch immer bei Stalingrad. In unseren kleinen Bunker leben sechs Mann. Des Nachmittags um 2 Uhr wird es schon dunkel. Darum entschloß ich mich heute schon etwas früher wie sonst schlafen zu legen. Um ½4 Uhr lag ich, auf deutsch gesagt flach. Mitten im Schlaf hatte ich einen Traum. Ich war in Gedanken auf Urlaub. Erst zu Hause und dann bei Dir. Es waren herrliche Tage. Wie ich träumte sind wir beide jeden Morgen nach dem Kaffeetrinken einige Stunden spazieren gegangen. Und wo wir nicht alle waren, na ich darf es Dir gar nicht schreiben, sonst erklärst Du mich für verrückt. Wenn ich den Urlaub wirklich so erlebe wie ich es geträumt habe dann will ich nichts anderes wie nur noch Urlaub haben. Da wirst Du wohl große Augen machen. Aber es stimmt. Aber liebe Hertha ehe das wahr wird da sind wir einige Monate weiter. Ich glaube doch, daß es in 3 Monaten für uns «Schluß» ist hier in Rußland, und dann nichts wie *«Heim ins Reich»*. Ich glaube wir gehören doch schon bald zu den Auslandsdeutschen oder meinst Du nicht auch? Wenn ich dann auf Urlaub komme, dann gehst Du mit einen Obergefreiten spazieren. In zwei Monaten werde ich wohl so weit sein. Und zwei Auszeichnungen habe ich auch schon. Also kann sich Dein Fritz schon sehen lassen. Nur sehe ich jetzt ein bißchen wild aus. Aber das wird beseitigt. Einen Bart habe ich mich auch wachsen lassen. Der muß dann auch sterben. Nun liebe Hertha will ich schließen.
Viele Grüße und Küsse sendet Dir Dein Fritz

Liddell Hart, Basil Henry 1895–1970 **(England)**

Wie die Stalingrad-Armee hätte gerettet werden können, zeigt die Art und Weise, wie die Kaukasus-Armee sich, selbst unter schwereren Bedingungen, rettete, denn sie war weit tiefer vorgestoßen. Nachdem sie Paulus abgeschnitten hatten, stießen die Russen im Dontal von Stalingrad aus zum Schwarzen Meer hin vor und kamen bis auf 65 km an den Flaschenhals von Rostow heran, als die Armee Kleist noch im Kaukasus etwa 400 Meilen östlich von Rostow stand. Gerade vorher hatte Hitler darauf bestanden, daß sie dort bleiben sollte, wo sie war; aber nun, in diesem verzweifelten Augenblick, wurde er gezwungen, den Rückzug zu erlauben.

Obgleich die Armee Kleist ständig in Flanke und Rücken bedroht war, gelangte sie durch den Flaschenhals in Sicherheit, während die Russen auf Distanz gehalten wurden. Dieser lange Rückmarsch im tiefsten Winter, um aus der Falle herauszukommen, war eine der beachtlichsten Maßnahmen, die es je in der Geschichte gegeben hat.

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**

Trotz Melancholie «Bar Creola» ziemlich fertig gemacht. Kein Brief von Pierre.

Schneider, Reinhold 1903–1958 **Freiburg i. Br.**

An Leopold Ziegler

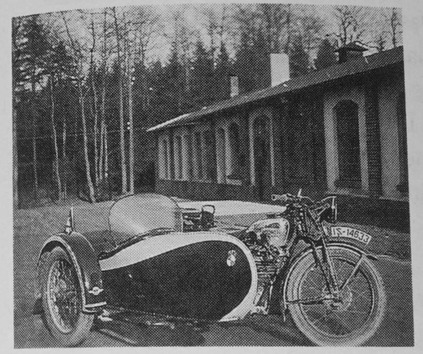
Lieber sehr verehrter Freund,

Ihre beiden gütigen Briefe und das Bild haben mir eine sehr große Freude gemacht.

Ich bin beschämt darüber, daß Sie sich mit solcher Hingabe in das neue Buch versenkt haben. Denn wirklich: was könnte ich Ihnen bringen, das Sie nicht längst wissen? Aber Ihre Zustimmung, die mir wohl mehr bedeutet, als ich sagen kann, und das Bewußtsein, mit Ihnen mit Bezug auf manches verborgene Heilmittel dieser Zeit einig zu sein, ist für mich von höchstem Werte, gerade jetzt, da ich fühle, mit meinen Kräften den dringendsten Anforderungen der Stunde nicht mehr recht gewachsen zu sein.

Ich bin in allem sehr gehemmt und kann nur mit etwa zwei bis drei Arbeitsstunden im Tage rechnen, um so mehr Zeit habe ich für Gedanken. Und es vergeht wirklich kein Tag, da ich nicht an Sie, Ihren großen Weg und Ihre schwere Arbeit denke. Die Wiedergabe Ihrer Büste ist mir schon sehr lieb geworden: sie soll ihren Platz auf meinem Schreibtisch behalten. Sie trägt das Siegel der Einsamkeit, der Schmerzen und des

Zeitsprung in das Jahr 1934



Unbedingten, von welchen Dingen sich nicht weiter sprechen läßt. Aber es ist doch wohl die Form, zu der Sie hin mußten – und zu der Sie geführt worden sind.
Für die nächsten Wochen will ich versuchen, dem Arzt zu gehorchen und äußerste Ruhe zu beobachten. Er meint, die Gehirntätigkeit wirke sich zum Schaden des ganzen Organismus aus. Aber wie sollten wir diese Zeit der Schuld und Gnade erfahren, ohne mit ihr zu leiden?
Nun wünsche ich von Herzen, daß Ihre Kräfte, vor allem Ihre Augen, nicht zu sehr leiden. Könnte ich reisen im Frühjahr, ich würde gewiß zuerst nach Überlingen kommen.
Immer Ihr dankbarer Reinhold Schneider

Raphael, Max 1889–1952 USA
Im Museum geht die Arbeit langsam aber beständig weiter. Es handelt sich um die Eroberung des Materials; wenn ich es einmal besitze, werden sich auch die großen Gedanken und Zusammenhänge ergeben. Vorläufig ist viel Detailarbeit zu leisten – aber so, daß die Details das Ganze erschließen. Um Dir ein Beispiel zu geben: es finden sich in Font-de-Gaume Zeichen. Niemand hat sie gedeutet und man hat ihnen den Namen «signes tectiformes» gegeben und sich mehr oder weniger dahin geeinigt, daß es Hütten sein sollen. Das gibt nicht den geringsten Sinn. Ich glaube nun beweisen zu können, daß es der Fetisch des Elephanten-clans ist und nichts anderes darstellt, als den Kopf des Elephanten en face in geometrische Zeichen verwandelt. Das ist natürlich eine Bagatelle, aber sie hilft, ein einheitliches Bild einer Kultur zu gewinnen, von der wir außer den Kunstwerken (und Geräten) nichts haben.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Karlsruhe**
Gestern in *Darmstadt* am Vortrag über «Grundlagen und Bereich einer geistigen Einheit Europas» gearbeitet. Die indogermanischen Untergründe erst einmal dargelegt.
Nachmittags mit Emmes in einem Film. Gute Darstellung, aber eine wirklich jammervolle und niederziehende Handlung. Zwei Gelehrte, die zwei natürlich engelsreine junge Tänzerinnen einer «Revue» heiraten. Abgesehen von der Unwirklichkeit: Wie sollen solche Wesen eine kulturführende Schicht tragen? Mischheiraten der Stände können erfrischend wirken, aber wie solche Jungfern einmal Söhne und Führer erziehen sollen, wie eine solche Verwirrung vor der Frage nach Eltern und Abstammung erzieherisch wirken soll, ist mir dunkel, verehrtes Promi [Propagandaministerium]! Gewiß, man kann sagen, es sei dem

Märchen gleich, in dem der Königssohn durchaus nur das Gänseliesschen heiratet. Aber das Gänselieschen, und das kann man doch nicht ganz außer Acht lassen, war ein gesundes, frisches Ding und hatte nicht die Vergangenheit der Revuetänzerinnen. Der junge Gelehrte braucht durchaus nicht in der Dozentenschaft zu heiraten; aber Mischehen der Stände sollen etwas Erfrischendes darstellen, sollen «vom Himmel fallen», aber nicht, wie es der Film zeigt, aus der Gosse steigen.
Abends im schönen Saal der alten Residenz vor zweihundert Studenten der Technischen Hochschule gesprochen – so ziemlich allem, was am Ort war. Eine aufmerksame Hörerschaft, aber das Beisammensein danach war ohne Beweglichkeit.
Heute frühe nach *Karlsruhe*. Zweieinviertel Stunden auf dem Bahnhof gewartet. Man tut viel für die Jungen! Dafür empfingen sie uns in Karlsruhe mit Rosen im Januar sehr feierlich am Bahnhof, frische, junge Menschen. Und erst die Lesung vor den etwa vierhundert Studenten der Technischen Hochschule, des Techikums, der Musikhochschule und der Kunstakademie! Es überwältigt mich oft mitten in der Lesung vor Freude, den Jungen schenken und geben zu dürfen. Und nachher das Glück, wie sie, an die zwanzig, noch folgten und ein richtiges Kollegium mit hundert Fragen hielten und an den Lippen hingen und sich beglückwünschten, mit diesem Blunck zusammenzusein, von dem sie doch schon Bücher gelesen hätten – auch wir waren so froh und jungenhaft, Emmes und ich!
Der kommandierende General und Prorektor wohnten der Lesung bei, ein prächtiger Professor Gabers führte die Studenten.
Von Karlsruhe erkannten wir wegen der Verspätung nur Nebel und Schlammschnee. Wohl aber sahen wir, Karlsruhe ist durch den Angriff der Engländer arg zerstört; seine Musikhochschule, die Schule der Bildenden Kunst liegen in Trümmern. Auch unser Gasthof hat nur einige heile Zimmer, das Haus lärmt von Handwerkern.

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**
Erschöpfende Tage, zum großen Teil vom Äußeren her erschöpfend: Besorgungen, Mithilfe im Hauswesen, administrative Redaktionskorrespondenz ohne alle Hilfe, Besuche, denen man sich nicht entziehen konnte, und so weiter. Der kleine Hund dazu krank (doch scheint er sich zu machen). Angenehm, erquicklich der Besuch zweier früherer Sekretärinnen, die in den letzten Jahren von Frankfurt zu mir versetzt waren und mir durch ihr Erscheinen einen, wie ich glaube, echten Beweis der

Anhänglichkeit gegeben haben. Wir haben sie die Nacht über beherbergt und heute nach dem Frühstück auf den Wank bei Partenkirchen entlassen. Sie gingen munter weg wie zwei Vögel, obwohl man ihnen die Strapazen der Über-Arbeit im Frankfurter Redaktionshause nur zu sehr ansah.
Baron Simolin hat uns einen Hasen im Fell geschickt, aus seiner Jagd. Wie man heutzutage so etwas in seiner elementaren Realität empfindet! Denn auch wenn man sich satt wähnt, ist man hungrig.

Helmut W. **Frankreich**
An Manfred Hausmann
Sehr geehrter Herr Hausmann,
als ich in einer Illustrierten Ihren Brief eines Vaters an seinen Sohn im Felde las, da haben diese Worte auch in mir wieder die Sehnsucht nach den Märchen der Kindertage erweckt, und als ich dann die Träumereien an französischen Kaminen wieder las, da berührten mich diese Erzählungen ganz seltsam. Ja, es ist schon so, in jedem Lebensabschnitt ist es etwas anderes, immer wieder Neues, was das Märchen uns gibt, auch wenn man Soldat ist, oder gerade dann. Es ist ja im ersten Augenblick ein fast unüberbrückbar scheinender Gegensatz, und doch ist es ein wunderbarer Ausgleich, nach dem nüchternen Dienst zu einem ganz einfachen Buch zu greifen, das einem noch aus Kindertagen lebendig ist, und an das sich manche kleinen Erinnerungen knüpfen. Es ist doch gerade die Zartheit und das Überwirkliche des Märchens, die in uns diese heimliche, romantische Stimmung erwecken. Man wird in einen seltsamen, aber doch nicht fremden Zauber eingesponnen und das ist die Gabe, die das Märchen für uns hat. – Ich habe an Ihrem Brief eine solche Freude gehabt, daß ich Ihnen irgendwie dafür danken möchte. Eigentlich ist es ja nicht nur für den Brief über das Märchen, vielleicht ebensosehr noch Ihre anderen Dichtungen, die ich gelesen habe, besonders für «Einer muß wachen». Diese Versuche, wie Sie es nennen, sind mir mein bester Freund unter den wenigen Büchern, die ich als Soldat mit mir führen kann, geworden, und dafür dankt Ihnen Ihr Helmut W.

Riedl, Tonio *1906 **Metz**
An seinen Freund Raoul Aslan
M.i.g.R.
Dein Sonntagsbrief ist wirklich ein Sonntagsgruß. Ich bin am Vormittag in der Kathedrale gewesen ohne Messe; es war auch so zugig und kalt, daß ich es kaum eine Messe lang ausgehalten hätte. Auch hatte ich meine

alte Mutter bei mir. Doch sah ich ein paar herrliche Statuen aus dem 12. Jahrhundert, die ich noch nie ganz genau betrachtet hatte.
So gehen die Tage gut und ausgefüllt vorbei.
Am Montag, denke ich, habe ich Stellprobe von «Gigant» [Schauspiel von Richard Billinger; danach entstand der Film «Die goldene Stadt».]. Eine Szene nur, doch sie macht mir vom Schauspielerischen her Freude. Bin neugierig, ob ich es kann, gut kann. In meiner Phantasie habe ich bereits eine gute Type bereit: Karli Pepulka, Konditorgeselle in Prag.
Es ist für mich so beglückend, daß Du Dich die vier Tage hier so wohl und glücklich gefühlt hast. Auch ich wünschte für mich nichts anderes mehr als Dein Nahesein. Wo immer es sei, wäre es mir recht. – Welten der Kunst habe ich jetzt in meinem Zimmer: Cimabue, Giotto, Fra Angelico, Memling, Boticelli, Bellini, Mantegna, Ghirlandaio (der Alte mit der häßlichen Nase), Watteau und wie sie alle heißen, die Meister des Louvre. Das waren Wochen, angefüllt mit vielem Neugelesenen.
Dein Bild nimmt den ganzen Raum ein, und öfters am Tag – oder auch in der Nacht, wenn ich erwache – sage ich Deinen Namen vor mich hin und bin im Besitze eines großen Glücks. Ich wollt', Du wärst es auch so. «Denn die Liebe höret nimmer auf», hat auch die Louise Marie in ihrem Brief geschrieben. So ist's auch bei mir. Kuß. Kuß! D.T.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**
Kälte wandelt sich in Schneeregen. Ich hole mir ein Schweizer Paket, Geschenk meines Verlegers, ein Pfund Kaffee, fünf Tafeln Schokolade. Daß es das noch gibt! Gleich sitze ich am Schreibtisch und arbeite an dem Essay «Mut zur Matrone».

Lohmann, Klaus *1910 **(Bad Liebenstein)**
Im Januar 1943 mußte ich für ein paar Wochen «in Kur». Mein Schwiegervater, wie so oft mein helfender Engel, hatte einen Platz für mich in einem Kurhotel in Bad Liebenstein bekommen können. Es war bitterkalt, «Stalingrad» war in seinem Endstadium. In Bad Liebenstein, im Thüringer Wald gelegen, war es womöglich noch kälter als daheim. Als erste Maßnahme meiner «Kur» nahm man mir meine Lebensmittelmarken ab und verordnete mir eine Saftkur – ich war ausgehungert und wurde nicht mehr warm. Morgens kam der Chefarzt des Hauses, setzte sich auf meine Bettkante und erzählte mir, während er meinen Puls fühlte, politische Witze. Das war zwar sehr nett, aber mein Gesund-

heitszustand änderte sich nicht. Schließlich hatte man ein Einsehen und gab mir wieder Normalkost – die Liebensteiner Wochen waren ein Schlag ins Wasser.

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter
Geliiiebtestes Herze!
Heut' vor allem Brenner. Als er reinkam, gab er mir gleich die Hand und begrüßte mich sehr freundlich. Dann ließ ich aber nicht weiter von mir hören und überlegte bloß die ganze Philosophie über (übrigens fabelhaft: jetzt Parmenides, vorher Herakleiton, davor Anaximenes etc.) ob ich im Kaiserhof essen sollte oder nicht. Als ich schon ins Deutsche wollte, kamen Hertha nebst Freundin und Helly, und da die auch in den Kaiserhof jagten, ging ich mit. Aber da hatte ich mich grad' in die Nesseln gesetzt, denn die wurden schwer erwartet von der ganzen Sippschaft, welche da bestand aus: Brenner nebst Frau und Frau Geheimrat Badenstädt nebst Tochter. Ich stellte mich der Geheimrätin nicht vor, machte sonst wohl tausend Fehler, war immerzu knallrot und sehr still, aber Brenner wandte sich oft an mich. Ich sollte doch zu ihnen kommen – naja, Phrase, aber reizend. Helly erzählte ununterbrochen von ihrem Düsseldorf, wenn das stimmt, muß das ja eine sagenhafte Stadt sein, die Leute wären da alle einfach verrückt, richtig durchgedreht. Man erzählte die idiotischsten Sachen von der Psychose in Bayern. Die Musbacher Leute, die noch nie Alarm gehört haben, schliefen nachts im Wald, oder hätten es eine Zeitlang getan etc. In Nürnberg schlafen die Leute nach dem *einen* Angriff überhaupt nicht mehr. Brenner schafft sich keine Bücher mehr an, weil sie gleich verbrennen würden. – Ich muß aufhören, sonst sind gleich alle Pralinen alle. – Brenner behauptete, in diesem Jahr ginge der Krieg bestimmt aus. Worauf ich ihn auslachte, aber er meinte, er sagte das nicht, wenn das nicht andere gesagt hätten.

Graf, Willi 1918–1943 **München**
die vorlesungen beginnen. von j.giles [Josef Giles, 1918–1945, dem Kreis freundschaftlich verbunden] erhalte ich halbwegs zuverlässig bescheid, daß er wohl nicht mehr komme. damit werde ich eine sorge los, und mittags beginne ich, ein wenig umzuziehen. allmählich wird es so, wie ich es mir wünschte. anneliese und ich nehmen zusammen die morgen- und abendmahlzeiten, zunächst laufen wir aneinander vorbei und reden unwesentliche dinge.
Puschkin: Das Fräulein als Bäuerin.

Scholl, Hans 1918–1943 **München**
Lieber Otl! [Otl Aicher]
Dein letzter Brief kam wie ein Bote aus einem besseren Lande gerade zur rechten Stunde. Was ich Dir zuletzt geschrieben habe, ist jetzt überwunden, und über dunkler Vergangenheit steht die Gegenwart in einem anderen Lichte. Man soll ein offenes Wort mit Ehrfurcht vergelten. Du hast das getan und ich danke Dir dafür.
Wir warten alle voller Spannung und Ungeduld auf den Tag, an dem Du uns hier besuchen wirst. Ich freue mich schon deshalb, weil ich Dir im Gespräch viel näher kommen kann als in Briefen. Denn immer noch habe ich eine gewisse Scheu vor dieser Schreiberei. Im Gespräch dagegen lockt ein Wort das andere hervor, und aus Frage und Satz entsteht bald das innere geistige Gerüst des anderen sichtbar vor Augen.
Von dem Kreis, welchen ich hier zusammengebracht habe, wirst Du schon gehört haben. Du würdest Deine Freude an diesen Gesichtern haben, wenn Du sie sehen könntest. Alle Kraft, die man dort verschwendet, fließt unvermindert wieder zurück ins eigene Herz. Nur ein Schwächling verschwendet sich nicht. Der Dumme schweigt, weil er nicht reden kann, und der Phantasielose markiert den harten, unbeweglichen Mann. Tugend aus Mangel nenne ich diese Art von Preußentum. Wir wollen uns von dieser Tugend lossagen.
Dein Hans

Scholl, Sophie 1921–1943 **München**
An ihre Schwester Inge
[...] Für mich ist der Klimawechsel daheim – hier auch immer ein bißchen anstrengend, bis ich all der kleinen Liebesdienste Mutters und Eurer täglichen Anteilnahme entwöhnt bin (und wenn sich's gleich bloß um den Darm dreht, dem es hier ganz anständig geht), und mich an meine Selbständigkeit wieder gewöhnt habe und an das Alleinsein in gewissem Sinn, das dauert immer einige Tage.
Herr Geyer ist schon in Eickemeyers Atelier eingezogen. Wahrscheinlich werden wir manchen Abend mit ihm verbringen. Seine Anwesenheit wirkt sehr beruhigend, er strahlt direkt eine Atmosphäre des Vertrauens aus. [...]
[Tagebuch]
Die Prädestination und der freie Wille, diese beiden anscheinend nicht vereinbaren Gegensätze – jetzt machen sie mir eigentlich nicht mehr viele Schmerzen, obwohl ich sie so wenig erklären kann wie vorher. Daß Gott allwissend ist, daran glaube ich, und die notwendige Folgerung

daraus ist, daß er auch von jedem einzelnen weiß, was nach seiner Zeit mit ihm ist, und von uns allen weiß, was nach der Zeit ist. Dies verlangt auch seine Eigenschaft als unendlicher Gott. Meinen freien Willen fühle ich, wer kann ihn mir beweisen! Doch was ich nicht verstehe, ist die Hölle, der Lazarus im Schoße Abrahams, der dem Reichen in der Hölle den Tropfen kühlenden Wassers aus seiner unendlichen Fülle verweigert.
Ich glaube, es ist schon ein Unterschied zwischen Vorbestimmen und Vorauswissen. Vorbestimmung läßt sich für mich viel schwerer, fast gar nicht eigentlich, mit dem freien Willen vereinbaren. Vorherwissen viel eher, obwohl es noch unbegreifliches Geheimnis bleibt. Übrigens ist «Vorherwissen» menschlich gesprochen, da Gott ja nicht an unsre Zeit gebunden ist, man müßte die Vorsilbe «Vorher» streichen und nur Wissen sagen.

Schmiedeknecht, Heinrich 1927–1945 **Recklinghausen**
Zu den Ferien habe ich mein erstes Engagement an eine auswärtige Bühne bekommen. Der Motor-HJ-Stamm Recklinghausen veranstaltete nämlich einen bunten Nachmittag, und da der Stammführer in Recklinghausen mich aus dem Sommerlager in Bilstein kannte, lud er mich ein, an dem bunten Nachmittag als «Heinz Rühmann» mitzuwirken. Die Sache wurde dann auch ganz groß, so daß uns ein Lazarett in Dorsten einlud, dort dieselbe Sache vor den Verwundeten zu machen. Auch dort hatten wir großen Erfolg, und letzten Sonntag haben wir unsern bunten Nachmittag noch einmal in Recklinghausen vor der Bevölkerung starten lassen. In den Ferien habe ich hauptsächlich an einem Elternabend unserer Gefolgschaft gemurkst, und mittlerweile ist aller Kram auch soweit fertig und braucht nur noch teilweise eingeübt zu werden.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. ausgefallen, nachts Alarm
2. Über Rechtschreibung und Zeichensetzung
   Radick wegen Unfug 1 Std. Arrest. Eltern benachrichtigt
3. Griechisch § 106/107 Lekt. 1 S. 1–2
4. Latein St. 14 extemporieren
5. Laufen, Freiübungen
6. Ringe, Bock, Staffel

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**
Gestern abends nach Achim gefahren, um meinen Unterführerkursus zu halten. Habe im Bahnhofshotel übernachtet. Unterricht in Bierden. Abends wieder zu Hause.
Wieder 16 Schiffe mit 89 000 BRT. versenkt.

Mackensen, Lutz *1901
Reichsuniversität Posen, Deutsches Seminar **Posen**
Der Direktor
An Herrn Professor Dr. Kutscher, München
Sehr verehrter Herr Kollege! Das Gespräch, das ich mit Ihnen am Schluß des so gemütlichen Beisammenseins nach Ihrem Posener Vortrag führen durfte, scheint Früchte tragen zu wollen. Die Stadt Posen zeigt sich ernstlich gewillt, an der Reichsuniversität ein Theaterwissenschaftliches Institut von größeren Ausmaßen zu gründen. Ich glaube nach wie vor, daß solch ein Institut für das Bühnenleben des Ostens, eine mittelpunkthafte Bedeutung erlangen könnte. Die Möglichkeit, in seinen Wirkungskreis auch die Fragen des Laienspiels einzubeziehen, eröffnet Ausblicke von großer kulturpolitischer Bedeutsamkeit.
Sie waren so liebenswürdig, sich bei Ihrem Posener Besuch dem Plan geneigt zu zeigen und ihm ihre Unterstützung zuzusagen. Darf ich Sie heute schon darum bitten, dieses Versprechen einzulösen? Es muß uns bei der Planung dieses Institutes wesentlich sein, aus berufenem Munde zu erfahren, wie sich der Theaterwissenschaftler den idealen Auf- und Ausbau des Institutes dächte. Ich bin unbescheiden genug, Sie zu bitten, Ihre Gedanken hierüber für uns zu Papier zu bringen. Es scheint geboten, weiterhin auch heute schon an die Personalfragen zu rühren. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß sich unserer Planung außerhalb Posens bald Widerstände entgegenstellen dürften. Um so wichtiger ist für uns Ihre Meinung und Ihr Rat.
Ich benutze die Gelegenheit, Ihnen zum Jahresbeginn meine aufrichtigen Wünsche auszusprechen.
Mit verbindlicher Empfehlung und Heil Hitler!
Ihr sehr ergebener Mackensen.

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**
Es werden Steuern erhoben auf die Nicht-Wachhunde – die Mehrzahl – von 80 bis 350 Francs. Was für arme Tiere werden nun auf die Straße gesetzt: moralisches Leid, und welch schreckliches Schicksal danach (wenn die Labore noch in Betrieb sind)! Es ist wirklich das erste Mal,

daß diese Steuern in diesem Maße ansteigen. Unschuldige Opfer des Krieges, die einzigen, wie die Pferde und die Zugtiere. Ich habe an die Pferde gedacht, als ich vor ein paar Tagen in einer Zeitung las, daß die russische Kavallerie wieder zum Vorschein gekommen ist. Welches Massaker da wohl die deutschen Maschinengewehre angerichtet haben! Alle diese Steuern, die ansteigen, und dann in diesem Maße, alles das, um die Beamten dicke zu bezahlen, deren Zahl sich seit dem Waffenstillstand verdoppelt hat, und um die Erzeuger von Nachkommenschaft zu bereichern, indem die Regierung bei Zuwachs ständig den Generösen und Wohltäter mimt auf Kosten unserer Taschen. Anscheinend steigt nun der Preis für einen Platz im Theater um einen obligatorischen «Solidaritätsbeitrag». Das ist einfach unanständig.

Moltke, Helmuth James von 1907–1945 **Berlin**

... Wir ziehen heute im Amt um, und zwar in das Haus des Fremdenverkehrs an der Potsdamer Brücke. Das hat verkehrsmäßig erhebliche Vorteile, denn jetzt halten alle Elektrischen und der Omnibus 28 vor der Tür. Sonst ist es jetzt dort wesentlich weniger schön. – Da ich mich noch immer erkältet fühle, beteiligte ich mich am Umzug so gut wie nicht. Ich sitze in einem leeren Zimmer im Haupthaus und lasse die anderen räumen.

Hans Adolf ist nach Madrid abgeflogen. Er sei völlig verstört. Er hat ja auch schreckliche Wochen hinter sich: Scheliha, seine Inspektorsorgen, seine Mutter im Sterben und dann diese Botschafteraufgabe. Der arme Mann. Weizsäcker soll gesagt haben, man habe ihn tüchtig in die Zange genommen, obwohl er nicht nach Madrid gewollt habe, und es sei ihm eigentlich nur die Wahl geblieben zwischen der Botschaft von Madrid und dem K.Z.

Reichssicherheitshauptamt, Amt IV **Berlin**

Meldungen wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse

Nach der Mitteilung der Staatspolizeistelle Schwerin wurde im Dezember 1942 in den Heinkel-Werken in der Handölpumpe einer He 111 ein kleines Papierknäuel vorgefunden. Bei der gleichen Maschine wurde in der Kraftstoffzuführung des linken Motors eine Gummischeibe festgestellt, die die ordnungsmäßige Kraftstoffzufuhr verhinderte. An 4 weiteren Flugzeugen Typ He 111 wurden die Sauerstoffanlagen durch Zusammenkneifen der Zuleitungsrohre, die aus 4 mm dicken Kupferleitungen bestehen, unbrauchbar gemacht.

Jellinek, Oskar 1886–1949 **New York**

An Martha Kautsky

Liebe Martha,

Wir erhielten über Argentinien ein ergreifendes Schreiben meines Schwagers Ludwig, wenige Tage vor der Verschickung geschrieben, das allen seinen Briefen, die sich immer durch Ruhe, Fügung, Mut und – so unglaublich es klingt – Humor auszeichneten, die Krone aufsetzt. Die Verbannung erfolgte dort – in gespenstischer Ordnung – nach «Los». Eine ihm befreundete Dame, jetzt in Argentinien, hatte den Plan, ihn mit der in Brünn zurückgebliebenen Mutter ihres Gatten zu verheiraten und die beiden dann als «Eltern» anzufordern. Vergebliche Kombination. Sie hatte ihm auch seinerzeit geraten, von der Hochzeit Gerdas in Paris nicht mehr nachhause zurückzukehren. Er beklagt es, diesem Rate nicht gefolgt zu haben und jetzt «doch schweren Herzens» vor dem «Abgang nach fast siebzigjährigem Heimsein» zu stehen. Und dann wagt er, das Folgende zu schreiben: «–ja, das Schicksal schlug zu, wofür, muß die Weltgeschichte lehren, die ich wohl nicht mehr lesen werde. Hätte ich, so wie jetzt, diese früher gelesen, z. Bsp. Memoiren Buelow, Memoiren Bismarck und so manche, ich wäre klüger gewesen, als 47 Jahre hier zu arbeiten.»

Stets Euer Oskar

Klöntsch, Herta *1916 **(U-Gefängnis Berlin, Kaiserdamm)**

Was draußen los war, erfuhren wir überhaupt nicht. Es geschah aber offensichtlich eine ganze Menge. Eines Abends hörten wir keine russischen Lieder mehr singen. Sie waren über Nacht abgeholt worden. Bei den Frauen wurde es stiller, aber jedesmal, wenn eine Neue hinzukam, war es sicher eine Schwester oder Kusine, und es wurden Freudentänze und -gesänge aufgeführt. Bei den Jüdinnen war es doch immer gedrückt und bedrückend. Die Saaltür ließen wir immer etwas länger offen, und wir unterhielten uns mit ihnen. Da hörte ich von einer, sie war schon lange mit einem arischen Beamten verheiratet, sie war Dänin, man hätte ihr zugesagt, sie käme erstmal in ihre Heimat. Ihr Mann sollte sich von ihr scheiden lassen, erst wollte er nicht, dann wollte er doch; wohl unter Druck, und sie erhängte sich in dem vollen Saal. Keiner wollte etwas gemerkt haben.

Kurze Zeit später kam ein Mannschaftswagen, drei Männer, und alle aus dem Saal wurden abgeholt. Mit Tritten und Stößen mit den Gewehrkolben in den Wagen gestoßen. Einigen wurden die Pelze vom Leib gerissen. Wir sahen das alles von oben.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30	Ankunft in Berlin
11.30	Glückwunsch b. Rosenberg
12	SS Gr.F.Krüger
13.30–16.30	Glückwunsch Reichsmarschall
17	Gen.von Unruh

...

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Der Häftling Ignacy Mrnka wird bei der Flucht gefaßt und in den Bunker von Block 11 eingeliefert. Er wird am 14. Januar 1943 nach einer Selektion in den Bunkern erschossen. [...]

Der SS-Lagerarzt führt im Häftlingskrankenbau, Block 28, eine Selektion durch, wobei er 35 Häftlinge, die keine schnelle Gesundung erwarten lassen, aussucht. Diese Häftlinge werden am selben Tag mit Phenolspritzen getötet.

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 123 Häftlingen eingeliefert; 18 Tote stammen aus dem Nebenlager Buna und acht aus dem Nebenlager Golleschau.

Zwischentext zum 12. Januar 1943

Reimann-Möller, Ruth *1928 **Burg bei Magdeburg**

Erinnerungen an den Herbst 1944

Bannführer im Bannkreis

Seinen Namen habe ich vergessen, seinen Vornamen auch, obwohl man ihn ja damit angeredet hat, doch an die Geschichte habe ich im Laufe der Jahrzehnte öfter denken müssen, immer dann, wenn im Herbst weiße Nebel zwischen hohen Tannen stehen, die eben noch Gefährten glücklicher Sommertage, plötzlich abweisend, majestätisch aufragen in kältere Luft; – wenn rote Beeren eines Unterholzes in den letzten schüchternen Sonnenstrahlen leuchten; wenn ein Teppich bunten Laubes unter kahlen Linden, Birken, Eschen, Buchen zum Drüberschreiten lockt – winterwärts.

Ich hielt ihn für einen «abgedankten Soldaten», den der Krieg nicht mehr brauchen konnte wegen einer Verwundung am Bein, für einen Major von Tellheim, der in dieses «Kaff», in diese sterbenslangweilige Kleinstadt Burg bei Magdeburg geschickt worden war, damit er dort noch einen Dienst fürs Vaterland tun konnte, geringerwertig, als Bannführer in der Hitler-Jugend: Bann 66 Burg, Gebiet 23 Mitte Mittelelbe.

«Minna von Barnhelm», 2. Aufzug, 9. Auftritt:

Ich bin Tellheim, der an seiner Ehre Gekränkte,
der Verabschiedete, der Krüppel, der Bettler. –

Vielleicht war er selber ganz zufrieden mit dem gelinden «Heimatschuß».

Ich traf ihn ab und zu im «Bethanienschloß», wie wir unsere Banndienststelle nannten, die vormalige Kaserne des Alten Fritzen in der Bethanienstraße, denn ich hatte dort öfter zu tun, seit Annedore Reese, unsere neue Bannmädelführerin, mich auf Zuruf früherer Mitschülerinnen als «Pressereferentin» ausersehen hatte, als ich 16 Jahre alt war. Er war menschlich, kehrte nie den Vorgesetzten heraus, konnte über unvorschriftsmäßige Uniformbekleidung frozzeln. Wir trugen bei strengem Frost unter unserem dunkelblauen Golffaltenrock eine der neu in Gebrauch gekommenen dunkelblauen Schihosen, die für sich allein nicht schick genug saßen. Damit sahen wir in seinen Augen aus, als hätten wir uns eine Schürze umgebunden.

Ich traf ihn auch bei längeren Sitzungen des «Kulturausschusses» in der Kreisverwaltung, Bahnhofsstraße, wo so oft die Aufrechterhaltung des Burger Kulturlebens durch Laienkräfte unter der Leitung von Flücht-

lingskünstlern beraten werden mußte. Von da aus begleitete er mich einige Male nach Hause durch den Flickschuhpark bis an die Ihlebrücke – aber weiter wollte er nicht mitkommen. Weiß nicht, ob er sich nach anstrengendem Tag noch etwas in frischer Luft ergehen wollte bei uns im Park in der schönen Platanenallee zwischen Ihle und Schwanenteich. Sein Gehen war manchmal mühsam, darum hängte er sich bei mir ein, und ich stützte gern den Kriegshelden, der sich seine heilen Knochen für uns im Krieg hatte zerschießen lassen. Er war mittelgroß und fahlblond, ziemlich elegant in Breecheshosen und hohen schwarzen Stiefeln, mit Auszeichnungen dekoriert, vielleicht Mitte Dreißig – ein ganz und gar ungewöhnlicher Begleiter für eine Jugendliche aus der Ihlestraße in Burg-Ost: Mensch anderen Standes, Übermensch, Träger der Staatsidee. Ich war ihm dankbar, denn alle Frauen aus der Ihlestraße gruselten sich bei Dunkelwerden im Park.

Bei der Ihlebrücke küßte er mich, es war noch hell. Frau T., die ja meist im «Ihleschlößchen» «oben aus dem Fenster hing», hätte uns nicht sehen können, denn uns deckte der hohe Mehlbeerenbaum in der rechten Rabatte am Ufer, aber Bodenburgs und Pirius' in ihrem Neubau jenseits hatten freie Sicht über ihren Froschkönigbrunnen und die Ihle, was sollten die bloß denken?

Vor allem: Ich! – Was sollte ich denken?

«Wir verehren deine Frau, wir vom BdM», sagte ich zum Bannführer, «wir finden es toll, daß sie nun das Mutter-Ehrenkreuz bekommen hat, denn das ist ja wahr: vier kleine Kinder aufzuziehen ist auch ein schwerer Dienst fürs Vaterland. Warum verehrst *du* sie nicht auch, sondern willst ihr untreu werden?»

Er antwortete: «Das verstehst du nicht!» Er wundere sich über «so reife Gedanken» bei Mädchen meines Alters, da seien ja gleichaltrige Jungen ganz anders. Damit glaubte ich ihn auf Distanz gebracht zu haben.

Was dann in der Mathematikstunde passierte, hatte es noch nie gegeben: Es öffnete sich die Tür und der Direktor Dr. Tschersig (der sich höchstpersönlich über die ausgetretene Stiege zu unserer Klasse bemüht hatte) teilte mit, in seinem Büro sei ein Anruf des Bannführers empfangen worden mit dem Auftrag für mich, Pressestellenleiterin Ruth, in ein auswärtiges Schulungslager zu kommen mit der Kleinbahn um die und die Zeit; Aufbruch sofort. «Das ist unerhört», sagte Fräulein Dr. Propp, und ihr strenges, großflächiges Gesicht wurde ganz spitz, «kann man uns denn jetzt schon die Schüler aus dem Unterricht herausholen?» Beide Lehrer waren als Regimekritiker bekannt.

Ich selbst wußte ebenfalls nicht, was «Man», was die Partei konnte oder

nicht, sah von einem Akademiker zum andern und auf meine schweigende Klasse, die mir wohl gönnte, der Katastrophe Mathematik für diesmal entgehen zu können.

Dann machte ich mich auf mit meiner Schultasche zum Hintereingang Jakobistraße hinaus über den Paradeplatz nach dem Kleinbahnhof Burg-Mitte am Ende der Magdeburger Straße. Vermutlich war eine außergewöhnliche Reportage zu schreiben über kriegswichtige Arbeiten von Hitler-Jungen: «Ein besonderer Einsatz für den Sieg» – vielleicht auch nur ein Bericht: «Ein Tag im Schulungslager». Die liebe Bimmelbahn brachte mich schnaufend, qualmend, dampfzischend («Blumen pflücken während der Fahrt verboten!») ostwärts durch die Wälder. Grabow, Stresow, Rogäsen, Wüstenjerichow, Magdeburgerforth, so hießen da die Stationen. Irgendwo stieg ich aus. Ein ehemals adeliges Schloß in dieser Gegend diente jetzt der Jugend zu Fahrt und Lager. Zwei uniformierte Jungen meines Alters nahmen mich in Empfang, denn es war noch eine gute Strecke zu gehen von der Bahnstation durch einen Wald.

Von einem festen Wege, der rechts und links von beschnittenen Buchenhecken wie von einer lebenden Mauer begrenzt war, bogen wir nach rechts ab in den Wald, der viel, viel schöner war als das Burger Bürgerholz mit seinen eigentlich häßlichen kahlen Kiefernhochstämmen auf totem Boden. Hier gab es Laubwald mit Unterholz in Herbstfarben. Nebel stand zwischen ragenden Kronen hoher Tannen und unter ihren Zweigen, deren bodendeckenden Abwärtsschwung ich als vornehm und elegant empfand.

Plötzlich traten die schönen Bäume gestaffelt zurück, und auf einer Lichtung lag das Schlößchen vor mir.

Pimpfe in Braunhemden saßen drinnen im Speiseraum an langen Tafeln beim Mittagessen, Blechlöffel klapperten, als ich mit meinen beiden Begleitern eintrat. Der Bannführer lud mich zum Essen ein. Sogleich fragte ich ihn, was es Aufregendes zu schreiben gäbe für das Burger «Käseblatt». Das wolle er mir gleich mitteilen, sagte er, aber nicht hier am Tisch, sondern nach dem Essen, dann wollten wir in sein Zimmer gehen. Es klang geheimnisvoll. Ob es vielleicht etwas mit Spionage zu tun haben könnte hier beim Truppenübungsplatz Altengrabow, mit Spionageabwehr? – Pst! Feind hört mit! Während der Begrüßung und des Essens fühlte ich mich von den 10–14jährigen Pimpfen hämisch grinsend betrachtet. Wieso bloß? Sexistische Bemerkungen wurden an den langen Tischen laut, wie ich sie aus der Nachbarschaft meines Geburtshauses, der alten Ziegelei «Neu York», von Leuten aus den dazuge-

hörigen Schlichtwohnungen, der sogenannten Langen Reihe, kannte ... Um mich vor den Obszönitäten dieses Primitivjargons auf Dauer zu retten, war ich als Arbeitertochter in eigenwilligem Alleingang Oberschülerin geworden, jetzt dank meines Klassenlehrers Dr. T. angefüllt vom Wohllaut der Dichterworte – beinahe wie Quadflieg ... Holte die Lange Reihe mich hier wieder ein?

In der trägen Stimmung der Nachessenszeit ging der Bannführer endlich mit mir in sein Zimmer. Ich war voller Tatendrang. Zuerst küßte er mich. Aber nun solle er endlich rausrücken mit dem Auftrag ... Jetzt mußte ich auf seinem Schoß sitzen. Ach du liebe Zeit, naja, wenns denn sein muß, aber wenigstens das Thema könnte er doch jetzt schon sagen! – Der Bannführer begann mich auszukleiden, und endlich begriff ich: Das Thema war «Liebe», von einer Reportage war überhaupt nicht die Rede. Ich tumbe Törin, um nicht zu sagen: ich dummes Stück, war in eine Falle gegangen: zu einem Schäferstündchen bestellt und gekommen.

Da hatte ja mein Bannführer eine total falsche Personalentscheidung getroffen! Denkbar, daß manche Kameradin von mir gern auf seine Wünsche eingegangen wäre. Aber ich doch nicht! War es denn möglich, daß man als Funktionsträger der Partei nicht stets und ständig Führer, Volk und Vaterland im Sinn haben konnte? Diese persönliche Schwäche wollte ich ihm gern verzeihen, aber nun mußte ich gegen ihn kämpfen, damit er nicht zum Verräter werden konnte an seiner Frau, der aufopferungsvollen Mutter kleiner Kinder ... «Mütter, euch sind alle Feuer, alle Sterne aufgestellt ..., an der Ehe an sich, an den 10 Geboten für die Gattenwahl, die er doch zu predigen hatte. Gedenke, daß Du ein Deutscher bist! ... Halte deinen Körper rein! ... Suche dir keinen Gespielen, sondern einen Gefährten für die Ehe ...»

Zwar was der Bannführer mit mir zu tun vorhatte, beschäftigte meine Phantasie schon lange. Aber, wie meine Tante Anna Luise, wartete ich auf «den Richtigen». Eines Tages würde er mir auf die Schulter tippen und sagen: «Hier bin ich!» Für Liebhaber der schnellen Abenteuer konnte ich ja höchstens ein müdes Lächeln erübrigen!

In mein Oktavheft mit Sentenzen klassischer Dramen und Bonmots aus dem Munde von Dr. Tschersig hatte ich auch diesen Vers eingeschrieben:

Das ist die rechte Ehe,
wo zweie sind gemeint,
durch alles Glück und Wehe
zu pilgern treu vereint.
Der eine Stab des andern
und liebe Last zugleich,
gemeinsam Rast und Wandern
und Ziel das Himmelreich.

Von Rosi Konko hatte ich den Spruch, die wollte katholische Pfarrhelferin werden.

Wie kämpft man gegen seinen Bannführer? Ist man Brunhild, bindet man ihn und hängt ihn an die Wand wie König Gunther. Mir blieb nichts weiter übrig, als mit langen Armen einen Bannkreis um mich zu schaffen und den Bannführer auf Distanz zu halten. Manchmal rollte ich mich ein wie ein Igel. Der Kampf dauerte lange. Plötzlich, nach ein paar besonders harten Zugriffen, war er beendet. Hatte der Bannführer jetzt gesehen, daß ich nicht entjungfert war? Ließ er deswegen von mir ab? War es ihm zu mühsam, mich zu bändigen wie eine Zicke am Strick?

Die Atmosphäre war nicht entspannt. Schlecht gelaunt erlaubte der Bannführer, daß ich mich auf den Heimweg machte. Ich rannte aus dem Zimmer auf die Diele, als Küchenfrauen schon die Abendbrotteller über die Diele in den Eßraum trugen und schnell aus dem Haus ohne Besinnen. Schularbeiten mußte ich ja auch noch machen.

Der Wald war klar und kalt. Es dunkelte. Am Ende der Schloßallee unter den ersten Tannen sah ich mich um zu dem Lager. Die beiden Kameraden, die mich heute mittag hierhin geleitet hatten, würde der Bannführer mir jetzt nicht zur Eskorte hinterherschicken. Würde ich den Rückweg jetzt allein finden im dunklen fremden Wald? Ich faßte trotzigen Mut und tauchte ein ins Tannendunkel. «Der Mörder» konnte ja nicht wissen, daß ich jetzt gerade kam, vielleicht war er deswegen gar nicht da.

Lautlos sang ich ein bißchen: «Ich armes welsches Teufli, ich kann nicht mehr marschieren, marschieren, ich kann nicht mehr marschiern ...» Morgen 6. Stunde Chor, Fräulein Biermann! – «Hohe Tannen weisen die Sterne ... liegt das Lager in weiter, weiter Ferne, doch du Rübe ...» Rübezahl? –

«Heilige Nacht, oh gieße du
Himmelsfrieden in dieses Herz.
Schenk dem armen Pilger Ruh,
holde Labung seinem Schmerz.
Hell schon erglühn die Sterne
blinken aus weiter Ferne,
möchte zu euch so gerne
fliehn himmelwärts!

Rosi Konko, das Lied, das du mir so oft auf dem Klavier vorspielen mußtest, hat auch ein deutscher Soldat gespielt, Heiligabend 1942 in den Trümmern von Stalingrad, wie wir in der «Wochenschau» gesehen haben. Wenn ich daran denke, wovor er sich zu fürchten hatte, dann kann ich hier wohl getrost durch den Wald gehen. Du bist fromm, liebe Freundin, ach bete mit für mich!

Glücklich erreichte ich die Bahnstation. Die Bimmelbahn allerdings, die *fuhr ja nicht in so regelmäßig kurzen Abständen wie die Elektrische in Magdeburg!* Ich hatte Glück, daß sie heute überhaupt noch eine Tour machen würde zurück nach Burg. Unter einer milchigen Lampe am Bahnhofsgebäude wartete ich, versuchte zu lesen in unserer Lektüre «Michael Kohlhaas», kam aber gar nicht zurecht mit Kleistens seitenlangen Schachtelsätzen unter diesen erschwerten Umständen. Die Kälte verklammte mir die Finger, da packte ich das Buch weg und weinte ein bißchen: Ein Mensch, der eigentlich Liebe, Zärtlichkeiten, Intimitäten mit mir hatte austauschen wollen, bringt es fertig und läßt mich in Kälte und Einsamkeit umherirren.

Das Fräulein (2. Aufzug, 1. Auftritt):

Es sind nicht alle Offiziere
Tellheims.

«Wo kommsten jetzt erst her?» fragte aufgebracht meine Mutter, Fabrikarbeiterin Trudchen, die nach ihrem Feierabend kein Essen vorgefunden hatte, wie sie es gewohnt war. Hast dich woll mit'n Kerl rumjedrieben, wa?»

Ich beschloß anderntags, das Erlebnis als nicht geschehen zu betrachten. Meister im Verdrängen war ich ja, da glaubte ich ernsthaft, der Bannführer, wir alle, könnten weiterleben, als seien wir «die Gestrigen noch». «Bannführerliebchen!» Das höhnische Rufen zweier Kameraden in der Deichstraße zeigte mir an, wie sehr ich mich irrte.

v. Tellheim (4. Aufzug, 6. Auftritt):

Es ist eine nichtswürdige Liebe
die kein Bedenken trägt, ihren
Gegenstand der Verachtung auszusetzen.

«Das Gerücht», ekliger Wurm aus häßlichen Fratzen zusammengesetzt, der an allen Fensteretagen vorbei durch die Straße zieht, – beim Glaser Graßhoff in der Brüderstraße hing so ein Bild im Schaufenster. Jetzt bedrohte es mich. Wie dem entgegentreten? Die Kameraden aus der Deichstraße liefen schnell weg, als ich sie zur Rede stellen wollte, sie wollten eine andere Wahrheit von mir gar nicht hören! Proppmarie und Dr. T. fragten niemals nach, ob mein Fehlen gerechtfertigt war.

Schließlich beruhigte ich mich mit Hilfe eines Spruches der von Dr. T. erwähnten Skeptiker der Antike, der eine suggestive Wirkung hat:

Es ist nichts!
Es ist nichts denkbar!
Es ist nichts mitteilbar!
Es ist nichts.

Heute denke ich, daß es sich bei meiner «dienstlichen» Abberufung vom Schulunterricht durch die Partei um eine Männerwette gehandelt haben könnte.

Mittwoch, 13. Januar 1943

Sprich zu meiner Seele: Ich bin Deine Hilfe.
PSALM 35,3

Chaque jour suffit sa peine.
TAGEBUCH QUAATZ

Ostfront unerschütterlich
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**

Blutdruck 137/97 mm Hg. Injektion wie immer, Schlaf wie immer schlecht.

Schmidt, Paul Karl *1911 **Berlin**

Geheime Reichssache

Aufzeichnung über die Unterredung zwischen Reichsaußenminister Ribbentrop und dem Marschall Antonescu und Vizeministerpräsidenten Mihai Antonescu auf Gut Steinort am Abend des 11. Januar

[...] Über die Lage im Osten habe der Führer eingehend gesprochen. Sie sei schwer, aber man dürfe der Überzeugung sein, daß die Russen in diesem Jahr immer schwächer werden würden. Die aus Kujbischew einlaufenden vertraulichen Nachrichten zeigten deutlich, daß Rußland großen Ernährungs- und Transportschwierigkeiten ausgesetzt sei und daß es ihm an Menschenmaterial zu mangeln beginne. Des Männermangels wegen verwendeten die Russen die Frauen in einem ungeheuren Ausmaß. Bis zu einem gewissen Punkt würden sich die Russen unter diesen Umständen vielleicht halten können, dann aber sei der Abstieg sicher. Im letzten Weltkrieg habe Rußland auch erst nach 2½ Jahren die Waffen gestreckt. Deutschland bekämpfe Rußland erst 1½ Jahre und habe angesichts der Tatsache, daß die Russen jetzt viel stärker seien als unter dem zaristischen Regime, keine schlechten Ergebnisse erzielt. Es würde sich im Osten eine Lage ergeben, in der die Russen zu keinerlei

Offensive mehr fähig sein würden. Damit wäre dann der Krieg im Osten gewonnen. Diese Lage würde vielleicht schon in diesem Jahr eintreten. [...]
Anschließend an diese Unterredung fand ein Abendessen in Gut Steinort statt, worauf der RAM die rumänischen Herren zum Zuge geleitete.
Schmidt

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

9. Roosevelt habe eine neue Vorlage für ein erweitertes Schiffsbauprogramm vorgelegt. Das erste große Budget sei also bereits überholt. In diesem Zusammenhang wird daran erinnert, daß Roosevelt in seiner Rede die Schiffbaufrage nicht erwähnt habe. Später habe er erklärt, er habe diesen Punkt vergessen und trüge ihn hiermit nach. Diese Vergeßlichkeit soll ihm von der deutschen Presse nicht geschenkt werden. Deshalb verzeichnen.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Die Deutschen melden neue fürchterliche Verheerungen, die ihre U-Boote unter den Transportflotten, hauptsächlich den für Afrika bestimmten, angerichtet haben. Vielleicht liegt hierin wirklich einer der Gründe für die unbefriedigende Kriegslage in Afrika. Ich empfinde es als eine Bestätigung der deutschen Meldungen, daß London sie nicht erwähnt, aber mit anderen, allgemein gehaltenen Nachrichten auftrumpft, wie zum Beispiel: Nachschub für die Verbündeten hat Nordafrika erreicht, amerikanische und kanadische Verstärkungen sind in England angekommen. [...]
Ich entnehme meiner heutigen Zeitung mehrere, England betreffende Nachrichten, die zu meinen eigenen Gedanken passen. Das deutsche Oberkommando stellt die irreführende Berichterstattung der britischen Admiralität gebührend bloß. In der englischen Presse wird eine bessere Bekämpfung der U-Boote dringend gefordert, *«damit eine Verzögerung des Sieges vermieden werde»*. (Deutschland behauptet, daß es täglich ein U-Boot herstelle.) Ein britischer Admiral sieht in erheblich gesteigerter Schnelligkeit der Transportschiffe ein geeignetes Mittel. Ferner gibt eine englische Zeitung der allgemeinen Beunruhigung Ausdruck, die das anhaltende Stillschweigen über die Lage in Tunesien, das Ausbleiben der gleichzeitig mit der russischen geplanten Offensive usw. hervorgerufen habe. (In der Tat ließ man uns die Bildung einer Zweiten Front im europäischen Mittelmeer-Raum noch vor Neujahr erwarten.)

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Heute nacht heftige Windböen, mit wildem Durcheinander am Himmel, Blitzen, Donner und Windstößen, die zweimal hintereinander einen Lärm machen wie ein Bombenabwurf. Ich stehe auf, um die Fenster fest zu schließen, die man, wegen möglicher Explosionen, vorsichtshalber angelehnt gelassen hat. Ich höre Victor schreien: «Chacha! Komm und mach mein Fenster zu!» Er ist fünfzehn Jahre alt. Seine Großmutter steht unter seinem Befehl. Es käme ihm nicht in den Sinn, sich auch nur die geringste Geste für die Hausgemeinschaft abzuverlangen; und auch mir war nichts anderes übriggeblieben, als selbst auf die Leiter zu steigen, um die Deckenleuchten im Korridor blau anzustreichen. Als ich Victor gebeten hatte, es freundlicherweise tun zu wollen, hat er mir einfach «Nein» geantwortet, ohne auch nur den Kopf zu heben. Er war damals gerade damit beschäftigt, die Flakgranatenhülsen glatt zu feilen; er sammelt sie mit dem Hintergedanken, sie später Liebhabern als «Kriegssouvenirs» zu verkaufen.
Und dennoch erklärt er, Kommunist zu sein, und zwar ein «atheistischer Kommunist», denn «das eine kann man nicht ohne das andere sein». Das spricht er seinem Kameraden Lévy nach, der ihm die Doktrin beibringt. Um seine Position zu verteidigen, hat er sich sogar ein ganzes Arsenal von Argumenten zugelegt, denn er diskutiert gern, wobei er übrigens nicht versucht, den Gegner zu überzeugen, sondern ihm den Mund stopfen und das letzte Wort behalten will, sollte er auch, nachdem der andere gesprochen hat, denselben Satz hartnäckig wiederholen müssen. Und dabei ist er gewiß nicht dumm. Er wird es zu etwas bringen; dessen ist er sich sicher.

Lord Moran 1882–1977 **Casablanca**

Ich traf den PM in gehobener Stimmung an, froh erregt bei dem Gedanken, wieder einmal reisen zu können. Der Flugplatz bei Oxford war winterlich, feucht und trüb; aber zehn Stunden später frühstückten wir schon in einem Bungalow außerhalb von Casablanca, bei strahlendem Sonnenschein unter blauem Himmel, und verzehrten Apfelsinen, die samt ihren Blättern auf den Tellern lagen.
Der PM ist voller Lebensfreude, obwohl er eine schlechte Nacht hinter sich hat. Im Heck des Bombers waren zwei Matratzen nebeneinander ausgelegt worden, eine für den PM und eine für mich. Die übrige Reisegesellschaft schlief in ihren Sesseln. Ich erwachte plötzlich und merkte, daß der PM in den unteren Raum kroch, wo Portal schlief. Als er ihn kräftig am Arm schüttelte, wollte ich wissen, was los sei. Winston

sagte, er habe sich die Zehen an den Drähten der improvisierten Heizanlage am Fußende unserer Matratzen verbrannt. «Sie sind glühend rot», sagte er. «Die Benzindämpfe werden eine Explosion verursachen. Es dauert nicht lange, und wir fliegen in die Luft.»

Winston war völlig mit diesem Problem beschäftigt; das einfachste schien, die Heizung ganz abzustellen. Wie lange ich geschlafen habe, nachdem wir uns wieder hingelegt hatten, weiß ich nicht, doch als ich abermals erwachte, sah ich den PM auf den Knien, wie er eine Decke an die Seitenwand des Flugzeugs drückte, um sich vor der Zugluft zu schützen. Er zitterte vor Kälte: wir flogen immerhin mitten im Winter über zweitausend Meter hoch in einer ungeheizten Maschine. Ich stand auf, und wir bemühten uns ohne viel Erfolg, den eisigen Luftzug fernzuhalten.

Der PM ist bei einer solchen Reise übel dran, weil er nachts nur ein seidenes Hemd trägt. Auf Händen und Knien bot er mit seinem dicken weißen Hinterteil einen wunderlichen Anblick.

Lord Alanbrooke 1883–1963 **(Casablanca)**

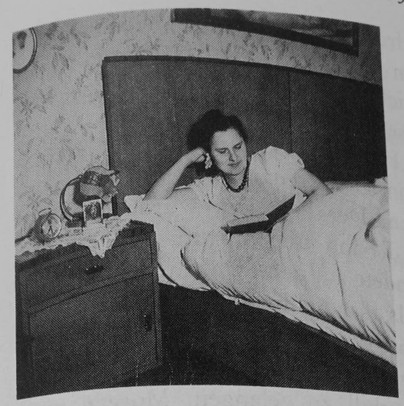
Nach einem herrlichen Flug an der Küste entlang kamen wir um 11 Uhr in Casablanca an. Hier wohnten wir in einem sehr komfortablen modernen Hotel direkt vor der Stadt. Nebenan zwei moderne Villen, eine für Winston, die andere für Roosevelt. Churchill kam gleichzeitig mit uns an, Roosevelt wird morgen erwartet.

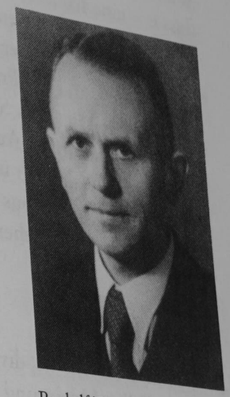
Bei der Festlegung unserer künftigen Mittelmeerstrategie hatten wir lange Auseinandersetzungen darüber, ob wir nach der Säuberung Nordafrikas erst in Sizilien oder in Sardinien landen sollten. Ich sah wenige Vorteile in der Wahl Sardiniens und war ganz für Sizilien; die Entfernungen waren geringer, die Landungen konnten besser unterstützt werden, und es lag auf dem direkten Weg nach Italien. Es gab einige Meinungsverschiedenheiten zwischen uns und den Planungsoffizieren, die Sardinien bevorzugten. Ihr Argument war, daß mit geringerem Widerstand am Strand zu rechnen sei und daß die sardinischen Flugplätze gegen Italien günstiger lägen.

Wir einigten uns schließlich auf Sizilien, und es war dann auch die Landung auf Sizilien, die ich den Amerikanern als unser nächstes Ziel unterbreitete.

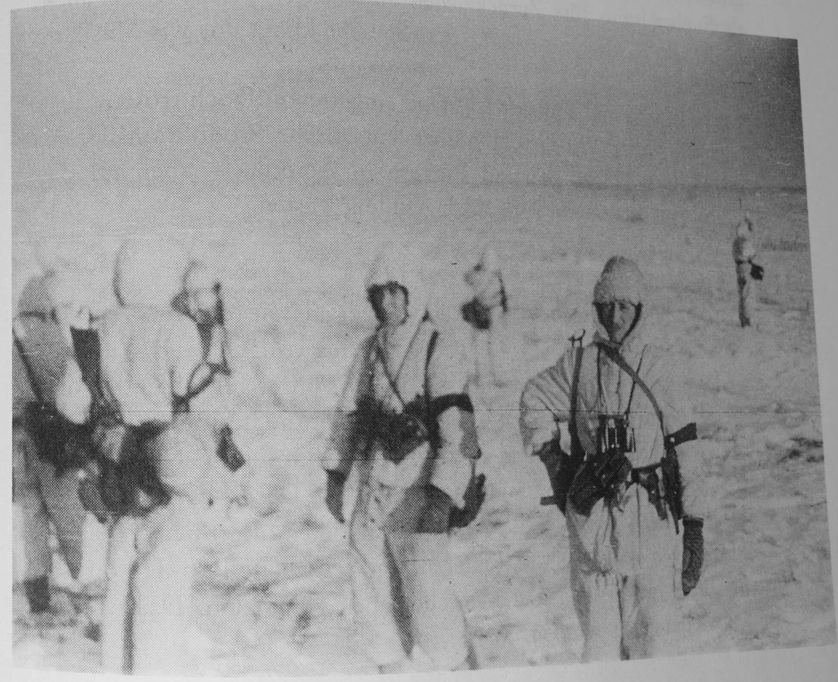
Hopkins, Harry Lloyd 1890–1946 **Bathurst, Westafrika**

Auf diesem Flugzeug servieren sie einen Cocktail – alle fühlten sich recht wohl, so daß wir gestern abend vor dem Essen einen nahmen. Aber jeder





Rudolf Tjaden, 1943



war hundemüde, so daß wir uns früh hinlegten. Der Präsident schlief lange, es war seine erste Nacht im Flugzeug, und er wachte in bester Laune auf. Schließlich zog ich mich an, nachdem wir Land gesichtet hatten. Eine lange, ermüdende Reise von 18½ Stunden.
Wir landeten hier in diesem großen Hafen an der Mündung des Gambiaflusses – eine frühere Sklavenstation. Der Kreuzer Memphis und einer unserer Zerstörer liegen im Hafen. Der Präsident wurde an Deck getragen, und einer der Männer, die ihn trugen, glitt an Deck des Kreuzers aus, und der Präsident landete auf den Planken. Wir speisten mit dem Kapitän. Dies Schiff ist als Flaggschiff gebaut worden – der Präsident wohnt in der Admiralskabine und ich neben dem Kapitän. McIntyre hörte, daß wir über 4000 m hohe Gebirge fliegen müßten, um zu unserem Rendezvous mit Churchill zu gelangen. Morgen muß deswegen etwas geschehen, denn diese Höhe hält der Präsident nicht aus.

Smeding, H. J. **Amsterdam**
In Rußland halten die diversen Offensiven an; die Zeitungsberichte waren auffallend klein und sprachen lediglich von abgeschlagenen Angriffen, derweil der Terminus «elastische Front», der vergangenes Jahr als Euphemismus fürs Zurückziehen auftauchte, unsern Geist auch wieder sehr elastisch entspannt. Diese Sprache klingt uns wie Musik in den Ohren!
Nur in Tripolis und Tunis ist Stillstand eingetreten. Doch trösten dich Radio-Optimisten mit Berichten über fantastische Produktionsziffern von Schiffen, Flugzeugen und Panzern in Amerika – aber auf die Resultate müssen wir vorläufig noch geduldig warten.

Gerken, Mable R. **USA**
Nieten herauszunehmen ist viel schwieriger als sie einzusetzen. Es gehört ein Trick dazu, den der Lehrer kennt, aber es dauert eine Zeit, bis man das versteht. Die Hauptsache ist, daß der Bohrer gerade und in der Mitte der Niete liegt. Der Kopf ist nämlich abgerundet, und der Bohrer läuft gewöhnlich zur Seite und zerkratzt das Aluminium. Das geht so schnell, daß man es erst merkt, wenn es zu spät ist. Das ist die eine Sache, die wir nicht zu tun wagen, wenn wir an einem Bomber arbeiten. Zerkratzungen schwächen das Material, und schwache Punkte können einen Unfall hervorrufen und Menschenleben gefährden. Das ist uns immer wieder gesagt worden.

Schleier, Rudolf 1899–1959
Telegramm an das Auswärtige Amt **Paris**
Citissime
Nur als Verschlußsache zu behandeln
Frankreich soll bis zum 15. März 250000 Arbeiter für das Reich stellen, davon 150000 gute und tüchtige Metallfacharbeiter. Damit die französische Produktionskraft nicht geschwächt werde, sollen für die französische Rüstungswirtschaft für jeden abgezogenen Facharbeiter möglichst sofort zwei Anlernkräfte aus der übrigen Wirtschaft zur Verfügung gestellt werden. [...]
Bei der Durchführung dieses Programms werde wie bisher das System der Relève angewandt, so daß wiederum für die 150000 Facharbeiter 50000 französische Kriegsgefangene in die Heimat beurlaubt werden.

Jürgens, Friedrich-Wilhelm *1926 **Wangerooge**
Heute und morgen müssen alle Frauen der «Frauenschaft» ins Bahnhofshotel.
Unter der Anleitung von Frau Donath sollen Hausschuhe für Lazarette hinter der Ostfront genäht werden.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**
Alarm von 5.58 bis 6.58 Uhr. Ein Alarm, der sich gewaschen hat. Mauz [kleine Tochter] grippekrank mit 39 Grad Fieber. Gretel mit den beiden Jungen im Keller, ich mit Mauz im Wohnzimmer. Die Flieger sehr niedrig, erstaunlich wenig Flak und wenig Scheinwerfer, wegen der niedrigen Wolkendecke.
Ein Ausblick zeigt, daß im Krankenhaus Licht brennt, ein verteufelt gefährlicher Fall bei diesem sichtlosen Waschküchenwetter. Immer wieder kommt ein tieffliegender Tommy über uns. Auf einmal ein furchtbarer Knall, das Haus tanzt, Türen und Fenster klirren. Mauz jammert, daß ihr Püppchen allein und schutzlos oben liegt. Sie ist erst beruhigt, als ich es in einer Feuerpause hole. Als es brenzlig wird, spiele ich mit ihr, um sie abzulenken. Wir sind heilfroh, als der Spuk aufhört.
Bilanz: Bombe dicht bei der Etzelkaserne, in der alle Fensterscheiben zertrümmert und die Rahmen herausgerissen sind. Ebenso Stüttgenhof. Die Bombe ist zwischen Hof und Kaserne für das Wetter erstaunlich treffsicher gelandet.

Ernst F. **Propagandakompanie in der Nähe von Stalingrad**

An seine Frau

Mein liebstes, treues und braves Herzelein!

Wie ich Dir ja schon schrieb, sitzen wir noch in W. Voraussichtlich soll es morgen wieder weiter gehen. Na, abwarten. Ich möchte schon noch eine Weile hier bleiben. Das Quartier ist ganz ausgezeichnet. Unsere Betten sind ein Gedicht. Na, und dann die vielen Abwechslungen. Im Soldatenheim kann man bei herrlicher Musik ein gutes Essen zu sich nehmen. Auch russische Kaffees sind hier geöffnet. Ein Stückchen Kuchen kostet zwar RM 1.50. Reichlich teuer, nicht wahr? Da wäre mir ein Päckchen von meiner lieben Frau schon lieber. Aber leider kommen die wohl kaum noch an. Angeblich soll in M. ein Feldpostamt gesprengt worden sein.

Gestern war Dein guter Ernstemann wieder im Theater. Es gab ein lustiges Bauernstück. Die Schauspieler sind wirklich ganz prima, und wir haben wieder so herzlich gelacht. So vergeht auch hier in W. der letzte Tag. Gestern haben wir noch eine kleine Abschiedsfeier gemacht. Wir hatten einen ganz edlen Kaukasus-Wein.

Liebling, richte Dir doch auch bitte ein Postsparbuch ein, dann kannst Du überall in jeder Stadt Geld abheben. Etwa RM 200 werden wohl vollkommen genügen, nicht wahr?

So mein gutes Schätzelein, Dein guter Pappi nimmt Dich ganz fest in Deine Arme und küßt Dich besonders lieb und innig als Dein Dir ewig treuer Ernstemann. Nur Du bist mein ganzes Leben!

Oestmann, Eckart *1922 **Schilowa-Gorki**

Liebe Eltern!

Der heutige Tag verlief für mich ruhig. Arbeitsdienst brauchte ich nicht zu machen, da ich Stubendienst hatte und dieser während der Befehlsausgabe die Stube bewacht, da neulich einmal Russenbengel etwas gestohlen haben.

Heute früh wurden wir zu spät geweckt und konnten uns gerade noch waschen und anziehen. Unser Frühstück nahmen wir mit in den Dienst. Da brachte uns unser Ablösungsführer Uff. Fleischer ein Kochgeschirr voll heißen Kaffee und einen Becher. Das war doch nett? Viele Grüße Euer Eckart

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**

Stellung bei Nikolskolje vor Kosinka. Nordwestl. Woronesch

Heute machten die Russen hier einen kleinen Vorstoß, brachen, nachdem sie mit schweren Waffen vorbereitet hatten, ein klein wenig in unbesetzte Teile unserer vordersten Linie ein und wurden bald wieder hinausgeworfen. – Es ist ziemlich eisig geworden, auch am Tage war es ganz schön kalt, da der Himmel bedeckt war und die Sonne nur als weiße Scheibe hindurchleuchtete.

Morgen schicke ich zwei Päckchen Tabak ab für den Urlaub. Ich hoffe mit der Zeit noch mehr schicken zu können – es gab gestern wieder Marketenderware, etwas Schnaps, Zigaretten und etwas Tabak.

Saak, Wilhelm 1915–1945 **am Don**

Gestern hatte ich gerade den Brief fertig, da kam Abmarschbefehl. Schnell habe ich noch das Hammelfett ausgelassen, da kam schon der Wagen an. Mit zwei Fettdosen (heiß) in der Hand bin ich dann abgedampft. Dazu habe ich noch eine Hammelkeule mitgenommen, die mir heute zugute kommt, denn hier gibt es wieder nichts, wo wir jetzt sind. Letzte Nacht habe ich auf einem Schreibtisch geschlafen, da es auf dem Fußboden zu kalt war. Richtige Betten kennen wir schon lange Zeit nicht, wir sind richtige wilde Gesellen geworden. So, jetzt muß ich mich schnell in meinem neuen Quartier einrichten. In Eile Euer Willi.

Wieschenberg, Franz 1909–1945 **im Osten**

Meine liebe Hilde und Kinderchen.

Nach einer glatten Fahrt sitze ich wieder in meinem Bunker.

Nun ist es bei Euch auch wieder stiller geworden. Die Kinderchen gehen morgens zur Schule und Du mein Lieb rast durch Deine beiden Zimmerchen.

Wie schön waren doch diese 3 Wochen. Weißt Du, wenn ich zu Hause bin, kann ich das nie richtig erfassen. Manchmal meinte ich zu träumen und hatte Angst, den Mund aufzutun, damit nicht im Nu alles wieder vorbei sei. Jetzt bin ich so angefüllt voll stillem Glück. Wenn meine Gedanken heimwärts fliegen zu Euch, schlägt eine heiße Welle nach der anderen durch meine Brust. Es ist schwer, den Glauben an das Große und Heilige der Nation zu bewahren durch all die Jahre, aber in meiner Liebe zu Euch soll es mir nicht schwer fallen. Hab innig, lieben Dank Du mein Lieb für Deine treue Liebe zu mir!

Du weißt, daß ich von dem Wunsche beseelt bin, Dir das alles in einer friedlichen Zeit wieder annähernd gut zu machen. Nimm einen heißen innigen Kuß von mir.

Auch den Kinderchen ein liebes Küßchen von mir.

Alles Gute Euch! Frohen Gruß Euer Pappi u. Dein Junge.

Pechtold, Hildegard 1905–1967 **Koburg**
An ihren Mann
Lieber Walter!
Seid ihr noch in eurer alten Stellung. Die Orte, die jetzt immer in den Wehrmachtberichten genannt werden vom mittleren Abschnitt, liegen so viel weiter westlich wie ihr. Das macht mir rechte Sorge. Wenn's nur weiterhin bei Euch gut geht. Wenn Du keine Zeit zum Briefeschreiben hast, dann schicke mir ruhig mal eine kurze Zeile das genügt vollständig. Wenn ich nur weiß, daß weiterhin alles gut ging, dann ist es schon gut. Gott sei Dank läßt sich dies Jahr der Winter ertragen. Müßt ihr denn sehr frieren oder kriegt ihr euren Bunker richtig warm, daß ihr euch immer wieder aufwärmen könnt. Übrigens schickte ich 1 Flasche Schnaps an Dich ab. Hoffentlich kommt sie heil an.
Am Montag habe ich übrigens die eine große Büchse von Dir mit Pottsuse aufgemacht und waren die Kinder glückselig darüber. Ich mußte ihnen 1 Brot nach dem anderen damit schmieren. Mach's weiterhin gut und bleib gesund.
Herzliche Grüße, Deine Hilde.

Turner, Annette (Detta) *1923 **Wiesens**
An ihren Bruder in Stalingrad
Mein liebes Bruderherz!
Wie geht es Dir? Besteht Aussicht auf Urlaub? Wohl kaum, was? Jetzt habe ich schon die Hälfte meiner R.A.D. Zeit herum. Die Zeit fliegt nur so. Bei uns ist es ja so leicht; es ist immer ein Ende abzusehen, und wann wirst Du, mein lieber Jojo, Zeit für Dich haben?
Nun bin ich noch gespannt auf meinen K.H.D. Wäre es nicht schön, wenn man mich nach Bremen steckte? Nach dem K.H.D. komme ich dann ziemlich bestimmt an den Brüsseler Sender mit Lotte zusammen. Sie hat mit ihrem Chef schon über mich gesprochen und sie meint, man würde mich mit Kußhand dort nehmen. Ist das nicht herrlich? Ich will Dir nun davon aber nicht weiter den Mund wässrig machen. Wenn Du später in einen ähnlichen Beruf kommst, ich meine mit der Sprache, vielleicht kann ich Dir dann helfen und vielleicht auch für Dich etwas in Brüssel besorgen. Wir müssen dann zusammen arbeiten. Aber leider sind das vorläufig noch Luftschlösser.
Nun muß ich leider ganz rasch schließen. Es ist Abendessen, und anschließend muß ich abwaschen und dann Husch ins Bett.
Laß es Dir weiterhin recht gut gehen, 1000 liebe Grüße,
Deine Detta.

Heinz M. **Stalingrad**
Meine liebe kleine Hannimaus!
Uns geht es hier ja nicht gerade gut, aber schwarz zu sehen braucht man auch noch nicht. Im großen und ganzen gesehen kommt es ja nicht auf paar Mann an, sondern die Gesamtlage ist das Entscheidende. Es ist ja auch ganz natürlich, wenn sich jeder Landser aus dieser Steppe heraussehnt, wo es nur Sand bzw. jetzt Schnee gibt. Kein Haus sieht man hier, ja sogar Bäume und Sträucher scheint das Land nicht zu kennen. An Tieren sieht man auch weiter nichts als Mäuse und Läuse. Ja, jeder deutsche Soldat sehnt sich nach der Heimat, nach seinen Lieben, nach Ruhe und Ordnung. Nach dorthin, wo man sich vor allen Dingen jeden Tag waschen kann. Wenn Du mich hier sehen würdest, dann müßtest Du denken – «Oh, ist der verkommen».
Und nun zu etwas anderem. Ich habe so verschiedene Sachen verloren. Teils sind sie vernichtet, in der Eile liegengelassen oder sonst irgendwie abhanden gekommen. Nun, jetzt kommt's, was ich Dir eigentlich nicht gern schreibe, aber es muß ja sein. Darunter ist auch mein Ring. Du darfst Dir nun keine dummen Gedanken darum machen oder gar denken, ich hätte ihn nicht getragen. Da hätte ich eine Bitte. Besorg mir doch bitte einen. Es braucht gar kein guter sein, denn ich kaufe ja später doch goldene Ringe. Aber man hat so ein komisches Gefühl, wenn man keinen Ring am Finger hat, darum sieh doch bitte, was sich machen läßt. Es ist ja ein komisches Anliegen, aber erfülle mir doch diese Bitte. Alles nähere darüber später einmal mündlich.
Für heute genug, es wird dunkel im Bunker. Sei gegrüßt und geküßt von Deinem Heinz.

Helwin B. **Stalingrad**
Geschriben den 13. 1. 43 Osten
Libe Frau in anfank main schraiben teile ich dir mit das ich noch Gott sai dank gesunt und an leben bin und ich hofe das maine par zailen dir auch an di beste gesunthait antrefen werden
Libe Frau wir sint noch imer aingekselt und es wird sich am ende Gott erbarmen und unz helfen das wir wider raus komen den so sint wir feloren. kain paket und kain brif bekommt ma nicht sone schene paket was du hast gemackt fir mich di sint ja ale jetzt ferloren bistemt
Libe Frau erger dir nicht om mir den der libe Gott is auch hir bai ons im osten. Libe Frau denk nicht das ich dir so wenich schraib aber file denk denkent tu ich an dich ich hab ja nichtz mer zu schraiben ich schraib nur so fil das du solst wisen das ich noch am leben bin und wi es mir get. Libe

Frau so wi ich hab in dainem brif gehert den ist der Edmunt auch hir im kesel dren. jezt schlisech main schraiben mit file grise und kese an dir und an Son und grise an die andre ale auf frelis widersen. Helwin Breitkreuz.
H.H. bite om antwort

Frank A. **Stalingrad**

Liebe Eltern!
Der Februar wird bestimmt wieder ansteigende Temperaturen bringen und der März, da beginnt wieder der Frühling, eine von jedem Beteiligten wohl begeistert begrüßte Jahreszeit. Und dann sind wir wieder in unserem Element und es wird ganz gewaltig im Karton brummen. Es wird eine fürchterliche Abrechnung geben! Das walte Wotan. Gerade eben kommt die Nachricht, daß unser General das Ritterkreuz erhalten hat. Eben mußte ich wieder einmal raus, da gerade eine «Nervensäge» (das ist ein ganz billiges russisches Flugzeug, Doppeldecker, der Bomben schmeißt) in der Luft herumgurkte. Der Flugapparat ist so primitiv, daß er vom alten Lilienthal stammen könnte. Der Sage nach schmeißt der Pilot die Bomben mit der Hand über Bord! Doch auch diese Knallbonbons können gefährlich werden. Man ärgert sich gegenseitig nach bestem Können. Somit möchte ich meinen heutigen Bericht abschließen und sende Euch herzliche Grüße wünsche Euch alles Gute
Euer A.

Hauptmann vom General-Kommando XIV. Panzer-Korps
Stalingrad

Gestern habe ich Dir bereits angedeutet, wie unsere Lage sich befindet. Heute ist leider eine weitere Verschlechterung eingetreten ... Obwohl wir die Hoffnung nicht aufgeben werden, muß man doch mit dem Schlimmsten rechnen. Sollte dieser Fall eintreten, dann werden dies wahrscheinlich meine letzten Worte sein, die ich an Dich, meine liebste Leni, richten kann. Ich bin Dir so überaus dankbar ...
Wir haben trotz allem noch Hoffnung und glauben auch fest daran, daß wir so lange aushalten können, bis man uns heraushaut ...
Sollte es doch anders kommen, dann möge Gott Dir die Kraft geben, dies treu und tapfer zu ertragen, als Opfer für unseren geliebten Führer und unser Volk ...
Ich bitte Dich, bewahre die Ruhe und handle nicht überstürzt. Wir werden kämpfen bis zum Letzten, und dann wird uns Gott seine Hilfe nicht versagen. Ich hoffe *wirklich ganz bestimmt* auf ein Wiedersehen. Dieser Brief ist nur gedacht für den allerschlimmsten Fall. Noch ist es lange nicht so ...»

Stabsarzt Dr. Herzog
An seinen Vater **Stalingrad**

Nun scheints wirklich zu Ende zu gehen. Ich bin nunmehr ganz froh, daß die seelische Anspannung, unter der wir die letzten Tage lebten, dann auch ein Ende hat. Ich kann es noch immer nicht ganz fassen, daß wir uns wirklich nicht mehr halten können, aber die Russen sind zu stark und unsere Männer erschöpft durch Kälte.
Die Stimmung ist hier sehr verschieden, der eine trägts schwerer, der andere leichter und gefaßter. Es ist ein interessantes Charakterstudium. Jeder wartet, auf welche Art es wohl kommen wird. Nun, ich habe Deine Mauserpistole am Koppel mit 14 Schuß, die Du den ganzen Weltkrieg über hattest. Dir hatte sie Glück gebracht, vielleicht klappts bei mir doch auch noch einmal.
Hauptsache: Ihr sollt auch einen schönen Lebensabend haben. Vergesse den Kummer, schließlich ists eben Soldatenschicksal. Ihr habt, wie so viele, das größte Opfer gebracht, das Eltern dem Vaterlande bringen können. Es wird nicht umsonst gewesen sein.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Nowotscherkassk**

Versorgungszufuhr ungenügend. 1 Ju 290 in Festung abgestürzt. He 111 laufen seit frühen Morgen. Ju bei Tage wegen zu geringer Bedeckg. nicht möglich.
Lage in der Festung immer schwieriger. Russe greift unvermindert auf allen Fronten an. 29. u. 3. I.D.mot. ziemlich zerschlagen – bei Zurücknahme auf den Rossonka-Abschnitt. Im Norden von 16. Pz. w. Süden starke Einbrüche, die nur mehr stützpunktartig abzuriegeln sind.
11.00 Uhr Besprechung mit Gen.Oberst v. Ri(?) über Lage, Nowo-Tscherkassk. Alle überführungsklaren Flugzeuge zurückfliegen, alle einsatzklaren in Nowo. verbleiben. Sehr ernste Lage in der Festung gestattet keinen anderen Entschluß! Führungsstab des Gen.Kdos. unter v. Heinemann geht nach vorbereitetem (arbeitsfähiger) Gef.Stand Stalino. Ich verbleibe erst mit Oberst Overdyck, Neffert u. Jaehne hier.
Erdlage: Russe mit 6 Panzern, Artl. u. Infanterie bei Bagajewskaja. Aufklärung vor Dunkelheit ergibt noch kein Herüberkommen über Don. Flakkampfflugzeuge dagegen angesetzt, besonders zur Festungshaltung mit dem Gegner und den Flugplatz vor Überraschung zu bewahren. Gen.Oberst sieht die Lage hier nicht so direkt gefährdet an. –

Gen. Graf v. Schwerin 79. I.D. aus Kenel hier zur Verteidigung des Abschnittes eingesetzt. Und wo sollen die Truppen herkommen?

Gen. Pickert, Kdo. der 9. Flak-Div., General der Lw. im Kessel, zur Meldung beim Gen.Oberst v. Ri., soll hier vor Rückflug Entscheidung des Ob.d.L. abwarten, ob noch Meldung an allerhöchster Stelle befohlen wird. – P. ist meine Gegenstelle im Kessel zur Durchführung der Luftversorgung. Ich spreche mit ihm sachlich und ruhig die Lage durch. Die 6. Armee kämpft ihren letzten Kampf; es kann noch 6 oder auch nur noch 2 Tage dauern, bis es zu Ende geht. Munitions- u. Betriebsstoff-Reserven nicht mehr vorhanden. Verschieben von Kräften nicht mehr möglich. Russe trotz starker Verluste an W. u. S. Front noch genügend aktionsfähig, um Durchbruch zu erweitern u. zu marschieren, wie er will. Er greift von allen Seiten an. Truppe am Ende ihrer Kraft! Jeder wird sich ab 13. mit der eigenen Schußwaffe bis zur letzten Patrone dort verteidigen, wo er steht.

P. erklärt mir, daß die Transportverbände alles getan haben, was menschenmöglich war. Davon sei jeder im Kessel überzeugt, daß in unvorstellbarer Weise geflogen worden sei. 250 Maschinenverluste sind ein beredter Beweis dafür.

Ich glaube, niemandes Herz hat heißer für das Schicksal der 6. Armee geschlagen, als der Männer, die für Organisation und Durchführung ihrer Luftversorgung eingesetzt sind. Wir haben unser Bestes hergegeben. Ich weiß mir kein Fehl, wenn ich mich prüfe, was hätte anders, besser sein können! –

Wie lange wird die Leidenszeit der 6. Armee noch dauern? Was wird daraus Gutes – Edles gebären?!

Obergefreiter Hager **Stalingrad**

Lieber Vater!

Du wirst Dich wundern, daß ich an Dich schreibe, aber in so einer Lage kann ich nur an Dich schreiben, denn Du warst ja selbst im Krieg und bist über den Ernst und die Gefahr, die ein Krieg mit sich bringt, im Bilde. Lieber Vater, Lotte wird es Dir schon erzählt haben, daß wir bei Stalingrad eingeschlossen sind und können nur durch Flugzeuge versorgt werden. Bis jetzt ging es ganz gut, es gab zwar nicht all zuviel zu essen, aber man hätte es aushalten können, aber lieber Vater, seit Sonntag ist die Sache sehr sehr ernst geworden. Der Russe hat den Ring noch enger gedrückt. Aber jetzt können wir nicht mehr weg. Wo wollen wir noch hin, entweder in russische Gefangenschaft oder in den Tod.

Wir wollen zwar beides nicht, hoffen aber; es ist sehr ernst, und jetzt hat jeder den Befehl bekommen, noch mal nach Hause zu schreiben, muß aber bis 17.00 Uhr abgegeben sein. Lieber Vater, da ich schon als Sicherung eingeteilt worden bin, als Verteidigung, denn es wird damit gerechnet, daß der Russe heut abend kommt, so bitte ich Dich, lieber Vater, wenn es das Schicksal schlecht will mit mir, meiner lieben Frau viele Grüße und viele Küsse zu übermitteln, und sie soll sich nicht grämen um mich, sie soll noch recht lange gesund bleiben, und Euch liebe Eltern, viele Grüße und vielen Dank für all Eure Mühe, die Ihr an mir hattet, aber wir wollen hoffen, daß es Gott im letzten Moment doch noch gut meint mit mir. Darum bitte ich Dich lieber Vater, halte den Brief geheim für Dich, und wenn Du neue Post von mir bekommst, daß alles gut gegangen ist, bitte ich Dich, den Brief zu vernichten. Aber wenn es das Schicksal will, daß ich die Heimat, Euch liebe Eltern und meine heißgeliebte Frau, die ich treu liebte bis zum letzten Tage, nicht wiedersehen sollte, so sag bitte meiner Frau die letzten Grüße.

Feldwebel Goetzmann **Stalingrad**

An seine Frau

Wenn Du diese Zeilen erhältst, hat es das Geschick so gewollt, daß ich für unser gemeinsames geliebtes Vaterland mein Leben lassen mußte. Wie brennend gern ich bei Dir und unserer lieben kleinen Monika geblieben wäre, so kannst Du doch mit stolzer Trauer dessen gewiß sein, daß Du für Deutschland auch ein Opfer hast bringen dürfen.

Gefreiter Wallau **Stalingrad**

An seine Eltern

Dies ist der letzte Brief, den ich an Euch richten kann. Wir haben halt mal Pech gehabt. Wenn diese Zeilen zu Hause sind, so ist Euer Sohn nicht mehr da, ich meine auf dieser Welt. Aber da ist er doch, immer, und ist glücklich, sein Leben für unser Vaterland und seinen Führer opfern zu müssen. Ich meine alles bitter ernst, und mit Kopfhörer und Gewehr kämpfen wir. Alles für unsere Heimat, für unsere liebe Vaterstadt und unseren Führer. Grüßt alle recht herzlich von mir, denkt alle in meinem Namen, wir siegen doch noch!

Ein Hauptmann **Stalingrad**

An seine Eltern

Heute sollt Ihr von mir nochmals einen lieben Gruß bekommen. Ich möchte noch danken für all' die Liebe und Mühe, die Ihr Euch um mich

gemacht habt. Ihr wißt, daß ich aus Leidenschaft und innerster Überzeugung Soldat wurde und damit als Rekrut meinen Fahneneid geleistet habe. Schwere Wochen liegen nun hinter uns, aber die schicksalsentscheidende Stunde kommt erst noch. Mag kommen was kommen mag. Wir werden niemals kapitulieren. Getreu unserem Fahneneid werden wir im Glauben an unseren geliebten Führer Adolf Hitler und im Vertrauen an den Endsieg unseres herrlichen Vaterlandes unsere Pflicht erfüllen.

Ich werde niemals jammern oder klagen. Mit dem Augenblick, wo ich damals im August 39 Offizier wurde, gehörte ich mir nicht mehr selber, sondern meinem Vaterland.

Es liegt mir zu dieser Stunde nicht, Phrasen zu dreschen. Ihr dürft überzeugt sein, kein Mensch stirbt gern. Aber wenn es dann sein muß, dann habe ich persönlich mich dazu durchgerungen, im ehrlichen Kampf der Übermacht zu unterliegen. Mit meinen Jungen's, die ich um mich habe, werden wir vorerst noch manchen Bolschewisten in die ewigen Jagdgründe schicken. Seid nicht traurig, sondern stolz in kommenden Tagen. Es kann ja noch immer ein Wunder geschehen und die Hilfe rechtzeitig kommen.

Unser Wahlspruch sei und wird es auch in den schwersten Stunden sein: «Wir kämpfen bis zur letzten Granate. Es lebe der Führer und unser so heiß geliebtes deutsches Vaterland!»

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Der Schmerz

Schmerz ist Leistung, ist Vernichtung
Dessen, was nicht wert der harten
Unerhörten Gegenwarten,
Schmerz ist heiligste Verrichtung.

Schmerz ist Wohltat, ist Gedächtnis.
Jene, die vom Tod genommen,
Nun von drüben zu uns kommen,
Schenken ihn als ihr Vermächtnis.

Ein Obergefreiter der Flak-Division 13 **Stalingrad**

... Ihre Mitteilung, daß die Kirche derzeit sehr agil sei, findet ihre Bestätigung in einem Briefe, den ich gestern von meiner Frau bekam. Sie schrieb mir darin, daß zu Weihnachten sehr viele Leute zur Kommunion gingen und auch sonst die Kirche immer mehr Einfluß gewinne. Diese Erscheinung ist kriegsbedingt. Alle, das heißt sehr viele Familien, die einen Gefallenen zu beklagen haben, suchen Trost in der Religion. Das ist ganz und gar verständlich. Es gibt eben noch sehr wenige, die das Opfer des Gefallenen als ein Opfer für das deutsche Volk ansehen und darin Stärke und Trost finden. Daß die Kirchen aller Konfessionen daraus ihr Geschäft machen, ist einleuchtend. Ist aber einmal wieder Friede, beginnt die rastlose Arbeit an all dem Neuen, das dann auf das Volk eindringt, dann wird auch der Einfluß der Klerisei wieder zurückgehen. Auch bei den Soldaten macht sich bei manchem dieser Einfluß, meist ohne äußeres Zutun bemerkbar. Ein Kamerad kam zufällig zu den Weihnachtstagen in den Weihnachtsgottesdienst. Anschließend bekam er die Generalabsolution und kommunizierte. Er freute sich so mächtig, daß er bei so guter Gelegenheit seine Sündenlast von ca. 20 Jahren los wurde. Die Kirche macht es ihren Schäfchen sehr leicht, reuig in ihren Schoß zurückzukehren. Noch ist es aber nicht aller Tage Abend, und es wird die Zeit kommen, wo es wieder leerer wird in den «heiligen Hallen».

Eines zeigt aber die Wandlung der Gemüter, wie leicht die Stimmung der Massen umschlagen kann, und wie wenig die meisten unserer Volksgenossen und leider auch Parteigenossen den Nationalsozialismus als Weltanschauung erfaßt haben ...

Wachtmeister Blasius **Stalingrad**

An den Verlag Max Schwabe, Berlin-Schöneberg
Für eine Soldatenbücherei benötige ich:

Paul Schulze-Berghof, «König nur Narr im Spiel».

Können Sie mir das Buch noch liefern?
Heil Hitler

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**

Name: Heinrich Israel B.
Geboren den 17. 8. 1902 in Altona
gestorben den 13. 1. 1943
Wohnung: Heilbronnerstr. 30
Arzt: Jüdisches Schauhaus
Todesursache: tödl. verunglückt / Selbstmord

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**
An Margot Broisch
Neuigkeiten, die des Mitteilens wert wären, haben sich seit meinem letzten Brief hier nicht zugetragen. Einzig interessant ist die Tatsache, daß im Radio gerade das Lied von dem Schlangenbeschwörer ertönt. Ja, wenn ich das wäre! Allerdings würde ich mir dann die schönen Mädchen nicht herlocken, sondern mich zu ihnen (oder Ihnen) hinverzaubern. Denn hier ist die Gegend zu trostlos für schöne Mädchen, die wohl etwas Romantik verlangen dürfen.
Übrigens ist der Rundfunk bereits bei den geküßten Mädels in der Lobau. Dort war ich bereits, aber ich habe keine Mädels geküßt – wenigstens nicht in der Lobau; und sonst verlernt man hier so etwas sehr schnell, denn bei normalen Temperaturen frieren die Lippen fest, was bedenkliche Folgen haben kann.

Kuby, Erich *1910 **Ingolstadt**
An den Verleger Ernst Heimeran
Erlauben Sie bitte einem Mann, der sich in einer Ingolstädter Kaserne aufs Trockene gesetzt fühlt, Ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten, zu dem ihm die Idee vor einigen Tagen gekommen ist.
Ich bedachte, daß man einen «Liebesbriefsteller für Soldaten» schreiben sollte, eine in der Form höchst private Spiegelung des Kriegsdaseins vieler junger Männer.
Es wäre ein naives Gemüt zu erfinden, dessen Charakter die Ironie von vornherein lieferte, ein Mann, der aus einem eben beginnenden Liebesverhältnis durch die Einberufung gerissen wird und es nun, wie es Hunderttausende tun, durch Briefe fördern und erhalten will.
Die Liebesentwicklung hätte scheinbar die Hauptsache zu bleiben und dürfte doch nur das Vehikel sein, das ruhelose Schweifen des Soldaten durch Europa in heroischen Verhältnissen durch dessen im Politischen und Militärischen so treuherzigen wie im Privaten denn doch auch listigen Beschreibungen zur Anschauung zu bringen. Er benützt den Krieg, um sich dem Mädchen bemerkenswert zu machen, so daß es also zur Verlobung und zur Ferntrauung kommt, wobei eine Hochzeitsnacht nach Ferntrauung über 1000 km Distanz in meiner Vorstellung das Büchlein abschlösse, für das ich keinen besseren Verlag wüßte, als den Ihren.

Teich, Hans-Henning 1923–1945 **Hannover**
An eine Schauspielerin
Mein sehr verehrtes Frl. N.!
Es ist später Abend. Wie eine gewaltige, schwere Symphonie klingt in mir Iphigenie nach. Hannovers Iphigenie! Ja! Ich bin daheim, 14 kostbare Urlaubstage daheim!
Heute nun Iphigenie! Mir sind Schauer über den Rücken gelaufen, wenn sie dämonisch-irre redete, mir traten die Tränen in die Augen.
Obwohl ich wieder Fuchs bewunderte, erinnerte ich mich an ein Bild des Münchener Orest's, das viel dramatischer, wahnwitziger anmutet. Orest's Arme hängen über das Ruder, sein Haar ist wirr, durchsichtig. Beckers Priester war kein Priester. Man konnte ihm sein Priestertum, seine Ruhe nicht glauben, er war zu beweglich. Ob Ihnen die kleinen Rezensionen etwas sagen?
Danach überlegte ich, ob ich es wagen dürfte, Ihnen Arm und Geleit anzutragen. Aber ich hatte keine Blumen. Aber dann wußte ich gar nicht, wo ich Sie hätte treffen können. Auch wäre ich mir vorgekommen wie ein schwärmender Pennäler (oder bin ich das?).
Sylvester saß ich ein wenig angeheitert und dem allgemeinen Trubel entronnen vor dem Radio und hörte die 9. Im Bunker war es kalt. Doch zitterte ich mehr aus Ergriffenheit als aus Kälte. In mir hob ein Jauchzen an, so himmlisch kraftvoll, daß ich vermeinte, etwas ganz Großes schaffen zu können.
Ich habe eine praktische Begabung, aber ich fühle augenblicklich das andre übermächtig ziehen. In Gedanken habe ich mich schon losgemacht von allem Ingenieurskram und bin Diener der Kunst geworden. (Der einzige Diener, den ich gerne mache!) Irgendwie als Maler, Dramaturg, Kameramann, Regisseur oder sonstwas.
Die Träume des kleinen Hänschens?
Ich will warten, was mir nach dem Kriege, nach dem Militär, davon übrigbleibt!

Ree von D. **List/Sylt**
An Manfred Hausmann
Sehr geehrter Herr Hausmann!
Ich bin mir als Buchhändlerin gerade jetzt der ungeheuren Verantwortung bewußt, die einerseits auf der Deutschen Dichtung ruht und andererseits aber auch auf uns, die wir die Brücke zwischen Dichter und dem deutschen Menschen sind. Wir sind hier auf Sylt reines Frontgebiet und haben unsere große Buchhandlung ganz auf die Arbeit einer

Frontbuchhandlung umgestellt und tuen seit dem Ausbruch dieses Krieges unseren verantwortungsvollen Dienst.
Zu meinem Arbeitsbereich gehört es nun auch, ab und zu Wehrbetreuung auf der Insel zu machen. Ich fahre dann von einer der weitverstreut liegenden Einheiten zur anderen und lese den Soldaten etwas vor. Es sind dann immer auch vier Musiker mit mir, die dazu feine Musik machen und das alles damit festlich umrahmen. Sie müssen mir glauben, daß ich damit schon unendlich viel Freude bereitet habe.
Außerdem habe ich selbst in List ein sehr gastfreies Haus, das Tag für Tag von vielen Soldaten besucht wird, die einmal etwas Freude und Entspannung suchen und in dem Zauber einer anderen Welt einer zivilen und gepflegten Häuslichkeit und noch dazu eines ganz anderen, ihnen fremden Milieus einen inneren Ausgleich finden wollen. Ich lese dann viel vor und gelegentlich einmal wird auch nur im Kreis gemeinsam über die tiefsten Fragen des Menschendaseins miteinander gesprochen. Ich weiß, daß ich selbst über mich hinauswachse und mit dem eigenen innerlichen Klang meiner dunklen Stimme viel Freude und Beglückung verschenken kann, wenn ich etwa Claudius lese, Rilke und vor allem Ihre mir so über alle Maßen lieben Gedichte . . . Ihre

Grimm, Hans 1875–1959 **Lippoldsberg**

Liebe verehrte Gnädige Frau!
Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie sich um die Helferin bemühten. Ich fürchte aber, daß das junge Mädchen, von dem Sie sprechen, für mich doch zu jung ist. Ich gewöhne mich sehr schwer, und ein 18jähriges Mädchen denkt bald an den Mann und an Heiraten, und schließlich brauche ich doch wohl am Ende eine Begleiterin und Vertraute, wenn ich jemand fortwährend um mich habe, und bei meinem Berufe gibt es, wie Sie ja wissen, zu viele Dinge, die für mich und andere ganz private Dinge sind. Ich möchte also versuchen, jemand zu bekommen, den ich nicht in absehbarer Zeit wieder gehen lassen muß. Ich möchte aber doch noch meine Bedingungen nennen, wenn Ihnen zufällig jemand begegnet. Ich kann niemand brauchen, der klein ist und der eine Brille trägt, und schließlich auch niemand, der über 100%ig [Nazi] ist, und ganz gesund muß das Mädchen sein. Stenographie ist nötig. Ich kann Maschine furchtbar schwer vertragen und kann nicht dabei denken. Meine beruflichen Dinge schreibe ich natürlich mit der Hand.
Sehr viel Freundliches und sehr viel Schönes für Sie und die Söhne
Ihr Hans Grimm

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Straßburg**

Straßburg. Wieder der Empfang in Blumen. Wir wohnen im Gästehaus der Stadt. (Wie alle Gästehäuser gut gemeint, aber lieber ist mir der Gasthof, in dem man über seine Liebenswürdigkeit selbst beschließt.) Man brachte uns gleich im Roten Haus zu einem Gastmahl. Der Kurator und Gaustudentenführer Scherberger war der Gastgeber; der Mann, mit dem ich mich zur Linken lange unterhielt, war der Rektor der Universität Schmidt, ein Mediziner, der mir die Unschädlichkeit von Nikotin und Alkohol im Gegensatz zum Kaffee erläuterte (solange man nicht hartnäckige Beschwerden habe). Ich widersprach beim Nikotin für Frauen. Das Essen bestand im übrigen in einer ganz echten Gänseleberpastete und vorzüglichen Weinen, die nach der ersten langweiligen Stunde eine große Stimmung für die zweite Stunde des Gastmahls schufen.
Der prächtige, alte Dr. Maisenberger führte uns dann eine Stunde lang durch die Herrlichkeit Alt-Straßburgs. Einer der besten Kenner der Stadt. Was für herrliche alte Gründe und Durchblicke wußte er uns zu weisen – zu viel, darüber zu berichten –, und welch ein begeisterter Nachschöpfer des Münsters war er in all seinen Worten. [. . .] Herrlich gefiel mir das alte Straßburg.
Abends eine schwierige Aufgabe. Man hatte den größten Saal, der dreizehnhundert Menschen faßt, gemietet und neunhundert Karten im voraus verkauft. Da aber der Gauleiter am gleichen Abend eine Festvorstellung für Konrad Henlein angeordnet hatte und dazu Professoren und Studenten geladen hatte, fielen manche Hörer aus. Es waren trotzdem achthundert Studenten im Riesensaal, die ich erst nach einer Weile zu meinem Wort zwang. Ich selbst hasse die nicht gefüllten Räume und fand nicht gleich die Stimmung. Dann aber gelang es immer besser, der Beifall stieg und stieg und wollte zum Schluß kaum enden. Da es die erste große literarische Veranstaltung war, zu der die jungen Elsässer kamen – ein Drittel ungefähr, für hier ein sehr hoher Anteil –, ein immerhin guter Erfolg. Und wieder die wachsende Freude während des Vortrags, dieses tiefe Glück, die jungen Herzen zu gewinnen. Wenn man morgens aufwacht und sich fragt: Warum diese Rückkehr zum Mittelalter, zum fahrenden Sängertum, und erinnert sich der strahlenden Blicke dieser jungen Menschen – fast alles Kriegsbeschädigte, die mit halben Gliedern zum Studium gehen –, dann ist alles wieder gut, und man begreift den Auftrag.
Abends saßen wir erst mit den Studenten unter Führung von Dr. Reuter, früherem Bürgermeister von Kehl, zusammen. Man ließ uns

wie zu Mittag Straßburger Gänseleber gut schmecken und setzte uns einen schönen alten Rotwein und Kirschwasser vor. Konrad Henlein begrüßte uns, dazu mit ungeheurer Zuversicht der Führer der Elsässer, der jetzige Straßburger Stadtkommissar Dr. Ernst, mit dem mich sehr herzliche Erinnerungen verbinden. Fast schwärmerisch sein Blick in die kommende Zeit!

Die Lage in Straßburg und im Elsaß wird uns von Freunden sehr freundlich geschildert. Die Zeichen kleiner Dickköpfigkeit seien nun einmal elsässisch, das bedeute nicht im geringsten Neigung zu Frankreich. Man wolle deutsch, aber nicht preußisch werden, und müsse es zeigen. Der Aufruf der jungen Soldaten sei fast ohne jeden Einspruch, oft unter gewaltigen Feiern vor sich gegangen – alle Gerüchte, die man in Deutschland höre, seien falsch.

Die Straßburger Verwaltung, so sagte Reuter, ist mit fünftausend Elsässern und nur fünfzig altreichsdeutschen Beamten besteckt und läuft vorzüglich und großdeutsch. Einige katholische Gegenden seien sperrig, die «Patoistäler» – nur dreißigtausend von 1,2 Millionen Menschen – fühlten sich überwältigt und, natürlich auch hier, das alte Bürgertum zaudere. Aber man habe zu Beginn an die fünfzehntausend Menschen der französischen Verwaltung ausgewiesen – die Franzosen 1918 rund hunderttausend – und schicke jetzt in verdrießlichen Fällen die Familien mit Vermögen nach Baden hinüber, da kämen sie schon nach einer Weile als begeisterte Großdeutsche zurück. Im übrigen sei der Elsässer unendlich fleißig – auch die Studenten – und vergessen über der Sicherheit der Arbeit die Verdrießlichkeiten der Kriegszeit. Kaum noch ein französisches Wort.

Seidel, Heinrich Wolfgang 1876–1945 **München**

An Albrecht Goes

Lieber Freund!

Cottas neuester Plan sind jetzt billige Feldpostbücher (6–8 Bogen) – wenigstens spricht er davon – er hat also offenbar gemerkt, daß andere dergleichen längst machen mit gutem Erfolg. Die von Ihnen erwähnte Lektüre ist mir bekannt… Den «Ketzer von Soana» las ich bei seinem Erscheinen und habe seine Einzelheiten inzwischen vergessen. Mir liegt diese Art von erotischen Berserkern nicht, kann sie einfach nicht ernst nehmen.

Georg hat jetzt die 17bändige neue Hauptmann-Ausgabe letzter Hand, in der ich auch zuweilen lese; je älter die Arbeiten sind, desto besser kommen sie mir vor. Meine Schwägerin hat die ganzen [Hauptmann]-

Feiern in Breslau und Wien mitgemacht. Der Ersatz-Goethe soll auf das Würdigste damit fertig geworden sein, maßvoll repräsentierend und später still sinnend bei einer ganz persönlichen Flasche Burgunder. Ich glaube im Gegensatz zu manchen heroisch imprägnierten Zeitgenossen, daß Einiges von Hauptmann noch recht lange bleiben wird; Biberpelz, Pippa, Rose Berndt, Hannele, Ratten – um nur wenige Titel zu nennen – sind doch, wie mein Vater zu sagen pflegte (ich meine nur den Ausdruck!) «eigentümlich», wobei das Wort in seinem schönen Ursinne zu verstehen ist. Und bleiben wird hoffentlich auch der mitreißende Aspekt eines ungeheuren Arbeitslebens. Ihr H. Wolfgang Seidel

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Agnetendorf**

Heiter und Wolken, Vorfrühlingstag, Windstöße aus Südwest. Vorm. Leiterweg 1 Std. mit Hofrat Gregor. Abends allein. G. Lektüre: Böhme und «Thomas Platters Englandfahrt 1599» von Hans Hecht (Geburtstagsgeschenk).

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

[Eintragung Suse Ditzen]

klar, etwas milder – 13 bis – 4°

Rosenkohl u. Grünkohl fertig abernten

Bohnen pahlen

Hühnerstall saubermachen

Kleinholz hauen

Junge nach Berlin (Völkner leiht die Obstpresse)

Sämereienbestellungen an Jungclausen und Späth abgegangen

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**

Gestern, Dienstag, war ein grimmiger Wintertag mit eisigem Ostwind, es ist 7° und mehr. […]

Heute nahm die Kälte etwas ab, schon der Wind war weniger und man konnte besser gehen. Am Mittag setzte leises Schneien ein, zarte big flakes, im Zimmer – es war 5° – kriegte ich kalte Füße.

Der Unterricht hatte mir bevorgestanden, die alte Routine der Schulstunden.

Ich las Huntly Carter über «Don Quichotte», J. Brown über Average Man, blätterte im New Age also. Las dann einige Kapitel weiter Blight und begann Boutroux, den Orage so rühmt. Zu nichts Eigenem gekommen. Ich fühle schmerzlich eine Verkümmerung meines Fühlens u. Denkens.

Frl. v. K. erschien auf 2 Tage: jeden Tag ist in Düsseldorf Alarm, sie sitzen im Keller u. hören die Bomben fallen.
300 MK an R. Sintenis geschickt. Der Brief des Verlags Hanser klingt nicht so sehr interessiert mehr.
Begann, tentatively, e. Aufsatz über Justinus Kerner.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**
Heinz mit Klaus im Film «Anschlag auf Baku». Es taut und regnet. Ich hab durch Zeitungsinserat eine Frau zum Ausbessern gefunden, die mir sehr nötig ist.
Eberhard Kinzel ist vor Stalingrad gefallen, 18jährig, einziges Kind, eine wahrhaft edle Jünglingserscheinung. Frau Bedach brachte französische Zeitungen aus Brüssel, wo ihr Sohn liegt, daraus ist allerlei zu ersehen, was man sonst nicht hört.
Der einzige Sohn von Pfarrer von Ladig ist gefallen. Eben hören wir, daß nun auch Pfarrer Riedels Schwiegersohn gefallen ist, manche Familien trifft es doch zu hart. Stasia [Alexandrowna] ist jetzt in die Waschküche gekommen. Wir wollten sie wieder zu uns nehmen, aber sie weigert sich. Hoffentlich wird sie nun vom Arbeitsamt bald abgeholt, sie ißt sehr viel.

Stauder, Erni, Klasse IVa *1931 **Thun/Schweiz**
Lieber unbekannter Soldat!
Mit diesem Brieflein möchte ich Dir beweisen, daß wir Kinder viel an die Soldaten denken, die unser Vaterland beschützen und unsere Grenze bewachen.
Wir lieben unsere schöne Schweiz. Es nimmt mich wunder, wie es Dir geht, und ob Du gesund bist. Ich hoffe, Du hast ein warmes «Kantenement». Bist Du auch ein lieber Familienvater, wie ich einen habe? Hast Du vielleicht auch ein Mädchen im Alter, wie ich bin? Mein Vater erzählt mir oft etwas, wie es im Dienst ist, denn er machte im letzten Weltkrieg die ganze Grenzbesetzung mit. Jetzt ist er luftschutzpflichtig. Es kommt mir merkwürdig vor, einem unbekannten Soldaten ein Brieflein zu schreiben.
Wir können nicht genug dankbar sein, daß wir noch in einem guten warmen Bett schlafen dürfen und genug zu Essen bekommen.
Die besten Grüße von Erni Stauder, 12 Jahre, Klasse IVa
Mädchensek. Schule Thun

Hedin, Sven 1865–1952 **auf der Fahrt nach München**
Den ganzen Tag Besuch. – Victor von Plessen mit Frau. Baron Marschall von Bieberstein. Gesandter im Auswärt. Amt. Fräulein Gärtner u. a. Packen. 8 Uhr Essen mit Norin und Montell. 9.15 Uhr zum Zug. 10 Uhr Abfahrt. Ausgezeichnete Abteile, aber nicht so gut wie in Schweden. Unterhielt mich eine Zeitlang mit Ziegler. Schlief nur 2 Stunden, zwi. 6 und 8. Eine Stunde Verspätung. Ein Konvoi mit 16 Tankern von mehreren U-Booten angegriffen. 13 versenkt, 2 später zerstört, vom 16. ist nichts bekannt. Soll ein entsetzlicher Schlag für die USA sein.
Alma geht es gut.

Hesse, Hermann 1877–1962
An H. Hubacher **(Montagnola)**
Lieber Freund!
[...] Aber eine Entschuldigung wegen des Buches war gewiß nicht nötig! Ich habe es Dir mit Vergnügen geschenkt, und würde keinesfalls einen Ersatz dafür annehmen.
Der Grund, weswegen ich mit Exemplaren knausere, ist der, daß ich unendlich viele nach Deutschland verschenken muß; denn dies mächtige Reich hat sich ja seit Jahr und Tag sorgfältig dagegen geschützt, daß ein Pfennig für Waren aus dem Ausland bezahlt werde, während es Geschenke gern annimmt. Da das Reich und die Einzelnen zweierlei sind, und da viele dieser Einzelnen mir sehr nah stehen, viele sogar bessere Leser sind als ich sie hier finde, muß ich eben schenken. [...] Und mit dem Hängen am Leben ist es wohl etwa so: wenn man mich sofort vor die Wahl stellen würde, erschossen zu werden oder weiterzuleben, so würde ich zweifellos blaß werden und plötzlich allerlei gute Gründe für das Weiterleben finden. Dagegen wenn ich kühl betrachte, was ich an Schönem und an Häßlichem mit ziemlicher Sicherheit noch zu erwarten habe, so würde ich doch, weiß Gott, sehr viel lieber nicht mehr leben. Schon der Gedanke, einmal tatsächlich nie mehr Augenschmerzen zu haben, oder nie mehr etwas von Diktatoren und Heeresberichten zu hören, ist ja Erlösung. [...]

Wolff, Kurt 1887–1963 **New York**
Lieber Hermann Broch!
Zum Thema VERGIL: ich finde den Gedanken, gleichzeitig eine Subscription für die deutsche und die englische Fassung aufzulegen, durchaus erwähnenswert. Natürlich müßte es den Leuten freistehen, die eine

oder die andere Ausgabe zu erwerben. Für diejenigen, die beide Ausgaben subscribieren, sollte man dann den Gesamtpreis ermäßigen.
Natürlich gibts auch einen anderen point de vue, und das ist dieser: Man kann das Buch nur machen, wenn x Subscribenten für eine Ausgabe – deutsch oder englisch – gewonnen sind. Besteht nun nicht die Gefahr, daß man die Subscribtionen zersplittert bei gleichzeitiger Propagierung beider Sprachen, und damit die Gefahr, daß man für keine Ausgabe genug gewinnt? Während vielleicht mehr Chance bestände, eine genügende Anzahl zu gewinnen, wenn man es erst nur in *einer* Sprache anbietet? Das bleibt zu überlegen und zu besprechen.
Mündlich mehr.

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter
Geliebte! Nur kurz! Es war fabelhaft! Erstens schon mal interessant le tout Erlangen anrutschen zu sehen. Es waren alle, alle Leute da: Bartholdy, Wiese, Wenke – alle Professoren überhaupt, ich kannte jeden zweiten Menschen. Manchmal doch ganz bemerkenswerte Gesichter, am besten gefällt mir immer die Frau Mendelssohn. – Und nun Gertrud Bäumer! Ich hätte mir aus den Unmassen Bildern, die ich kenne, zugetraut, sie unter hunderten herauszukennen, aber hätte sie jetzt doch nicht erkannt. So viel dürrer als ich dachte, direkt entzückend spinnet und alt. Hätte sie mir nie so vorgestellt. Ich hatte ein Riesenvergnügen, sie zu beobachten, und es gab mir richtig einen Stich, als sie zum Schluß kam, was viel besagen will, nach einem schon um halb sieben begonnenen, sehr anstrengenden Tag, wo ich vor dem Vortrag schon müde war! Ich hing von Anfang bis Ende gespanntest an ihr; sie erzählte frei, aber ohne jemand anzusehen, sehr beweglich, niedlich. Was sie sagte, war für mich natürlich von A–Z neu und interessant, aber ich weiß nicht, ob die Professoren das nicht vielleicht auch alles so gewußt haben. Keine sehr anspruchsvolle geistige Höhe, aber bunte, farbige, fesselnde Schilderung. Nachher ging ich schnell allein heim (Badenstädts redeten noch lang mit ihr), aber daheim fraß und las ich noch sehr lang und viel – leider, und heute komm ich mir unausgeschlafen und häßlich vor.

Scholl, Sophie 1921–1943 **München**
Sobald ich allein bin, verdrängt eine Traurigkeit jede Lust zu einer Tätigkeit in mir. Wenn ich ein Buch zur Hand nehme, dann nicht aus Interesse, sondern so, als ob es ein anderer täte. Über diesen entsetzlichen Zustand kann nur eines helfen.

Die schlimmsten Schmerzen, und wären es bloß körperliche, sind mir tausendmal lieber als diese leere Ruhe.

Graf, Willi 1918–1943 **München**
die tage vergehen in seltener hast. am mittag räume ich ein wenig ein. besuch bei hans, auch am abend bin ich noch dort, wir beginnen wirklich mit der arbeit, der stein kommt ins rollen.
ich erkenne anneliese kaum wieder, da sie am abend aus der studentenkundgebung im deutschen museum wiederkommt.
[Willi Graf bei seiner Vernehmung am 16. 3. 43: Im Zimmer des Hans Scholl haben wir uns zuerst und zwar Scholl, Huber und ich, etwa ¼ Stunde lang über die Flugblattangelegenheit unterhalten. Hans Scholl hat einen handgeschriebenen Flugblattentwurf vorgelesen, jedenfalls um die Meinung oder Stellungnahme des Huber zu hören. Beim Vorlesen des Entwurfs hat Huber lediglich stilistische Verbesserungsvorschläge gemacht, die von Scholl zum Teil insofern berücksichtigt wurden, daß er den Text entsprechend änderte.]

Wittenstein, Jürgen *1919 **(München)**
In einer Pflichtversammlung aller Studenten im Deutschen Museum hatte der Gauleiter Giesler in rüder Weise die Ehre der Studentinnen angegriffen, deren Arbeit er nur als Drückebergerei vor dem Kriegseinsatz und als Versuche, sich einen Mann zu angeln, charakterisierte. Es wurde gescharrt und gepfiffen. Studentinnen erhoben sich und verließen demonstrativ den Saal.
Als durch ein eiligst herbeigerufenes Polizeiaufgebot der Bau abgeriegelt wurde und einige Studentinnen verhaftet wurden, erhoben sich die Studenten und griffen ein. Es gelang ihnen, allen voran ein Leutnant mit hohen Auszeichnungen, den Studentenführer vom Podium zu reißen und ihn, nachdem sie ihn weidlich durchgeprügelt hatten, als Geisel zu behalten, bis die Studentinnen freigegeben würden. Der Tumult war unbeschreiblich. Umzüge auf den Straßen schlossen sich an, die ganze Stadt hielt den Atem an.

Moltke, Helmuth James von 1907–1945 **Berlin**
Heute sind wir also in unser neues Quartier eingezogen an der Potsdamer Brücke – Haus des Fremdenverkehrs. Es ist kalt und zugig, die Zimmer sind klein und der einzige Vorteil liegt darin, daß es verkehrsmäßig wirklich sehr günstig liegt. Bei schlechtem Wetter, oder wenn ich eilig bin, kann ich mit der Elektrischen fahren und zum Büro ist es

Zeitsprung in das Jahr 1934

nur ein Katzensprung. – Jetzt ist es soweit, daß alles eingeräumt ist und in ein paar Tagen wird es vielleicht auch sauber sein.
Gestern nachmittag war Haeften da, anschließend noch Herr Steinke. So war der Nachmittag leider im wesentlichen verbraucht. Immerhin habe ich 4 Timesse gelesen und habe jetzt nur noch 3 alte. Es ist ärgerlich, wenn man erst einmal so in Rückstand gekommen ist.

Kolmar, Gertrud 1894–1943 **Berlin**

An ihre Schwester Hilde

Liebe kleine Schwester!

Dank für die Karten vom 27. 12. u. 1. 1., die vorgestern gleichzeitig kamen – ihr Inhalt hat mich erfreut; nur bedauerte ich, daß mein Geburtstagsbrief so unpünktlich eingetroffen. Auch die Schwester unseres Hausarztes hatte vorgestern Post von ihrem Bruder (...). Die Schwester ist mir übrigens eine der angenehmsten, sonst aber erweitert sich die Kluft zwischen mir und der Belegschaft unmerklich immer mehr, was unerfreulich, doch nicht zu ändern ist. («Die Frau ist der netteste Kerl aus dem ganzen Betrieb», sagte in Lichtenberg der Arbeiter U., ein früherer Kellner, hinter meinem Rücken von mir; hier dürfte das über mich gefällte Urteil wesentlich anders lauten.) Dabei gehöre ich «von Haus aus» den gleichen Gesellschaftskreisen an, wie meine jetzigen Kolleginnen, wogegen die Männer in L. zumeist einer minder begünstigten sozialen Schicht entstammen. Und zu jenen fand ich Zugang, und zu diesen finde ich keinen. Vielleicht, weil die Rasse stärker mitspricht als die Klasse, weil *jene*, im Guten und Schlimmen, Juden waren und *diese*, in einer unguten rein äußerlichen Weise assimiliert erscheinen und sich zum Teil kaum darein finden können, Juden zu sein, nachdem sie's jahrzehntelang nicht waren? Möglich... Jedenfalls bin ich jetzt recht einsam, und wenn auch «der Starke am mächtigsten allein» ist, so freut sich doch über jede Durchbrechung dieser Einsamkeit durch Dich und Bienelein Deine Trude.

Kafka, Georg 1921–1944 **Theresienstadt**

Herrn Ph. Manes zum 200., von ihm veranstalteten Vortrag

Liebe, Licht und Leben sind die Zauberlichter,
Die von Meister Herder uns geblieben.
Ach, das Land, das wir doch heimlich lieben,
Deutschland ist nicht mehr das Reich der Dichter.

Unsres Gottes Dom liegt in Ruinen,
Öde feiert sein Altar, verwaist,
Da ihm Priester nicht, noch Jünger dienen,
Doch wir nannten diesen Gott stets Geist,
Und du bist ihm gänzlich hingegeben.
Bautest ihm nun eine Waldkapelle,
seinen letzten Jüngern heimatliche Rast.

Und es sind an der geweihten Stelle
Die neun Musen manchmal selbst zu Gast,
An dem Altar Liebe, Licht und Leben.

Frank, Anne 1929–1945 **Amsterdam**

Liebe Kitty!

Heute morgen war ich wieder ganz verstört und konnte nicht ordentlich arbeiten. Wir haben eine neue Beschäftigung, nämlich Päckchen mit Bratensoße (in Pulverform) abfüllen. Diese Bratensoße ist ein Fabrikat der Firma Gies & Co. Herr Kugler kann keine Abfüller finden, und wenn wir es machen, ist es auch viel billiger. Es ist eine Arbeit, wie sie von Leuten im Gefängnis gemacht werden muß. Sie ist seltsam langweilig, und man wird ganz schwindlig und albern davon.

Draußen ist es schrecklich. Tag und Nacht werden die armen Menschen weggeschleppt, sie haben nichts anderes bei sich als einen Rucksack und etwas Geld. Diese Besitztümer werden ihnen unterwegs auch noch abgenommen. Die Familien werden auseinandergerissen, Männer, Frauen und Kinder werden getrennt. Kinder, die von der Schule nach Hause kommen, finden ihre Eltern nicht mehr. Frauen, die Einkäufe machen, finden bei ihrer Heimkehr die Wohnung versiegelt, ihre Familie verschwunden. Die niederländischen Christen haben auch schon Angst, ihre Söhne werden nach Deutschland geschickt. Jeder fürchtet sich. Und jede Nacht fliegen Hunderte von Flugzeugen über die Niederlande zu deutschen Städten und pflügen dort die Erde mit ihren Bomben, und jede Stunde fallen in Rußland und Afrika Hunderte, sogar Tausende Menschen. Niemand kann sich raushalten, der ganze Erdball führt Krieg, und obwohl es mit den Alliierten besser geht, ist ein Ende noch nicht abzusehen.

Und wir, wir haben es gut, besser als Millionen anderer Menschen. Wir sitzen sicher und ruhig und essen sozusagen unser Geld auf. Wir sind so egoistisch, daß wir über «nach dem Krieg» sprechen, uns über neue Kleider und Schuhe freuen, während wir eigentlich jeden Cent sparen

müßten, um nach dem Krieg anderen Menschen zu helfen, zu retten, was noch zu retten ist.

Die Kinder hier laufen in dünnen Blusen und mit Holzschuhen an den Füßen herum, kein Mantel, keine Mütze, keine Strümpfe und niemand, der ihnen hilft. Sie haben nichts im Bauch, sondern kauen an einer Mohrrübe herum. Sie gehen aus ihrer kalten Wohnung auf die kalte Straße und kommen in der Schule in eine noch kältere Klasse. Ja, es ist sogar so weit mit Holland gekommen, daß viele Kinder auf der Straße die Vorübergehenden anhalten und um ein Stück Brot bitten.

Stundenlang könnte ich Dir über das Elend, das der Krieg mit sich bringt, erzählen, aber das macht mich nur noch bedrückter. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als so ruhig wie nur möglich das Ende dieser Misere abzuwarten. Die Juden warten, die Christen warten, der ganze Erdball wartet, und viele warten auf ihren Tod. Deine Anne.

Ständige Vertretung der polnischen Exilregierung **London**

Die Nachricht über die Transporte von Kindern nach Warschau verbreitete sich blitzartig in der Stadt; am Mittwoch und Donnerstag warteten Tausende von Frauen auf den Bahnhöfen mit Decken und Tüchern usw. Die Entrüstung der Frauen war groß; sie riefen: «Gebt uns unsere Kinder zurück!»

Überhaupt war es, als ob die Stadt von dieser Nachricht elektrisiert sei. An Privatleute und an Behörden wurden telefonisch Fragen gerichtet: Wo sind die Kinder, wer nimmt die Anmeldung für ein Kind an, wo kann man sie holen usw. Jemand beobachtete eine Gruppe von älteren Arbeitern, die sich sehr erregt mit einem jungen deutschen Soldaten unterhielten; sie sagten ihm, er solle an die Front gehen, und beschämten ihn damit, daß sie sagten, daß die Deutschen gegen kleine Kinder kämpften. Eine große Anzahl von polnischen Institutionen, Firmen und Ämtern erklärten ihre Bereitschaft, eine größere Zahl von Kindern aufzunehmen. Alles war erfolglos, da die Kinder nicht auffindbar waren.

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

An SS-Oberf. Dr. Ferdinand v. Sammern-Frankenegg, SSPF Warschau

SS-Obersturmführer Lucas erzählte mir, daß er in Warschau in einem Vergnügungslokal war, in dem es zu unerhörten Schieberpreisen alles gab. Z. B. konnte man Mokka, die Portion zu 60 Zloty, bekommen. Auch deutsche Landser waren dort und kauften sich zu den dort üblichen Preisen Essen und Getränke.

Ich wünsche, daß Sie diese Lokale einmal, wenn sie in vollem Betrieb sind, zusammen mit Streifen des Militärs umstellen und in einer Riesen-Razzia alles kontrollieren. Ich glaube, Sie werden interessante Fänge machen, insbesondere, wenn man dann die einzelnen fragt, woher sie das Geld haben. HH

Ribbentrop, Joachim von 1893–1946 **Sonderzug nach Berlin**
Telegramm an die Botschaft in Rom
Nur als Verschlußsache zu behandeln
Auf Schriftbericht vom 11. Oktober 1942 Nr. B 1550/42g., betreffend Behandlung italienischer Juden im besetzten Westgebiet
Die amtliche italienische Einstellung zur Frage der Behandlung der Juden weicht von der deutschen in erheblichem Umfange ab. Während wir das Judentum als eine Krankheit erkannt haben, die einen Volkskörper zu zersetzen droht und die den Neuaufbau Europas zu verhindern sucht, glaubt die italienische Regierung, die Juden individuell behandeln zu können, indem sie einzelne Juden oder Gruppen von Juden vor anderen bevorzugt. [...]
Ich bitte Sie, in diesem Zusammenhange auf die ungeheure Gefahr hinzuweisen, die die Anwesenheit von Juden überall dort, wo sie leben, bedeutet; diese Gefahr ist in politisch wichtigen Gebieten und allen militärischen Interessengebieten besonders groß. Gerade die wirtschaftlich einflußreichen Juden sind die gefährlichsten. Sie können den Italienern dabei einige Beispiele aus unserer Erfahrung anführen und betonen, daß das Judentum in seiner Gesamtheit für uns und unseren Kampf der schlimmste Feind ist, d. h. also wie für Deutschland auch für Italien. Wir könnten daher einer Ausnahmebehandlung niemals zustimmen. Für uns würden auch die Juden italienischer Staatsangehörigkeit als Juden gelten, die infolgedessen unserer Judengesetzgebung unterworfen sind. Ich bitte um Bericht über die Ausführung dieser Weisung.

Best, Werner *1903 **Kopenhagen**
An das Auswärtige Amt
Betrifft: Die Judenfrage in Dänemark
Die voraussichtliche Reaktion der dänischen Bevölkerung gegen allgemein und sichtbar in Erscheinung tretende Maßnahmen gegen die Juden hat der Führer der DNSAP Dr. Clausen mir gegenüber auf die Formel gebracht, daß nach der Einführung des Judensterns bestimmt zehntausende germanischer Dänen als Protest gegen diese Maßnahme selbst den Judenstern anlegen würden. [...]

Zur Vorbereitung einer späteren totalen Lösung der Judenfrage in Dänemark wird im übrigen von meiner Behörde eine Übersicht über die hier ansässigen Juden geschaffen werden, auf Grund deren später weitere Maßnahmen veranlaßt werden können. Die Gesamtzahl wird nach meiner Schätzung verhältnismäßig gering sein; nach meinem gegenwärtigen Überblick dürfte es sich um etwa 6000 Köpfe handeln. Diese geringe Zahl und die Konzentration der meisten Juden in der Stadt Kopenhagen wird die späteren Lösungen erleichtern. Dr. Best

Himmler, Heinrich 1900–1945
An SS-Gruf. Hans Jüttner, Chef des Stabes SSFHA **Berlin**
Lieber Jüttner!
[...] Ich bitte mit Phleps darüber zu sprechen, wie es mit dem Essen der SS-Führer steht. Hierüber hörte ich einige Male Klagen. Die SS-Führer sollen die Gelegenheit haben, zusätzlich etwas zu bekommen und damit besser zu essen als die Männer. Übermitteln Sie Phleps, daß ich es als Grundlage ansehe, daß jeder derartige Versuch brutal und mit allen Mitteln unterbunden wird. Gleiches Essen ist im Krieg das Fundament der Zufriedenheit.

Klöntsch, Herta *1916 **U-Gefängnis Berlin, Kaiserdamm**
Wir hatten den Saal gerade wieder einigermaßen sauber gemacht, inklusive Wanzenjagd, kam ein Wagen mit neuen Jüdinnen. Wo sie herkamen weiß ich nicht und alle, so wie sie waren, mußten erst in das Badezimmer. Ein großer Raum, alle hatten Platz aber nur eine Wanne. Alle mußten sich ganz ausziehen, Stück für Stück, Naht für Naht nach Wanzen und Kleiderläusen durchsehen und dann, zweit zu zweit in die Wanne. Auch dieser Anblick ist unvergeßlich. Die Nackten wie Tote. Nur Knochen. Die Haut hing wie zerknittertes Pergamentpapier. Wer mal viel Fett unter der Haut hatte, dem hing das Leder bis an die Knie. Das Badewasser war schwarz, und obenauf schwamm das Ungeziefer. Wie gut, die Beamtinnen hatten diese Badeordnung von sich aus getroffen, ohne erst höhere Instanzen zu befragen. Sie hätten Ärger bekommen können. Na, und unsere Frauen schauten drein voller Unglauben, daß sie wie Menschen behandelt wurden.
Als wir nach Stunden fertig waren, brachten wir alle zum Saal und das Hausmeisterehepaar, das uns bekochte, hatte sogar noch heiße Suppe übrig. Übrigens kochten die Leute gut. Manchmal war sogar etwas Speck in der Suppe und wurde gut abgeschmeckt. Aus Dankbarkeit fragten wir, ob es ihnen recht sei, wenn wir Kartoffeln schälten oder

Gemüse putzten. Wir durften, denn die Männer schafften die tägliche Menge gar nicht mehr.

Gottschalk, Gerda **(Ghetto Riga)**

Krause fuhr nach Weihnachten nach Polen und kam nicht zurück. Vorher lieferte er noch fünf junge Leute dem Tode aus, die im Heeresverpflegungsmagazin ein paar Hühner gestohlen hatten. Nach ungewöhnlich langer Haft von 14 Tagen glaubten wir sie schon gerettet. Wir gingen manchmal am Bunker vorbei und riefen ihnen ein tröstendes Wort zu. Eines Morgens waren sie fort, Krause hatte gut gezielt. Der Jüngste war 17 gewesen.

Wurde im Ghetto jemand aufgehängt, mußten die Kolonnen am Abend den Galgen passieren, SS-Posten paßten auf, daß keiner den Kopf abwandte.

Krause stammte aus Breslau, er war Kriminalbeamter gewesen. R. kam aus Wien, von Beruf soll er Rechtsanwalt gewesen sein. Er war weniger betriebsam als Krause, doch nicht minder gefährlich. Da er kein zielsicherer Schütze war – stets mußte er dreimal abdrücken, bis er seine Opfer erledigte –, überbrachte er die Gefangenen nach langen Verhören meist in das Zentralgefängnis nach Riga. Viele gingen dort an den Entbehrungen zugrunde. Diejenigen, die zurückkamen, sprachen kein Wort, einer Anweisung gemäß, die sie hatten unterschreiben müssen.

Die lettischen Frauen wurden streng von den lettischen Männern geschieden, während die deutschen, österreichischen und tschechischen Familien in Gemeinschaft lebten. Eheschließungen waren nicht gestattet. Viele junge Leute fanden sich trotzdem zusammen und lebten in «Ghettoehe». Bekam eine Frau ein Kind, mußte sie sich zu einem Eingriff ins Lazarett begeben. Einer Lettin gelang es, ihren Zustand zu verbergen und ihr Kind zur Welt zu bringen. Nach drei Tagen wußte der Kommandant davon und holte es ab.

Die Kinder, die die furchtbare erste Zeit lebend überstanden hatten, gediehen gut. Jeder steckte ihnen Lebensmittel zu. Sie waren so anmutig, daß sie selbst die Herzen der SS-Posten erweichten und von diesen beschenkt wurden. Kahle Höfe waren ihre Spielplätze. Später wurden auch Schulen eingerichtet, doch es fehlte an Lehrern und Büchern.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Hahn, Ilse, Ehefrau, geb. 19.2.1921 zu Lüchow
Säugling: weiblich, Gew. 3180 gr, Länge 51 cm, Kopfumf. 33 cm
Verlauf: 12. 1. 20.00 Uhr Wehenbeginn

13. 1. 15.00 Uhr Blasensprung, 16.30 Uhr Geburt, 16.45 Uhr Placenta, 16.50 Uhr 2 ccm Secacornin
Normaler Verlauf, ging den 9. Tag nach Hause, am 22. 1. 43 entlassen.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Wie der Hungerpsychose entkommen! Ich frage es mich mit Ungeduld. Ich führe Buch über das, was ich esse. Das ist viel mehr als das, was ich im Block erhielt, das Brot ausgenommen. Philipp hat mich dort verwöhnt; ich hatte es erreicht, jeden Morgen beinahe eine Ration essen zu können. Hier ist es so unregelmäßig: wenn jemand Lust hat, mir seine Brotzeit anzubieten, kann ich frühstücken. Wenn nicht, Pech gehabt. Dasselbe Spielchen am Nachmittag. Folglich muß ich es hinnehmen, daß alle anderen reichlich und jederzeit zu essen haben: 6 Uhr, 9 Uhr, 13 Uhr, 15 Uhr usw. Das hat bei mir erneut zu dieser Psychose geführt, der ich seit einigen Wochen entkommen war. Selbst mit vollem Magen denke ich nur ans Essen. Ich bin im wesentlichen damit beschäftigt, herauszufinden, ob der eine oder andere mir sein Übriggebliebenes anbieten wird. Wenn dies an einen anderen geht, leide ich darunter wie unter einer Ungerechtigkeit. Ich gebe das ganz offen zu, ich verachte mich deshalb und leide darunter. Zehnmal am Tag zähle ich zusammen, was die Kameraden mir haben zukommen lassen, nur um mir zu beweisen, daß ich mich nicht zu beklagen brauche, im Gegenteil. Das beruhigt mich ... einige Augenblicke. Dann beginnt alles von neuem. Ich bin meinem Nachbarn böse, der mir, ich weiß nicht warum, ein finsteres Gesicht zeigt und dem Stubendienst gibt, was er nicht aufißt – denn es gibt Leute, die ihre Ration nicht schaffen. Ich beneide die Stubendienste, die eine Schüssel nach der anderen leeren und unwahrscheinliche Mengen verschlingen. Besonders einen alten Tschechen, der wunderbare Lebensmittelpakete von draußen erhält und dazu noch Brot im Überfluß besitzt. Ich glaube, mir würde es besser gehen, wenn ich genug Brot hätte. Aber nichts kommt. Marcel wird mich unter dem Vorwand haben fallen lassen, daß ich hier [im Lazarett] bin. Philipp kann nichts mehr für mich tun, seit er nicht mehr bei [der Fleischfabrik] Wülfert ist.

Ich versuche, dem Hunger zu widerstehen. Bis jetzt konnte ich zumindest verhindern, meine Nahrung hinunterzuschlingen. Ich bleibe ruhig. Das ist ein Punkt für mich.

Wird diese Beichte als eine Art Ventil dienen? Ich wünsche es. Aber ich glaube, es bedarf greifbarerer Lösungen ...

Knochen, Helmut *1910 **Paris**
An das Reichssicherheitshauptamt
SS-Gruppenführer Müller, Berlin
Betr.: Behandlung der Juden im neubesetzten Frankreich
Gruppenführer!
In einer Rücksprache teilt Leguay, der Beauftragte des Polizeichefs Bousquet, mit, daß die italienische Regierung dem Präsidenten Laval eine Note überreicht hat, in der sie folgendes erklärt:
Sie macht keine Einwände gegen die Maßnahmen der französischen Regierung im neubesetzten Gebiet betreffend die Juden französischer Staatsangehörigkeit (Bezeichnung auf der carte d'identité, Lebensmittelmarken, usw.). Sie wendet sich aber gegen jede Maßnahme gegen Juden ausländischer Staatsangehörigkeit, d. h. nicht nur die italienischen Juden werden dadurch von Italien geschützt, sondern auch gleichzeitig sämtliche anderen ausländischen Juden.
Laval läßt dies offiziell mitteilen und sagen, daß er unter diesen Umständen natürlich in sehr großen Schwierigkeiten gegenüber den Franzosen ist und bittet um entsprechende Unterstützung.
Gruppenführer! Ich darf bitten, den Reichsführer-SS möglichst umgehend von dieser Methode der Italiener in Kenntnis zu setzen und zu erreichen, daß in Frankreich diese Sonderbehandlung durch die Italiener fortfällt. Die Behandlung der Juden italienischer Staatsangehörigkeit macht nicht eine so erhebliche Zahl aus, hat aber auch schon immer zu großen Schwierigkeiten geführt, da man nicht versteht, daß der Achsenpartner noch nicht in der Judenfrage auf unserem Standpunkt steht und entsprechend damit gegen uns argumentiert. Wenn jetzt die Italiener aber für alle Juden ausländischer Staatsangehörigkeit eintreten, so macht das die Fortführung einer Judenpolitik in unserem Sinne unmöglich, d. h. es kann nicht damit gerechnet werden, daß wir in den nächsten Monaten Juden französischer Staatsangehörigkeit überstellt bekommen und abtransportieren können.

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9 aufgestanden
10 gearbeitet
12 Ankunft Großgarten [?]
12.30 Suchaneck
13.10 [unleserl] gefallen

15–16.30 gearbeitet
20 mit Lammers Abendgegessen

Telefongespräche

12.45 SS Stbf. Baumert, Berlin – Fliegermeldungen. – Ruhrgebiet, Rechnung der Weihnachtsgeschenke 1942
13.20 SS OGr.F. v. W. Dresden – General Schroth ist abgelöst. Verhalten Min. Fritsch
15.15 SS OGr.F. Wolff, Berlin – Aufstellung der beiden neuen SS Divisionen, Führer wünscht größte Eile
16.30 Gmund – Püppi
18.15 Reichsleiter Bormann, W.Sch. – Arbeitseinsatz

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**
Mit einem Transport des RSHA aus Berlin sind 1000 jüdische Männer, Frauen und Kinder eingetroffen. Nach der Selektion werden 127 Männer, die die Nummern 86567 bis 86693 erhalten, als Häftlinge in das Lager eingewiesen. Die übrigen 873 Menschen werden in den Gaskammern getötet.
Mit einem Transport des RSHA aus Holland sind 750 Juden aus dem Lager Westerbork eingetroffen. Mit dem Transport sind 346 Männer und Jungen sowie 404 Frauen und Mädchen angekommen. Nach der Selektion werden 88 Männer, die die Nummern 86694 bis 86696, 86698 bis 86715, 86717 bis 86729 und 86731 bis 86784 erhalten, sowie 101 Frauen, die die Nummern 28524 bis 28624 erhalten, als Häftlinge in das Lager eingewiesen. Die übrigen 561 Menschen werden in den Gaskammern getötet.
Mit einem Transport des RSHA aus dem Ghetto in Zambrów sind etwa 2000 jüdische Männer, Frauen und Kinder eingetroffen. Nach der Selektion werden 148 Männer, die die Nummern 86785 bis 86932 erhalten, sowie 50 Frauen, die die Nummern 28634 bis 28683 erhalten, als Häftlinge in das Lager eingewiesen. Die übrigen etwa 1802 Menschen werden in den Gaskammern getötet.
Der polnische politische Häftling Jan Poloczek (Nr. 1065) wird auf der Flucht aus dem Lager Birkenau gefaßt und in den Bunker von Block 11 eingeliefert. Er wird am 9. Februar 1943 nach einer Selektion in den Bunkern erschossen.
In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 103 Häftlingen eingeliefert; 13 Tote stammen aus dem Nebenlager Buna.

Zwischentext zum 13. Januar 1943

Torberg, Friedrich 1908–1979 **Hollywood**

An Richard Révy

F.T. AMICO SUO DOCTORIQUE R.R. SALVE!

Dies aus zweierlei Gründen: erstens um schon durch die Anrede zu dokumentieren, daß ich in einer alten Römersiedlung geboren bin und daß ich mit den nachmaligen «Deutschen» auch *diesen* Teil meines kulturellen Pedigrees nicht gemeinsam habe; zum zweiten aber behufs Klarstellung und Unterstreichung der AMICITIA aus der dieser unser Briefwechsel entstanden ist und in deren Geist und Sinn er fortgeführt werden möge wie der Sand am Meer.

Einige Zeilen Ihres sehr Geehrten nämlich schienen mir auf eine bedrohliche Weise anzudeuten, daß Sie dieses Geistes und Sinnes nicht ganz so sicher wären, indem Sie z. B. an einer Stelle meinen guten Willen anzweifeln, Sie zu verstehen, an einer andern ausdrücklich konstatieren, daß Ihr Brief «ein Brief an einen Freund, kein Manifest» sei, und an einer dritten allen Ernstes vermuten, ich hätte allen Ernstes vermutet, daß Hitler Sie zu irgendwelchen Gedankengängen animiert hätte (wo ich doch durch die in Klammern angefügte Regie-Bemerkung: «An dieser Stelle muß der Adressat gelabt werden» vollkommen deutlich gemacht haben wollte, daß es sich hier um einen «Scherz» resp. «Spaß» handelte). Nein, mein Herr: so einfach, daß Sie meiner Polemik einen unfreundschaftlichen Geist unterschieben – so einfach dürfen Sie sich's nicht machen… Und nun zu Ihrem Brief, den ich tunlichst in einer der Reihenfolge des dortamts erhobenen rücksichtlich entsprechenden Weise antwortlich behandeln werde, gez. Gasselseder m.p., Steuer-Revisor.

Ich zitiere:

> «…daß von sagen wir zwanzig Eigenschaften (des Braunauers) wenigstens zwölf typisch österreichisch sind…»

Wenn dem so ist – und ich wäre der letzte, die Existenz «typisch österreichischer Eigenschaften» zu bestreiten, jedoch ganz gewiß nicht der erste, den Braunauer als «typischen Österreicher» zu empfinden – wenn dem so ist: scheint es Ihnen dann nicht noch viel typischer, daß ein typischer Österreicher nach Deutschland gehen muß, um dort Erfolg zu haben, und zwar einen typisch deutschen Erfolg? Und scheint Ihnen nicht auch das, zum guten Schluß, eher ein Beweis da*für*, daß zwischen «österreichisch» und «deutsch» ein Unterschied besteht, zu dessen selbst scheinbarer Überbrückung es eines so perversen Ausnahmefalls

bedarf? Besagt es Ihnen nichts, daß alle in Österreich entstandenen Vorläufer der Hitler-Bewegung (und nicht nur die unmittelbaren wie Jung und Krebs [Rudolf Jung & Hans Krebs, Mitglieder der 1904 gegründeten «Deutschen Arbeiterpartei»], die, ebenso wie Hitler selbst, lieber gleich nach Deutschland gingen) – daß sie alle groß-deutsch waren und nicht nur nicht groß-österreichisch, sondern ganz programmatisch *anti*-österreichisch? Weil sie den Unterschied zwischen «deutsch» und «österreichisch» eben sehr genau spürten, und weil sie sehr genau wußten, daß sie mit dieser Ideologie in Österreich, auch unter den deutsch sprechenden Österreichern, nichts aufstecken würden, sondern zum Erfolg eben den massiven Rückhalt eines verpreußten Sklavenvolks brauchten (was eigentlich ein Pleonasmus ist).

Zu dieser groß-deutschen und anti-österreichischen Tendenz sahen all diese Schönerer [Georg Ritter von Schönerer, Gründer u. Führer der «Deutschnationalen Partei» in Österreich] und Wolf [Karl Hermann Wolf, Gründer der «Deutschradikalen», Splitterpartei der Deutschnationalen] sich gehalten, *obwohl* sie es historisch leichter gehabt hätten, eine *groß-österreichische* Bewegung zu lancieren. Und damit bin ich bei einer andern, sehr verwirrenden Bemerkung, die ich des klareren Augenscheins halber wörtlich aus Ihrem Brief zitiere:

> «Das Wort ‹deutsch› ist so viel älter und so viel umfangreicher als das Wort ‹österreichisch›! Das Wort ‹österreichisch› ist eine Provinz des Wortes ‹deutsch›, aus dessen ‹Ost› und ‹Reich› es erwachsen ist…»

Das könnt Ihnen so passen! würde ich ausrufen, wenn Sie mich nicht durch den Vorwurf mangelnder Freundschaft der gestalt verschüchtert hätten, daß mir das Jüdeln vergangen ist. Also rufe ich lediglich «Erratum» aus (wie das mein früherer Hausherr Marc Aurel getan hätte), und stelle fest, daß hier zumindest eine verhängnisvolle Unklarheit vorliegt, die dringend der Aufklärung bedarf. Nämlich:

Ob das Wort «deutsch» tatsächlich um so viel älter ist als das Wort «österreichisch», kann ich im Augenblick nicht kontrollieren, gebe es aber schon deshalb mit Freuden zu, weil es ja nur *in einer einzigen Bedeutung* älter ist und älter sein kann: als *Sprach-Bezeichnung*. Und zwar wurde mit «tiutsch» (von «theodiscus») eine Sprachfamilie bezeichnet, der u. a. das Gothische, das Altnordische, das Angelsächsische und das Isländische angehörten. Ein gelehrter Freund verwies mich auf Richard Spechts «Geschichte der deutschen Sprache», in der ein angelsächsischer Mönch namens Strabo noch im 9. Jahrhundert nachhause berichtet, daß die von ihm besuchten Westgothen «lingua nostra, id est lingua theodisca» sprächen.

Wir wissen, wie das mit dieser Sprach-Familie weitergegangen ist, welche Zweige abstarben, und welche sich zu eigenen Sprachen entwikkelten. Eine davon ist die deutsche. Und in *dieser* Bedeutung ist «deutsch» nicht nur «älter» als «österreichisch», sondern es braucht sich auf irgendwelche Vergleiche überhaupt nicht einzulassen: indem es ja eine «österreichische Sprache» nicht gibt und das Vorhandensein einer solchen von mir auch nicht behauptet wurde.

Was ich behaupte, ist, daß die Österreicher bloß deshalb, weil sie *auch* deutsch reden, noch nicht dasselbe Volk sind wie die Deutschen – genau so wenig, wie die Westgothen damals dasselbe Volk gewesen sind wie die Angelsachsen, obwohl sie «lingua nostra» gesprochen haben. *Nur* dann aber, wenn ich das Vorhandensein einer österreichischen Sprache behauptet hätte, wäre Ihrer oben zitierten Feststellung der Gehalt eines Arguments zugekommen, und dann erst recht wäre ihm dieser Gehalt wieder verloren gegangen, weil Sie zum «älter» noch das «umfangreicher» hinzufügen.

Genau das ist es nämlich nicht, und wenn ich nicht befürchten müßte, Sie abermals zu verstimmen, so begänne ich aus homerischem Schlaf heraus zu vermuten, daß Sie sich bei der Wahl gerade des Wortes «umfangreich» von derzeitigen geographischen und machtpolitischen Verhältnissen beeinflussen ließen. Denn wenn von diesen beiden Bezeichnungen eine die umfangreichere ist, dann ganz gewiß die Bezeichnung «österreichisch», die keineswegs eine «Provinz» des Wortes «deutsch» ist, aus dessen «Ost» und «Reich» erwachsen (was schon sprachlich nicht ganz klar erscheint) –: sondern Ostarichi, das Ostreich, die Ost-Mark, war ein Teil (nicht eine «Provinz») des Fränkischen Reichs (nicht «Deutschlands»), und die damaligen Ostreicher hätten es sich ganz genau so energisch verbeten, als «Deutsche» bezeichnet zu werden, wie es die heutigen tun, und wie es damals die gleichfalls zum Fränkischen Reich gehörigen Basken oder Burgunder getan hätten.

Sie waren nämlich, diese Ostreicher, auch damals schon unverkennbar lateinisch beeinflußt und noch unverkennbarer slawisch (unter den ersten Babenbergern wurde dort viel mehr slawisch gesprochen als tiutsch), und sie besaßen genug historische Klarsicht, um zu wissen, daß sie, die Ostreicher, bereits ein Volk waren als man mit «deutsch» lediglich eine Sprache bezeichnete, und daß erst beträchtlich später, zu Ende des 9. Jahrhunderts, auch von einem «deutschen Volk» gesprochen wurde (dem sie *nicht* angehörten). Sie wußten, kurzum – und ich bitte, das nicht *mir* als Gehässigkeit auszulegen, sondern der Geschichte – sie wußten, daß das Wort «österreichisch» viel älter und umfangreicher ist als das Wort «deutsch» (als *Volks*-Bezeichnung, versteht sich: denn die Existenz einer «österreichischen Sprache» haben auch sie, in weiser Vorahnung späterer Polemiken, nie behauptet).

Ebenso unzweifelhaft also, wie in sprachlicher Hinsicht der Begriff «deutsch» nicht etwa bloß der «ältere» und «umfangreichere» ist, sondern schlechthin der einzig existente, ebenso unzweifelhaft ist in jeder andern Hinsicht der Begriff «österreichisch» der übergeordnete, – eine historische Tatsache, die nun wahrlich in jedem Geschichtsbuch nachgelesen werden kann; auf die noch Thomas Mann in seinem Buch «Vom künftigen Sieg der Demokratie» im Zusammenhang mit dem von Hitler getriebenen Mißbrauch des «Anschluß»-Gedankens hinweist; und deren realpolitische Basis fast bis in unsre Tage hereingereicht hat: indem nämlich erst ein Herrscher, unter dessen glorreicher Regierung wir beide noch gelebt haben, Franz Joseph I., davon Abstand nahm, Deutschland als eine österreichische Provinz zu betrachten, nach dem verunglückten Krieg gegen eben jenes Preußen, dessen Machtanstieg das Unglück der Welt bedeutet hat – was ein paar Leute schon lange vor dem kulminierenden Hitler wußten, der Prinz Eugen z. B. (ein Savoyarde zwar, aber ein Österreicher wie wenige): «Die Canaillen von Ministern», schrieb er, «welche die Erhebung des Kurfürsten von Brandenburg zum König von Preußen zugelassen haben, gehören gehenkt». Item und abschließend: die Auffassung, daß Österreich eine östliche Provinz Deutschlands wäre (vielleicht so wie Westphalen eine westliche), ist historisch vollkommen unhaltbar, und ich muß Sie bitten, von den tausend Fäden, mit denen Sie dieses Österreich «dem Sammelbegriff deutsch» verbunden wissen wollen, mir mindestens fünfhundert zwecks Verbindung mit slawischen, romanischen und mediterranen Sammelbegriffen zu bewilligen.

Denn genau darum handelt es sich: um diese Weite und Aufgeschlossenheit, um diesen unendlich größeren Reichtum an Farben und Skalen, der den Begriff «österreichisch» vor dem Begriff «deutsch» auszeichnet. Und genau das ist es, wogegen wir uns zu wehren haben: daß all diese kulturelle Eigengesichtigkeit, dieser größere Umfang-Reichtum zunichte werden soll vor einer teilweisen Sprach-Gleichheit. Wenn Sie das nicht wahrhaben wollen oder es gar für eine «partielle Beschädigung am Hirn» halten, so gehen Sie, fürchte ich, in Ihrem Bestreben, sich von Hitler nicht irritieren zu lassen, doch etwas zu weit. Denn solche Expansion in der Deutung des Begriffes «deutsch» *ist* Hitler, *ist* Pangermanismus, *ist* eine Kultur-Barbarei.

Und wenn Sie mein obstinates Festhalten an dem Begriff einer überna-

tionalen, österreichischen Kultur als eng und provinziell bezeichnen und sich auf den Standpunkt stellen, daß alles, was deutsch spricht, auch deutsch sei, so weiß ich nicht, wer von uns beiden sich da in die Thermopylen begeben hat. Sprache *ist* ein politischer Zufall, ich beharre darauf; ja es gibt Sprachen, die ihre Entstehung überhaupt nur politischen Zufällen zu verdanken haben. *Mutter*sprache freilich ist und bedeutet etwas andres. Es stimmt schon: man kann sich seine Muttersprache so wenig aussuchen, wie man sich seine Mutter aussuchen kann. Und beide, so Muttersprache wie Mutter, üben organisch mannigfachen Einfluß auf das, was später aus einem wird. Aber es wäre ein kultureller Ödipuskomplex, wenn man sich deshalb, weil man deutsche Muttersprache hat, auch schon als Deutscher fühlen müßte – ohne es im übrigen zu sein.

Grillparzer und Raimund, Hofmannsthal und Werfel ganz einfach als «deutsche Dichter» zu bezeichnen, ist nur solange angängig, als man diese offenkundige Lässigkeit der Ausdrucksweise zu keinen unerlaubten kulturpolitischen Amplifikationen ausnützt und sich darüber klar bleibt, daß «deutsch» hier in seiner *ursprünglichen* Bedeutung verwendet wird, nämlich als Sprachbezeichnung, *nichts* weiter. Denn in *allem* weitern sind es dann österreichische Dichter, die deutsch schreiben.

Gewiß liebe und verehre ich die «Norddeutschen» Kant und Schopenhauer, Lessing und Lichtenberg «und die ganze Glorie» – aber ich liebe sie doch gewiß nicht deshalb, *weil* sie Norddeutsche sind. Nota bene: auch nicht, obwohl sie Norddeutsche sind. [...] Sondern ich liebe und verehre sie jenseits und unabhängig von ihrer Provenienz, nicht anders als den Engländer Shakespeare oder den Italiener Dante, nicht anders als den Franzosen Flaubert oder den Russen Dostojewski, und nicht anders als jenen größten Deutschen, Goethe, den ein andrer großer Deutscher, Nietzsche, einen «Zwischenfall ohne Folgen» nannte. Und damit hat er wahrlich ins Schwarze getroffen.

Lieber und verehrter Doktor Révy, es ist mittlerweile wieder ein artiger Batzen Zeit von der Ewigkeit verschluckt worden, und mein Brief würde in alle diese nicht fertigwerden, wenn ich jetzt nicht bald Schluß mache. Ich hätte noch vieles zu sagen – zu Heine beispielsweise, der kein guter Präzedenzfall ist, oder wenn, dann einer für mich: weil er in allem, was er schreibt, so unverkennbar ein Jude ist wie Grillparzer ein Österreicher (aus dem Sie mir, halten zu Gnaden, doch wirklich keinen Großdeutschen machen dürfen, was immer er den Kaiser Rudolf oder sonstwen auf jambisch sagen läßt; denn Grillparzers ganzes Oeuvre ist zum Schluß nur die Abwandlung eines seiner lapidarsten Epigramme:

«Deutschland ist weniger, als es meint – Österreich ist mehr, als es scheint»).

Nur auf eine, wie ich glaube unhaltbare Argumentation in Ihrem Brief möchte ich noch ganz kurz reagieren. Sie schreiben:

> «Weil Torquemada sich einen Christen nennt, ist Christus kein Vorläufer der Inquisition; und wenn Hitler für Wagner schwärmt, ist Wagner noch lange kein Nazi.»

Nun wäre ja der Gedanke, daß Christus ein Vorläufer Torquemadas sei, für mich als Juden nicht a priori und unbedingt ein blasphemischer Keulenschlag. Ich bin trotzdem weit entfernt von solcher Denkweise, und halte sogar die unleugbare Tatsache, daß Torquemada ohne Christus nicht möglich gewesen wäre, für irrelevant. Mir scheint da etwas andres entscheidend. Nämlich ist es unvorstellbar, daß Torquemada die Billigung und den Beifall Christi fände.

Hingegen ist es nicht nur vorstellbar, sondern es bestehen verdammt viele Anhaltspunkte dafür, daß Hitler die Billigung und den Beifall Wagners fände, daß also hier eine reziproke Schwärmerei vorliegt, eine Ähnlichkeit in der Wesensart, – und ich kann es keineswegs als eine «unerlaubte Simplifikation» empfinden, das auch zu sagen.

Eine solche Simplifikation ist es viel eher, die Nazi als «eine zwanzig Jahre alte Schmutzbande» zu bezeichnen und Deutschlands organisch schuldhaften Anteil an Hitler auf die Nachkriegszeit zu begrenzen. Deutschlands Schuld an Hitler ist viel älter – wenn auch nicht ganz so alt wie der Begriff «österreichisch»; den ich selbst dann als einen köstlichen und unverwechselbaren Eigenwert hochhielte, wenn der Begriff «deutsch» gänzlich schlackenrein und unproblematisch wäre.

Submissest Ihr F. T.

Donnerstag, 14. Januar 1943

...der Herr, mein Gott, macht meine Finsternis licht.
HERRNHUT PSALM 18,29

Der Mensch ist nie so vergnügt, als wenn er nach Wahn handeln kann.
TAGEBUCH QUAATZ HERDER

Heldenhafte Abwehr im Raum von Stalingrad.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948
Injektion wie immer. **Führerhauptquartier**

Adenauer, Konrad 1876–1967
An Wilhelm Marx **Rhöndorf**

Hochverehrter, lieber Herr Reichskanzler!
Am morgigen Tage werden meine Frau und ich mit besonderer Wärme und Verehrung Ihrer gedenken und Gott bitten, daß Er Sie und die Ihrigen auf Ihrem weiteren Lebenswege segnen und behüten möge.
In herzlichster Dankbarkeit gedenke ich besonders der großen, unvergeßlichen Verdienste, die Sie sich als Reichskanzler in schwerster Zeit um die Sicherung der Rheinlande für das Reich erworben haben. Grade diese Epoche Ihrer Tätigkeit muß Ihnen eine große Genugtuung beim Rückblick auf Ihre Lebensarbeit sein, sie verdient vor allem in den Blättern der deutschen Geschichte rühmlichst verzeichnet zu werden.
Unvergeßlich ist uns auch die Liebenswürdigkeit, die Hilfsbereitschaft und die Güte, die Sie in jener schweren Zeit uns in allen unseren Nöten immer wieder gezeigt haben.
In herzlichster Mitfreude mit Ihrer Familie und Ihren vielen Verehrern vereinigen meine Frau und ich unsere Wünsche mit diesem großen Kreise und bitten Gott, daß er Sie noch lange uns allen erhalten möge.
In aufrichtiger Verehrung und mit herzlichsten Grüßen,
Ihr K. Adenauer.

Reichspropagandaministerium **Berlin**
Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913

Der Minister teilt mit, daß der Führer einen Erlaß unterschrieben hat, der den totalen Einsatz der Heimat für die Kriegsführung anordnet.
Der Minister ist der Ansicht, daß nunmehr alle Stimmen gebracht werden können, die sich mit der Totalisierung der Kriegführung in den übrigen kriegführenden Staaten beschäftigen. So können weitere Totalisierungsbestrebungen in Rußland erwähnt werden und auch ähnliche Bewegungen in England. Der Minister ist der Überzeugung, daß die feindlichen Staaten auf unsere Totalisierungsbestrebungen nicht viel sagen können, und wenn sie tatsächlich zwei Tage schreien würden, so werde doch bald niemand mehr diese Maßnahme zum Gegenstand einer Polemik machen.
Der Minister weist darauf hin, daß die bisherige Praxis der Sondermeldungen zur Kritik Anlaß gebe. Die Sondermeldungen seien keine Sondermeldungen mehr, da ihre Ankündigung immer zur gleichen Stunde zwischen 13 und 14 Uhr geschehe und jedermann wisse, daß nunmehr eine U-Boot-Meldung mit 100000 BRT bekanntgegeben werde. Der Minister ist der Ansicht, daß erstens der Zeitpunkt gewechselt werden müsse, und zweitens solle man nicht immer nur 100000 BRT bekanntgeben, sondern, wenn ein ganz besonders erfolgreicher Tag gewesen wäre, auch unter 100000 BRT bleiben und auch einmal zu warten, bis es 160000 bis 180000 BRT geworden sind.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Hans Israel O.
Geboren den 2. 6. 1894 in Berlin
gestorben den 14. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 4. 2. 1943
Wohnung: Lietzenburgerstr. 12
Arzt:
Todesursache: Freitod

Kronika, Jacob 1897–1982 **Berlin**

Im Goebbels-Presseklub am Leipziger Platz traf ich vormittags einen deutschfreundlichen schleswigschen Landsmann. Er heißt Alexander Thomsen und stammt aus der Nähe von Flensburg. Er ist familiär verbunden mit Augustenburg, dänischer Staatsbürger, Dr. med., «Rassenforscher» und heute angestellt bei dem bekannten deutschen Rassisten, Professor Gros, in Berlin.

Daß es derselbe Dr. Alexander Thomsen ist, der im November vorigen Jahres nach Kopenhagen geholt wurde, um einen rassepolitischen Vortrag zu halten, zeigte sich im Laufe des Gesprächs. Er hatte einen Beitrag für «eine neue und größere gesellschaftliche Verbindung zwischen Deutschen und Dänen» liefern wollen.
In dem Gespräch, das ich heute mit ihm hatte, machte er nicht eben den Eindruck, ein gradezu fanatischer Nazi zu sein.

Jüdischer Friedhof
Name: Henny Sara O. **Berlin-Weißensee**
Geboren den 5. 8. 1896 in Berlin
gestorben den 14. 1. 1943
Tag der Anmeldung:
Wohnung: Lietzenburgerstr. 12
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Freitod
Zahlung: Osram

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Am mittleren Kaukasus machen die Russen längs der transkaukasischen Bahn Baku–Rostow weitere Fortschritte. In Richtung Salsk rücken sie langsamer vor, da die Deutschen sich mit starken, aus Rostow herangeholten Kräften entgegenstellen. Bei Velikie Luki erscheinen die deutschen Gegenangriffe aufgehalten, jedoch werden neue gemeldet. Nur aus deutscher Quelle hört man von zwei neuen Offensiven der Russen, im Abschnitt Leningrad und bei Woronesch.
Hitler hat vor einigen Tagen kurz nacheinander sowohl den bulgarischen Kriegsminister Mihow als auch den ungarischen, Nagy, als auch den rumänischen Marschall Antonescu empfangen.
Eine große Leistung haben die Freifranzösischen Truppen vollbracht, die von Äquatorial-Afrika aus die Wüste durchquert und das Fezzan-Gebiet erobert haben, so daß sie demnächst in Nordafrika mitkämpfen können. Ihr Führer ist General Leclerc.
Gestern abend berichtete der Home Service über Äußerungen starker Unzufriedenheit in amerikanischen Zeitungen wegen der politischen Lage in Französisch-Nordafrika. Die Haltung der Vertreter der USA habe dazu geführt, daß Leute im Vichy-Geist den Ton angeben, die weder mit England noch mit der Sowjetunion zusammenarbeiten wollen.

Lord Alanbrooke 1883–1963 **Casablanca**

(2 Uhr früh). Ein sehr langer und anstrengender Tag. Um 10.30 Uhr traten wir zusammen. Ich begann mit einer einstündigen Darlegung unserer Auffassung von der gegenwärtigen Kriegslage und der nach unserer Meinung zu verfolgenden künftigen Strategie. Dann schloß sich eine Erklärung Marshalls über die Punkte unserer Strategie an, mit denen man nicht einverstanden ist. Admiral King schlug vor, 30% der Kriegsanstrengungen dem Pazifik zu widmen und 70% den übrigen Kriegsschauplätzen. Wir wiesen darauf hin, daß man auf solch unpräzise Weise keine Strategie betreiben könne. Gegen 17 Uhr brachen wir die Sitzung ab, tranken Tee. Ich machte dann mit John Kennedy einen Spaziergang am Strand, um nach Vögeln Ausschau zu halten.

Bei der Rückfahrt fand ich eine Einladung zum Essen bei Roosevelt vor. Er war am Nachmittag eingetroffen. Tischgesellschaft bestand aus PM, Präsident Roosevelt, Harry Hopkins, Harriman, Elliot Roosevelt, Marshall, King, Arnold (u. a.). Gegen Ende des Abends war King ganz nett angeheitert. Er wurde immer hochtrabender und erläuterte Roosevelt mit lauter Stimme, auf welche Weise man am besten eine französische politische Organisation zur Kontrolle Nordafrikas aufstellen könnte. Das rief viele Einwände Churchills hervor, dem entgangen war, in welchem Zustand King sich befand. Äußerst amüsant, das zu beobachten.

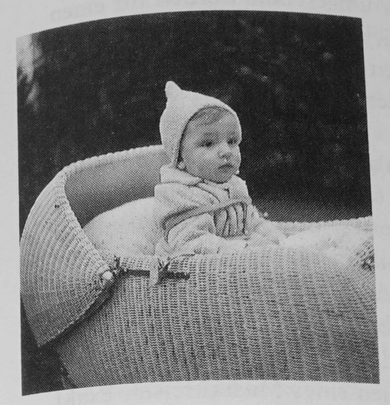
Gegen 1.30 Uhr gab es Fliegeralarm. Das Licht wurde ausgemacht, und wir saßen beim Schein von sechs Kerzen am Tisch. PM und Roosevelt in dieser Beleuchtung und Umgebung, ein Bild zum Malen.

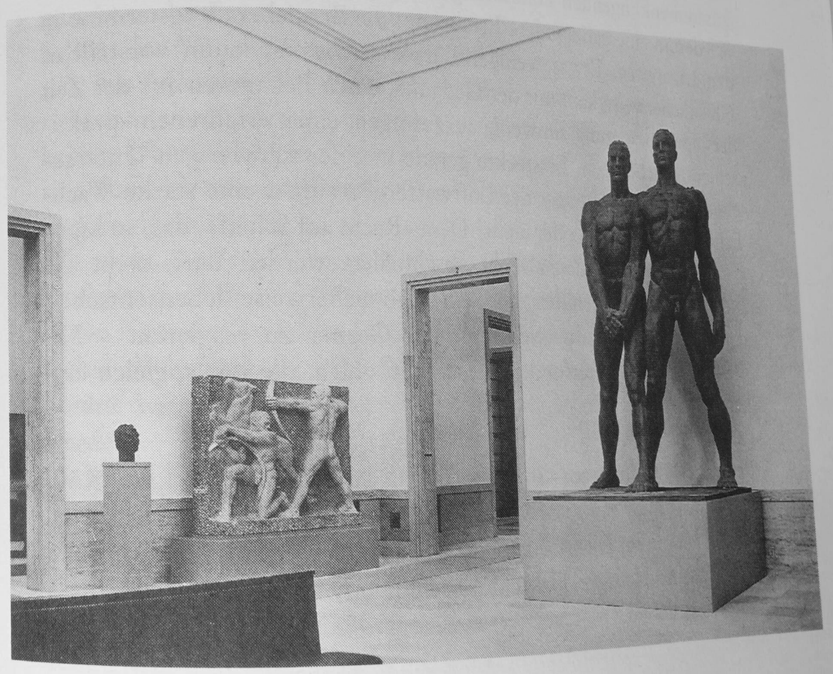
King, Ernest J. 1878–1956 **Anfa bei Casablanca**

Die russische Offensive ist gut vorangekommen und hat nun Rostow bis auf 50 Meilen erreicht. Deutschland hat nur zwei Möglichkeiten, sich ihr zu stellen, nämlich entweder die Russen zurückzuschlagen nach Stalingrad, was während des Winters ziemlich unmöglich wäre, oder aber ihre Linie zu verkürzen ... Der Brief zeigte die wahrscheinlichste Möglichkeit; und das würde eine involve reverting auf die Linie von 1941 bedeuten. Der psychologische Effekt dieses Rückzugs wird sehr ernst in Deutschland sein. – Deutschland wird sich so sowohl in Rußland als auch in Nordafrika verteidigen müssen.

Pieper, Josef *1904 **(Münster)**

Um die Mitte des Januars 1943 trat ich also mein neues Amt als «Wissenschaftlicher Hilfsarbeiter» bei der Westfälischen Provinzialver-





waltung an. Einen Augenblick lang hatte ich das Gefühl, als sollte ich es wieder mit einem «Institut» zu tun bekommen, das es, genau besehen, gar nicht gab. Warum auch nicht?
Aber es war dennoch anders, es warteten Aufgaben mehr als genug. Eignungsuntersuchungen natürlich; nun aber an Schwerkriegsbeschädigten. Ungezählt kehrten sie aus den Lazaretten ins bürgerliche Leben zurück; und großenteils mußten sie umgeschult werden für einen neuen Beruf. Aber für welchen? Die gleiche Frage war zu beantworten für die zur Schulentlassung kommenden körperlich behinderten, die blinden und taubstummen Kinder in den von der Provinz betreuten Heimen.
Für mich hieß es also wirklich von vorn anfangen. Nicht weniges war ganz neu zu lernen. Vor allem bekam ich es handgreiflich demonstriert, was für den Menschen das «Hören des Wortes» bedeutet. Und wenn ich etwa spontan gemeint hatte, etwas Schlimmeres als der Verlust des Augenlichts sei kaum auszudenken, so wurde ich rasch korrigiert; ich brauchte nur die Atmosphäre einer Taubstummen-Schule zu vergleichen mit der geistigen Lebendigkeit blinder Kinder. Ich erinnere mich eines sechsjährigen Jungen, der im Summen eines Musikkreisels exakt die mit nachlassendem Tempo immer kleiner werdende Zahl der darin zusammenklingenden Töne anzugeben vermochte.
Wiederum eine ganz andere Erfahrung: die Berufsberatungstermine in den Lazaretten. Etwas weniger Bürokratisches ist kaum vorstellbar. Glücklicherweise kam mir der Gedanke, einen Bekannten aus der Zeit der Jugendbewegung ein wenig auszufragen, einen erfahrenen «praktischen» Psychologen. Er steckte gerade in einer schwierigen Untersuchung: Sollen Nachtjäger der Luftwaffe «Pervitin», eine starke Wachhalte-Droge, nehmen oder nicht? Dem «Recht auf Schlaf», das, so sagen die einen, dem Soldaten nicht geschmälert werden darf, steht die Notwendigkeit gegenüber, um eine möglicherweise lebensentscheidende Zehntelsekunde rascher als der Gegner zu reagieren. – Mir wurden einige selbsterfundene Tests empfohlen, die mir sogleich einleuchteten.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**

Alarm von 19.07 bis 20.05 Uhr. Gretel ist mit den Kindern allein zu Hause, ich bin im Dienst. Mauz hat immer noch Fieber. Sternklar und Mondschein. Heftiges Flakschießen fern aus dem Revier. Heftiger Angriff auf Essen.

Geburtenregister eines mecklenburgischen Kreiskrankenhauses

Mutter: Narowski, Hedwig, Ehefrau, geb. 15. 4. 1916 zu Berlin
Säugling: männlich, Gew. 3900 gr, Länge 55 cm, Kopfumf. 38 cm, Verdacht auf Hydrocephalus
Verlauf: 13. 1. 7.00 Uhr Wehenbeginn
14. 1. 6.00 Uhr Blasensprung, 6.15 Uhr Geburt, 6.45 Uhr Placenta, 7.00 Uhr 2 ccm Secacornin
Normaler Verlauf, ging am 9. Tag nach Hause.

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Ostfriesische Inseln**

Wegen des mit 6 bis 8 Stärken wehenden Ostwindes sind die Fährverbindungen vom Festland nach Spiekeroog und Wangerooge noch unterbrochen.
Über den Ostanleger kommen zwei Schlepper mit 120 Mann von Wilhelmshaven. – Der Eisnotdienst mit Flugzeugen muß nach einigen Flügen des schlechten Wetters wegen wieder eingestellt werden.

Meldungen aus dem Reich **Berlin**

Die militärische Lage an den Fronten wird – wie die aus allen Teilen des Reiches übereinstimmend vorliegenden Meldungen besagen – fast allgemein als ernst empfunden. Nach wie vor ist die Bevölkerung von zunehmender Besorgnis erfüllt, insbesondere wegen des weiteren Anhaltens der Abwehrkämpfe an der gesamten Ostfront und deshalb, weil sich die Volksgenossen durch die «spärlichen und allgemeinen» Nachrichten an der Ostfront – in erster Linie werden Ortsangaben vermißt – keinen Überblick über die Lage im Osten verschaffen können. Daher sind auch viele geneigt, pessimistisch klingenden Urlaubererzählungen und Feldpostbriefen Glauben zu schenken. Auch verursachen vereinzelt umlaufende Gerüchte, wie z. B. von dem bei Rostow angeblich erfolgten Einsatz zahlreicher russischer Fallschirmjäger und stattgefundenen Kämpfen in der Stadt Rostow u. ä. teilweise Beunruhigung, umso mehr, als befürchtet wird, die Verbindung zu den Kaukasustruppen könnte bei weiteren russischen Erfolgen im Donbogen abgeschnitten werden.
Auch die Nachrichten von den schweren Kriegsmaterialverlusten der Sowjets wirken auf weite Teile der Bevölkerung eher beunruhigend als ermutigend, da daraus zwangsläufig zu schließen sei, daß den Sowjets immer noch eine ausreichende und intakte Kriegsindustrie zur Verfügung stände oder die amerikanischen Kriegsmateriallieferungen in beachtlichem Umfange ihren Bestimmungsort erreichten.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Nowotscherkassk**

Klare Nacht! Thermometer sinkt auf −25 °C. Kälte bringt erhebliche Schwierigkeiten für die Einsatzbereitschaft aller Maschinen. Transportleistung sinkt, nur 55 Ju gestartet, nicht erfüllt 10. – He 111 nur 43; nicht erfüllt 2, ergibt nur etwa 160 tons innerhalb 24 Std. –

Starke Feindangriffe Südwestfront Festung. Rücknahme Gesamtfront um 4–5 km ostw. Rosanka-Abschnitt. Pitomnik wird gefährdet. Weitere Rücknahme beabsichtigt, so daß alle Pitomnik Plätze ausfallen. Ab 16. Platz Gumrag einsatzfähig.

Sänger, Fritz 1901–1984 [und andere] **Berlin**

Das militärische Ziel im Osten (nach der telefonisch näher bezeichneten Quelle): Man glaube, daß die Widerstandskraft der Russen im großen gesehen, ihren Höhepunkt erreicht und überschritten habe. Unser Ziel sei, in diesem Jahre oder spätestens im nächsten Jahre im Osten eine Linie zu beziehen, die es uns gestatte, mit verhältnismäßig geringen Kräften Rußland als militärischen Faktor auszuschalten. Man denke etwa an die schon früher öfter genannte Linie Archangelsk / Astrachan. – Diese Information stamme zwar aus allererster Quelle, man müsse aber berücksichtigen, daß erfahrungsgemäß solche Informationen manchmal auch einen politischen Zweck verfolgten.

Zur Ölfrage allgemein sei zu bemerken: Es sei eine Legende, daß unsere Offensive am Kaukasus am Benzinmangel gescheitert sei. Es sei immer genug Benzin dagewesen. Freilich hat es im entscheidenden Moment nicht immer schnell genug an die Stelle des Verbrauchs gelangen können. Bei der Offensive im Kaukasus zum Beispiel hätten in Rostow ausreichende Benzinvorräte gelagert. Es habe dann allerdings Transportschwierigkeiten gegeben.

Eine Verbesserung der Versorgung sei neuerdings dadurch eingetreten, daß jetzt in Brux eine ganz ungewöhnlich große Hydrieranlage in Betrieb genommen worden sei.

Goebbels, Joseph 1897–1945 **Berlin**

Gestern: [...] Die Lage in Stalingrad ist natürlich weiterhin außerordentlich besorgniserregend. Alles hängt vom Wetter ab. Ist das Flugwetter halbwegs günstig, so können wir unsere dortigen Truppen halbwegs verpflegen und ausstatten. Bricht Schnee- und Nebelwetter ein, so ist das aus. Die eingeschlossenen Truppen sind auf denkbar geringste Rationen gesetzt; zum Teil erhalten sie am Tage 50 Gramm Brot und ernähren sich sonst nur von den letzten Resten ihres Pferdebestandes.

Wenn man sich vorstellt, daß unsere Befreiungsarmee noch eine ganze Reihe von Wochen auf sich warten lassen wird, dann kann man sich von der Gespanntheit der dortigen Lage ein sehr klares Bild machen. [...] Kurz und gut, wir sind mitten in einer Winterkrise im Osten, die zwar nicht ganz so bedrohlich ist wie die im vergangenen Winter, aber doch ihre außerordentlich ernsten Vorzeichen hat. Sie äußert sich in ganz anderer Form als im letzten Winter. Im letzten Winter sickerten die Bolschewisten zwar durch unsere Fronten, aber sie hatten doch nicht das dazu gehörende untere Führerpersonal, um zu operativen Umschließungen zu schreiten. Das ist in diesem Winter an verschiedenen Stellen doch der Fall. Wir müssen also alle Kräfte anstrengen, um die erlittenen Nackenschläge wieder zu überwinden. In verstärktem Umfange werden jetzt Denkschriften eingereicht, die das Thema einer anderen Behandlung des russischen Volkes in den von uns besetzten Gebieten behandeln. Wiederum schreibt mir ein Altparteigenosse, Hofweber, über unsere dortige Politik, die in seiner Denkschrift in Grund und Boden verdammt wird. Er geht in den Folgerungen, die er unter dem Druck der von ihm studierten Verhältnisse zieht, sehr viel zu weit. Gewiß wäre es zweckmäßig, wenn der Führer selbst in einer Art von Rahmenproklamation dem russischen Volke in den besetzten Gebieten einige Avancen machte, etwa des Inhalts, daß seine religiöse Freiheit garantiert, daß es nicht zu einem Sklavendasein verurteilt wird, daß ihm nach einer Bewährung in diesem Kriege der Eintritt in das kommende Europa nicht verwehrt werden soll, und ähnliches. Aber man muß sich auch klar darüber sein, daß, wenn man weitergehende Entscheidungen mit der Autorität des Führers fällt, die ganze Verwaltungs- und Militärmaschine eine andere Richtung einnehmen wird und es dann sehr schwer ist, in den besetzten Gebieten da, wo es notwendig ist, mit der harten Hand zu regieren. Gewiß ist die Partisanengefahr ständig im Steigen begriffen. Aber ich glaube nicht, daß man ihrer durch eine mildere Behandlung Herr werden wird. Die Russen sind im allgemeinen einen starken Tobak gewöhnt, und sie haben ja auch vom bolschewistischen Regime nicht Nachsicht und Milde, sondern nur Härte und Grausamkeit empfangen, was sie doch, wie die heutigen Tatsachen beweisen, nicht davon abhält, sich für das bolschewistische Regime sehr tapfer und zähe zu schlagen. Stalin hat es übrigens großartig verstanden, dem Kampf des Bolschewismus gegen das Reich einen nationalen Charakter zu geben. Es sind Unterlagen aus Gefangenenaussagen dafür da, daß demnächst eine organisatorische Veränderung in der Roten Armee geplant sei. Sie soll wieder zu einer

absolut nationalen Armee, wenigstens dem Schein nach, umgeformt werden; die Offiziere erhalten ihre Achselstücke und sollen sichtbar aus der breiten Masse der Truppe herausgehoben werden. Wenn das alles auch nur propagandistisch zu verstehen ist, so darf doch nicht übersehen werden, daß sich darin eine außerordentliche psychologische Geschicklichkeit offenbart.

Matthies, Kurt *1901 **im Osten**

Moritz [ein Hund] ist seit drei Tagen nicht mehr bei mir.

Der Kommandeur hat das nicht veranlaßt, nein. «Major Dood» verwies den braunen Troll nur aus dem Korridor, wo er, auf einem Stuhl an der Heizung, den Anmelder unterstützte, indem er auf Hundeart den jeweiligen Besucher entweder passieren ließ oder sich jaulend auf ihn stürzte. «Major Dood» beließ es bei einer kalten Handbewegung, die dem Tier nichts weiter antat.

Aber da gibt es einen Rittmeister H. im Hause. Mit dem hatte ich es schon wochenlang zu tun. Jedesmal, wenn wir beide ihm in der Treppenhalle begegneten, schrie er mich an: «Nehmen Sie den Hund an die Leine – er pinkelt hier in alle Ecken!»

Aber es war in Wirklichkeit so, daß Moritz nirgendwo im Hause auch nur das Hinterbein hob. Gleichviel, bei jeder neuen Begegnung schwoll der Gewaltige wie ein Kalkun an und schrie: «Ich sag's Ihnen zum letztenmal...!» Ich immer stumm, in mich hineinkochend, an dem uniformierten Gebrüll vorbei.

Jetzt ist der Hochgestiefelte beim Kommandeur gewesen und hat dafür gesorgt, daß auch dies bißchen Leben und Heiterkeit aus dem Hause verschwand. Die Kameraden kommen aus allen Abteilungen zu mir, fragen und sind entsetzt. Man muß freilich wissen und fühlen können, wie Soldaten und Hunde zusammengehören!

Natürlich gab es einen Mann, der hier sofort eingriff: Leutnant Bothling hat das Bürschchen in seinem Stadtquartier untergebracht. Aber wenn ich nun hinkomme, knurrt Moritz mich an oder läßt mich dastehen, als wäre ich Luft. Ich hätt' es wissen sollen: Man darf sich in dieser Welt des Befehls und Gehorsams an nichts hängen, nichts erwarten, nichts glauben. Man ist in ihr außer Treu' und Verläßlichkeit. Nun gut, es wird mir niemals mehr einfallen, mir an dem berühmten «Gesetz der Pflicht» die Hände zu wärmen.

Gestern wies Moritz mir die bloßen Zähne, als ich ihm übers Fell fuhr. Er hat sich strikt von mir losgesagt. Er handelt konsequent, mit einer Entschlossenheit, der ein Mensch gar nicht fähig wäre. Wenn ich jetzt

hier in der Stadt ein Mädchen hätte, würd' ich ihm das Kerlchen mit ans Herz schmuggeln, und es wäre wohl für uns beide gesorgt.

Richard B. *1922 **Stargard**

Als ich heute Leutnant B. in seiner Stube aufsuchte, kam mir wieder der Unterschied zwischen Offizier- und Mannschaftsunterbringung ins Bewußtsein: Die jungen Spritzer, so alt wie wir und kaum länger Soldat, haben ein erstklassig komfortabel ausgestaltetes Zimmer und wir hausen mit 10 Mann auf einer Bude ohne jede Gemütlichkeit. Warum diese Unterschiede? Schließlich sind wir alle Soldaten, nichts mehr und nichts weniger. Im Frieden würde ich es noch verstehen, da ist Offiziersein schließlich ein Beruf. Aber heute!? – Aber ich will nicht meckern, wahrscheinlich ist es doch nur der häßliche, dumme Neid, der solche Gedanken aufkommen läßt. Und sehr viele von uns haben gar nicht das Benehmen danach, besser zu wohnen.

Heute schwerer Unfall. Gefreiter W. ist durch Propellerschlag verletzt. Ganzer Arm aufgeschlitzt, Hand schwer verletzt. Hatte schon immer Respekt vor diesen unheimlich wirbelnden Stahlschwertern!

Meyer-Jungcurt, Richard *1911 **Rostow**

Unter den deutschen Soldaten ist eine Gelbsuchtepidemie ausgebrochen, die auf die äußerst schlechten Trinkwasserverhältnisse zurückgeführt wird. Für die Infektion mit dem Gelbsuchtvirus werden die in Südrußland und vor allem in der Kalmückensteppe massenhaft auftretenden Zieselmäuse, die mit den Murmeltieren verwandt sind, verantwortlich gemacht. Fast die Hälfte aller Verwundeten und Kranken, die die Krankensammelstelle Rostow passieren, sind an Gelbsucht erkrankt.

Von der hier zu leistenden Arbeit könnt Ihr Euch am besten ein Bild machen, wenn Ihr erfahrt, daß wir zu fünf Ärzten über 1000 Betten zu versorgen haben. Die von mir betreute Abteilung läuft reibungslos. Im Operationssaal arbeite ich mit einer Rote-Kreuz-Schwester zusammen. Eine zweite Rote-Kreuz-Schwester ist in der Küche eingesetzt. Alles andere erledigen einige Sanitätsdienstgrade, russische Krankenschwestern und Patienten, von denen ich mir einen intelligenten für Schreibarbeiten herangezogen habe. Die Ärzte sind leider alle abends zu sehr übermüdet, um beim Kriegszahnarzt Dr. König, der auch einen sehr wichtigen Radioapparat besitzt, den traditionellen Doppelkopp zu spielen.

Die Verpflegung im Lazarett ist gegenüber früher deutlich besser ge-

worden, und das ist in Anbetracht der zu leistenden harten Arbeit auch notwendig. Wir müssen jetzt vorwiegend völlig erschöpfte und zahlreiche an Hungerödemen leidende verwundete Soldaten behandeln. Viele Patienten haben tagelang gehungert, andere haben sich nur von kaltem Pferdefleisch ernährt.

Ich erinnere mich an einen Feldwebel, der hochgradig apathisch mit verschwollenem Gesicht und ausgedehnten Ödemen zur Aufnahme kam. Der Feldwebel war zu sehr kraftlos, hinfällig und teilnahmslos, um von den seinen Hals oberhalb des Uniformkragens massenhaft bedeckenden Kleiderläusen Kenntnis zu nehmen. Leider erlaubt es der Zustand der Verwundeten und Kranken nicht in jedem Fall, alle Neuaufnahmen zunächst die Entlausungsanstalt mit den Duschen passieren zu lassen. Die getragenen und mitgebrachten Kleidungsstücke werden natürlich sofort der Hitze-Sterilisierung zugeführt.

Der Winter überrascht im Süden in der Nähe des Asowschen und Schwarzen Meeres nach Kälteperioden immer wieder mit Wärmeeinbrüchen. Durch, wenn auch meist nur kurzfristige Verschlammungen der Straßen werden aber die Aktionen deutscher Verbände zur Entsetzung von Stalingrad erheblich erschwert. Seit drei Tagen herrscht wieder eine strenge Kälte von minus 20 Grad Celsius.

Um frische Luft zu schnappen und um mich über die Stadt zu informieren, mache ich in den Mittagsstunden kurze Spaziergänge in Richtung Donbrücke. Trotz der Zerstörungen erkennt man die Schönheit dieser russischen Stadt, die in diesem Krieg bereits zweimal hart umkämpft wurde, mit ihren großen und ansehnlichen Gebäuden aus der Zarenzeit. Etwa die Hälfte der Bevölkerung hat wohl die Stadt verlassen. Festzustellen ist jetzt eine auffallende Zurückhaltung der Russen gegenüber den deutschen Soldaten.

Unfreundliche Gesichter und düstere Mienen werden in Rostows Straßen zur Schau getragen. Durch russische Radiosender und Flüsterpropaganda ist die Bevölkerung über die militärische Lage natürlich genauestens orientiert.

In dieser Jahreszeit bricht die Dunkelheit früh herein, obgleich die Uhren auf osteuropäische Zeit zwei Stunden vorgestellt sind. Auch die dünne Schneedecke trägt nicht zur Aufhellung der ganzen Szene bei. Über die viel befahrene und strategisch so wichtige Donbrücke weht ein eisiger Wind aus dem Osten. Der in russischen Romanen ruhig dahinfließende Don führt in der Strommitte Treibeis, seine Ufer sind mit dicken Packeislagen bedeckt.

Knoller, Hans 1917–1973 **im Osten**

Mein gutes Herzchen,

nun bin ich auch beim neuen Haufen schon einigermaßen heimisch. Auch hier sind lauter Norddeutsche, aber zwischen den Holsteinern schon einmal ein paar Rheinländer und Westfalen. Süße Suppen sind auch hier das höchste der Gefühle …

Ich will Dir meine Umgebung ein bißchen beschreiben. Mit meiner B.-Stelle sitze ich am Ende eines Bergrückens, der als lange Nase weit in feindliches Gebiet hineinreicht. Der Besitz dieser Höhe für uns ist sehr wichtig und muß m. E. auch unter Opfern erkauft werden. Da der Russe uns überall einsehen kann, ist ein «Verkehr» auf diesem Berg nur bei Nacht möglich. Tagsüber sitzen wir in unserem Bunker, einer sehr schönen, absolut schußsicheren Unterkunft, die nur ein wenig groß ist und deshalb schlecht zu heizen ist. Ich wohne hier mit 3 Unteroffizieren und 4 Mann, in unserer Nachbarschaft hausen noch eine Menge Infanteristen. Im Bunker habe ich eine nette gemütliche Ecke für mich, die ich von meinem Vorgänger, dem Hauptmann, übernommen habe. Hier habe ich mich häuslich eingerichtet, hier schlafe, esse, lese und telefoniere ich, und hier schreibe ich an Dich. Alles ist ein wenig primitiv, aber für russische Verhältnisse geradezu luxuriös. Lesestoff ist vorerst genug vorhanden, und im übrigen sorgt der Russe dafür, daß es nicht langweilig wird. Aber, Butzilein, hab Du auch hier um mich keine Sorge. Ich weiß genau, es wird immer alles gut gehen, – allein Deinetwegen.

Soviel für heute. – Mein guter, süßer Spatz, kannst Du verstehen, wie innig und zärtlich ich an Dich denke? Ich denke und träume schon wieder vom Urlaub, vom Leben mit Dir. September? Tausend süße, heiße Bussi Dein Mann.

Wieschenberg, Franz 1909–1945 **im Osten**

Meine liebe Hilde und Kinderchen.

Heute schossen wir einen russ. Jäger ab. Das hat mich ordentlich belebt, und ich fühle mich ein bißchen wohler in meiner Haut.

Dieser erste Tag allein im Bunker und in diesem ganzen Schamott, ach, ich dachte, mir geht der Hut hoch. Die Begrüßung der Kameraden war recht herzlich, aber was nützt das alles. Der eine freut sich mehr oder weniger als der andere, daß seine Heimfahrt dadurch wieder näher gerückt.

Nun schleichen die Tage wieder so dahin, und die Gedanken sind meist zu Hause. Manchmal vibriert es im Herzen dabei, dann lächeln mal nur die Augen, und wenn der Mund sich verzieht, denke ich bestimmt an die

Kinder. Wenn dann, ohne daß ich es will, dieses Fragen anhebt, *wann* mag es wieder sein, muß ich mir direkt Gewalt antun und alles zur Seite schieben. Das Alleinsein, wie ich jetzt in meinem Bunker, ist für solche Gedanken doppelt gefährlich.
Weißt Du, mein Lieb, damals im Sommer, da war dieses alles anders. Hier ist es jetzt bitter kalt, und ich bin gezwungen, den Bunker nicht mehr und länger zu verlassen als unbedingt erforderlich. Da sitzt Dein Junge denn und spinnt seine Gedanken um Euch. Das Ende, habe ich schon oben angedeutet, ist trostlos. Doch auch das geht vorüber. Solange man unter Menschen ist, kann man den Starken leicht herauskehren.
Manchmal ist es auch anders. Dir darf ich das wohl schreiben, ohne daß Du Dich sorgst? Es besteht bestimmt kein Anlaß dazu. Mein treues Lieb! Du folgst so treu meinen Spuren! Sogar im Alter hältst Du fast Schritt mit mir. In nichts willst Du, daß eine Kluft sich auftut zwischen uns. Lieb von Dir!
Folge mir treulich nach – wir haben den gleichen Weg!
Lieben, innigen Kuß den Mädchen. Einen Geburtstagskuß für Dich!
Weißt Du, ein solcher von denen zwischen 12 + 1 h. Gute Nacht!
In Liebe Euer Pappi u. Dein Junge Franz.

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**
An Margot Broisch
Liebes Fräulein Margot!
Wovon ich träume? Das ist nicht so einfach zu sagen. Der Traum meines Lebens ist immer gewesen, in Zivil mit einer eigenen Frau am Arm spazieren zu gehen und die Schönheit des Lebens zu genießen. Aber der Weg dahin ist weit und mit allerlei Hindernissen gepflastert, die erst genommen werden müssen.
Da gefällt mir das Lied von der Liebe, die so still sein soll, wie die Nacht, weitaus besser. Ob sie aber immer so tief wie das Meer ist? Ob sie nicht oft genug an der Oberfläche plätschert? Ich will Sie hier nicht mit Erfahrungen langweilen. Außerdem habe ich auf diesem Gebiet nicht so viele gemacht, daß ich davon reden könnte. Leider aber sind die Zeiten nicht dazu angetan, seinen Gedanken und Wünschen die Tat auf dem Fuße folgen zu lassen, da man mit Faktoren rechnen muß, auf die ich keinen Einfluß habe. Was hätte zum Beispiel jetzt eine Frau von mir während des Krieges? Wie schnell könnte sie Witwe werden, noch ehe sie bewußt verheiratet gewesen ist?
Ihren Wunsch nach einem Bild von mir kann ich zwar verstehen, aber

leider nicht erfüllen. Ich habe bisher keine Veranlassung gehabt, Bilder von mir zu sammeln, und so habe ich allenfalls ein oder das andere Bild von zufälligen Gruppenaufnahmen.
Aber ich kann einmal versuchen, Ihnen so eine Beschreibung meines Vorhandenseins zu geben. Paßt auf jeden Steckbrief: 1,75 groß, ovales Gesicht, dunkelblond das Haar, blaue Augen (auch wenn gerade keiner hineingehauen hat), vielleicht eine zu große Nase, sehr schlanke Figur. Genügt Ihnen das?

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990
Meine liebe Marthafrau! **im Osten**
Recht herzlich danke ich Dir für Deine beiden lieben Briefe. Es ist gut, daß nun alle Mißverständnisse ausgeräumt sind. Mein Brief vom 8. Dezember, den Du mir mitgeschickt hast, hat mir gezeigt, daß meine darin gegebenen Erklärungen wirklich sehr unzureichend waren und bei Dir ein falsches Bild erwachsen mußte. Es fehlt nur noch, einiges wenige zu erklären. Du kannst es nicht verstehen, warum mir der Oberst Urlaub angeboten hat, wenn doch schon feststand, daß der Hauptwachtmeister zu Weihnachten in Urlaub fahren sollte. Das konnte der Oberst und auch mein direkter Vorgesetzter, der Major, nicht wissen. Denn die Urlaubsangelegenheiten der Angehörigen meiner Batterie regele ich selbst als direkter Vorgesetzter. Mein Urlaub wiederum wird durch meine Disziplinarvorgesetzten geregelt. Eigentlich war ich ja noch gar nicht dran mit Urlaub. Sondern der Oberst kam auf den Einfall, mich schon früher zu schicken, wohl durch den Umstand, daß ich mir die Hand verbrüht hatte. Es hatte den Anschein, daß ich für einige Zeit nicht voll einsatzfähig sein würde. Natürlich hätte der Hauptwachtmeister schon früher fahren können; es war mir aber sehr lieb, daß er noch so lange wartete, weil er sein Amt noch nicht lange verwaltete. Ich schrieb Dir ja schon, daß sein Vorgänger im Herbst gestorben war. Und gerade in den vergangenen Monaten mit den umfangreichen Wintervorbereitungen war ich auf die Mitarbeit des Hauptwachtmeisters sehr angewiesen. Ich konnte ja auch gar nicht ahnen, daß ich schon zu Weihnachten die Möglichkeit haben würde, in Urlaub zu fahren.
Du brauchst Dich nicht zu beunruhigen, daß mein Urlaub sich nun um einige Monate verschiebt. Das ist nicht der Fall. Zunächst haben wir ja Urlaubssperre, die hoffentlich nicht lange dauern wird. Überdies liegen die Dinge so: wenn wieder ein neuer Urlaubsturnus beginnt, so stehe ich als kinderreichster Offizier sowieso als einer der ersten Urlaubsanwär-

ter heran. D. h., noch bin ich nicht der kinderreichste Offizier; es ist da noch ein Leutnant, der auch zwei Kinder hat. Der Zahlmeister, der drei Kinder hat, rangiert nicht auf der Urlaubsliste der Offiziere, auch der Arzt nicht. Also darüber kannst Du ganz beruhigt sein; ich gerate schon nicht in Rückstand. Bei Deinem Bruder Walter liegen die Dinge anders. Er gehört zu einer Truppengattung, die mehr Abgänge hat und infolgedessen mit dem Urlaub schneller durchkommt.
Es kamen in letzter Zeit von Dir schon öfter einige Päckchen mit Plätzchen und Honigkuchen, die mich sehr erfreuten. Die fetten Weihnachtstage liegen nun schon wieder einige Zeit zurück; so bin ich jetzt schon wieder recht empfänglich für solche Leckerbissen. Ich danke Dir recht herzlich.
Du schreibst, daß zwischen meinen Briefen so große Lücken wären. Ich kann mir das nicht recht erklären. Ich schreibe Dir ganz regelmäßig jeden zweiten Tag. Wahrscheinlich kommen aber dann immer mehrere Briefe zugleich an. Daher entsteht dann der Eindruck der Unregelmäßigkeit. Du kannst gewiß sein, daß ich Deiner gerade in diesen Wochen vor der Niederkunft und des erwarteten Kindes ganz besonders gedenke.
Erzähle mir wieder von den Buben. Es gedenkt Eurer in herzlicher Liebe Dein Gerhard.

Zucker, Käthe **Berlin**
An ihren Bruder am Ilmensee
Lieber Helmut!
Am 6. 1. habe ich ein Päckchen mit Zulassungsmarke an Dich abgeschickt, Inhalt: Wandkalender, Marzipan von Frau Bengs, Batterie und Pfeffernüsse von Bludaus (diese sind hart, werden aber weich, wenn sie kurz vor dem Essen in die Ofenröhre gelegt werden).
Meine Zahnzieherei habe ich jetzt überstanden, vielleicht auch noch nicht ganz, denn beim 3. Zahn ist der Kiefer gesplittert, er hat verschiedene Splitter abgestemmt, aber trotzdem stört mich noch eine Spitze, die aus dem Gaumen vorsteht, vielleicht muß sie noch abgemacht werden. Ich kann auch den Mund noch nicht ganz aufreißen, als ob der Oberkiefer durch das Ziehen der Weisheitszähne auch verändert ist.
Herzliche Grüße, Käthe und Mutti.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Charlotte Sara B.
Geboren den 26. 3. 1887 in Berlin

gestorben den 14. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 19. 1. 1943
Wohnung: Emserstr. 22
Arzt: Dr. Metz
Todesursache: Gasvergiftung

Hans-Dieter K.
An seinen Lehrer
Lieber Herr Studienrath! **Hjörring**
Auf verbotenen, aber einzig möglichen Wegen möchte ich Ihnen noch ein paar Pinsel + Nagelbürste + Bitumen schicken, was ich im ersten Päckchen vergessen hatte. Langsam geht es auch hier mit den Beständen zu Ende, so habe ich z. B. keinen Gummischwamm mehr besorgen können. Der Käse ist auch höchstens nur 25%tig, aber markenfrei. In wenigen Wochen werden wir auch wieder im Einsatz stehen, hier oben haben wir uns prächtig erholt. An dem Absender dürfen Sie sich nicht stören; er ist mein Onkel. Ich schreibe immer diesen Absender, weil meine Päckchen alle von Urlaubern mitgenommen werden. Mit der Feldpost sind so schwere Päckchen verboten und werden meistens gestohlen. Ihr Hans-Dieter

Turner, Grete 1899–1982
An ihren Sohn in Stalingrad **Kirchweyhe**
Mein herzlieber Jojo!
Es tut mir sehr leid, mein lieber Junge, daß Du dort nun so allerlei Unannehmlichkeiten ertragen mußt, ich möchte Dir so gerne helfen. Was ist das wohl für eine Plage mit den schrecklichen Läusen. Daß Eure Verpflegung nun auch so knapp wurde, liegt wohl an den Beförderungsschwierigkeiten, ich hoffe ja nun sehr, daß Du inzwischen die Weihnachtspäckchen bekommen hast.
Wie meine Gedanken immer bei Dir sind, mein liebes Herz, wirst Du Dir kaum vorstellen können. Morgens mein erster Gedanke und abends der letzte Gedanke bist Du, mein Junge. In diesen Tagen wird wieder von den schweren Kämpfen bei Stalingrad berichtet, möge der liebe Gott Dich immer in seinen Schutz nehmen, mein liebes Kind!
Wenn Du auf Urlaub kommst, sollst Du Dich auch nach Herzenslust pflegen und satt essen, ich spare schon immer dafür, damit ich genug habe, wenn mein Großer kommt!
Ob uns 1943 den Frieden bringt? Oft hofft man es, aber dann kommen auch wieder Zweifel. Urlauber, die von verschiedenen Teilen der Ost-

front kommen, erzählen, daß die Russen nicht mehr viel können; die Panzer taugten nichts mehr und die Menschen wären 15–17- und 70jährig. Aber so wird es bei Euch nicht sein, denn bei St. werden die Russen noch ihre besseren Kräfte einsetzen. Daß Du auch gerade dort sein mußt!
Nun gute Nacht, mein liebster Junge! Bleib gesund und sei von Herzen gegrüßt von Deiner Mutti.

Soldat Hans **Stalingrad**

Liebe Mutti!
Ich sitze hier wieder im Wachlokal, und die schönsten Minuten meines jetzigen Daseins sind wieder angebrochen: ich schreibe, ich plaudere mit meiner Mutti! Draußen ist wunderbares Winterwetter, aber sehr kalt. Die allermeisten Kameraden achten auf das schöne Wetter nicht, leiden aber umsomehr unter der großen Kälte. Viele Kameraden haben ja aber auch schon viele Frostschäden; ich hoffe, daß ich ohne die Frostschäden davon komme. Hoffentlich! Ich zähle ja schon die Tage bis zum Frühling. Die Zeit eilt ja mächtig; morgen, am 15. ist es schon wieder 1/4 Jahr, daß wir hier, nach der 8tägigen Fahrt, in der Steppe eintrafen. Unser Bunker ist nun wieder überfüllt. Viele Kameraden, die mit leichten Verwundungen, od. Erfrierungen im Lazarett lagen, mußten den Schwerverletzten Platz machen, und 9 Mann zogen in unserem Wohnbunker dazu: Ja, ja, der gr. Angriff der Russen am 10. 1. ist abgeschlagen worden, hat aber auch bei den Deutschen Opfer gekostet. Gestern Vormittag half ich in der Küche. Es war Pferdeschlachten. Ich half vornehmlich Fleisch durch die Mühle drehn. Mittags hatte ich das Gefühl, wieder mal satt zu sein. In der Küche fällt doch manchmal ein Bissen ab.
Vorgestern kamen als Überraschung, eine einmalige Sendung von 5 Paketen durch. 2 Adressaten sind schon tot, 2 sind irgendwo im Lazarett, und nur einer konnte sein Paket persönlich, u. gesund in Empfang nehmen. Die 4 anderen Pakete wurden den Kameraden, die vorn eingesetzt sind, verteilt. Kämpfen! Arbeiten! Siegen! Das ist die Parole für 1943! Kampf wird es bestimmt noch geben, auch noch in Rußland. Aber es muß sein, es muß den deutschen Sieg bringen. Hier haben wir uns mit allem abgefunden! Von der Theatergruppe sind nun schon 3 Mann tot. Auch ich hab mich mit diesen Eventuallos bereits abgefunden.
Tausend Grüße, u. Erwiderung Deiner Neujahrskusseln sendet Hans

Armee-Oberkommando 6 **Stalingrad**

Funkspruch
In Stalingrad stärkere Angriffe gegen 305. Inf.Div. Feind gelang es an 3 Stellen, über Eisenbahn vorzudringen. Angriffe gegen Nordostfront (16. Panz.Div.) noch im Gange.
An Westfront konnten zahlreiche Angriffe auf Front röm. 14. Panz.-Korps abgeschlagen werden.
Feind nahm 87,8 südostw. Nishne Alexejewskij und Karpowskaja.
Bei Nishne Alexejewskij 5 Panzer abgeschossen. Reste 376. Inf.Div. halten an Bahnlinie und noch auf 99,7. Bei Bahnhof Bassargino griff Feind mit 28 Panzern an, von denen 21 (15 allein durch 1 Geschütz Heeresflak) abgeschossen wurden.
Ausweichen West- und Südfront in Zwischenstellung in kommender Nacht.
3. und 29. mot. Div.Artl. Munition völlig, Infanteriemunition nahezu verschossen. Voraussetzung für Gelingen Absetzbewegung ist ausreichende Versorgung mit Munition, Betriebsstoff und Verpflegung.

Unbekannter Soldat **Stalingrad**

Mein liebe gute Kathi!
Vergebens lauere ich Tag für Tag auf Post von meiner Kathi. Zwar kommt fast keine Post ... an aber meine Unruhe ist augenblicklich sehr groß, da man doch dauernd hört, das der Tommy bei Euch haust. Ich will doch nicht hoffen das auch Dir noch etwas zustößt, es ist doch gerade genug das ich das alles erleben muß, so kann uns beide doch das Schicksal nicht strafen. Ich weiß überhaupt nicht warum wir das alles mitmachen müssen, denn bald fängt man doch am verzweifeln. Die Kälte hat zugenommen, jetzt ist es fast so kalt wie im vorigen Jahr. Ja Kathi, wenn wir aus dieser Hölle heil raus kommen, sagen wir auch das Leben ist uns neu geschenkt worden. Ich muß Dir einmal die Wahrheit schreiben, wenn es Dir auch noch so weh tut, es ist schon besser Du weißt bescheid wie es hier aussieht. Es gibt höchste Zeit das der Führer uns bald hilft. Ja Kathi der Krieg ist schrecklich ich habe ihn erlebt u. werde ihn weiter erleben, wie nur ein Soldat es kann. Ich habe bis heute immer tapfer alles verschwiegen aber es ist zu viel verlangt. Aber trotzdem Kathi hoffe ich ja nicht das Schlimmste aber es könnte was kommen, das du lange keine Post bekommst, dann nimm nicht ... das Schlimmste an, jede kleine Verwundung, kannst du öfters nicht bescheid bekommen u. das könnte sich sehr lange ohne Bescheid auswirken.

Also meine liebe süße Kathi, sei nicht traurig u. laß den Kopf nicht hängen, es wird schon alles gut gehen. Hätten wir nur gut noch 1 Monat um u. es würde etwas wärmer.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
trübe, milde −3½−1°
Bohnen pahlen
Holz in den Schuppen bringen
Völkner bringt die Obstpresse wieder

Valentin, Karl 1882–1948 **München**
An Liesl Karlstadt
Liebe Liesi
Meinen Brief vom Reintjes wirst Du ja erhalten haben – und für gut empfunden – denke Dir nur ich habe ihm den Brief in die Pension Regina geschickt und am andern morgen war er noch nicht abgereist, sondern telefonierte mich an in freundlichster Weise und sagte zu mir Er kann es verstehen, daß ich mich nicht zu der Unterschrift des Vertrages nicht einverstanden erklärte, er habe in der Hitze des Gefechtes, gar nicht mehr daran gedacht, daß er ab 1. März noch seine Freiheitsstrafe von 8 Monat absitzen müsse – und er sehe es selbst ein, daß er nicht für mich arbeiten könne, wenn er im ⊞ sitzt.
Alles nähere darüber mündlich

Was sagst Du zu meinem Lichtbild Verleih? – Die Skala in Berlin im größten Haus Deutschland haben meine Lichtbilder so einen Riesenerfolg das d. Duisberg telegrafiert hat ob er die Bilder im Februar auch noch haben kann. pro Monat 1500.– M. – Das ist doch fein – Frau Pfaff hat mir meine neuen Schallplattentexte zurückgeschickt mit der Bemerkung, die Sachen sind für die heutige Zeit nicht mehr passend. – Eine Rheinländerin diktiert heute den Bayer[ischen] Humor – Amen
Viele Grüße und ein baldiges Wiedersehen
Valentin

Valentin, Karl 1882–1948 **München**
An Erich Carow, Volksschauspieler
Mein lieber Herr College Carow,
ich habe von Ih[n]en einen Brief bekommen, indem Sie mir schreiben, dass Sie mir noch einen Brief schreiben, welch letzteren ich noch nicht

bekommen habe, sondern erst bekommen soll. Bevor der gesollte Brief kommt, beantworte ich Ihren ersten, schon bekommenen Brief, in welchem Sie mir schreiben, es würde Sie freuen, wenn ich einmal einen Monat bei Ihnen gastieren würde. Das wird aber nicht leicht möglich sein; erstens bin ich nicht rasiert und zweitens trete ich seit zwei Jahren nicht mehr persönlich auf, sondern nur mehr mechanisch.
Nun ein andrer Vorschlag! Mein lieber Herr Carow, wenn Sie auch eine ganz andere Darstellungsart haben als ich, so bin ich davon überzeugt, dass mein ganzes Originalrepertoir für Sie das gegebene Material wäre, wenn Sie die Sachen für Sie auf Berliner Art zurecht richten oder umformen würden. Ich bin mit meinem Impresario jetzt gerade an der Arbeit von meinen Originalvorträgen Intermezzo's, Couplet's, Komödien, Theaterstücke eztr. öffentliche Aufführungsrechte an deutsche Humoristen zu vergeben. U. a. habe ich eine Komödie, betittelt «An Bord», die sich unser Führer zwei Tage hintereinander angesehen hat. Es ist ein lustiges, blutiges Drama, bei welchem das Publikum lacht, weint und sich gruselt, mit einer ganz ausgefallenen Schlus[s]pointe. Wenn Sie dieses Stück auf Ihre Berliner Art bringen, garantiere ich Ihnen einen ungeheueren Erfolg. Das Stück ist völlig unpol[i]tisch und zeitlos.
Also! −−− Schreiben Sie mir sofort, ob Sie dafür Interesse hab[en]. Sichern Sie sich von meinen Sachen alleinige Aufführungsrechte für Berlin. Wir haben ja schon vor cirka 10 Jahren einmal zusammen geschäftlich korrespondiert; damals waren Sie aber, soviel ich mich noch erinnere zur Erholung in der Schweiz; die Angelegenheit ist dadurch wieder in Vergessenheit geraten.
Nun weiß ich auch nicht, ob Sie nur Originalsachen bringen, od[er] auch solche, von fremden Autoren. Und nun zu etwas anderm.
Wie ist das, mit meinen «lustigen Lichtbildern» wie solche z. Zt. im Januar in der Scala (Berlin) gezeigt werden! Direktor Duisburg hat sie, des grossen Erfolges wegen noch um einen Monat anschliessend (Februar) verlängert. −−− Sie haben doch im Norden Berlin'[s] wieder ein ganz anderes Publikum und ich möchte wetten, dass die Lichtbilder in Ihrem Theater auch einen ganz grossen Erfolg hätten. Also: «Probieren, geht über studieren!»
Mein lieber Herr Carow, lassen Sie betreffs meiner Vorschläge sofort etwas von sich hören, bevor es zu spät ist; denn dann ist es zu spät.
Mit deutschem Gruß! Ihr

Insel Verlag **Leipzig**

Hochverehrter Herr Hesse!

Wir erhielten soeben Ihre Karte vom 23. Dezember, mit der Sie nach der Feldpost-Ausgabe Ihrer Gedichte fragen. Wir bitten zu entschuldigen, daß wir Ihnen nicht schon im alten Jahr Kenntnis gegeben haben von unserer Absicht, Ihren Gedichtband in der Insel-Bücherei in die Reihe der Feldpost-Ausgabe dieser Sammlung aufzunehmen. Um den außerordentlich zahlreichen Wünschen nach gutem Lesestoff für die Front unserer kämpfenden Soldaten gerecht zu werden, haben wir uns nämlich entschlossen, von einzelnen besonders geeigneten Bänden der Insel-Bücherei broschierte Ausgaben zu veranstalten, die bei verringertem Gewicht die Versendung in einem einfachen Feldpostbrief (100 Gramm) bequem möglich machen. Der Preis dieser Ausgabe verringert sich von 80 Pfennig auf 45 Pfennig. Dementsprechend beträgt auch das Honorar, das nach unserer Vereinbarung auf der Grundlage von 5% vom Ladenpreis angenommen war, für 10000 Exemplare statt M. 400.– M. 225.–. Dieser Honorar-Rückgang wird jedoch dadurch wieder wettgemacht, daß es uns möglich sein wird, jeweils hohe Auflagen dieser Feldpost-Ausgaben zu drucken. Diese Ausgabe ist als eine zusätzliche Ausgabe anzusehen, neben der die normalen Bände nach wie vor hergestellt und geliefert werden.

Wir dürfen wohl voraussetzen, daß Sie mit der Aufnahme Ihrer Gedichte in diese Feldpost-Ausgabe einverstanden sind. Sobald die Bändchen fertigwerden, gehen Ihnen Exemplare zu. Teilen Sie uns doch bitte mit, wohin wir sie schicken sollen.

Mit den herzlichsten Grüßen des Unterzeichneten und verbindlichsten Empfehlungen

Der Insel Verlag

ppa. Friedrich

Sternberger, Dolf 1907–1989 **Frankfurt**

An Eugen Claassen

Lieber Shenja,

schönen Dank für Deinen Brief und die Neujahrswünsche, die wir Euch allen herzlich erwidern. Zu Deinem Vorschlag: ich habe an eine solche Sammlung auch schon gedacht; daß es für ein Buch quantitativ auch bei scharfer Lese ausreichen würde, ist gar keine Frage – bedenke auch die Essays aus der Rundschau! –, im Gegenteil könnte man bei einer thematischen Gliederung auch mehrere Bücher machen, was ich aber gar nicht ins Auge fassen möchte. Wenn ich Dich recht verstehe, handelt

es sich um ein Verlagsprojekt, das nicht so sehr eilt. Die Frage ist natürlich, ob ich Hecht Mitteilung machen sollte – da hier ja ein solcher Vorschlag nur aus den bekannten Gründen nicht gemacht wurde. Wenn wir aber den Termin noch offenlassen, wäre eine solche Mitteilung vielleicht wiederum etwas voreilig. Wie denkst Du selbst darüber? Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß Dir «über die Nachahmung» zugesagt hat: mir ist das Stückchen recht wichtig, auch als Keim und Skizze zu späterer Ausführung des Gegenstands in größeren Maßen.

Herzliche Grüße, auch von Ilse, Dein Dolf

Hedin, Sven 1865–1952 **München**

Ankunft in München 9.15 Uhr. Begrüßt von Prof. A. F[...], Syndikus und Vertreter der Stadt etc. und Dr. Schäfer mit Frau. Fuhren zum «Vier Jahreszeiten» – Bekamen reizende Zimmer, elegant, nett; herrliche Badezimmer. Frühstückten dort. Prof. Rendahl ist auch gekommen. Dann kamen Elisabeth und Fräulein Silbermann zu Besuch. Gingen bald. Grassmann machte ein Interview mit mir für die Presse. – Oberbürgermeister von München Fiehler. – Im Hotel machte Seine Magnifizenz um 11.15 Uhr Besuch. Hielt eine Rede, wie auch die anderen auf dem Bahnhof und hieß uns willkommen. Dann zog ich mich aus, nahm ein Bad und ging zu Bett, schlief aber nicht ein. Stand um 5 Uhr auf, badete, rasierte mich etc. und machte mich fein, deutscher Anzug. Aßen etwas zum Tee. Dann Konzert. Dirigent Kabasta: Brahms, Schuberts Unvollendete, Beethoven Eroica. – Magnificus Wüst begleitete mich in den vollbesetzten Saal im Deutschen Museum 3500 Plätze. Hielt eine kurze Rede, begrüßte mich, ich erhob mich, Applaus. – Dann begrüßten wir den Dirigenten und fuhren anschließend nach Hause. Aßen mit den Jungs zu Abend. Elisabeth, Zieglers, Schäfers, Grassmann, Ende 11 Uhr, dann – ging ich auf mein Zimmer und ging rasch zu Bett.

Der Präsident der Reichsschrifttumskammer **Berlin**

An Erich Kästner, Berlin-Charlottenburg

Auf Grund einer neuerlichen Entscheidung der Reichskulturkammer wird die Ihnen unter dem 25.7. 1942 erteilte Sondergenehmigung widerrufen. Sie sind somit nicht mehr berechtigt, im Zuständigkeitsbereich der Reichsschrifttumskammer als Schriftsteller tätig zu sein. Zuwiderhandlungen gegen diese Berufsuntersagung können von mir gemäß § 28 der Ersten Durchführungsverordnung zum Reichskulturkammergesetz mit Ordnungsstrafen belegt werden.

Im Auftrage [Unleserlich]

Friedenthal, Richard 1896–1979 **London**
An PEN Deutsche Gruppe London
Wertes Mitglied,
unsere naechste Versammlung findet am Freitag, dem 22. 1., 4 Uhr, Jakob Ehrlich Society, 69, Belsize Park, statt. Programm: Dr Monty Jakobs, Worte zu Alfred Kerrs 75. Geburtstag. FELIX LANGER liest aus (s)einen beiden Werken «Sie sahen ein Licht» und «So begann es bei uns».
Mit bestem Gruß
gez. R. Friedenthal Sekretaer

Sternfeld, W. **London**
An PEN Deutsche Gruppe London
Sehr geehrter Herr Dr. Friedenthal,
auf Veranlassung von Menne sprach ich heute in der Angelegenheit der Geldauszahlung an beduerftige Schriftsteller und Kuenstler mit Herrn Praesident Dr. Alfred Kerr, der mit mir der Ansicht war, daß man die Sache vor der naechsten Sitzung erledigen solle. Er bat mich, mit Ihnen in Verbindung zu treten, was hiermit geschieht.
Von den meinerseits mit Zustimmung von Menne aufgegebenen Adressen sind unveraendert die von Justin Steinfeld, Czech House, Baldock/Herts und von Theodor Otto Wolfgang, House 6, «P» Camp, Isle of Man
Bieber und Diamant sind inzwischen entlassen worden, doch bisher ohne Beschaeftigung. Sie werden vorerst vom Trust Fund unterstuetzt.
Ich waere Ihnen dankbar, wenn Sie mich wissen ließen, wie die Sache steht.
Mit besten Grueßen
Ihr Sternfeld
Ich hoffe, Sie Samstag bei der Tagung des Kulturbundes zu sehen. Dort koennen wir evt. weiteres besprechen.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. –
2. Geschichte: Eddasprüche, Beowulf
3. Sport: Schwimmen
4. Latein: Femin. -os geübt
5. Geometrie: aus c, sc, α
6. Biologie: Echsen, Schleichen, Krokodil

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Hertha Sara W.
Geboren den 6. 10. 1886 in Kolberg
gestorben den 14. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 20. 1. 1943
Wohnung: Wullenweberstr. 3
Arzt: Schauhaus
Todesursache: Gasvergiftung

Kreuder, Anneliese *1897 **Bremen**
An ihre Tochter
Innigstgeliebte, nach schweren Rechenstunden Dir die zärtlichsten Grüße. Marlies hat Aufgaben solcher Art:
928437651389 : 765243
und da sitzen wir nun beide und schwitzen, denn wenn sähr viel Nullen dabei sind, da weiß ich's auch nicht so ganz genau, und sie weiß es jedenfalls weder mit noch ohne Nullen!
Deine Bekanntschaft mit Badenstädts begrüße ich sehr, auf jeden Fall Erlanger Creme, und Du weißt ja, wie sehr ich Dein Gesellschaftsleben mit Sorgen und Wünschen begleite! Da Du von Zuhause keine Gelegenheit zur Übung darin hast, ist solche Bekanntschaft höchst wichtig. Hoffnick wurde es nett!
Fuchbar aufferegnet hat mich Brenners Ansicht vom baldigen Kriegsende; könnte er das nicht etwas näher begründen für so arme Geister wie mich? Wenn's Herr Lauterbach sagte, täte man ja nur Achselzucken, aber Brenner möcht ich's gleich glauben. Ich hoffe innigst, daß er noch mehr Weisheitsbröcklein fallen läßt. Schnapp sie nur ja auf, Geliebte und teil sie mir mit. Es wäre so wunderbar, man wäre gleich doppelt so geduldig und glücklich.
Einstweilen ist die Luftbedrohung sehr ernst, heute war Essen dran, wann werden wir wieder drankommen?

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**
An ihre Mutter
Herzensliebste!
Heute, auf der Couch liegend den Nolten zu Ende gelesen, und um halb acht mit Rindskleid bekleidet, sah sehr gut aus! zu Badenstädts. Aber was mußte passieren! Diese Hundstaschenlampe ist ausgebrannt, ich verfehlte die Stufen und fiel die ganze lange Treppe mit höllischem Gerassel runter, sodaß die armen Haßlers vor Schreck ganz sprachlos

waren. Gottlob nichts weiter passiert, da ich ganz bequem auf dem Arsch saß, ich sammelte mich zusammen und ging gleich weiter, um vor Hensels Haus zu merken, daß mein Gürtel weg war. Also wieder zurück, Gürtel gesucht mit Streichhölzern, nichts zu finden, andern genommen, alles in Dunkelheit und höchster Eile, und ich kam auch ziemlich viel zu spät. (Heute früh lauter knallblaue Flecken, oh, diese unmäßige Treppenbohnerei, auch im Hause Badenstädt verurteilte man diese Manie der Haßlers, zumal vorgestern Fritzchen auch runterknallte, und hier überhaupt schon soviel passiert ist auf den Scheiß-Treppen).

Also nun der Abend bei Badenstädts. Wir saßen alle um einen Riesentisch, auf Biedermeier Stühlen, die aber nicht sehr schön und echt waren und außerdem allzu deutlich die Spuren des Katers zeigten. Der Abend ging dann nur mit Späßen hin, eigentlich, bis 10 Uhr. Wir saßen da und jeder erzählte lustige Geschichten (bis auf mich, ich schwieg als einzige und hörte ununterbrochen lachend zu, was auch eine Anstrengung war.) Die andern überboten sich selbst, einer riß dem andern das Wort weg. Jeder wußte noch schönere Sachen, und sie waren auch wirklich köstlich. Wir haben oft gebrüllt vor lachen. Schmugglergeschichten, Szenen aus dem RAD, aus Kitschromanen, aus komischen Erlebnissen, aus Besoffenheitszuständen usw. usw. Ich hab in meinem Leben noch nie soviel lustige Sachen erlebt, und die ich erlebt habe, hätte ich nie vortragen können, denn all die andern erzählten sie einfach hervorragend, so witzig, so pointiert, so gekonnt, richtig könstlerisch, wie diese ganze Bande ja in hohem Maße ist.

Es gab ein wohlschmeckendes, undefinierbares Getränk, zu essen nichts, war absolut in keiner Weise feierlich. Außer den Geschichten mußte der arme Hausvater, ein süßes Vieh, herhalten und tausenderlei Kunststücke machen, ferner wurden die Raritäten des Hauses bewundert, besonders ein Goethe-Autogramm und eine kleine Handschrift, die Hölderlin gehört hat, sein Name steht mit Blei vorn drin, von ihm. Und im Text ist etliches unterstrichen. Im ganzen war die Unterhaltung aber auf einem so hohen Niveau von Püldung, daß ich oft nichts verstand – na, sie sind ja auch alle viertes bis sechstes Semester.

Ach, bloß, weißt du, paß ich nicht in Geselligkeit, bin ein richtiger norddeutscher Eigenbrötler. Außerdem bin ich immer linkisch, dumm, geniert, ohne allen Schliff und ohne Interesse. Ich will arbeiten, daß ich was werde und lerne! Will nur Euch und sonst niemanden.

Herzlichst!

Graf, Willi 1918–1943 **München**

die kälte hat sehr fühlbar nachgelassen, es regnet manche stunde. für unsere zimmer ist das recht günstig. am abend sitzen wir zum schreiben und lesen bis lange in den abend hinein. es will noch nicht gelingen, den richtigen kontakt mit anneliese zu bekommen.

seltsam müde bin ich an manchen stunden. dann gelingt es mir nicht einmal, einen gedanken zu fassen und zu überlegen.

es ist wieder diese unruhe in mir, wie sie mich manchmal überkommt, ohne daß ich aber die letzte ursache dafür wüßte. viel zeit geht damit vorbei, daß ich mich mit dem plan beschäftige. ob das der richtige weg ist? manchmal glaube ich es sicher, manchmal zweifle ich daran. aber trotzdem nehme ich es auf mich, wenn es auch noch so beschwerlich ist.

Weick, Ruth *1919 **Tübingen**

Am Sonntag habe ich bei Diekens gegessen, es gab wieder Spätzle, Kartoffelsalat. 2 Kalbsschnitzel machte ich mir selbst. Es war ein kalter, dunkler Sonntag.

Von Montag bis Mittwoch, den schlimmsten Tagen der Woche bis gestern Glatteis.

Heute stürmte es: der Schnee ist weg. Fast frühlingsmäßig. Ich denke viel an Fritzle in Rußland. Wie wird es ihm gehen? Noch immer toben ja um Velikie Luki die schwersten Kämpfe. Werden wir ihn wiedersehen?

Ich bin sehr müde, denn die ersten 3 Tage der Woche sind so anstrengend. Die vielen Vorlesungen und vor allen Dingen das Gerenne um einen Platz. Meist ist man ganz außer Atem, und ist die Stunde um, und man hat sich eben erholt, so beginnt die Rennerei von vorne. Mittwoch Abend ist Heimabend des AWST: ½ Stunde. Es gibt nichts Langweiligeres als das. Vom Fabrikdienst wird geredet usw.

Zu lernen habe ich entsetzlich viel. Mir wird ganz Angst. 60% seien beim letzten Physikum durchgefallen.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Kurz vor sieben Uhr schon, oft bereits um halb sieben, essen wir zu Abend, damit Großmutter Chacha sich, zum Schutz vor etwaigen Luftangriffen, früher in den Keller begeben kann. Ich sage «Keller», aber sie richtet sich im Parterre ein, in der Garderobe der Angestellten irgendeines Büros. Sie verbringt die Nacht auf einer Art Liegestuhl, so eingewickelt, daß sie geradezu dick aussieht, die sonst so dürr wirkt wie ein Johannesbrotbaum im Winter, neben sich ihre kleine Handtasche

und einen Handkoffer, dessen Inhalt es ihr erlaubt, drei Tage durchzuhalten, wenn sie verschüttet würde. Sie spricht von ihrem «kleinen Kabuff», in dem sie sich einschließe, wie es die Séquestrée de Poitiers in ihrem «geliebten Höhlenraum Malampia» tat; gibt aber zu, daß sie dort sehr schlecht schläft. Sie geht nicht aus Angst hinunter (sagt sie), sondern um zu verhindern, daß irgendeine Flüchtlingsfamilie sich des Raumes bemächtigt und «Flöhe zurückläßt». Es wirkt wie eine Ironie des Schicksals, daß die Nächte, die sie dort verbringt, regelmäßig die ruhigsten sind.

Um sechs Uhr, fast unmittelbar vor der Abendmahlzeit, bereitet sich Victor eine Schale Schokolade, aus Tafeln, von denen er einen geheimen Vorrat besitzt. Er hat sich auch eine persönliche Reserve an Eingemachtem gesichert. Wie Chacha mir berichtet, hat seine Mutter schon seit seiner frühen Kindheit dafür gesorgt, daß er stets eine mit Leckereien gefüllte Schachtel in seinem Schrank gefunden hat.

Chacha verliert ihre Schlüssel, als sie heute früh vom Keller heraufkommt; sie sucht sie überall. Des vergeblichen Suchens müde, bietet sie schließlich Victor hundert Sous, wenn er sie fände; was das Werk eines Augenblicks ist, denn es versteht sich von selbst, daß die Schlüssel auf dem Vorplatz heruntergefallen sind, als Chacha die Katze am Hinauslaufen hindern wollte. Keinen Augenblick hat Victor Miene gemacht, seiner Großmutter beim Suchen zu helfen, ehe sie ihm nicht den Köder des Gewinns hinhielt. (Ich hätte beim Verdunkelungsanstrich der Deckenbeleuchtung dasselbe tun sollen.) Die paar Hilfeleistungen, zu denen er sich herabläßt, läßt Victor sich bezahlen. Mit naivem Zynismus erzählte er Amphoux, sein Vater verlege immerfort das Buch, das er gerade lese, und sage dann zu ihm: «Du bekommst einen Franc, wenn du es findest.» Ich hätte Victor gerne gefragt, ob er es nicht vorher versteckt habe, wie Jeanne ihn verdächtigt, die Schlüssel der Großmutter versteckt zu haben. «Für Geld täte er alles», sagt sie. Heute morgen erzählt er uns beim Frühstück, daß es ihm gelungen ist, in dem Augenblick, als der Staat die Rückgabe der Goldmünzen forderte, vierzig Zwanzigfrancstücke zu horten, die heute ich weiß nicht wieviel wert sind – ein Vermögen. Seine Briefmarkensammlung schätzt er auf sechzigtausend Francs.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Freiburg**

Es ist herrliches Frühlingswetter. Wir sitzen auf dem Bahnhof Offenburg und warten auf den Zug nach Freiburg, der anderthalb Stunden Verspätung hat. Gut bekamen mir die beiden Festmähler in Straßburg

(Festmähler im Maßstab der Kriegszeiten); aber jetzt wollen wir einige karge Tage einlegen, trotz der Alkoholtheorie des Rektors von Straßburg.

Freiburg. Bald nach Ankunft und nach einem beschaulichen Spaziergang mit der Hausfrau suchte uns der gute Roedemeyer auf, der hier jetzt einen neuen Lehrstuhl der Rundfunkwissenschaft bestieg. Abends im Kuppelsaal der Universität ein Vortrag vor überfülltem Raum – viele hatten umkehren müssen. Danach im «Römischen Kaiser» mit Busse, dem feinen Dr. Boetticher [?] (Heidelberger Alemanne), Roedemeyers und den Studenten eine stille beschauliche Stunde. Der Prorektor Maurer brachte mir sein neues Buch über Alemannen und Nordgermanen.

Kuby, Erich *1910 **Ingolstadt**

Woraus ist das?: «Die Stadt hat neun Kirchen, ein Männer- und zwei Frauenklöster. Sie hat vier Hauptstraßen, die genau im Zentrum ein Kreuz bilden. Die beiden Balken sind von einem Stadttor zum anderen genau einen Kilometer lang. Sie hat zwischen diesen Balken ein Gewirr von alten krummen Gassen, die nach Zünften benannt sind oder andere heimelnde Namen tragen …»

Das hat die Ingolstädterin Marieluise Fleißer geschrieben. Ich gehe mit der großartigen Frau um.

Knab, Armin 1881–1951 **Berlin-Charlottenburg**

An Alex Bittler, Scheidegg/Allgäu

Lieber Alex!

Vor allem halten wir aus! Gut oder schlecht, wir müssen dabei sein. In Euerm Scheidegg kann Euch freilich kaum etwas erreichen. Bei uns droht schon mehr. Vorerst schreibt man noch Noten, und so lang das sein muß und Sinn hat, ist das Außen nicht so wichtig. Ich las Spengler: Jahre der Entscheidung wieder. Hart! In Konzerte gehen wir selten. Meist flau. Gestern [im Radio] einwandfrei vollkommen Bruckners Quintett. Mit Zigarre viel schöner wie unter Berliner Gesichtern.

Hoffentlich habe ich Dir diesen schönen Schundroman nicht schon einmal geschenkt. Alles Gute denn! Schönstens Armin.

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Gestern abend zum Flötenkonzert im Rathaussaal. Hinwärts Mond, Sterne, weiße Wolkenfetzen, bezaubernd blauer Himmel, heimwärts Wolken und Regen, den ganzen Tag furchtbarer Sturm; die Flötenwei-

sen waren sehr mannigfaltig, sehr wohltuend und das Spiel bewunderungswürdig.
Heinzi kauft jetzt schon Ostergeschenke von seinem Weihnachtsgeld, hat schon für Mutter etwas erstanden.
Draußen läuft es sich schlecht, ist sehr glatt.

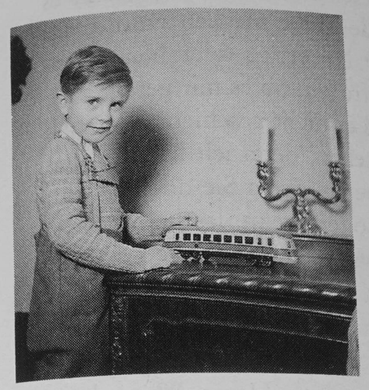
Raphael, Max 1889–1952 USA

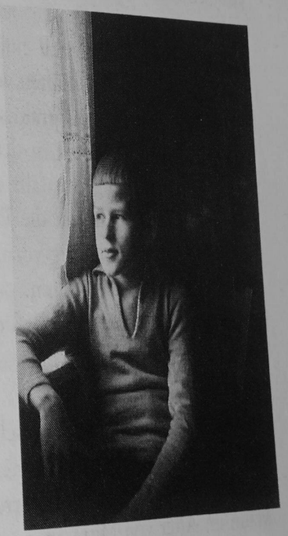
Es ist mir schon öfter aufgestoßen, wie verschieden in einer Hinsicht mein jetziges Leben von meiner früheren Lebensweise ist. Wohin ich kam (nach Paris oder an den Bodensee), ich suchte alles kennenzulernen, was in allen Himmelsrichtungen an einem Wandertag zu erreichen war. So eroberte ich mir nach und nach eine Welt. Hier komme ich von meiner Wohnung in die Läden (2–5 Minuten), ins Museum (15 Minuten) und in die Bibliothek oder zur Tante (½ Stunde). Das ist so ziemlich das ganze New York, das ich kenne. Diese Weise, mich nicht zu rühren und die Welt auf mich zukommen zu lassen, kenne ich seit meiner Lungenkrankheit (1925/1926). Zuerst fiel sie mir sehr schwer, aber schließlich habe ich es auf den Liegestühlen von Davos, Leysin und Arosa gelernt. Und es ist erstaunlich, was man wahrnimmt. Ich habe ja hier nicht lesen, mich nicht unterhalten können, ich war nur auf mein Auge angewiesen – und doch hatte ich Eindrücke, die sich nicht als falsch erweisen. Es ist mir selbst ein wenig rätselhaft, wie ich bei dieser Passivität, bei einer beinahe absoluten Unkenntnis der Tatsachen zu Urteilen gekommen bin, die nun von anderer Seite bestätigt werden. Es ist dies natürlich ein gefährlicher Weg, und ich denke manchmal, wie schön es wäre, wenn wir zusammen große Wanderungen machen könnten. Ich weiß ja aus Erfahrung, daß das, was man auf Wanderungen lernt, auch äußerlich und oberflächlich ist, aber ich habe doch sehr schöne und aufschlußreiche Wanderungen gemacht – und die letzte durch Frankreich (1935) ist unvergessen.

Himmler, Heinrich 1900–1945 Berlin

An SS-Ogruf. Oswald Pohl
Lieber Pohl!
Bei meinem Besuch des Ladens Allach in Posen fielen mir verschiedene Dinge auf:
1.) Der Fahnenträger, der nur dem Reichsführer-SS als Geschenk vorbehalten ist, darf nirgends ausgestellt werden und darf von Wartenberg nicht in dieser leichtsinnigen Form in alle Geschäfte hinausgeschickt werden.

Zeitsprung in das Jahr 1934





Ich habe den Eindruck, daß Wartenberg diese Dinge noch nicht richtig begriffen hat. Fahnenträger, Julleuchter und ähnliche Dinge sind nicht nach kaufmännischen Prinzipien Ausstellungsstücke und Anreißerprodukte, sondern müssen einen höheren Wert haben.

2.) Wir hatten in Allach einen sehr schönen Adler in Ton, und zwar in matt. Diesen Adler sehe ich nun in dem Geschäft in Posen glasiert! Er sieht schauerlich aus. Ich bitte, daß dies sofort geändert wird.

3.) Bestellen Sie bitte Wartenberg noch einmal zu sich, denn ich habe nicht Lust, für ein Unternehmen mit meinem Namen in der Öffentlichkeit und besonders gerade in den Kreisen der Kunstverständigen verantwortlich zu zeichnen, bei dem ich durch den Ungehorsam des Geschäftsführers Wartenberg total ausgeschaltet werde. Ich kann es mir nicht vorstellen, daß es eine so große Mühe machen würde, das erste Porzellanstück, das man von einer Neuerung oder Neuschöpfung hat, mir zuzuschicken und mich zu fragen, ob es mir gefällt oder ob ich eine Änderung haben möchte. Daß es nicht geschieht, kann ich nur als Böswilligkeit von Wartenberg ansehen, denn ich habe es ihm deutlich genug gesagt und ihn darum gebeten. Seien Sie doch so gut, und setzen Sie hier meinen Willen durch oder, wenn das bei Wartenberg nicht zu erreichen ist, ist es besser, wir wechseln den Geschäftsführer. Ich will doch wirklich nicht, was zu den wenigen Dingen gehört, die positiv sind und die mir Freude machen, jedesmal mich ärgern, wenn ich in irgendeinen Laden von Allach hereingehe, weil ich jedesmal die Beweise des Ungehorsams von Herrn Wartenberg sehe.

4.) Meines Erachtens muß eine Frage grundsätzlich entschieden werden: Auch in den Geschäften von Allach stehen nur Probefiguren und Ausstellungsstücke und praktisch gibt es dort nichts zu kaufen. Ich bin nicht dafür, daß wir in der SS diese sicherlich notwendige aber traurige Erscheinung ebenfalls mitmachen. Entweder wir sind in der Lage zu produzieren und die Produktion des Porzellans, das wenigstens rohstoffmäßig genug vorhanden ist, zu erhöhen, daß der Kaufbedarf gedeckt werden kann, oder wir sind nicht in der Lage, dann wollen wir den Schwindel, daß das ganze Geschäft voll steht und die Leute nicht einen Teller oder eine Tasse bekommen, nicht mitmachen.

5.) Ebenso halte ich es für falsch, daß in einem solchen Geschäft, in dem den ganzen Tag nichts verkauft werden kann, wie in Posen, ein Besitzer da ist, der zufällig verreist war, ein stellvertretender junger Mann im Alter von Mitte 20, zwei jüngere Mädchen und eine Kassierin. Dies dürfen wir im 4. Kriegsjahr nicht machen. Wir kämmen sonst überall die Leute aus. Die Mädchen können besser an anderen Stellen im Büro oder in der Munitionsfabrik arbeiten.

Aber auch für diese Zustände ist wiederum der Herr Geschäftsführer verantwortlich.

Es tut mir leid, daß ich Ihnen diesmal diese unangenehmen Dinge mitteilen muß, aber hier muß etwas geschehen, entweder Herr Wartenberg ändert sich, auf jeden Fall müssen die Verhältnisse geändert werden.

Heil Hitler! Ihr HH

Meldungen aus dem Reich

Zum Arbeitseinsatz der Reisevertreter Berlin

Laufend aus vielen Gebieten des Reiches eingehende Meldungen besagen, daß die Tätigkeit von Reisevertretern aus Industrie- und Handwerkszweigen zu kritischen Äußerungen Anlaß gebe. Im Hinblick darauf, daß die von den Vertretern angebotenen Waren zum größten Teil der Bewirtschaftung unterliegen und die Bestellungen und Zuteilungen bequem durch die Post zu erledigen seien, könne es sich bei den Vertreterbesuchen doch nur um «Gastbesuche» handeln, mit denen die Reichsbahn sowie Hotels usw. überflüssig belastet würden. Außerdem sei bekannt, daß Vertreter meist mit Redensarten wie: «Ich werde mich besonders dafür einsetzen, daß Sie Ihre Zuteilung recht bald bekommen» oder «Ich werde Ihnen ausnahmsweise soundsoviele Kartons notieren», irgendwelchen «Eindruck» auf die Kundschaft zu machen versuchen, um dann die Frage zu stellen, ob nicht etwas an Zigarren, Wein, Schnaps usw. zu haben sei. Da die Vertreter weder auf die Höhe, noch auf den Zeitpunkt der Lieferung Einfluß hätten, würden die Besuche also praktisch nur zu dem Zwecke durchgeführt, um sich in den Besitz von begehrten Mangelwaren zu setzen.

Aus der großen Anzahl der vorliegenden Beispiele:

Firma Kathreiner, Berlin.

Viermal im Jahr erscheine der Inspektor J. dieser Firma bei dem Kolonialwarengroßhandel. Dieser Herr komme nur um guten Tag zu sagen – erzähle faule Witze – beklage sich darüber, daß auf seine Nachfrage hin, was er an «guten Sachen» mitnehmen könne, ihm jeweils die kalte Schulter gezeigt werde. Er erkläre dazu, daß bei den Geschäften im Reich «ja gar nichts los sei» und daß man erst nach Oberschlesien oder in den Warthegau fahren müsse, um dort noch allerhand «schnorren» zu können.

Haecker, Theodor 1879–1945 **München**

Das Böse ist vom Willen aus eine Setzung, eine Position auf Grund einer Auslassung, eines Mangels. Darum kann die Metaphysik das Wesen des Bösen als Mangel bestimmen. Das Religiöse tut das eigentlich nicht. Auf die letzte Definition gebracht, ist das Böse immer der willentliche Ausschluß eines Göttlichen durch das Geschöpf. Der willentliche Ausschluß! Also ist die Ursache des Bösen die erschaffene Freiheit, denn die unerschaffene Freiheit, also Gott selber, kann aus sich das Böse nicht hervorbringen. Er ist Einer und dreipersönliche Liebe. Das Böse kann nicht in der leb- und geistlosen Materie sein, es sei denn, diese werde das Werkzeug eines freien Geistes. Es ist der Gipfel der Schöpfermacht Gottes, daß sie ein freies Wesen erschaffen kann, ein Wesen, das auch Ihm gegenüber frei sein kann, ach, auch zu seinem Unheil. [...]

Gerechtigkeit ist als Maxime für das soziale Leben weit besser als «Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit». Wären von Natur alle Menschen gleich, könnte ja das soziale Problem nicht allzu schwierig sein. Und gewiß, sie sind gleich, und das ist das erste, aber sie sind auch ungleich, und hier beginnt die Gerechtigkeit als Schwierigkeit.

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Habe soeben Besuch von Paulhan und seiner Frau gehabt, was mich überhaupt nicht erfreute, bei dem Zustand, in dem sich mein Haus befindet, mit dem Regen und dem ganzen Matsch im Garten. Gespräch über den Krieg, über einige der Leute, die wir kennen, wie es nicht ausbleibt. Sie sind, alle beide, klar immer noch Kommunisten und antideutsch und anglophil. Sie heißen das Verhalten von Mandin mit seinen Flugblättern gut, das ich so dämlich, so kindisch finde, das keinen Sinn hat, und Madame Paulhan machte die Äußerung: «Wenigstens einer, der Widerstand geleistet hat.» Widerstand wogegen? Paulhan führt lobend Casson an, «der ins Gefängnis gewandert ist», und keiner seiner Ideen abschwört. Sie sind genau meiner Ansicht, als ich ihnen meine Meinung sage über Leute wie N..., A... und noch andere von dieser Sorte und die sich so verhalten haben wie diese, daß man, wenn man da war zu Zeiten der Ehre, der Vorteile und des Ansehens, auch dableiben muß in Zeiten der Auseinandersetzung, anstatt seinen Koffer zu nehmen und sich schnell aus dem Staub zu machen. Was aber Paulhan nicht daran hindert zu sagen: «Sie sind ganz schön bürgerlich geworden.» Worauf ich ihm antwortete: «Ich? Ganz und gar nicht. Ich mag nur keine Leute, die Jammerlappen sind, die nur eine Fassade haben und keinen Sinn für Würde haben.» Und bezüglich der politischen Welt

sagte ich zu Paulhan, was ich auch an Sanvoisin geschrieben habe: «Es wäre eine Schande für Frankreich, wenn man sähe, daß die schädlichen, unfähigen Dummköpfe und Schufte von vor dem Krieg ihre Plätze wieder einnähmen.»

Paulhan findet wie ich den Artikel von Drieu la Rochelle in einem sehr hübschen Stil geschrieben, über das Thema: «Auf welcher Seite werden die Geköpften sein?» Madame Paulhan dazu: «Auf beiden Seiten, vielleicht!»

Als ich mit Paulhan über das Buch des Hauptmanns Jünger «Gärten und Straßen» sprach, wobei er mit mir einer Meinung ist, daß einige Passagen einen französischen Schriftsteller tief berühren müssen, erzählte er mir, daß er (Jünger) Bahnhofchef in Paris geworden war, mit einer außergewöhnlichen Uniform, daß er dann in Ungnade gefallen sei wegen seiner zu großen Sympathie für die Franzosen, und daß er nach Rußland geschickt wurde wie schon vor ihm Doktor Brenner.

Ich erfahre von Paulhan, daß die von den Deutschen erteilten Genehmigungen für die Publikation dieses oder jenes Buches auch sehr gut wieder zurückgenommen werden könnten und das Buch nicht publiziert werden dürfte. Dies hat sich mit dem letzten Buch von Saint-Exupéry so ereignet. Genehmigung erteilt für das Manuskript. Das Buch gedruckt und ausgeliefert, dann Verkaufsverbot. Ich hoffe, daß mir das nicht passieren wird mit dem zweiten Band meiner Theaterchronik. Er bekam die Genehmigung trotz einiger umstürzlerischer Ansichten, sogar ziemlich antisozialer. Ich bin kein politischer Kopf. Das Buch von Saint-Exupéry war ein «Kriegsbuch» und über den Krieg. Außerdem sind meine Chroniken alte Schriften.

Ich habe Paulhan gefragt, ob er etwas wüßte über diese erzwungene Abwanderung, von der man spricht, die Abwanderung eines Teils der Bevölkerung aus der Pariser Gegend, um den bevorstehenden Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung vorzubeugen. Er hat mir gesagt, daß bisher nur die Rede von den Kindern sei, und daß die Polizeipräfektur im Augenblick daran arbeite, diese Aktion auf die Beine zu stellen.

Als ich von Gide sprach, der gegenwärtig in Tunis ist, sagte mir Paulhan, daß er dorthingegangen sei, um «gut essen zu können». Die Ankunft von Engländern und Amerikanern hat dieses Resultat wohl zunichte gemacht.

Paulhan hat mir ein Päckchen exzellenten belgischen Tabak mitgebracht. Er wollte nicht, daß ich es ihm bezahle, er sagte mir, daß es ein Geschenk sei, das man ihm gemacht habe. Er war immer reizend zu mir. Ich glaube, daß er wirkliche Sympathie für mich hat. Das wird so

bleiben, trotz des Unterschiedes, den er wohl in unseren Auffassungen des gegenwärtigen Geschehens spüren muß.
Das spricht für ihn. Im übrigen glaube ich, daß er in dieser Sache ein bißchen so ist, wie ich ihn bei allem immer gesehen habe: ziemlich dilettantisch. Das macht sich bei ihm bis in die Manieren und die Verhaltensweisen bemerkbar.

Schleier, Rudolf 1899–1959 **Paris**
Telegramm an das Auswärtige Amt
Citissime
Nur als Verschlußsache zu behandeln
Präsident Laval bat mich im Verfolg seiner gestern nach Abschluß der Besprechungen mit Gauleiter Sauckel geäußerten Absicht heute nachmittag zu einer längeren Aussprache ins Hôtel Matignon.
In längeren Darlegungen unterstrich er immer wieder eindringlich, daß er von dem Wunsche beseelt sei, die deutsche Kriegsanstrengung gegen den Kommunismus im Rahmen des Möglichen zu unterstützen. Er bäte zu verstehen, daß, wenn er um bestimmte deutsche Maßnahmen zur Erleichterung der Lage der französischen Bevölkerung bitte, er diese Bitten nie als Vorbedingung für die Erfüllung deutscher Forderungen ausspreche. Er wolle mir insbesondere noch einmal eindeutig erklären, daß er die Forderungen des Gauleiters Sauckel akzeptiert habe und daß er gewillt sei, das in seinen Kräften Stehende zu tun, um das neue Sauckel-Programm selbst dann durchzuführen, wenn die Reichsregierung den von ihm vorgebrachten Wünschen keine Rechnung tragen würde. Er wolle unter keinen Umständen, daß der Eindruck bestehe, er wolle die Tatsache, daß Deutschland weitere französische Arbeitskräfte dringend benötige, dazu benutzen, um im Wege eines Kuhhandels deutsche Gegenleistungen zu erreichen. Er sei dankbar für das von Gauleiter Sauckel ihm noch einmal ausgedrückte Vertrauen des Führers. Er wünsche, daß alle deutschen Dienststellen ihm noch mehr Vertrauen entgegenbrächten und verstünden, daß, wenn er Wünsche äußere, dies auch insofern im deutschen Interesse gelegen sei, als durch die Erfüllung seiner Wünsche die Durchführung der von ihm zugunsten Deutschlands angeordneten Maßnahmen wesentlich erleichtert werde. [...]
Abschließend könne er nur noch einmal sagen:
Helft mir, damit ich Euch in dem Umfange helfen kann, wie Ihr selbst es wünscht und wie es mein eigenes aufrichtiges Bestreben ist. Ich will Deutschland bedingungslos mit allen Kräften unterstützen, aber man möge mir doch die Mittel geben, dies in möglichst weitem Umfange zu

tun. Ich bin überzeugt, daß, wenn ich so spreche, ich nicht nur im Interesse meines Landes, sondern gleichzeitig als aufrichtiger Freund Deutschlands spreche. Schleier

Wieck, Michael *1928 **(Königsberg)**
Bretter abladen, mit einer Handsäge zuschneiden, Werkstatt fegen, Hof fegen, hier anfassen, dort raufklettern, das war meine Beschäftigung in der Tischlerei. Ich mochte den Holzgeruch, und eigentlich gefiel es mir nicht schlecht. Immer wenn der Meister zu Auftraggebern ging, um ein Regal im Keller, einen Fensterrahmen oder Speisekammerfächer einzubauen, nahm er mich mit. Er ordnete einfach an, daß ich den «verrückten» Stern abnehmen müsse, wenn wir auf Montage gehen. So etwas könne man den Leuten nicht zumuten, meinte er. Mutter machte mir daraufhin Druckknöpfe an Stern und Blauzeug. Zu meinem Glück waren die Nazis unter den Handwerkern der Nachbarwerkstätten wohl alle an der Front. Die zurückgebliebenen alten Meister der anderen Werkstätten waren sehr freundlich zu mir und verrieten damit ihre wahre Gesinnung.
Grotesk war allerdings der Besuch des Schwiegersohnes unseres Parteigenossen, des ersten Gesellen. Eines Tages kam er in SA-Uniform in die Werkstatt und wollte endlich einmal, wie er sagte, einen Juden sehen. Sein Schwiegervater hatte ihm von mir erzählt. Seine Enttäuschung war groß. Er hatte gehofft jemand anzutreffen, der seinem vom «Stürmer» beschriebenen Judenbild entsprach. Doch nichts dergleichen. Nachdem er mich lange betrachtet hatte, wobei ich meinen Kopf rechts und links herumdrehen mußte, meinte er, daß er schon bestimmte jüdische Merkmale erkennen könnte. Man müßte bei mir aber besonders geschult sein, um sie zu erkennen.

Klöntsch, Herta *1916 **(U-Gefängnis Berlin, Kaiserdamm)**
In all dieser Zeit hatte ich den Wunsch, eine Nachbarin kennenzulernen. Sie saß auf eigenen Wunsch allein, aber die Tür war offen. Sie war sehr sympathisch, und unser Prozeß hätte der gleiche sein können. Dieselben Umstände, dieselben Anklagen. Nur, sie machte die Dummheit, Kassiber überallhin zu beordern, aus dem Fenster zu werfen oder ähnliches. Die Dinger kamen natürlich immer in die falschen Hände. Sie war ein Männertyp. Das Gesicht einer Madonna, dunkles Haar und samtene braune Augen. Die Beamten verziehen ihr fast alles.
Wenn wir Freistunde hatten, hingen die Polizisten vom Revier nebenan aus den Fenstern. Ein blonder, nicht ganz schlanker Polizist hatte sich

sofort in meine neue Freundin verliebt, warf ihr Brot und Apfelsinen zu und machte ihr sehr schnell einen Heiratsantrag, aber der Verlobte lebte ja immer noch; er wartete auch auf sein Todesurteil.
Die Kartoffeln schälten wir unter dem Dach vor großen Fenstern in der Sonne. Nebenan war ein Atelier, sogar noch mit einem Maler. Auch er war sofort von meiner Nachbarin entzückt. Mit einer Schnur hatte er eine Vorrichtung gemacht, an welcher Liebesbriefe, Schokolade oder Marmelade hin- und hergezurrt werden konnten. Es wurde alles redlich geteilt.
Ich fragte mich immer wieder, was hat diese Person an sich, daß sie so auf Männer wirkt. Es war wohl nicht nur ihre Schönheit, sondern auch ihre Hilflosigkeit und ihr Anlehnungsbedürfnis.
Das russische Hausmädchen vom Hausmeisterehepaar hatte sich irgendwie ein Kind machen lassen und wurde auch eingesperrt. Relativ gesehen, war es schon ein fröhliches Gefängnis. Trotzdem, die wirklichen Schwierigkeiten hatten wir ja nun alle, und heute meine ich, das war Galgenhumor.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Heute morgen das Wunder. Ich erhalte Schlag auf Schlag hintereinander drei Brotzeiten, d. h. fast ein halbes Brot. Plötzlich kann ich lächelnd zur Kenntnis nehmen, was um mich herum geschieht, die Tatsache inbegriffen, daß mein Nachbar sein fast unberührtes Essen weiterhin dem bereits gänzlich aufgeblähten Stubendienst zukommen läßt. Wenn ich auf diese Weise genug Brot haben könnte, wäre ich, glaube ich, wirklich entlastet. Mittags Reste. Ich erhalte 1½ l köstlichen Grießbrei aus Milch und Zucker. Dann von zwei Freunden 1½ l Kohlsuppe und drei Kartoffeln. Und schließlich von Franz ⅓ Schüssel Griesbrei. Ich hebe den Kohl und die Kartoffeln für die Vesper auf. Beinahe täglich bekomme ich, wie heute morgen von Hermann, von dem einen oder anderen ein Stück Apfel. Die Verpflegung ist demnach glänzend und ich hoffe, die 6 Kilo, die ich seit meiner Ankunft in Dachau zurückgewonnen habe, schnell zu erhöhen. Was meinen Krankheitszustand betrifft, so läuft alles bestens. Meine Phlegmone heilt gut. Die anderen Wunden ebenso.
Um, relativ gesehen, völlig glücklich zu sein, bräuchte ich noch:
1. regelmäßig zusätzliches Brot
2. eine Ration Milch und
3. einen Brief von zu Hause, gefolgt von einem Paket.

Meldungen aus dem Reich **Berlin**

Meldungen über die Vernichtung von Volksgut durch Fahrlässigkeit im Hinblick auf die Erfordernisse der Kriegswirtschaft:
1. Zu Saatzwecken bestimmte Erbsen sind auf Anordnung einer Dienststelle mit Eosin gefärbt worden, um sie für den menschlichen Genuß unbrauchbar zu machen. Hinreichende Erfahrung über die Wirkung einer solchen Färbung lagen bei Erbsen nicht vor. Es stellten sich unter der Einwirkung des Regens schwere Schädigungen der Keimlinge heraus.
Auf den ausgedehnten Anbauflächen ging die Saat zwar zunächst auf, verkümmerte aber sodann, so daß sie umgepflügt werden mußte. Ungewöhnlich große Mengen von Erbsen gingen auf diese Weise der Volksernährung verloren. Mangels entsprechender Vorschriften konnten die Verantwortlichen nicht bestraft werden.
2. Ein höherer Beamter ordnete das Einsalzen größerer Mengen Schweinefleisch an und stellte für die Art und Weise des Einsalzens Richtlinien auf, die im Widerspruch zu der erprobten Übung des Fleischwarengroßhandels standen. Infolge dieser unzweckmäßigen Anordnung sind erhebliche Fleischmengen verdorben. Gegen den Beamten wurde nichts unternommen.
3. Erhebliche Mengen Obst sind waggonweise verdorben, weil der zuständige Gartenbau- und Wirtschaftsverband sich sklavisch an eine Anordnung der Gartenbauwirtschaft hielt, wonach das Obst zunächst eingelagert werden solle, um eine gerechte Verteilung zu ermöglichen. Eine Einlagerung war aber unzweckmäßig, da das Obst schon angefroren war und eine Lagerung nicht vertrug. Die Angestellten des Wirtschaftsverbandes blieben straflos.
4. Eier wurden so lange zurückgehalten, bis die nötige Menge für die Verteilung unter die gesamte Einwohnerschaft einer Stadt beisammen war. Die Folge war, daß die Eier zu Hunderten schlecht wurden. Dasselbe konnte bei der Verteilung von Apfelsinen beobachtet werden. Obwohl die verantwortlichen Stellen auf diese Gefahren hingewiesen worden waren, erfolgte keine Bestrafung.
5. Der ehrenamtliche Leiter einer Buttersammelstelle einer Gemeinde verwahrte in so unsachgemäßer Weise die angelieferte Butter auf, daß sie zerfloß, ranzig wurde und sich, da Farbpapier zum Einwickeln benutzt worden war, verfärbte. Von 300 kg Butter gingen über 10% zugrunde.
6. Ein Gemüsehändler kaufte so viel Spinat auf, daß er ihn nicht verkaufen konnte. Der Spinat verdarb zentnerweise.

Rademacher, Franz 1906–1973 **Berlin**

Aufzeichnung
Geheim

Der Delegierte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, Dr. Junod, brachte gelegentlich der Erörterung verschiedener Rotkreuz-Angelegenheiten in der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes auch das Folgende zur Sprache:

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz erhalte von verschiedenen Seiten zahlreiche Bitten um Vermittlung von Familiennachrichten zwischen den aus den besetzten Gebieten deportierten Juden und ihren zurückgebliebenen Angehörigen. Hierbei werde an die Nachrichtenvermittlung auf den von den beiden kriegführenden Seiten genehmigten Formularen des Roten Kreuzes gedacht, wie sie auch im Verkehr zwischen in Feindländern wohnenden Angehörigen üblich sind.

Bevor das Komitee sich schlüssig werde, ob es sich in dieser Angelegenheit an die deutsche Regierung wenden solle, lege es Wert darauf zu erfahren, wie eine solche Anfrage von der deutschen Regierung aufgenommen werden würde. Das Internationale Komitee werde einerseits von den verschiedensten Seiten stark zu einem Schritt gedrängt. Es wolle jedoch unter allen Umständen vermeiden, seine Beziehungen zur deutschen Regierung dadurch möglicherweise zu belasten. Herr Junod sei daher beauftragt, vorher in unverbindlicher Form in Berlin zu sondieren.

Herrn Junod wurde in der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes mitgeteilt, daß die Angelegenheit der zuständigen Stelle im Auswärtigen Amt zugeleitet werde.

Dem vorgetragenen Ansinnen kann selbstverständlich keinesfalls entsprochen werden. Würde das Internationale Komitee vom Roten Kreuz mit der Nachrichtenvermittlung auf dem vorgeschlagenen Wege befaßt werden, so würden die in Genf tätigen Mitarbeiter des Komitees jederzeit die Möglichkeit besitzen, sich sowohl über die Anzahl der verschickten Juden als auch über deren Schicksal am Verschickungsort bzw. auf dem Wege dorthin ein ungefähres Bild zu machen. Dieses Material würde alsdann durch die Vertrauensleute der Feindmächte im Internationalen Komitee des Roten Kreuzes den Gegnern zugeleitet werden. [...]

Ich beabsichtige daher, das deutsche Konsulat in Genf zu beauftragen, Herrn Dr. Junod in unverbindlicher Form darauf aufmerksam zu machen, daß das vorgetragene Ansinnen unseres Erachtens die Kompetenzen des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz überschreite

und daher erwartet werde, daß die Angelegenheit hiermit ihre Erledigung gefunden habe. [...]

Hiermit Herrn Unterstaatssekretär Luther mit der Bitte um Weisung vorgelegt. [Hschr. Randvermerk: «H[err] Luther ist einverstanden. Lu[ther], 19. 1.»] Rademacher

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9	aufgestanden
9.30–13.30	gearbeitet
14	Essen
15–16	Eisstockschießen
16.30–1830	gearbeitet
18.45	Suchanek
20	bei [mit?] Lammers gegessen
bis 1	gearbeitet

Telefongespräche

10.30	SS Stbf. Baumert, Berlin – Fliegermeldungen / Essen, Brugekarten befragen Tod H. [?]
10.50	Berlin Wohnung – Mami
11.30	SS Gr.F. Müller, Berlin – Abgabe von 4 verurteilten Funktionären an Abw... lehne ab, Unterkunft für Batterie, Nachricht über Kragemann
12.45	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Wieder zurück, militärische Lage ...
16.40	SS OStbf. With, Berlin – Befürchtungen d. Gen. v. Unruh wegen d. Führererlasses
18.20	SS Stf. Schellenberg, Berlin – an der Riviera Reineke wird nur erkundet und überwacht.
18.25	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Mitteilung von obigem,
21.30	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Zerreißung SS Pol.Division, Verdacht der Flucht v. Leb..., Nachricht über Kragemann
22	SS Gr.F. Müller, Berlin – Rückfragen über Meldung Kragemann

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

[...] Der polnische Häftling Antoni Pawelak (Nr. 12620), geboren am 13. Juni 1923 in Łuek, flieht aus dem Lager.

Der deutsche Häftling Kurt Pachala (Nr. 24) stirbt nach 200 Tagen Haft im Bunker von Block 11.

Nach einer Selektion in den Bunkern von Block 11 werden die Häftlinge Iwan Slezarow (Nr. 71688), Mordka Furmański (Nr. 79718), Jan Woźnica (Nr. 60107), Adam Doliński (Nr. 72113), Georg Zackaratka (Nr. 75749) und Ignacy Mrnka (Nr. 80735) an der Hinrichtungswand erschossen.

Der SS-Lagerarzt führt im Häftlingskrankenbau, Block 28, eine Selektion durch, wobei er 52 Häftlinge, die keine schnelle Gesundung erwarten lassen, aussucht. Diese Häftlinge werden am selben Tag mit Phenolspritzen getötet.

In die Leichenhalle des Stammlagers werden die Leichen von 92 Häftlingen eingeliefert.

Zwischentext zum 14. Januar 1943

Buchholz, Heinz 1917–1989

Die letzten Wochen in Zichenau **Zichenau**

Die nächsten Seiten schreibe ich ein wenig mit Furcht und Zittern, denn hoffentlich schildere ich die nächsten Ereignisse so, wie sie sich in meiner Erinnerung abgespielt haben und lasse auch allem und jedem Gerechtigkeit widerfahren.

Aus dem kurzen Weihnachtsurlaub zurückgekehrt, lag ein Brief des Wehrbezirkskommandos auf meinem Schreibtisch, das mich zu einer erneuten Tauglichkeitsuntersuchung vorlud. Wie ich's erwartet hatte, wurde ich nicht mehr a.v. (arbeitsverwendungsfähig), sondern g.v. (garnisonsverwendungsfähig für Felddienst) geschrieben. Denn durch den schweren Rückschlag bei Stalingrad mangelte es überall an Soldaten. Somit mußten weitere Reserven, eben Männer mit leichten und mittleren Körperschäden, mobilisiert werden. Ich war mir darüber klar, daß in den nächsten Tagen und Wochen auch die Reihe an mich kommen würde. Auch wurde mir mit jedem Tag deutlicher, daß ich Hanna liebte und ich sie gern zu meiner Frau gemacht hätte. Ich hatte die nicht unbegründete Hoffnung, daß meine Liebe von ihr erwidert wurde. Jemand überredete mich, eine Lebensversicherung abzuschließen. Der Vertreter von der Provinzial-Versicherung, die in Zichenau eine Agentur unterhielt, war natürlich gerne bereit, durch einen solchen Vertragsabschluß seine Provision ein wenig aufzubessern. Diese Versicherungsgesellschaft kam mir jedesmal in den Sinn, wenn ich in das allein den Deutschen vorbehaltene Kino ging. Sie ließ hier bei jeder Vorstellung einen kurzen Werbefilm laufen über eine Raupenfamilie, die gerade einen Sonntagsausflug machte und wobei das Familienoberhaupt vom schweren Stiefel eines Försters zerquetscht wurde. Vor Schmerz erhob die Raupenfrau ihre Fühler gen Himmel und rief klagend aus:

Wer hilft mir nun, die Not zu lindern?
Was wird aus mir und meinen Kindern?

worauf sich der «Tote» erhob und sie folgendermaßen tröstete:

Mein Weib, du kannst beruhigt sein,
Dich schützt ja der Versichrungsschein!

So etwas wollte ich auch und mußte zunächst ein endloses Antragsformular ausfüllen, in dem unter anderem auch nach meinen früheren Krankheiten gefragt wurde. Ich gab natürlich alles gewissenhaft an, auch das Ergebnis meiner Untersuchung in Bad Nauheim.

Den Sylvesterabend 1942 feierten wir zusammen mit Hanna und ihrer Schwester Lydia bei Familie Uszkoreit. In dieser Nacht war es endgültig um mich geschehen. Ich liebte Hanna über alle Maßen und beschloß, bei ihrer Familie um ihre Hand anzuhalten. Ein wenig Angst hatte ich schon, als «Habenichts» und kleiner Sparkassenangestellter dem erfolgreichen Kaufmann gegenüberzutreten.

Freiheits wohnten im Hof in einem kleineren Haus von roten Backsteinen. Man führte mich in die «gute Stube», in der unter anderem auch ein Harmonium stand. Dort wurde ich zunächst von der Mutter freundlich empfangen, während sich der Hausherr eher reserviert verhielt. Er hörte sich meinen Antrag ruhig an und sagte darauf: «Es ist wohl noch zu früh, darüber zu entscheiden, zumal die jetzigen Zeiten so unsicher sind. Wartet Ihr man lieber noch eine Weile damit. Ihr seid sicher ein tüchtiger Sparkassenmann, aber das Kaufmännische ist Euch doch ziemlich fremd.»

Mit diesem hinhaltenden Bescheid mußte ich abziehen, was jedoch meine Liebe zu Hanna keineswegs minderte, eher das Gegenteil.

In jenen Tagen begannen die Jahresabschlußarbeiten, die ich unter den Augen des Direktors allein zu bewältigen hatte. Zum Glück war er kein Freund allzugroßer Hektik, sondern ließ es langsamer angehen. So konnte ich in Ruhe, meist nach den regulären Geschäftsstunden, eine Bilanzposition nach der anderen fertigstellen.

Hanna hatte in jenen Tagen Nachtdienst in der Luftschutz-Warnstelle, die im ersten Stock des größeren Hauses, in dem die Bäckerei Kilikowski ihren Laden hatte, ihre Bleibe gefunden hatte. Wir telefonierten manchmal miteinander, wenn ich noch spätabends im Büro arbeiten mußte.

Einmal besuchte ich sie dort kurz vor Mitternacht auf dem Heimweg. Wir sagten uns dabei viele liebe Dinge, und ich gewann die Überzeugung, bei ihr mein Lebensglück gefunden zu haben. Obgleich es draußen bitter kalt war, spürte ich den schneidenden Ostwind nach Mitternacht beim Weg über die Lydiniabrücke überhaupt nicht, als ich meinem Zimmerchen zustrebte. Weder vor- noch nachher habe ich ein derartiges Glücksgefühl, das mich fast zu zersprengen drohte, empfunden als in den ersten Januartagen des Jahres 1943.

Doch das ging am 10. Januar jäh zu Ende. Denn als ich an jenem Tage vom Schlittschuhlaufen kam, sah ich einen Brief auf dem Fußboden liegen, der unter die Türschwelle geschoben worden war. Von schlimmen Vorahnungen erfüllt, riß ich ihn auf. Er umfaßte nur wenige Zeilen und lautete:

Liebster Heinz! Ich habe erfahren, daß Du krank bist. Vater meint – und ich muß ihm Recht geben – daß unter diesen Umständen es mit einer Heirat nichts werden kann. Es ist das beste für uns beide, daß wir uns sofort trennen. Alles andere ist zwecklos und würde uns beide nur quälen. Habe Dank für alles Liebe und Gute, das Du für mich getan hast und vergiß mich. Es grüßt Dich Hanna.

Es traf mich furchtbar. Ich hatte das Empfinden, daß mein Inneres mitten entzweigerissen wurde. Keinen klaren Gedanken konnte ich fassen, so sehr hatte mich der Schmerz überwältigt. Da erlebte ich am eignen Leibe, daß seelische Leiden die schrecklichsten sind, und lernte jene Menschen verstehen, die dann, diesem Druck nicht gewachsen, aus dem Leben scheiden.

Nun, dazu kam es bei mir nicht, denn sonst könnte ich diese Erinnerungen nicht niedergeschrieben haben. Doch griff ich nach der Bibel und schlug sie aufs Geratewohl auf. Die Stelle, auf die mein Auge zuerst fiel, stand im 54. Kapitel des Jesajabuches und lautete:

> Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser.

Diese Verse waren mir Antwort auf tiefste seelische Not. Ich klammerte mich buchstäblich an diese Verheißung und vertraute fest darauf, daß Gott mich durch diese notvolle Zeit hindurch nicht verlassen werde. Und noch anderen, menschlichen Trost fand ich. Meine Arbeit forderte mich zu jenem Zeitpunkt sehr. Auch später habe ich die Erfahrung gemacht, daß ernsthafte Arbeit, die den Geist ganz in Anspruch nimmt, seelisches Leid vergessen läßt, so lange man sich ihr ganz widmet. Hinzu kam noch, daß Christel und Hans sich in rührender Weise um mich kümmerten. Wie manche Stunde habe ich damals doch im Bartsch'schen Kunstgewerbeladen gestanden, Christel mein Leid geklagt, und sie hat mich geduldig angehört und mich zu trösten versucht. Sogar Vater Bartsch war weitaus freundlicher zu mir und betrachtete mich von nun an wohlwollend. Hans hat ähnliches getan und mit Vernunftgründen zu beweisen versucht, daß es doch am besten sei, mich mit dem Verlust Hannas abzufinden. Doch es hat lange gedauert, bis mein wilder Schmerz einer milden Resignation wich.

Freitag, 15. Januar 1943

Wahrlich, es hat Israel keine Hilfe, denn am Herrn, unserm Gott.
HERRNHUT JEREM. 3,23

Wahn ergreift einzelne Menschen wie ganze Völker. «Die größten Veränderungen der Welt sind von Halbwahnsinnigen bewirkt worden.»
TAGEBUCH QUAATZ HERDER

Die Heimat arbeitet mit höchstem Einsatz.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948
Injektion wie immer. Führerhauptquartier

Milch, Erhard 1892–1972 Führerhauptquartier
Sonderstab
14.24 Start in Gatow
15.40 Landung in Rastenburg
16.30 Uhr Ankunft im Führerhauptquartier.
Empfang durch General Bodenschatz, der die vom Führer gestellte Aufgabe in großen Zügen umreißt: *Verbesserung der Luftversorgung der in Stalingrad eingeschlossenen 6. Armee mit allen Mitteln.*
20.00 Besprechung beim Führer
anschl. Besprechung mit General Bodenschatz, General Jodl und Major v. Below. (Inhalt: Abwurf von möglichst konzentrierter Nahrung, Brot, Speck, Schokolade. Es stehen angeblich zur Versorgung im Raum Taganrog-Rostow zur Verfügung: 500 He 111 und 500 Ju 52.)
Übernachtung im Führerhauptquartier. Besprechung Führer – Generalfeldmarschall Milch im Anschluß an Abendlagebesprechung.
20.00 Führer weist auf die große Wichtigkeit der Versorgung von Stalingrad hin. Es müssen täglich ca. 300 to überflogen werden, damit Stalingrad sich halten und damit die Bindung starker russischer Kräfte

erreichen kann. Führer stellt Sondervollmacht aus und erteilt Befugnis, Befehle und Anordnungen an alle Kommandostellen der Wehrmachtteile zu geben.
Mittags, Reichsmarschall erteilt strenges Verbot für Generalfeldmarschall Milch, selbst nach Stalingrad einzufliegen.

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**
Mussolini fragt telephonisch an, ob es wahr ist, daß ich im Hause Farinacci mit Bottai, Scorza und Turaboni gefrühstückt habe. Es ist durchaus wahr. Aber nichts könnte bedeutungsloser sein. Eine Einladung von Farinacci, um sein neues Landhaus zu besichtigen. Ein schlechtes Frühstück und eine banale Unterhaltung. Offensichtlich versucht jemand, Verdacht und Mißtrauen im Duce zu erzeugen, und es tut mir leid, daß er auch nur für einen Moment auf das Spiel eingehen kann.

Bergen, Diego von 1872–1944 **Vatikan**
Telegramm an das Auswärtige Amt
Für Herrn Reichsminister persönlich.
[...] Mir gegenüber hat sich der Papst grundsätzlich damit einverstanden erklärt, daß die allgemeine Auseinandersetzung zwischen Staat und katholischer Kirche in Deutschland bis zum Kriegsende vertagt wird. Ich möchte demnach annehmen, daß er auch weiterhin bestrebt sein wird, seine bisherige Zurückhaltung beizubehalten, allerdings immer unter der Voraussetzung, daß er sich nicht durch Maßnahmen unsererseits «in Pflichterfüllung seines Amtes» gezwungen fühlt, die Reserve aufzugeben. [...]
Bergen

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**
[Eintragung Suse Ditzen]
trübe milde starkes Tauwetter – 1 bis 0°
Schnee v. Hof karren
in der Garage den Kalk aufpacken

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**
Grau, mäßig kalt. Abreise *nach Dresden*, Bellevue mit Bahn Ankunft 21 Uhr. Konrad Hauptmann (Hamburg) leistet uns bis 23 Uhr Gesellschaft. Imbiß auf Salon 210.

Voigt, Felix A[lfred] 1892–1962 **Breslau**
An Margarete Hauptmann
Hochzuverehrende gnädige Frau!
Anbei erstens mit Dank den Zeitungsausschnitt zurück; ich bekam von der Redaktion eben alle Beiträge, die GH [Gerhart Hauptmann] betreffen, so daß ich ihn nicht abzuschreiben brauchte. Dafür tat ich das mit dem gewünschten Gedicht, dem ältesten erhaltenen Werke GHs vom 10. April 1880!!! Es ist doch reizend, und ich hoffe, daß es ebenso Ihnen wie dem damaligen «Hofdichter in spe» Freude machen wird.
Gern würde ich es mal irgendwo an guter Stelle mit ein paar erläuternden Worten edieren. Wäre Herr Doktor damit einverstanden?
Ich bin von dem scharf beobachtenden und frischen Gedichtchen immer ganz entzückt! Ich meine, es muß an die Spitze von Band I. der 2. Reihe kommen, wohin es zeitlich gehört.
Unsere Fahrt war sehr gut, Hofrat Gregor und ich plauderten sehr angeregt und besprachen tausend Hauptmanniana. Er als Wissenschaftler versteht meinen Standpunkt ja stets vollkommen, ja, geht in seinen editorischen Forderungen noch darüber hinaus. Jedenfalls verstanden wir uns prächtig.
Von Dr. Kästner kam ein Brief aus Athen; ich soll ihm die diversen Publikationen, die ich ihm geben kann, nach Dresden senden (was geschehen wird). So ist also dieses zerrissene Band – hoffentlich haltbar – wieder «angeknippelt».
Mit allen guten Wünschen für die Dresdener Wochen für Sie und Herrn Doktor und einer besonderen Empfehlung meiner Frau, die sich über die Karte überaus gefreut hat, verbleibe ich
Ihr dankbar ergebener Felix Voigt

Beckmann, Max 1884–1950 **Amsterdam**
«La Creola», «Liebespaar mit grün und gelb» und «2 Schauspielerinnen» zu gleicher Zeit zu Ende geführt, tot müde.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**
Frischeren Gemütes. Schrieb vormittags die 10 Jahre-Message herunter. Ging nach dem Rasieren mit K. in der Nähe spazieren. [...] Abends gelesen in dem Mt. von Fr. Kaufmann «Traktat über Th. M.» Zur Repräsentationsidee. Erinnerungen. Merkwürdige Koinzidenz des Rollenspiels bei Gide und im Joseph. Das Sprachvolumen des Joseph. Alles einbezogen. «Die Menschheit hat gleichsam deutsch gelernt.» Gut. – Im 4. Roman ist das Werk sich seinerselbst nicht mehr sehr bewußt. Ideen

wie die der Rolle, der Lebensgründung, des Gottesspiels werden mit einiger Ermüdung benutzt, um einen gegebenen Stoff aufzuarbeiten. Daß dabei noch etwas so Aufgeräumtes wie «Thamar» mit entstanden, ist alles Mögliche.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Stuttgart**

Früh auf nach Stuttgart. Las einen vorzüglichen Artikel von Uexküll gegen Darwin, das gute Buch von Maurer über Alemannen und Nordgermanen und blätterte in einem englischen Kriminalschmöker, der mir bei Abfahrt in die Hände fiel. Aber eine gute Technik, die das Volk darin an sich hat.

In *Stuttgart* gleich mit den lieben Grahes ein Kaffeestündchen unter prächtigen Gesprächen verbracht. Schmückle kam hinzu; Emmes und ich, obwohl erschöpft, lebten auf unter der Liebe, die uns diese Freunde entgegenbrachten. Ja, Liebe ist wohl das größte Geheimmittel aller Genesung, selbst für die ermüdeten Gedanken.

Abends vor etwa dreihundert Hörern gesprochen. Unter Leitung des Gaustudentenführers Gutbrod. Anschließend Beieinandersein mit den Führern der Kameradschaften. Stuttgart als Technische Hochschule ist an Hörern nicht so ergiebig wie Freiburg, es war dennoch ein schöner Tag.

Hedin, Sven 1865–1952 **München**

München. Wärmer, kein Frost. Stand um 10 Uhr auf, um zum Besuch bei Epp um ½12. Als ich fertig war und ein einfaches Frühstück zu mir genommen hatte, kam die Nachricht, er könne nicht empfangen. Um ¾12 fuhren wir mit Schäfer und Frau Schäfer, Alma, Ann-Marie, Norin, Montell, Elisabeth, Fräulein Silbermann, Ziegler, Grassmann zum Film, wo uns mehrere Herren empfingen und der Tibetfilm vorgeführt wurde. Recht einfach, aber sehr interessant und aufschlußreich. Dann Interview mit Herrn Kritz für die Presse, anschließend ein Radiogespräch zwischen Schäfer und mir. Dann nach Hause ins Hotel, Mittagessen. 3½ fuhren wir zur Bayrischen Akademie der Wissenschaften, wo Epp und ich Ehrenplätze hatten. Ein altmodischer Saal mit allem [?] in deutschem und altertümlichem [?] Präsident und Professor K. A. von Müller. Er begrüßte uns, trat an das Rednerpult vor einen langen Tisch mit einigen Herren [?]. Hielt eine Rede über die Angelegenheiten der Akademie und schloß mit einer Ansprache an mich und überreichte die Medaille Bene merenti, die bisher noch kein Ausländer erhalten hat. 120 Jahre alt, dann sagte er 10 Minuten noch ein bißchen mehr. Worauf ich vortrat und dankte. Applaus. Unterhielt mich mit Epp. Be-

Herta Klöntsch, 1943

gaben uns zum Hotel. Abendessen. Um 7 Uhr hielt Prof. Machtjek im Auditorium Maximum einen Vortrag über Zentralasien. Nach Hause.

Huch, Ricarda 1864–1947 **Jena**

An Elsbeth Merz

... Gestern holte ich vom Zollamt einen kleinen gläsernen Fisch – ein zierliches, phantastisches Gebilde –, ich habe mich so furchtbar darüber gefreut und weiß nicht, wem ich danken soll. Mein erster Gedanke bist Du – hast Du ihn mir geschickt? Ich weiß nur, daß er aus der Schweiz kommt.

Am 12. ist mein Bruder gestorben, er war schon seit anderthalb Jahren sehr leidend und achtzig Jahre alt. Unsere Generation geht dahin – ich hoffe, daß mir doch noch einige Jahre geschenkt werden. Indessen stirbt die Jugend scharenweise – es ist alles so traurig. Gestern war Südwind, es war Tauluft wie im Frühling, und als ich ausging, fühlte ich mit Lust, daß ich lebe. Ich möchte so gern, daß Du Dir jeweilen mit Freude bewußt wirst, jung zu sein. [...]

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**

Völliges Tauwetter, Weg heute früh recht beschwerlich. 2° Wärme. Windig. Gestern abend Voralarm? der sich maßlos ausdehnte, wohl wieder wegen eines Schadens. Es erfolgte nichts.

Ich las gestern abend im «New Age», nachdem ich Blight beendet. Nahm in den Keller Hulmes Speculations u. beendete eben die fruchtbare Abhandlung «Romanticism & Classicism», obwohl das, was *fancy* ist im Unterschied von *«imagination»* nicht deutlich wird. – Die lange Debatte im New Age über «The Primacy of Things» führt zu nichts. Vgl. W[alter] Strich «Der Fluch des objektiven Geistes» im «Neuen Merkur», worüber ich mir schon früher im «Journal» Gedanken machte. Ich las gestern auch im «Wortkunstwerk»-Buch, das manche gute Lesefrüchte aus Goethe usw. enthält und – sparsam genug – sogar Loerke zitiert.

Bekam von einem Berliner Verlag (W. Krieg) für eine Ausstellung die Bitte um Handschriftliches. Ich schickte eben e. frühere Fassung der «Eichel» (für die sich der Schreiber besonders ins Zeug legt) und eine eben gefertigte Hds. «An meinen Sohn» ab und – ganz guter Gedanke vielleicht – fragte, ob er die Restbestände «A[ntwort] d[es] Sch[weigens]» haben wolle. [...]

Nun fehlen immer noch Briefe von *Hering* – Köln und Richard *Billinger*. Ob Martin Kessel mehr als eine Postkarte schicken wird? Frau

Matthiessen die für ihren Leipziger Schwiegersohn Exemplare erfragte, hat F. berichtet, L[ambert] S[chneider] habe geschrieben, bis auf zwei ausverkauft. Kaum glaublich. Übrigens möchte ich doch wissen, wie hoch der Ladenpreis ist und wie es überhaupt mit dem «Vertrieb» steht. Begann gestern und setzte heute fort: Boutroux «Religion et Science».

Hörig, Heinz **Celle**

An Hans Fallada

Lieber Rudolf!

Vor einer Stunde brannte ich mir eine Deiner bildschönen Weihnachts-havannas an: um einen Fehler zu suchen in einer in mehrtägiger Arbeit sauber gerechneten Kurvensache – und siehe da, schon hatte ich ihn! Leider war die allererste Spalte der Rechnerei aus der falschen Unterlagenkiste entnommen ... reiner Nervositätsfehler im Eifer des Gefechts. Grund: wenn man nicht nur Wissenschaftler, sondern nebenher andauernd Hausknecht ist, dann passiert sowas mitunter. Mich hat der Neid gefressen, als ich Dein herrliches Kapitel über Falladas «Arbeit» las. Totale Konzentration auf die Arbeit, und auf nichts anderes – das schafft! Man muß in Trance arbeiten können, das ist auch mein Ideal und das mir eigentlich adäquate System. Aber praktisch zur Zeit bei mir einfach nicht zu erreichen. Im übrigen finde ich, man sollte viel öfter Gelegenheit haben die Arbeitsweisen guter Köpfe genau kennenzulernen, es ist doch immer hochinteressant, wenigstens mich hat das immer sehr angezogen. Es gibt ja Menschen, die dafür absolut kein Verständnis haben, und für die es Wurst ist, ob Holz gehackt wird oder geistig gearbeitet. Kein Wunder, wenn auch sehr gute Köpfe es beispielsweise in der Industrie eben nie zu was bringen, weil sie in für sie einfach unmögliche Arbeitsbedingungen gepreßt werden. Mir hat bei Bosch so oft vorgeschwebt, diese Misere müßte mal durch berufene Feder dargestellt werden. Aber das Dumme ist dabei, daß nur der es wirklich kennt, der es am eigenen Leibe erfahren hat.

Also jedenfalls geht nichts über eine gute Havanna. Diese Weihnachtszigarre ist wunderbar mild und beruhigend. Ganz rührend lieb ist es von Dir, mir noch die letzten Mohikaner der andern Kiste geschickt zu haben: tausend Dank! Das ist übrigens eine ganz hervorragende Sorte: vom anregenden und im Aroma wirklich interessanten Typ. Wann wird man sowas wieder kaufen können?

Deine Ratschläge in Bezug auf Adelheids Umsattelei sind sicher auf guten Boden gefallen. Wenn Onkel Rudolf sowas sagt, dann hat das sofort überragendes Gewicht. Diese erfreuliche Tatsache bringt mich

noch auf einen Gedanken, der sich vielleicht einmal verifizieren ließe, wenn Adelheid Dich und Suse etwa mal wochenendender Weise besuchen würde, was sie vorzuhaben scheint. Du würdest Dir ein sehr großes Verdienst erwerben, wenn Du Adelheid mal den Wert – und vielleicht auch etwas die Technik – einer anständigen Buchführung für den eigenen Bedarf etwas näher brächtest, wozu Du ja wiederum prädestiniert erscheinst! Wir haben uns nämlich seit Jahrzehnten vergeblich bemüht, sie zu einer eigenen Buchführung für ihre Privatzwecke zu bringen. Es wurde nie was. Dann hat ihr ihre Pastorenfreundin mal ein «Haushaltsbuch» geschenkt, das sie zuerst mit großem Interesse aufnahm und eine Zeitlang führte. Indessen seit ¼ [?] Jahr wird bereits nichts, notorisch nichts, in diesem Sinne getan. Man kriegt eben seinen Gehalt und gibt das Geld aus – und alles ist erledigt und vergessen. Mir scheint das nicht richtig, nicht zweckmäßig. Und wenn sie sich jetzt nicht daran gewöhnt, wird sie es, falls sie etwa doch noch mal heiraten sollte, später auch nicht tun. Und was das bedeutet, kennt man. Der Rat eines prominenten Onkels könnte vielleicht Wunder wirken!

Suse sagte mir, daß sie an Paradentose litte. Da möchte ich darauf hinweisen, daß Lacalut, das Dir Adelheid schickte, gerade für diesen Fall besonders gut zu sein scheint. Wir bekommen es hier in der Apotheke anstandslos, könnten also weiteres besorgen.

Die Sache mit dem Globus hat übrigens geklappt, ich habe tatsächlich noch einen bekommen, allerdings nicht von der Columbusgesellschaft, die eine Lieferzeit von 10–12 Monaten in Aussicht stellte. Besonders gut geklebt ist er allerdings nicht, aber Lieschen freut sich trotzdem sehr darüber.

Ich habe wieder unendlich viel Zeit geopfert für die Dichtung der Fenster, aber der Erfolg ist recht gut.

Ich muß mich jetzt an die Reparatur meiner Zahlenreihe machen. Mit allen guten Wünschen Heinz.

Lieber Rudolf, zum «heute bei uns zu Hause» hätte ich sooo gern was gesagt, aber ich denke seufzend an das Kapitel über die Arbeit und schweige; ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß heller Bernstein Knook, nicht Knork heißt. Vielleicht hast Du den Druckfehler schon verbessert. (Im Bienenkapitel.) Man kanns auch mit einem O schreiben, Hauptsache, es erinnert an den Knochen.

Ich kann mir so gut vorstellen, daß das Immerwiederdurchkauenmüssen eines Buches geradezu ein Alp ist! Mir kann ein drohender unvermeidlicher Abwasch usw. auch die ganze Stimmung verderben – und dabei hast Du das Buch doch zuerst einmal geliebt, während ich nie ein zarteres Verhältnis zu Tellern und Töpfen hatte. Den Vergleich darfst Du mir nicht übelnehmen. Herzlichst Ibeth.

Camus, Albert 1913–1960 **Frankreich**

Die Krankheit ist ein Kreuz, aber vielleicht auch eine Brustwehr. Am besten wäre es indessen, ihr ihre Kraft zu nehmen und ihre Schwächen zurückzuweisen. Soll sie der Zufluchtsort sein, der im richtigen Augenblick stärker macht. Und wenn wir mit der Mühe des Leidens und des Verzichts zahlen müssen – zahlen wir!

Weil der Himmel blau ist, wirken die schneebedeckten Bäume, die ihre weißen Zweige am Flußufer sehr nahe über das eisige Wasser spreizen, wie blühende Mandelbäume. Für das Auge besteht in dieser Landschaft eine beständige Vermengung von Frühling und Winter.

Ich habe mit dieser Landschaft Beziehungen angeknüpft, das heißt, ich habe Gründe, sie zu lieben, und Gründe, sie zu verabscheuen. Im Falle Algeriens ist es im Gegenteil zügellose Leidenschaft und Hingabe an die Wonne des Liebens. Frage: kann man ein Land lieben wie eine Frau?

Pest, 2. Fassung. Die Getrennten.

Die Getrennten entdecken, daß sie in Wirklichkeit seit der ersten Phase nie aufgehört haben, auf etwas zu hoffen: daß die Briefe ankommen, daß die Pest aufhört, daß der Abwesende sich in die Stadt schmuggelt. Erst in der zweiten Phase hören sie auf zu hoffen. Aber zu diesem Zeitpunkt sind sie zum Glück teilnahmslos (es sei denn, das Leben biete ihnen Gründe für neue Interessen). Sie müssen sterben oder verraten.

Id. Jene Augenblicke, in denen sie sich der Pest entgegentreiben lassen und nur noch auf deren Schlaf hoffen. Cottard sagt: es muß schön sein im Gefängnis. Und die Einwohner: vielleicht befreit die Pest von allem.

Die Reinheit des Herzens bei Kierkegaard – wieviel leere Worte. Ist das Genie wirklich so schwerfällig!

«Die Verzweiflung ist die Grenze, wo sich in derselben Ohnmacht das Aufbrausen eines ängstlich-feigen Egoismus und die Tollkühnheit eines hoffärtig-beharrlichen Geistes begegnen.»

«Wenn der unsaubere Geist aus dem Menschen ausgefahren ist, so durchwandelt er dürre Stätten, sucht Ruhe und findet sie nicht.» (Matth. 12,43.)

Seine Unterscheidung zwischen Menschen der Tat und Menschen des Leidens.

Id. Bei Kafka: Wir müssen der irdischen Hoffnung den Todesstreich versetzen, erst dann erretten wir uns durch die wahre Hoffnung.
Die Reinheit des Herzens besteht für K. in der Einheit. Aber es ist die Einheit *und* das Gute. Es gibt keine Reinheit außerhalb Gottes. Schlußfolgerung: sich mit dem Unreinen abfinden? Ich stehe dem Guten fern und dürste nach Einheit. Das ist unheilbar.
Essay über die Revolte. Nachdem wir die Philosophie von der Angst ausgehen ließen: sie aus dem Glück hervorgehen lassen.
Id. Die Liebe in der absurden Welt erneuern heißt eigentlich, das brennendste und vergänglichste der menschlichen Gefühle erneuern (Platon: «Wenn wir Götter wären, kennten wir die Liebe nicht»). Aber über die dauerhafte Liebe (auf dieser Erde) und die der Dauer entbehrende kann kein Werturteil gefällt werden. Eine treue Liebe – *sofern sie nicht verarmt* – bietet dem Menschen ein Mittel, das Beste seiner selbst so weitgehend wie möglich zu bewahren. Dadurch erhält die Treue einen neuen Wert. Aber diese Liebe steht außerhalb des Ewigen. Sie ist ein durchaus menschliches Gefühl, mit allem, was dieser Ausdruck an Beschränkung und Überschwang in sich birgt. Deshalb verwirklicht der Mensch sich nur in der Liebe, weil sie ihm blitzartig das Bild seiner zukunftslosen Lage vor Augen führt (und nicht, wie die Idealisten behaupten, weil sie eine Annäherung an eine bestimmte Form des Ewigen wäre). Der Typus: Heathcliff. Dies alles erläutert die Tatsache, daß die Absurdität ihre Formel in dem Gegensatz zwischen dem Dauerhaften und dem nicht Dauerhaften besitzt. Vorausgesetzt, daß es nur eine Art zu dauern gibt, nämlich ewig zu dauern, und keinen Mittelweg. Wir gehören der nicht dauerhaften Welt an. Und alles, was nicht dauerhaft ist – und ausschließlich, was nicht dauerhaft ist –, gehört uns. So gilt es, die Liebe der Ewigkeit oder zumindest jenen Leuten, die sie mit dem Gewand der Ewigkeit verkleiden, wieder wegzunehmen. Ich höre schon jetzt den Einwand: Sie haben eben nie geliebt. Lassen wir das.

Pest, 2. Fassung.
Die Getrennten verlieren den kritischen Sinn. Sogar die Intelligentesten unter ihnen suchen in den Zeitungen oder Rundfunksendungen nach Gründen, an ein baldiges Ende der Pest zu glauben, nähren nichtige Hoffnungen und empfinden grundlose Ängste, wenn sie die Betrachtungen lesen, die ein Journalist, vor Langeweile gähnend, mehr oder weniger aufs Geratewohl zusammengeschrieben hat.
Was die Welt erhellt und erträglich macht, ist das Gefühl der Selbstverständlichkeit unserer Beziehungen zu ihr – und insbesondere unserer

Beziehungen zu den Mitmenschen. Was uns mit ihnen verbindet, hilft uns, immer weiterzumachen, weil es immer eine Weiterentwicklung, eine Zukunft unterstellt – und auch weil wir so leben, als bestünde unsere einzige Aufgabe eben darin, zu den Mitmenschen Beziehungen zu unterhalten. Aber sobald wir uns bewußt werden, daß dies nicht unsere einzige Aufgabe ist, und vor allem, sobald wir erkennen, daß nur unser Wille die Verbindung dieser Mitmenschen mit uns aufrechterhält – hört auf, zu schreiben oder zu sprechen, sondert euch ab, und ihr werdet sehen, wie sie sich verlaufen –, daß die meisten uns in Wirklichkeit den Rücken zukehren (nicht aus Bosheit, sondern aus Gleichgültigkeit) und daß die übrigen sich *immer* die Möglichkeit bewahren, sich für andere Dinge zu interessieren, sobald wir uns also deutlich vor Augen halten, wieviel Zufälliges, wieviel Spiel der Umstände an einer sogenannten Liebe oder Freundschaft beteiligt ist, dann kehrt die Welt in ihre Nacht zurück, und wir in jene große Kälte, aus der die menschliche Wärme uns einen Augenblick herausgelöst hatte.

Léautaud, Paul 1872–1956
Misttag! Misttag!
Paris
1. Heute morgen in meinem Briefkasten: Brief von meiner Nachbarin Madame M..., die auf das zurückkommt, was sie mir an dem Morgen gesagt hat, als sie zu mir kam aufgrund meines Briefes vom Vortag, in dem ich ihr ankündigte, ich würde das Gartenstück zurücknehmen, das ich ihr überlassen hatte, und nun weigert sie sich förmlich, es mir zurückzugeben, wobei sie sich auf die Passage in dem Schriftstück stützt, das sie mir damals geben mußte, in der sie im Falle ihres Umzuges verpflichtet wird, mir das besagte Gartenstück zurückzugeben und nicht meinem Vermieter.
Ich rufe sie sofort über den Zaun hinweg. Sie kommt. Ich sage ihr, daß ie unrecht habe, mit mir dieses Spielchen zu treiben. Ich erinnere sie an die einzige Bitte, die sie an dem Morgen, als sie zu mir kam, hatte: einen Monat Aufschub, zum Beispiel bis Ende Januar, des jetzigen Monats, um ihre Pflanzen zu entfernen. Sie wagt es, mir zu bestreiten, dies jemals gesagt zu haben. Sie bringt erneut die Frage der Kosten vor, die ihr entstanden seien. Ich erinnere sie daran, daß ich der erste gewesen sei, der ihr eine Entschädigung angeboten hätte, die sie aber abgelehnt hätte. Ich mache ihr noch einmal dieses Angebot. Sie lehnt es wieder ab. Letztendlich sagt sie mir, daß ich ihr einen Aufschub bis Ende März gewähren müsse.
Als ich um 2 Uhr nach Paris aufbrach, habe ich ihr in ihren Briefkasten

einen Brief getan mit der Bitte, mich wissen zu lassen, an welche ihrer drei Antworten – Bitte um Aufschub um einen Monat, förmliche Weigerung, Bitte um dreimonatigen Aufschub – sie sich definitiv halten wolle.

2. Der Angestellte der «Sud-Lumière», der die Elektroinstallationen bei mir geleitet hat, hatte mir gesagt: «Je mehr Sie verbrauchen, desto weniger werden Sie bezahlen.»

Kommt heute morgen der Angestellte, der den Betrag für den Verbrauch kassieren und den Zähler ablesen soll. Er sagt mir, daß ich soweit überschritten hätte, daß ich mindestens 500 Francs zahlen müßte (500 Francs wovon?), plus Bußgeld. Ich zeige ihm die Verbrauchstabelle, die mir «Sud-Lumière» gegeben hat: 54 Kilowatt pro Monat. Er sagt mir, daß von dieser Zahl ein Abzug von 25% abgehe, was ich überhaupt nicht wußte. Ich sage ihm, daß ich von diesen Dingen keine Ahnung hätte, daß ich erst seit 6 Monaten Strom hätte, daß ich den Zähler nicht lesen könnte, daß er außerdem so angebracht sei, daß meine schlechte Sehkraft mir nicht erlaube, ihn abzulesen. Er beschränkt sich darauf, mir zu wiederholen: 500 Francs zu zahlen, plus Bußgeld. Es ist meine Heizung, die mir mit ihrem Verbrauch diesen Streich gespielt hat. Ich werde zahlen, denn es wird sicher nicht anders gehen, aber Schluß ist mit Elektrizität. Ich werde zu meiner Beleuchtung mit Kerze zurückkehren. Ich werde eine neue Bestellung bei der Kerzenzieherei von Lisieux machen. Ich werde wieder anfangen, wie vorher zu frieren. Ich werde mich nichtsdestotrotz bemühen, den Angestellten wiederzusehen, der mich so schön zum Verbrauch ermuntert hat.

3. Ich war so angewidert bei der bloßen Vorstellung, schon wieder Kartoffeln zu essen, daß ich ohne Mittagessen zu meinen Besorgungen aufgebrochen bin. Heute abend bei der Rückkehr drehte sich mir davon ein bißchen der Kopf.

Bin bei der «Nouvelle Revue Française» vorbeigegangen, um für M. D., auf ihre Bitte hin, einen Goethe als Pléïade-Ausgabe zu kaufen. Habe bei dieser Gelegenheit Michel Gallimard, Sohn von Raymond Gallimard, kennengelernt. [...] Beim Verlassen der «Nouvelle Revue Française» traf ich Saucier. Ich spreche von Gide, der in Tunis ist, und über das, was mir Paulhan gesagt hat, daß er dorthin gefahren sei, «um gut zu essen». Saucier sagt mir, daß er gerade eben eine Karte gesehen habe, die Gide durch einen Freund geschickt hätte, der über Italien wieder zurückkehren konnte, und in der er darum bittet, daß eine Gruppe von Schriftstellern eine Art Petition machen solle, um durch die italienische Botschaft seine Rückkehr nach Frankreich zu erreichen.

Saucier sagt mir: «Er ist nach Tunis gefahren, um dem Krieg zu entgehen, und nun ist ausgerechnet das Viertel, in dem er wohnt, schwer bombardiert worden.» Wir haben über diesen Kontrast sehr gelacht. Saucier stimmt mit meinen Gedanken über den Krieg vollkommen überein. Ich erzähle ihm von dem Besuch, den mir die Paulhans gemacht haben und daß nicht daran zu zweifeln sei, daß sie Kommunisten seien, antideutsch, anglophil und für die Wiederherstellung der alten Zustände. Saucier weiß, was man davon halten muß. Er sagt zu mir: «Die Leute sind erstaunlich. Sie wollen nicht verstehen. Früher waren sie für die Deutschen. Nun sind sie gegen sie. Aber die Deutschen haben sich nicht geändert. Sie sind immer noch: Deutsche.»

Marie Dormoy hat mich gestern abend angerufen, um mir zu sagen, daß sie sich den Fuß verstaucht habe, daß der Kurs von Valéry morgen noch nicht stattfindet, daß unser gemeinsames Mittagessen davon abhinge, was ihre Verstauchung mache, daß sie mich diesbezüglich heute morgen anriefe. Ich habe ihren Anruf heute morgen nicht abgewartet und habe sie selbst angerufen. Geht nicht besser, geht nicht weg. Ich frage sie: «Und Ihr Vortrag morgen? Soll ich kommen oder soll ich nicht kommen?»

«Lieber nicht.»

«Gut», und so werde ich nicht hingehen.

Was mag sich dahinter verbergen – obwohl der Grund, daß meine Anwesenheit sie genieren würde, einleuchtend ist. Haben abgemacht, bei ihr am Sonntag Mittag zu essen, um meine Fleischration zu verbrauchen. [...]

Heute morgen, Brief von Sanvoisin, Antwort auf meinen letzten Brief, und er zeigt vollkommene Übereinstimmung mit mir über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs, was den Mangel an Ordnung, Autorität und an der Auflösung der alten Zustände betrifft. [...]

Habe zu Beginn meiner Besorgungen auf dem Boulevard Montparnasse, Ecke Rue Bréa, Marcel Réja getroffen. Er hat mich ein Stück begleitet. Haben über den Krieg und den Kanzler Hitler gesprochen. Er sieht in ihm (er ist Irrenarzt) einen Paranoiden, eine Meinung, die er sich bei der Lektüre von «Mein Kampf» gebildet hat: «Die schwierigsten philosophischen Probleme, die die größten Philosophen nicht vermocht haben aufzuklären, werden von ihm in vier Zeilen abgehandelt.» Ich sagte ihm: «Hüten Sie sich. Sie verfallen in die Verkehrtheit von Spezialisten, die ihre Spezialität überall sehen.» Als ich ihm sagte, daß die Deutschen, im Ganzen gesehen, uns nicht stören, daß die Leute wie er und ich, die eine «Marotte» hätten, sich dieser, wenn sie nach Hause

kämen, in aller Ruhe hingeben könnten, machte er jene Äußerung, die für ihn alles auf den Punkt zu bringen schien: «Es gibt nichts zu essen.» Meine alte Nachbarin (77 Jahre alt), die schon halb gebrechlich ist, Mademoiselle Ravier, früher Zeichenlehrerin an den städtischen Schulen von Paris, hat ihren großen Hund Fido, ihren einzigen Gefährten, verloren, der an Futtermangel gestorben ist und in diesen letzten Tagen so schwach war, daß er nicht mehr zu ihrem Sessel laufen konnte. Sie hat mir dies heute morgen am Telefon erzählt. Er war für sie wie ein Kind, und einen großen Teil ihrer Lebensmittelrationen bekam er. Es ist einige Wochen her, daß sie mir von ihm erzählte. Er hatte einige kleine Dummheiten gemacht oder hatte sich weniger prompt gehorchend gezeigt, und sie schimpfte dann mit ihm, mit einem Putzlappen in der Hand, wie, um ihn damit zu schlagen. Er richtete sich auf, nahm ihr Handgelenk in sein Maul, ohne ihr dabei weh zu tun und sah sie dabei mit Augen an, einem Blick, der so erstaunt, so traurig war, daß sie davon richtig erschüttert war. Bevor ich zu meinen Besorgungen aufbrach, bin ich bei ihr eingetreten, um den armen Fido anzusehen, der bewegungslos auf dem Fußboden eines kleinen Zimmers lag, und ich war bei seinem Anblick wieder ergriffen von diesem Mienenspiel, von diesem Blick, den er gegenüber dem Mienenspiel seiner Herrin hatte, als wenn er sie zum ersten Mal sähe und den er vielleicht auch in sich hatte wie eine Art Instinkt seines nahen Todes. Arme Tiere, so verkannt, so unverstanden.

Valéry, Paul 1871–1945 **(Paris)**

Wenn die *Civitas* nichts von der Intelligenz wissen will, dann will auch die Intelligenz nichts von der *Civitas* wissen – Und alles, was «der Mühe wert» ist, wird untergehen, von der einen wie von der andern.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Nach der neuen Schulordnung bleiben die Kinder nur noch morgens im Gymnasium. Mehrmals in der Woche versammelt Victor ein paar Kameraden in der Avenue R., und das Eßzimmer wird zur Spielhölle. Die Poker- und Bakkaratsitzungen dauern von zwei bis sechs Uhr abends. Andererseits liest Victor viel; und gewiß nicht wahllos. Er hat die *Confessions* und die *Rêveries* von Rousseau verschlungen, ebenso gewaltige Mengen Voltaire und Diderot, die in seiner Schule besprochen werden; ferner zahlreiche Kriminal- und andere Romane, pro Tag einen Band; da er noch gute Augen hat, genügt ihm nämlich das Kerzenlicht,

und so liest er im Bett bis spät in die Nacht. Da er von Zola noch nichts kannte, hole ich ihm *Germinal* aus der Stadtbücherei. Sein enger Freund Lévy, der junge Kommunist, der ihn abrichtet, leiht ihm sowjetrussische Romane.

Heinz H. **Berlin**

Sehr geehrter Herr Dr. Grimm!

So habe ich nun zum Christfest und Jahreswechsel vergeblich auf das Erscheinen Ihres lange erwarteten England-Buches gehofft. Und ich werde wohl nicht der einzige sein. Es warten viele auf gute, stärkende Worte und Zeichen. Es wird so viel geredet und mit so viel Schwerem leicht gespielt, daß das Lesen der Tätigkeiten von Tag zu Tag mehr Mühe macht, ja mich ängstigt. So viel Schicksal ringsum und so wenig ehrliches Bekenntnis – der Baum will sich nach allen Seiten dehnen, aber nur wenig Wurzeln suchen noch die lichtlose Tiefe, verankernd, nährend, den Austausch mit den mütterlichen bewahrenden Kräften vermittelnd. Sollen wir denn ein Volk von Jongleuren, Artisten, Schauspielern und Flegeln werden?

Durch die Tage mich mit gutem Willen weitertastend, versuche ich durch Versenkung und Beschwörung und «Mut zur geringsten Tat» im wesentlichen zu bleiben. Was geht nur vor? Dringen wirklich die Gewalten des Feuers und des Eises, dringt Loki mit Mitgardschlange und Feuerswolf wirklich gegen unsere Väterburg, gegen das äußere *und* innere Reich zugleich an. Wird der «Seherin Gesicht» Wirklichkeit? Können wir nur gerettet werden «so, wie durchs Feuer» (1. Cor.)? Ich las zur selben Zeit in Muße Viertelstunden Ernst Jüngers «Arbeiter» und fror bei soviel Bestätigung der Schau. Und doch graust mir bei soviel Frivolität. Doch die guten Geister sind fern, es fehlt die Atmosphäre der Güte und Wärme, da die guten Weggenossen fehlen, es ist da so schwer, den Mut wach zu halten, daß das Licht siegt und nicht «Feuer und Eis», daß Glaube, Liebe, Hoffnung «bleiben». Es «bleibt» nur ein wenig Stolz, es allein durchzuhalten und zu wissen, auch woanders kämpfen manche so.

Während draußen schon wieder die Meisen heller läuten und der Schnee heruntertropft, gestatten Sie mir, Ihnen als meinen Wunsch für das begonnene neue Jahr zu sagen: Möge es Ihnen geschenkt werden, uns Deutschen und allen «guten Europäern» zu sagen und zu zeigen, was die Not wendet.

In tiefer Verehrung Ihr Heinz H.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Nächtlich hören wir jetzt Flak. Tags hören wir von Angriffen auf Essen, Köln, Berlin. Ich habe große Lust zu lesen, zu lernen, aufzunehmen. Eichendorffs Gedichte beglücken mich, die Briefe Abälards und Heloises lese ich, und einen englischen Bergwerksroman von Cronin «Die Sterne blicken herab.»

Da wird schonungslos das soziale Elend der Bergarbeiter aufgedeckt. Sonntagvormittag Wendling-Quartett. Wunderbar war der Haydn, da wurde man von allem losgelöst und mitgeführt in selige Bezirke.

Fles, Barthold 1902–1989 **New York**

An Heinrich Mann

Lieber Herr Mann:

Vor einigen Monaten schrieben Sie mir über *Der Untertan*, und ich beantwortete Ihren Brief am 19. November.

Ist Ihr *Lidice* Roman, den der mexikanische Verlag auf deutsch ankündigte, schon fertig? Ich glaube bestimmt, daß man das Buch ziemlich leicht placieren könnte. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mir entweder das Manuskript oder die gedruckten Bogen zusenden würden. Ich glaube, daß man den *Professor Unrat* hier noch nicht verlegt hat. Ich habe das Buch sehr gern und möchte erfahren, ob man es nicht unterbreiten sollte. Entweder könnte man Lidice und Unrat zusammen anbieten, oder dem Verlag, der Lidice bringen würde, den Unrat als nächstes Buch vorschlagen. Der Film ist hier mit großem Erfolg aufgeführt worden, und es sollte doch möglich sein, auch das Buch zu verlegen.

Die Filmrechte von Lidice sollten auch verkäuflich sein.

Bitte überlegen Sie sich diese Vorschläge genau, und schreiben Sie mir bald. Schönen Gruß, auch an Ihren Herrn Bruder.

Herzlichst Ihr

Paulsen, Agnes *1901 **Heide**

An ihren Mann in Rußland

Lieber Julius!

Am Abend war ich [mit] Fr. D. im Kino. Der Unterarzt schloß sich uns auch an, wir sahen einen interessanten Film «Aus erster Ehe». – Am Mittwoch war dann die Trauerfeier für Frau Schmidt. Pastor M. sprach mal wirklich von Herzen, aber es ist natürlich schwer, in so einem traurigen Fall Trost zu geben. Für die Kinder wird wohl die junge Frau W. weitersorgen, sie war schon lange im Haus, ihr Mann ist eingezogen

und eigene Kinder hat sie ja nicht. – Gestern war ich zum Kaffee bei Frau K.; man muß sich wundern, was für Kuchen angeboten wurden, ich kann keinen Kaffee mehr geben. Sonst war es auch sehr gemütlich, ich saß zwischen Frau S. und H.

Viele herzliche Grüße von uns allen Deine Agnes

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Gestern vormittags bei Prof. Fritsch wegen meines Senk-Spreizfußes, der mir immer mehr Beschwerden macht. Heinz mußte plötzlich nach Weimar, von der Schule aus, mit fünf anderen Jungens, um Schneeschuhe für die HJ zu holen. Gegen 8 Uhr kam er zurück. Stasia mußte gestern aufs Arbeitsamt gebracht werden, sie erschrak und fragte: «Polizei?», aber heut erfuhr ich, sie sei in einer Tütenfabrik beschäftigt. Inzwischen hörte Fritz von einem Schulkameraden, daß sie zu dessen Eltern überwiesen worden war. Als sie aber sah, daß ihr Schlafzimmer keinen Ofen hat, rückte sie sofort wieder ab. In der Fabrik wird wohl Zentralheizung sein, das Arbeitsamt gibt nach, dabei sollen wir Deutschen so sehr mit Kohlen sparen!

Lilje, Hanns 1899–1977

An Herrn Pastor D. Michaelis **Berlin-Lichterfelde**

Hochverehrter, lieber Bruder Michaelis!

Mit herzlichem Dank bestätige ich Ihnen den Empfang Ihres Briefes vom 13. ds. Mts. und darf in aller Kürze, zwischen zwei Reisen, folgendes darauf antworten:

Die geplante Zusammenkunft zwischen D. Wurm und D. von Bodelschwingh ist fest verabredet; da ich erst heute früh von einer Reise zurückgekehrt bin, weiß ich nicht, ob sie inzwischen schon stattgefunden hat.

Das ist beim gegenwärtigen Stand der Dinge zweifellos der wichtigste Punkt. Viele gute Beurteiler der Lage haben den Eindruck, daß die große Zurückhaltung von D. von Bodelschwingh im Augenblick die größte Erschwerung für die Durchführung der Aktion ist. Zwar zeigen sich auch anderswo noch stärkere und sehr viel weniger gut begründete Widerstände, aber bei der großen Autorität D. von Bodelschwinghs fällt seine Zurückhaltung weit schwerer ins Gewicht als die Anderer. Ich weiß auch, daß D. Wurm sein Zögern am schwersten trägt; denn er geht wohl mit Recht von der Überzeugung aus, daß D. von Bodelschwinghs Name zu den wichtigsten gehört, die unter den gegenwärtigen Umständen bei der glaubenden und bekennenden Gemeinde in Deutschland

Beachtung finden. Nun hat sich im weiteren Verlauf der Besprechungen inzwischen schon von selbst der Ausweg nahegelegt, den Sie auch noch einmal empfehlen, nämlich, daß die Sätze wahrscheinlich von D. Wurm allein unterzeichnet werden. D. Wurm legt aber Wert darauf, daß einige der wichtigsten kirchlichen Persönlichkeiten ihm sozusagen als ein Beirat zur Seite stehen und auch in einer noch näher zu bestimmenden Weise vor der Öffentlichkeit für diese Sätze eintreten. Wie das im einzelnen gehandhabt werden soll, wird sich vermutlich erst auf Grund des Zusammenseins von D. Wurm und D. von Bodelschwingh ergeben. Sollte ich noch vor Ihrer Zusammenkunft in Leipzig Näheres darüber in Erfahrung bringen, würde ich Ihnen sofort schreiben.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß mir nach wie vor sehr am Herzen liegt, es möchte doch wenigstens irgendeine sichtbare Frucht aus der langen, treuen und geduldigen Bemühung Wurms erwachsen. Wie auch immer im einzelnen die Schwierigkeiten sein mögen, deren sachliches Gewicht ich gerade bei Herrn D. von Bodelschwingh durchaus einzuschätzen weiß, so wird doch wohl niemand ein Recht haben, sich dieser Aufgabe als einer Christenpflicht zu entziehen. Ich weiß, daß Sie es nicht anders ansehen.

Es wird Sie interessieren, daß ich gerade von einem Dienst bei den Brüdern in Kärnten zurückkomme. Die durch Bahnau betrauten Kreise in Villach und Seeboden hatten mich zu einer Glaubenskonferenz eingeladen, und ich bin mit einem dankbaren Herzen für die tiefen und schönen Eindrücke dort zurückgekehrt. Wie gut, daß es noch immer ein Volk Gottes gibt, das sich um sein Wort sammelt.

Mit herzlichen Segenswünschen für Ihren Dienst und Ihre Zusammenkunft in Leipzig Ihr Ihnen sehr ergebener

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Ludwig Israel M.
Geboren 13. 5. 1897 in Berlin
gestorben 15. 1. 1943
Wohnung:
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Annie Sara H. geb. E.
Geboren 17. 2. 1901
gestorben 15. 1. 1943

Ehemann: abgewandert
Wohnung: Schlüterstr. 54
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Reichspressestelle **Berlin**
Im Rahmen der (längere Zeit unterbrochenen) Donnerstag-Nachmittag-Besprechungen des Amtes Reichspresse in der Reichspressestelle der NSDAP sprach am Donnerstag, den 14. Januar, die Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink über «Die Betreuung der in den besetzten Gebieten eingesetzten deutschen Frauen und Mädchen». Eine sachliche Übersicht über die dabei zu lösenden Aufgaben gibt ein von der Reichsfrauenführung verfaßter Bericht, der bei dieser Gelegenheit als Unterlage verteilt wurde. Eine Abschrift dieses Berichtes liegt hier als Anlage bei. Außerdem sagte Frau Scholtz-Klink zur Erläuterung etwa noch folgendes: «Den Anlaß zu den Anordnungen der Parteikanzlei, der Wehrmacht und später auch der SS gaben Klagen über angeblich schlechtes Benehmen der deutschen Frauen und Mädchen in den besetzten Gebieten. In dem Durchführungserlaß der Wehrmacht wird klargestellt, daß die Frauen und Mädchen nicht militarisiert oder kaserniert, sondern ihrer fraulichen Art entsprechend betreut werden sollen. Der ‹weibliche Soldat› verträgt sich nicht mit der nationalsozialistischen Auffassung des Frauentums. Es ist vorgekommen, daß Frauen und Mädchen einem kommißmäßigen Drill unterworfen worden sind. Das soll nicht sein. Wir verlangen allerdings von den Frauen und Mädchen erstklassige, sachliche und einwandfreie Leistung, aber niemals auf Kosten ihres Frauentums, sondern unter Wahrung ihrer fraulichen Würde und Persönlichkeit. Es ist nicht immer leicht, der Leistung der Frauen und Mädchen in den besetzten Gebieten gerecht zu werden. Viele sitzen nicht in Städten, sondern weit draußen auf verlassenen Posten.

Die Grenze für richtiges und falsches Benehmen ist dabei nicht immer leicht zu ziehen. Unter solchen Umständen kann aus einem Arbeitsverhältnis leicht ein persönlicheres Verhältnis entstehen. Das muß man verstehen und nicht gleich sagen: ‹Wir leben im Jahrhundert der Sekretärin!› Es gibt gewiß berechtigte Beschwerden, aber sie dürfen nicht verallgemeinert werden. Ich will nicht bestreiten, daß unerfreuliche Dinge vorgekommen sind. Man möge aber doch nie vergessen, daß es sich meist um einen Tatbestand handelt, zu dem zwei gehören. Wenn also Vorwürfe zu erheben sind, so darf man gerechterweise die Männer

nicht ausnehmen. Es gibt im Kriege immer Dinge, die man nicht unter normale Gesetze fassen kann.
Wir errichten Wohnheime, keine Lager und keine Kasernen. Die Errichtung der Wohnheime überlassen wir weitgehend dem Arbeitsträger (Wehrmacht, Reichspost, Reichsbahn, Partei, SD, SS usw.). Die Aufstellung der Heimordnung hat grundsätzliche Fragen aufgeworfen. Wir verfahren etwa nach der Richtlinie: Kein Nonnenkloster, aber auch kein Vergnügungslokal. Dürfen Männer die Heime betreten? Und welche Männer? Wir sagen: Auf die Zimmer darf kein Mann. Aber in jedem Heim wird ein Geselligkeitsraum eingerichtet, in dem an bestimmten Tagen Männer (ohne Beschränkung auf Verwandte) als Gäste des Hauses eingeladen werden können. Wir lassen weitestgehend Freiheit, wir verlangen aber, daß die für einen deutschen Menschen üblichen Richtlinien respektiert werden. Auf solche Weise können Mißstände leicht festgestellt und behoben werden. Viele Mißstände waren übrigens auch darauf zurückzuführen, daß die Arbeitsämter wahllos und ohne Prüfung Frauen und Mädchen für die besetzten Gebiete gemeldet haben. Man darf dann allerdings nicht erwarten, daß ein Animiermädchen sich zur keuschen Jungfrau entwickele.
Wer sich heute nicht gut benimmt, wird rücksichtslos zurückgeschickt. Leider gibt es noch keine gesetzliche oder auch nur technische Möglichkeit, zu verhindern, daß eine Frau, die etwa wegen schlechten Benehmens aus Frankreich zurückgeschickt worden ist, von einer anderen Stelle für Norwegen oder den Balkan verpflichtet wird.
Die notorischen Bummelanten (in den besetzten Gebieten und in der Heimat) sollen künftig in besonderen Lagern zusammengefaßt werden, damit sie dort erzogen werden können und mit den für sie erforderlichen besonderen Erziehungsmaßnahmen nicht andere belasten. Ein Wohnheim soll grundsätzlich mit 30–50 Personen belegt werden. In Holland sind Frauen und Mädchen vielfach auch in Familien untergebracht worden.
Eine andere Frage betrifft die unehelichen Kinder, die in den besetzten Gebieten von deutschen Frauen von deutschen Männern erwartet werden. Man hat für solche Fälle die Errichtung von Entbindungsheimen in den besetzten Gebieten vorgeschlagen. Der Vorschlag kommt sowohl von den Vätern, die unbekannt bleiben wollen, aber auch von den Müttern, die in der Heimat Unannehmlichkeiten befürchten. Das sind Vorschläge des reinen Egoismus. Wir lehnen sie ab. Der Reichsführer SS ist in diesem Punkt mit uns einig. Ein deutsches Mädchen, das in den besetzten Gebieten ein Kind von einem deutschen Mann erwartet, wird

nach Hause geschickt. Sonst entstünde für die Kinder die Gefahr völliger Heimatlosigkeit. Es gäbe dann in wenigen Jahren, wenn der Krieg länger dauert, deutsche Kolonien von Waisenkindern. Deshalb sorgen wir dafür, daß die Kinder in die Heimat kommen. An diesem Grundsatz halten wir fest und hoffen, daß wir nicht durch eine längere Kriegsdauer oder durch den zu erwartenden verstärkten Fraueneinsatz zu Zugeständnissen gezwungen werden.
Wenn gelegentlich trotzdem von Entbindungsheimen in den besetzten Gebieten gesprochen wird, so handelt es sich um Heime für fremdvölkische Frauen, die ein Kind von einem deutschen Mann erwarten. Solche Heime gibt es.»

Gerken, Mable R. USA
Wahrscheinlich werde ich niemals vergessen, wie alles unter diesem besonderen Licht ausgesehen hat. Das erste, was mich überraschte, waren die Gesichter der Leute. Die sahen aus wie Geister, wie tote Personen! Schon der erste Anblick, bevor man merkt, daß es die Lichter sind, genügt, um einen zu Tode zu erschrecken. Für einen kurzen Augenblick wundert man sich, was das wohl für Leute sind, mit denen man arbeiten wird. Dann siehst du deine eigenen Hände. Dann die Kleidung. Selbst die Männer waren in verschiedenen Schattierungen von lila und purpur gekleidet. So sieht das blau hier aus. Gelb, rosa und grün sind sehr hübsch, obgleich sie irgendwie anders sind als im Tageslicht.
An meinem ersten Tag hier hatte ich ein mit richtigem Schinken belegtes Brot. Es war schmackhaft. Dann habe ich's angesehen. Es sah verfault aus. Und du hättest eine Tomate sehen sollen: Wir essen unser Mittagsbrot, aber wir sehen es nicht an.

R., R. *1924 (Wien)
Der nächste Interessent war der Besitzer einer technischen Großhandlung. Darunter konnte ich mir nicht viel vorstellen. Alles machte einen recht bescheidenen Eindruck, doch der Firmeninhaber war ein sympathischer, vertrauenerweckender Typ. Er meinte, ich könnte von den 120 Mark, die er für die Stelle bezahlen dürfe, unmöglich leben. Deshalb wollte er auf dem Arbeitsamt beantragen, die Stelle finanziell anheben zu dürfen.
Es war damals alles nicht so einfach wie heute. Die Löhne und Gehälter waren bei Kriegsbeginn eingefroren worden und durften jetzt nicht mehr erhöht werden. Ich war auf Grund meiner Ausbildung Bürogehilfin, als Kontoristin hätte ich 30 Mark mehr verdienen können, doch

dazu brauchte ich eine abgeschlossene Lehre oder mehrere Jahre Büroerfahrung. Jener Herr war ganz zuversichtlich, und wir verabredeten, daß ich am nächsten Abend wieder vorbeikommen sollte. Dabei erlebte ich dann eine böse Überraschung. Der gute Mann hatte mein Schicksal auf dem Arbeitsamt so drastisch geschildert, daß die Sachbearbeiterin gleich nach meiner Adresse fragte, denn sie suchte gerade Mädchen, die kein Zuhause hätten, für ein Rüstungswerk in Kärnten mit einem Wohnlager.

Zum Glück hatte ich dem Herren nicht erzählt, wo ich gerade logierte. So konnte er wahrheitsgemäß antworten, daß er meine Adresse nicht kennte.

Mir war nun klargeworden, daß ich mich auf dem Arbeitsamt auf keinen Fall mehr blicken lassen durfte, bis ich nicht eine Stellung gefunden hätte. Es hieß also: weitersuchen.

Dalgas, Hans-Erich 1896–1987 **Bremen**

Tauwetter; ich habe gestern in der Glocke meinen Vortrag über Leistungslohn gehalten. Die Russen greifen nach wie vor heftig an; man kann nur staunen.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**

Gleich nach dem Frühstück rief Mr. Hinshelwood an, der zu dem Bericht über den Kriegstransport gelangt war. Er sagte: (1) Es gab einige politische Versenkungen portugiesischer Boote (z. wenn Hitler die Portugiesen wieder an die Leine nehmen will), aber das ist auf jeden Fall unwahrscheinlich für zwei Monate; (2) portugiesische Boote mit Sicherheit viel besser als britische und der Berichterstatter vom Kriegs-Transport sähe sie als so sicher wie Häuser an, wenn er selbst käme; (3) kein Verbindungsflugzeug zu Lissabon wurde durch Feindattacken abgeschossen oder angegriffen. Dies alles schien uns Versicherung genug, um das bereits Arrangierte bestehen zu lassen, obwohl die Entscheidung eine der schwersten ist, die wir je zu treffen hatten, vergleichbar nur mit derjenigen, die Kinder gehen zu lassen. Ich wollte bei Gott, ich wäre meiner inneren «Stimme» gefolgt und hätte sie hierbehalten; in diesem Fall war mein mütterlicher Instinkt richtiger als G's politische Intuitionen. Armer John – auf gefährliche Weise über den Atlantik geschickt, schrecklich verrechnet und jetzt wieder auf die gleiche gefährliche Weise zurück! Ich kann nicht schreiben oder arbeiten, weil ich immer nur daran und an ihn denken muß.

Der Reichsminister für Bewaffnung und Munition
Der Beauftragte für das Panther-Programm Ing. Krömer **Berlin**

Geheim!

An die Betriebsführer der Firmen des Tiger/Panther-Programms

Betr.: Transportversicherung für Schwerpunktprogramme.

Die ständigen Klagen über Verzögerung von Lieferungen infolge Transportschwierigkeiten haben dazu geführt, daß der Reichsminister für Bew. u. Mun., Rüstungsamt, mit dem Chef des Transportwesens, Heimattransportabteilung, eine Ausnahmeregelung für die Beförderung der Güter einiger besonders vordringlicher Schwerpunktprogramme vereinbart hat. In dem Erlaß des Rüstungsamtes vom 14. 12. 42, Az. 43 g (Reich) Gr. Verkehr Nr. 5466/42 g, wird angeordnet, daß die Beförderung der Güter für die vorerwähnten Schwerpunktprogramme, zu denen das Tiger- und Panther-Programm gehören, unter Vollfahrtnummer zu erfolgen hat. Die Transportkommandanturen im Reich, Protektorat, Generalgouvernement und in den besetzten Gebieten wurden angewiesen, diese Transporte, die unter dem Kennzeichen «Schwerpunktprogramm» von den Rüstungsdienststellen (Rü Kdos) angemeldet werden, besonders dringlich zu behandeln.

Vollfahrtnummern können bestimmungsgemäß nur für Wagenladungen erteilt werden, während kleinere Stückgüter (im allgemeinen bis 50 kg) als Expressgut oder beschleunigtes Eilgut zu versenden sind.

Begleitung zur Erzielung schnellerer Beförderung ist zwecklos, weil durch Vollfahrtnummer schnellste Beförderung ohne weiteres gewährleistet ist und Begleiter nicht befugt sind, in den Eisenbahnbetrieb einzugreifen. Über die Notwendigkeit der Begleitung entscheidet im Zweifelsfalle die Rüstungsdienststelle.

Das Kennwort «Schwerpunktprogramm» darf nicht auf dem Frachtbrief erscheinen. Zweckmäßig setzen sich die Firmen bei allen Transportfragen mit dem Transportbearbeiter des zuständigen Rüstungskommandos in Verbindung, der wiederum die erforderlichen Maßnahmen bei der Transportkommandantur veranlaßt. Nach den bisher gesammelten Erfahrungen hat sich die Neuregelung gut bewährt. Sollten trotzdem Schwierigkeiten auftreten, dann bitte ich von Fall zu Fall um besonderen Bericht. Heil Hitler!

Franz K. 1895–1965 **(Sudeten)**

Die noch folgenden Kriegsjahre stellten an mich hohe berufliche Anforderungen, da durch die Zerstörung großer Industriestätten die noch unversehrten Betriebe zu höchsten Produktionsleistungen angehalten

wurden. Dies hatte auch für die Eisenhütte zur Folge, daß sie ihre Betriebe ständig erweiterte. Mir fielen daher laufend Aufgaben zu, mehr Schaltanlagen, mehr Elektroöfen und elektrische Betriebseinrichtungen zu bauen. Von dem großen Arbeitspensum, das ich zu bewältigen hatte, will ich nur die Entwicklung zweier Karussellöfen zur Wärmebehandlung von Ventilen für Flugzeugmotoren erwähnen. Diese Öfen wurden halbautomatisch gesteuert und für eine maximale Nutztemperatur von 1250 °C gebaut. Bedient wurden sie von je einem Mädchen. Es war dies meine bisher interessanteste Schöpfung, man hatte seine Freude daran, der Arbeitsweise dieser Öfen zuzusehen. Die Anlage wurde auch allen Besuchern gezeigt.

Bei allen beruflichen Erfolgen und der allgemeinen Anerkennung durch die Direktion konnte angesichts der unglücklichen militärischen Entwicklung keine rechte Freude in mir aufkommen, da jede Hoffnung und Zukunftsaussicht dahinschwand.

Speer, Albert 1905–1981 **Heidelberg**

In dieser aussichtslosen Lage gab Hitler am 15. Januar 1943 Feldmarschall Milch eine Sondervollmacht, die ihn ermächtigte, in Luftwaffe und Zivilluftfahrt, ohne Einschaltung Görings, alle Anordnungen zu treffen, die er zur Versorgung Stalingrads für notwendig hielt. Mehrmals telefonierte ich damals mit Milch, der mir versprochen hatte, meinen in Stalingrad eingeschlossenen Bruder zu retten. Bei dem allgemeinen Durcheinander war es jedoch unmöglich, ihn ausfindig zu machen. Es kamen verzweifelte Briefe, er hatte Gelbsucht und geschwollene Gliedmaßen, wurde in ein Lazarett verbracht, schleppte sich aber, da er es dort nicht aushalten konnte, zu seinen Kameraden in eine Artilleriebeobachtungsstelle zurück. Von da an blieb er verschollen. So wie meinen Eltern und mir ging es Hunderttausenden von Familien, die eine Zeitlang noch aus der eingeschlossenen Stadt Luftpostbriefe erhielten, ehe alles zu Ende war.

Kersten, Felix **Hartzwalde**

Heute kam ich mit Berger auf Himmlers Äußerungen über Schweden, die Niederlande, die uferlosen Wehrbauerngebiete zu sprechen, um zu ergründen, was an Himmlers Äußerungen ernst zu nehmen sei.

Berger sagt schließlich: «Ich bin Soldat. Auf soldatische Fragen kann ich Ihnen selbst antworten, wie zum Beispiel über die Waffen-SS und die Freiwilligen, deren Wirken das kommende Europa vorbereiten soll. Im Bezug auf die politische Gestaltung Europas aber kann ich nur verschiedene Äußerungen des Führers zitieren, die während meiner Vorträge über die europäischen Freiwilligen fielen.»

Berger erwähnte nun derartige Äußerungen: Die Krankheit Europas seien die vielen Zollgrenzen, die protektionistische Wirtschaft, die verschiedenen Währungen, die überbetonte Nationalität und Eigenstaatlichkeit. Diese Ursachen der Feindschaft und der Unrentabilität müßten verschwinden. Europa mit seiner Einwohnerzahl, einschließlich der afrikanischen Gebiete das dreifache der USA, könnte dann einen dementsprechenden größeren Wohlstand erreichen. Unangreifbar, wie man ebensowenig die USA angreifen könne.

Ein Bund freier Staaten solle das europäische Reich bilden. Zu diesen Staaten würden gehören Großdeutschland, Ungarn, Kroatien, Slowakei; Niederlande, Flandern, Wallonien, Luxemburg; Norwegen, Dänemark; Estland, Lettland, Litauen. Diese Länder sollen sich selbst regieren. Gemeinsam seien eine europäische Währung, gewisse Verwaltungsgebiete samt Polizei, die Außenpolitik, die Wehrmacht mit Gliederungen nach Nationalitäten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse würden durch besondere Verträge geregelt, bei denen Deutschland als das wirtschaftlich stärkste Land zu Gunsten der schwächeren zurückzutreten habe, um deren Entwicklung zu fördern. Ferner seien vorgesehen, unabhängige Reichsstädte mit besonderen Funktionen, zugleich als Repräsentanten der Kultur ihres Volkes.

Auch tapfere Soldaten repräsentieren die Kultur ihres Volkes. Daher werde europäischen Soldaten und Offizieren, die offen und fair mit der Waffe in der Hand gegen Deutschland gekämpft haben, nach dem Siege nichts geschehen, denn sie hätten nur befehlsgemäß ihre Pflicht erfüllt. Würde man anders handeln, so würde man die künftige Zusammenarbeit bis zur Unmöglichkeit belasten.

Wenn andere Staaten sich diesem Reich anschließen wollen, so würde das sehr begrüßt, aber deren Anschluß solle nur geschehen, wenn ein hoher, mindestens über 75 Prozent liegender Teil des Volkes in geheimer Abstimmung dafür sei. Finnland dagegen soll als durchaus selbstständiger Staat bestehen, besonders ehrende Verträge und jede wirtschaftliche Unterstützung erhalten, denn für Hitler seien die Finnen die tapferste Nation, die er kenne.

Wenn in Rußland der Bolschewismus ausgerottet sei, solle der westliche Teil unter deutsche Verwaltung kommen, wozu das Vorbild geben würden die Marken, die Karl der Große im Osten des damaligen Reiches errichtet hatte, und die Methode, mit der England seine Kolonien zu Dominions entwickelt habe. Nach vollkommener Befriedung und wirt-

schaftlicher Sanierung sollen diese Gebiete dem in wirklicher Freiheit lebenden russischen Volk zurückgegeben werden, mit dessen neuer Regierung ein jeweils fünfundzwanzigjähriges Friedens- und Handelsabkommen getroffen werde.
Polen und Tschechen sollen sich ihren slawischen Stammesgenossen, den Russen, anschließen. Ein Teil der Ostgebiete allerdings werde zu einem Schutzwall mit Wehrbauernsiedlungen ausgebildet, nach dem vom 16. bis 19. Jahrhundert bewährten Vorbild der Militärgrenze Österreich-Ungarns gegenüber den damaligen Osmanen. Es sei aber gar nicht dran zu denken, daß dieses Gebiet bis zum Ural reichen würde. «Da haben Sie zu Himmlers Schweden-Fantasie auch seine Ural-Fantasie», sagte Berger.

NSDAP, HITLER-JUGEND, Kriegsbetreuungsdienst **Hannover**
Sehr geehrte Familie Elger!
Die Reichsjugendführung wie auch die Gebietsführung der Hitler-Jugend beabsichtigen, ein Ehrenbuch von allen bisher gefallenen Hitler-Jugend-Führern anzulegen. Aus diesem Grund möchten wir Sie herzlich bitten, uns auch von Ihrem Sohne Aufnahmen zur Verfügung zu stellen. Nach Möglichkeit sollen es drei Aufnahmen sein, die das Format 13×18 haben und den Kameraden einmal in Wehrmachtsuniform und im Dienstanzug der Hitler-Jugend zeigen. Sollten Sie uns solche Lichtbilder nicht überlassen können, so sind wir Ihnen natürlich für jede andere Aufnahme kleineren Formats sowie solche, auf denen der Gefallene nicht Wehrmacht- oder HJ-Uniform trägt, sehr dankbar.
Wir würden uns freuen, wenn Sie bald unserer Bitte nachkommen könnten. Heil Hitler Bannmädelführerin
Höflichkeitsformen fallen bei allen parteiamtlichen Schreiben fort!

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. –
2. Schubert-Lieder Reinhardi verspätet
3. Latein: Formenübungen, quinque; relat. Anschluß geübt
4. Dreieckskonstruktionen
5. Stilübungen
6. Zahlen wiederholen – 1250 R. v. Habsburg

Ein Arzt *1936 **(bei Bremen)**
Auch in unserm Dorf waren Zivilpolen, Fremdarbeiter sagte man damals. Einer saß mit dem Schneider zusammen auf dem Tisch. Ich war

ein kleiner Junge und ärgerte ihn. Da schlug er – wohl mehr aus Spaß – mit einer Jacke nach mir, und da war wohl ein Knopf dran, und damit traf er mich unglücklicherweise am Kopf: ich schrie wie am Spieß und lief nach Hause. Der Schneider verlangte von dem Polen, daß er sich bei mir entschuldigen sollte, und er wollte ihn ins Spritzenhaus befördern lassen. Mein Vater ging mit mir zu dem Polen, und da mußte *ich* mich bei *dem* entschuldigen. Und wenn der Schneider den Polen ins Spritzenhaus sperrte, dann sollte er mich gleich mit einsperren, verlangte er.

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Nachmittags gehe ich mit 20 Mädeln meiner Klasse zum Film «Diesel», der das zähe, schwere Kämpfen des Erfinders für seine Idee zeigt. Besuch von Gerhart Hauser, dieser sieht gut aus, ist bei den Nebelwerfern und kommt bald nach der Ostfront.
Agnes hat große Wäsche.
WB.: Im Raum von Stalingrad verteidigten sich die deutschen Truppen in erbitterten Kämpfen gegen andauernde schwere Angriffe des Feindes. 75 Sowjetpanzer vernichtet, davon 35 bei Stalingrad.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Nowotscherkassk**
Strahlender Tag – 28 °C Kälte. Einsatzbereitschaft schwer behindert. Russe greift von S.O. Bessergenewskaja an. Stärke 1–2 Komp. mit MG. u. Granatwerfern.
Versorgung mit allen einsatzbereiten He 111, FW 200 u. He 177 seit frühem Morgen im Gang. Anlaßschwierigkeit bei He 177. Pitomnik noch anfliegbar. Front noch nicht so weit, wie gestern beabsichtigt, zurückgenommen.
Bespreche mit Gen. Oberst v. Ri. Notwendigkeit der Zusammenfassung des Stabes in Makejewka – auf Grund Gefährdung Nowo. Vernunftmäßig richtig, aber man müsse psychologisch für den Augenblick denken u. handeln. Zu überlegen, ob v.H. wieder nach Nowo käme, um mich beweglicher zu machen u. uns hier zu entlasten. Ich glaube, daß v.H. hinten bleiben muß, damit nicht ein ähnliches Stadium eintritt, wie nach dem 24. 12. Nun man weiß nie, wie man hier im gegebenen Fall wegkommt, wie lange man nach hinten unterwegs ist.
9.45 Uhr Befehl von der Flotte Oberst v. R.: Balsk ist planmäßig bis morgen 16. 1. zu räumen; Verlegung der einsatzbereiten Ju 52 nach Swerewo, von dort Weiterführung der Versorgung. Bitte an v. R., den Befehl von Flotte fernmündlich an S. zu übermitteln – Russe soll an zwei Stellen gegen Brückenkopf Proletarskaja durchgebrochen sein. – Ab-

sicht Heeresgruppe B, Front auf Donesz zurückzunehmen unter Belassung von Brückenköpfen Kamensk u. Woroschilowgrad.
Oberst Mortzik Lufttransportführer Swerewo ab 16. 1. Zusammenfassung aller Ju 52-Verbände zur Auswertung seiner Erfahrungen vom letzten Winter. Es handelt sich jetzt um die letzte Kameradschaftspflicht gegenüber den Männern im Kessel, das letzte nur Mögliche ohne Rücksicht auf Personen herauszuholen, daß wir sie erhalten können, schaffen wir nicht. Wir wollen ihnen nur noch das Höchst-Mögliche bringen, was sich irgend erreichen läßt.
Es drängt sich mir jetzt oft der Vergleich der 6. Armee mit einem an der Wirbelsäule Verletzten auf, der bei lebendigem Leibe allmählich zu Grunde geht.
Gen. Pickert fliegt heute wieder in die Festung, um Gumrak für Versorgungsbetrieb zu organisieren. Mit welchen Gefühlen? Festung mittlere Zurücknahme Westfront, Pitomnik bis 16. 1. anfliegbar.
16. I.D. operiert tief zwischen Sal u. Manytsch, hat Sporny genommen u. will von dort den uns gegenüberstehenden Russen in den Rücken stoßen.

Dohna-Schlobitten, Alexander Fürst zu *1899 **(Stalingrad)**

Die Westseite des Kessels befand sich seit dem 12. Januar in ständigem Zurückweichen. Auch unser Stab mußte zurückverlegt werden. Während der sehr kalten Nacht vom 12. zum 13. setzen wir uns unbemerkt nach einem Ort ab, der 10 Kilometer westlich von Stalingrad liegt. Hier fanden wir in einem Tal eine Reihe wohlausgebauter, aber verlassener Unterstände vor. Auf diesem Rückzug kamen wir an unserem bisherigen Flugplatz Pitomnik vorbei, der jetzt ebenfalls mitsamt den dort stehenden Maschinen aufgegeben werden mußte. Neben dem Bahnhof Gumrak wurde ein neuer Behelfsflugplatz eingerichtet, der aber schon am 15. Januar unter Beschuß der russischen Artillerie geriet.
Am 9. Januar hatte uns unser bisheriger Chef des Stabes, Oberst Thunert, verlassen; sein Nachfolger, Oberstleutnant i.G. Müller, war wenige Tage zuvor mit dem Flugzeug eingetroffen. Zwischen Thunert und Müller spielte sich eine in ihrer Art einzigartige Auseinandersetzung ab: Beide wollten aus Pflichttreue und Kameradschaftlichkeit auf dem verlorenen Posten bleiben. General Hube, der diesen Streit nicht selbst entscheiden wollte, legte die Frage Generaloberst Paulus vor. Oberstleutnant Müller blieb, Oberst Thunert nahm, mit Tränen in den Augen, von jedem einzelnen seines Stabes Abschied. Ich gab ihm einen Brief an meine Frau mit, in dem ich auch einige Mitteilungen über den

wahren Grund des Zusammenbruchs machte. Bei der Ankunft von Oberst Thunert im OKH wurde ihm dieses Schreiben zwecks Zensur abgenommen. Ich brachte Oberst Thunert zum Flugplatz und nahm von ihm, wie ich überzeugt war, Abschied fürs Leben; daß ich jemals wieder in die Heimat zurückkehren würde, konnte ich mir nicht vorstellen.
Das, was alle Weitsichtigen schon längst vorausgesehen hatten, trat ein. Nachdem die uns unterstellten Divisionen mit letzter Kraft unter persönlichem Einsatz aller Offiziere und insbesondere des Kommandeurs der 29. I.D. (mot.) dem russischen Ansturm standgehalten hatten, brach die Front schließlich zusammen. Die meisten Soldaten waren so entkräftet, daß sie einfach liegenblieben und erfroren oder gefangengenommen wurden. Wenige schleppten sich noch mit ihrer letzten Kraft ohne Waffen, die sie zu tragen nicht mehr imstande waren, in den immer enger werdenden Kessel hinein. In aller Eile wurde aus den letzten Reserven eine neue Front bei Gontschara, etwa 15 Kilometer nordwestlich von Stalingrad, aufgebaut, die vorher schon festgelegt, aber nur zum geringsten Teil mit Unterständen versehen war.
Am 15. Januar befahl mir General Hube, ihn auf einer Fahrt zur Front zu begleiten. Es war der erschütterndste Eindruck, den ich in meinem Leben gehabt habe. Schon auf dem kurzen Anfahrtsweg bis zur vordersten Linie strömte uns ein unaufhörlicher Zug von zurückgehenden Soldaten entgegen. Ohne Waffen, oft ohne Schuhe, die Füße in Lumpen gehüllt, mit eisverkrusteten, ausgemergelten Gesichtern, vielfach verwundet, schleppten sie sich in den Kessel. Am Rande der Straße lagen Tote und Sterbende. Ich sah Leute, die auf ihren Knien weiterrutschten, weil ihre Füße abgefroren waren. Keine Ärzte, keine Sanitäter, keine Medikamente mehr. Die drei dem Korps unterstellten Divisionen verfügten noch über ein Geschütz und fünf Panzer. Während General Hube mit einigen Offizieren sprach, hatte ich den Auftrag, einen nach hinten fahrenden Panzer anzuhalten und mich nach seinem Auftrag zu erkundigen. Gerade als ich neben dem Panzer stand, warf eines von den ständig in der Luft kreisenden Flugzeugen aus wenigen hundert Metern Höhe – aus Munitionsmangel wurde nicht mehr auf sie geschossen – eine Bombe gezielt auf den Panzer. Zum Glück fiel sie auf die andere Seite des Panzers, so daß ich unverletzt blieb. An der Front selbst, die erst in der Nacht bis zu diesem Punkt zurückverlegt worden war, befanden sich vollständig entkräftete deutsche Verbände, die Lücken klafften weit. Die Russen waren zum Glück noch nicht nachgestoßen.

Unbekannter Soldat **Stalingrad**

Mein Liebe Monika u. Norbert!
Liebe Mama ich kann Dir blos schreiben wie es uns geht das ist schlimm, wir sind seit dem 21. Nov. eingeschlossen hinter an großen Donbogen haben die Russen zu gemacht u. wir werden mit den Flugzeugen verpflegt.
Liebe Mama ich weis überhaupt nicht mehr was ich schreiben soll Pferde haben wir keine mehr sind alle geschlachtet wurden zum Essen für uns Brot u. alles ist nicht mehr die Hälfte zu Rauchen par Zigaretten aber trotzdem lb. Frau ich halte es noch aus ich bin noch der einzige wie hinten ist von allen Fahrer, hoffentlich muß ich nicht vor. Liebe Mama brauchst aber keine angst zu haben der Kessel ist groß da sind midistens 200000 Mann darin u. da wird schon alles gemacht daß wieder alles in Ordnung geht. Sage aber nichts den anderen Leuten davon Du weist ja wie sie sind. Ich fühle mich immer noch so, daß mir nichts passiert unser Herrgott wird mir schon helfen u. dann geht alles wieder. Es grüßt u. küßt Euch tausendmal Euer lb. unvergesslicher Papa
Auf ein frohes Wiedersehn.

Soldat Robert **Rußland**

Liebe Kleine Henni!
Zu erst ein heisen Kuß von dein Robert
Mein letzten Brief wirst Du ja wohl bekommen haben. Binn heute mal wieder aus der stellung zurück bein Troß. Das heist nur 2 km. hinder die frond. aber es ist immer besser wie forne. Wie lange ich hir bleiben darf, weis ich nicht. es kann fieleicht muß ich schon morgen wieder nach forn. jedenfalls bin ich froh wenn ich dir schon mal wieder schreiben kann.
Nun Goldi wie geht es dir u. mein Kint noch? nun ich kann mir ja forstellen wie es dir geht, aber wenn ich mal wiederkomme dann so es dir und mein Kint besser gehen. wäre nur schon der tag da wo ich bei euch kann sein, dann will ich hir gerne das ganze elend fehrgessen.
Liebe Henni! gehe Du doch bitte bei mein Bruder Lolie, und sage im das er alles tuhen sol das ich hir endlassen wärde, denn hir warte ich noch 5 jahren auf mein enscheit wenn mir forher nicht schon was bassiert ist. und am enden gibt es doch nichts mit unsre heirat. da ist es schon besser wenn ich wennigsten so da binn ja liebe Henni ich glaube daß du nie ein mal ein grund hast, an meine liebe zu dir, zu zweifeln, denn das ich hir traußen bin das weist du ja das ich das nur deinetwegen gedan habe.
ich habe denn tot nicht geschäut um mir meine frau zu erkämpfen, aber

leider sehen das unseren lieben mitmänschen nicht ein, das es sowas auch noch gibt. Nun liebe Kleine Henni! will ich auch schließen. ich küsse u. grüße Dich so wie mein Kint dein immer Dich liebente Robert

Soldat Schorsch **vor Stalingrad**

Meine lb. gute Betti!
Ich bin seit 3 Tagen krank und hatte mir Angina (vereiterte Mandeln) zugezogen. Hatte bis 40 Grad Fieber und kannst Dir natürlich vorstellen wie das mich fertig gemacht hat, nachdem uns der Hunger schon in die Knie zu zwingen droht. Am Hals lb. Betti weißt Du ja, hatte ich schon immer eine sehr empfindliche Stelle und noch dazu hier in diesem «Höllenklima». Der Körper verliert auch allmählich seine Widerstandskraft, denn ohne Fett, ohne richtiges Essen geht das auf die Dauer nicht. Nun dauert es schon 8 Wochen und immer ist unsre Lage und unser trauriges Schicksal noch unverändert. Noch nie in meinem Leben hat mich das Schicksal so schwer bestraft und noch nie hat uns der Hunger so gequält als jetzt. Jetzt zeigt uns der Krieg seine ernste Seite, aber nun heißt es immer fester den Stahlhelm zu schnallen, denn nur so gibt es eine Erlösung. Wenn auch schon viele aus unsren Reihen geschieden sind und wer wird wohl morgen und vielleicht übermorgen an der Reihe sein? Aber nun muß ich diese verdammten Gedanken die uns immer so quälen fallen lassen, mein Thema war allerdings anders vorgesehen, aber Du mußt verzeihen meine lb. Betti, daß ich in die Wirklichkeit zurückgefallen bin. Es wird jedem so ergehen hier. Und warum sollen wir auch nicht offen und ehrlich zu einander sein, wie es doch immer war und ich glaub auch meine gute Betti, es ist Dir so lieb, als wenn ich Dich darüber hinwegtäuschen würde. Das könnte ich auch niemals. Es ist ja eigentlich verboten etwas offen!! zu schreiben, nun wenn wirklich, dann sollen sie dieses Brieflein vernichten. Nichts Wichtiges habe ich damit nicht verraten und vielleicht kommt es doch zu Dir. Vernichte aber diese Zeilen oder behalt es nur bei Dir allein, tu mir bitte diesen einen Gefallen ja. Du würdest mich nicht mehr erkennen lb. Betti so furchtbar mitgenommen sind wir, das ist ein schreckliches Wort Krieg. Wenn sich doch bald ein Licht der Erlösung am Horizont zeigen würde, denn sonst, werden wir Rußland nie mehr verlassen. Aber ich hab nur noch eine Herzensbitte an Dich meine lb. Betti, sollte es das Schicksal anders wollen, so sei nicht traurig und sei stolz, denn wir haben es für Dich, für Euch Alle und unsre geliebte schöne Heimat getan.
Verfolgst Du auch eifrig unser Schicksal am Radio? Heute Nacht müssen wir wieder unsre Stellungen bauen, allerdings bei 20 Grad Kälte

macht es wenig Spaß. Die Finger erfrieren wir uns ja sowieso Alle. Jedenfalls dieses Rußland hat in unsrer Gesundheit unser Leben genau bemessen und ist jeder fertig, soweit er noch mal heimkommt.
Und nun für heute Schluß, denn es ist schon arg spät geworden, denn unser Leutnant hat bis jetzt erzählt. Bin auch sehr matt und etwas zittrig in den Händen noch, denn das Fieber hat mich stark hergenommen. Meine miserable Schrift wirst Du hoffentlich deshalb entschudigen.
Dein Schorsch.

Armee-Oberkommando 6 **Stalingrad**
Funkspruch, *geh. Kdos.*
Feind mit starker Inf. und Panzern im Vorgehen über Linie 123,6 (ostw. Bhf. Bassargino) – 115,9 – 100,7 – 86,7 nach Osten und Nordwesten. Reste der 29., 3. mot., 376. und 297. Inf.Div. gehen auf endgültige Stellung an Bahnlinie bei und nordwestl. Woroponowo zurück. Röm. 8. A.K. wird in kommender Nacht in Zwischenstellung Mal Rossoschka – Pitomnik zurückgenommen (heute nicht angegriffen). Nordostfront. (16. Ps.Div.) gegen stärkere Angriffe im wesentlichen gehalten, am linken Flügel ein Einbruch.
Inf. hatte heute bei röm. 14. und röm. 4. A.K. zum Teil 75% Ausfälle. An blutigen Verlusten und Erfrierungen (nachts hat 35 Grad Kälte). Widerstandskraft der unterernährten und erschöpften Truppe nur noch ganz gering. Erhebliche Verluste an Waffen und Material. Betriebsstoff nicht mehr vorhanden. Munition nur noch lückenhaft bei einigen Truppenteilen. Ob sogenannte Endstellung längere Zeit halten kann, ist zweifelhaft. Major von Zitzewitz

Soldat Herbert **Stalingrad**
Liebe Eltern!
Das Päckchen, welches Ihr mit 25 guten Zigaretten und einem Feuerzeug abgesandt habt, habe ich auch noch nicht erhalten. So etwas kann einem aber auch ärgern wenn man pro Tag nur 3 Zigaretten bekommt und die von zu Hause liegen irgendwo herum oder sind vielleicht von irgendwem schon längst geraucht worden. Wenn man nach Russland Päckchen schickt, weiß man aber auch nie, ob man dieselben alle bekommt. Da wird nun zu Hause aufgespart um dem Landser eine Freude zu bereiten und dann erhält man die Päckchen noch nicht einmal, daß ist zum Verrecken, man darf garnicht daran denken. So verhaßt wie in den letzten 10 Wochen war mir das Rußland noch nicht gewesen. Wenn man schon keine Weihnachtspäckchen erhalten kann,

weil alles mit der Ju herangebracht werden muß, so sollte man uns doch wenigstens die Briefpost zustellen, damit man etwas von zu Hause hört. Teilt mir bitte mit, wieviel Weihnachtspäckchen Ihr an mich gesandt habt und was alles darin war, damit ich feststellen kann, ob auch Alles in meinen Besitz kommt, denn in Rußland ist mit Allem zu rechnen. Ich bin nur gespannt, wann wir wieder einmal volle Verpflegung bekommen, wir hungern hier, daß ist kaum noch zu überbieten und daß geht nun schon seit Wochen und scheint auch noch Wochen zu dauern. Uns guckt das Hungergespenst schon aus den Augen und da ist lt. Zeitungsschreiberei für diesen Winter für Alles gesorgt. In anderen Frontabschnitten ist es auch, oder mag es auch so sein, aber dafür ist es hier um Stalingrad herum umso schlechter. Ich muß aber auch immer dort mit sein, wo es am schlechtesten ist und anderen geht es immer annehmbarer. Da mag oder muß doch der Teufel dahinterstecken. Ich werde froh sein, wenn ich das dreimalverfluchte rußland nicht mehr sehe, denn da wird mit der Zeit ein Jeder fertig gemacht.
Wenn auch nicht sofort, aber so doch in den späteren Jahren werden sich so allerhand Leiden einfinden. Ich, sowie fast alle Kameraden, haben nur den einen Wunsch, heraus aus diesem Paradies der Arbeiter und nichts mehr davon hören und sehen. Wir haben alle nur den einen Wunsch, Ruhe und Frieden und genug zu essen zu haben, dann können uns alle am Arsche lecken. Aber wie lange wird man wohl noch darauf warten und darum kämpfen müssen. 1943 wird uns zwar einen Schritt näher zum Sieg bringen und ob 1944 den Frieden bringt ist noch Jedem unbekannt. Ja, was lange dauert geht nicht mehr schön und dann vor Allem hier bei diesen kalten Wintern mit seinen Schneestürmen. Da doch lieber in der Heimat 12 oder mehr Stunden arbeiten, da kann man sich noch sattessen und hat eine warme Stube. Hoffentlich höre ich bald etwas von Euch und hoffentlich brauchen wir nicht mehr allzulange zu hungern.
Es grüßt Euch, sowie Irma und Klein Helmuth, Herbert

Soldat Hermann **Stalingrad**
Liebe Eltern!
Der Russe macht schwer Propaganda mit Flugblättern und fordert uns jeden Tag aufs neue auf uns zu ergeben, da unsere Lage aussichtslos sei. Aber so ganz ohne Hoffnung sind wir ja doch nicht, obwohl wir einsehen das wir [...] wir überhaupt kein Fleisch zu essen. Jetzt haben wir noch zwei Pferde und dann ist endgültig Schluß damit. Wir haben uns schon selbst Lunge gekocht nur um etwas im Magen zu haben. Ich esse

nur noch einmal am Tag und zwar Mittags. Wenn ich mein Wassersüppchen gelöffelt habe wird gleich das Stückchen Brot mit Wurst oder Butter hinterher gegessen, dann warte ich wieder sehnsüchtig auf den nächsten Mittag. Ich möchte blos wissen, was wir verbrochen haben, das wir dieses ganze Elend so grausam durchkosten müssen. Ihr werdet jetzt sicher schon geschlachtet haben, und wenn ich mir vorstelle davon jetzt etwas essen zu können, könnte ich verrückt werden. Ich male mir so oft in Gedanken ein gutes Essen vor, aber dann bekommt man blos noch mehr Kohldampf. Liebe Eltern ich könnte Euch ja alles verschweigen und schreiben es geht mir gut, aber Ihr sollt immer wissen wie es tatsächlich ist. Für heute will ich nun schließen, und mich schlafen legen.
Gute Nacht liebe Eltern und viele herzliche Grüße
von euerm Hermann

Reichspressestelle **Berlin**
Die Frage der Blutersatzmittel ist in der allgemeinen Presse nicht zu erörtern. Wortprägungen wie «Ungarndeutsche», «Rumäniendeutsche» usw. sind unklar, es muß statt dessen «Volksdeutsche in Ungarn» usw. heißen.

Schade-Bartkowiak, Elfriede *1918 **bei Stalingrad**
Wieder rollen die Sankras. Diesmal bringen sie 1200 Mann aus dem Kaukasus von der 1. Armee.
Die Soldaten erzählen Schreckliches vom Rückzug. Von aufgeriebenen Truppenteilen, von Kompanien, die bis zum letzten Mann gegen eine ungeheure Übermacht kämpfen. Gegen modernstes Material aus Amerika und das unermeßliche Menschenreservoir aus Rußland. Viele von den Verwundeten können nicht zurückgebracht werden und bleiben hilflos im Schnee liegen.
Einige, die aus einem italienischen Feldlazarett kommen, erzählen Schauermärchen von den dortigen Zuständen. Vor allem, daß für den einfachen Soldaten fast nichts, für die Offiziere aber alles getan werde.
Viele Soldaten machen die Italiener für den Durchbruch der Russen im Süden verantwortlich. Ich habe mir angewöhnt, die Italiener möglichst abgesondert zu legen, um Reibereien zu vermeiden.
Die russischen Freiwilligen sind durchweg stille, in sich gekehrte, beinahe stoische Männer, bescheiden und dankbar für jede Handreichung.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**
Meine liebe L., bei dem aufklarenden Wetter ist es nun wieder kälter geworden: –20 Grad. Nach langer Zeit haben sich einmal wieder Feindflieger sehen lassen. Du hast gewiß in den Berichten gelesen, daß unser Ritterkreuzfliegerhauptmann an der Neva weitere 7 Flugzeuge abgeschossen hat.
Bo ließ noch etwas Butter hier, die ich eingeschmolzen habe und morgen als Päckchen abschicke. St. kam zurück. Wir haben gut zu Abend gespeist und hinterher 1 Fl Sekt zusammen getrunken, eine restliche von Weihnachten.
Für die Ankündigung eines Wanzenvertilgungsmittels bin ich schon dankbar. Die Ratten sind inzwischen vergiftet und verschwunden. Ist nun der Vogelteller aufgebaut? Du schreibst nichts davon.

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**
Elle, meine Elle! Wir brechen heute auf, zunächst zu Fuß, was weiter weiß natürlich niemand. Ich bin eben zu meiner Kompanie zurückgegangen, bei der ich jetzt als Melder eingesetzt werde; der Himmel löste sich, nachdem er den Tag über bedeckt war, in ein selten schönes Perlmutter auf.
Ich werde jetzt wohl selten zum Schreiben kommen – vielleicht wirst Du auch lange nichts von mir hören – wer weiß, ob man schreiben kann, solange wir unterwegs sind – wer weiß wo wir werden helfen müssen. Elle, in solchen Augenblicken weiß ich, wie ich Dich liebe, wie wir untrennbar sind, über alle Räume und alle Zeit hinweg…

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rylsk/Ukraine**
Den Schulungskurs in Kiew mache ich nicht mit, ich muß meinen Termin verlegen lassen. In ziemlich heftigen Kämpfen um den Nordkreis sind etliche 70 Tote zu verzeichnen, darunter der stellvertr. Krlw. [Kreislandwirt] Bott, jünger und unverheiratet – ja und Seidel ist vermißt. Ich hoffe, man hat ihn nicht gequält. Ich habe gleich im Auto den Krlwirt. Grube holen lassen, mit dem ich heute rauffahren werde und der den Laden erstmal weiter führen wird. Wir müssen mit Schlitten fahren, wollen die 60 km in 6 Std. schaffen. – Gestern haben wir vom Abendbrot an ein wütendes Saufen angefangen, die Feier war eigentlich sehr würdig, und ich verstehe, daß der Russe bei solchen Gelegenheiten sich abscheulich betrinkt, Lieder singt und Reden zu Ehren der Toten hält. Um 3 Uhr früh waren die Gläser, die F. besorgt hatte, zerschlagen. Schick mir welche! Von einem Zuckermann aus Kiew hörte ich, daß

Mirko voll im Amte ist. Ich will ihn besuchen, sobald ich zur Schulung fahre. Vielleicht kann er übrigens meine Lehrerin Isa aufnehmen, die einzig und alleine danach strebt, Medizin zu studieren, was in Kiew schon möglich sein soll. Mirko ist nach wie vor oberster Mann des russischen Apparates, vielmehr des ukrainischen. Ich denke daran, meinen Männern je 1 kleinen silbernen Schnapsbecher zu schenken und zwar den Kreislandwirten, dem Gebietsstab mit «1941–1943 Rylsk». Der alte Stamm wären etwa 12, besser 14. Wenn was zu tauschen wäre, täte ich dies gern. Die Krlw. sind nicht alle 41–43. Wenn sowas zustande kommt, müßte die Einzelheit der Gravierung besprochen werden. Ich bin jetzt, früh um 7 Uhr, noch etwas, gelinde gesagt, verkatert. Deshalb schreibe ich entsetzlich schlecht. Will Dir auch nur vor der Abreise paar Zeilen schreiben. Die Affaire Seidel hat mich ziemlich mitgenommen. Man konnte so garnichts tun.
Sehr schöne Grüße, einen besonderen Gruß und dicken Kuß an Jannchen. Getreulich Klaus

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Düsseldorf**

Ein herzlicher Gruß soll Dich heute erreichen. Wir sind alle guter Dinge. Die große Wäsche habe ich hinter mir. Ich bin dabei noch mal unsere ganze Wohnung aufzunehmen, d. h. Inventar zu machen. Einen Teil der Wäsche habe ich jetzt in 2 großen Koffern verpackt.
Sonst geht alles seinen gewohnten Gang. Des Morgens lauere ich schon auf den Postboten. Wann kommt ein herziger Gruß von Dir? Unsere Mädchen gehen wieder zum Kindergarten. Dort gab es heute einen besonderen Genuß. Ein richtiger Film wurde ihnen gezeigt. Da gab es so viel zu erzählen. Deine Hilde, Annemie u. Hildchen

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**

Liebes Fräulein Margot!
Als genaue Antwort auf Ihre Frage, wovon ich träume, kann ich Ihnen das Lied: «Ich möchte jede Nacht von Ihnen träumen» nennen. Damit ist ein offensichtlicher Wunsch geäußert. Aber wenn es nur beim Träumen bleibt, ist ja wohl nichts zu befürchten.
Da gerade die Ouvertüre zu Heubergers «Opernball» erklingt, werden die in Liedern angedeuteten Wünsche schon gefährlich.
Was würden Sie mir zum Beispiel antworten, wenn ich die Aufforderung, mit mir ins Chambre separé zu kommen, an Sie richtete? Sie würden wahrscheinlich auf die frechen Berliner schimpfen. Dabei ist die Geschichte doch in Wien passiert.

Kennen Sie Wien? Ich habe dort an einem Nachmittag im Tiroler Garten gesessen. Dies ist ein Konzert-Garten beim Park von Schönbrunn. Es war herrliches Wetter; an Krieg dachten die harmlosesten Gemüter damals noch nicht.
Die Leute verstehen dort zu leben. Nur eines haben sie nicht, die Wohnkultur. Man geht lieber ins Café-Haus zum Nachmittags- oder sonstigem Tageszeitkonzert.
Da habe ich in Finnland doch mehr gestaunt. Hier hat man nicht nur Wohnkultur, es ist schon ein Wohnkult. Allerdings haben die Leute auch genug Platz und Holz zum Bauen. Es lebt sich herrlich in solchen Räumen. Ich hatte Gelegenheit, in finnische Familien verschiedener sozialer Schichten zu kommen und kann mir da ein Urteil erlauben. Der soziale Unterschied ist hier wohl noch recht erheblich. Die gebildete Schicht ist wohl meist schwedisch orientiert, wenigstens sprechen diese Leute überwiegend schwedisch, sind indes ihrer Gesinnung nach als Träger des nationalen Gedankens in Finnland anzusehen. Viele haben ihre Namen finnisiert. Die breite Masse nimmt sich eigentlich mehr Deutschland zum Vorbild, wie überhaupt der Deutsche hier im Lande sehr angesehen ist, bis auf die Ausnahme, die durch das überaus starke zahlenmäßige Auftreten von Landsern in einigen Gegenden zurückzuführen ist. Hier kann es auch nicht ausbleiben, daß sich fragwürdige Elemente bemerkbar machen, die unserem Ansehen schaden, ohne daß es immer verhindert werden kann.
Dem kleinen Volk der Finnen fällt natürlich eine nach unseren Begriffen zahlenmäßig geringe Schicht von Außenseitern ganz anders auf.

Bargen, Werner von 1898–1975 **Brüssel**

An den Staatssekretär des Auswärtigen Amts Freiherr von Weizsäcker
Geheim
Hochverehrter Herr Staatssekretär!
Der belgische Rexistenführer Léon Degrelle ist gegenwärtig mit einer größeren Anzahl von wallonischen Legionären auf Erholungsurlaub in Brüssel. Er hat vor einigen Tagen bei mir gefrühstückt und mir ausführlich über die Kämpfe der Legion an der Ostfront berichtet, seine Auffassung über die Kriegslage mitgeteilt und schließlich auch seine politischen Pläne entwickelt. Aus der mehrstündigen Unterhaltung darf ich mir erlauben, Ihnen dasjenige mitzuteilen, was ein gewisses Interesse im Rahmen des politischen Gesamtbildes haben könnte.
Zunächst fiel mir auf, daß sich Degrelle in einer gedrückten, fast mißmutigen Stimmung befand, die zu seiner gewohnten heiteren und

zuversichtlichen Art in starkem Gegensatz stand. Sodann überraschte mich, daß er, obwohl mit allen Fasern Politiker, weitgehend die Denkungsart des Frontsoldaten angenommen hat, die er selbst mit folgenden Worten charakterisierte: «Bei uns an der Front denkt kein General, kein Offizier und kein Mann über den Krieg nach, geschweige denn über politische Fragen. Jeder ist nur mit seinen unmittelbaren eigenen Aufgaben beschäftigt, die ihn bis zum Äußersten in Anspruch nehmen. Darüber hinaus glaubt er einfach, daß Adolf Hitler den Krieg gewinnen werde. Das ist alles!» Dementsprechend hat sich Degrelle auch in breitester Weise über militärische Fragen geäußert. Er hat dabei Leid und Freud des Soldatenlebens an der Ostfront in einer Anschaulichkeit geschildert, wie ich es aus deutschem Munde nie gehört habe. Seine Erzählungen, über die ich nicht im einzelnen berichten möchte, schloß er mit einer Betrachtung über die voraussichtliche Dauer des Krieges ab. Mit vollkommenem Ernst sprach er dabei seine Überzeugung aus, daß der Krieg, wenn keine außergewöhnlichen Ereignisse politischer Art einträten, noch 10–15 Jahre dauern würde. Er wiederholte diese Bemerkung mehrere Male mit dem Ausdruck vollster Ehrlichkeit und begründete sie auch im einzelnen. Nach dem Stande der militärischen Machtmittel würden wir im Osten noch 2–3 Jahre brauchen, um eine Stellung zu erobern, die uns gegen russische Überfälle hinreichende Sicherheit böte und soviel Bodenschätze und Land in unsere Hand brächte, daß wir wirtschaftlich keine Schwierigkeiten mehr zu befürchten brauchten. Diese Linie gehe seiner Meinung nach von Leningrad über Stalingrad nach Astrachan, wobei es nicht notwendig sei, daß Moskau in sie eingeschlossen werde. Selbstverständlich müßten aber dann die Kaukasusländer in unserer Hand sein, d. h. die türkisch-iranische Grenze jenseits des Kaukasus erreicht sein. Alsdann werde man sich mit dem zu errichtenden Ostwall gegen etwaige russische Ein- und Überfälle ausreichend schützen können. Als nächste Aufgabe folge die Eroberung Englands, die wiederum etwa 2 Jahre in Anspruch nehmen werde. Danach müßten die Amerikaner in Nordafrika geschlagen und aus dem europäischen Bereich vertrieben werden. Auch hierfür seien zwei Jahre in Ansatz zu bringen. Zwischendurch oder auch anschließend seien Spanien und Portugal in das neue Europa einzubeziehen, die Türkei zu gewinnen oder zu erobern und ganz Kleinasien bis zu den Ölquellen von Mossul und bis zum Suez-Kanal zu besetzen, was weitere Jahre in Anspruch nehmen werde. Sei dieses Programm erfüllt, so bleibe als einziger Gegner Amerika, mit dem sich der Krieg noch 50–100 Jahre hinziehen könne.

Auf meine Bemerkung, das sei ja ein schöner Ausblick, rief er mit düsterem und pathetischem Ernst aus: «Ah oui, c'est une aventure effrayante dans laquelle nous sommes engagés!» Er wiederholte diese Worte mehrere Male und setzte noch hinzu, daß für uns dieser Krieg nie zu Ende gehe. Wir würden Soldaten bleiben bis zum Ende unseres Lebens.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung habe ich Degrelle über die Wandlung in seinen politischen Anschauungen, von der mir aus belgischen Kreisen vorher berichtet worden war, auszuhorchen versucht. Es hat sich dabei ergeben, daß er in der Tat eine ganz neue Linie verfolgt, die mit seiner bisherigen kaum noch etwas zu tun hat. Die Dinge haben sich folgendermaßen entwickelt. Während der letzten Kämpfe im Kaukasus ist die Wallonische Legion zeitweise der neben ihr kämpfenden SS-Division «Wiking» unterstellt gewesen. Hierbei haben sich zunächst enge Beziehungen zu den dort kämpfenden Flamen ergeben – une fraternisation générale, wie Degrelle bemerkte –, dann aber auch zu den Offizieren der Waffen-SS. Aus der Wertschätzung, die die Legion bei letzteren gefunden hat, ist bei dem Kommandeur der Division «Wiking» [Steiner] der Wunsch entstanden, die Legion in die Division «Wiking» zu übernehmen. Auf meine Zwischenbemerkung, in der Waffen-SS kämpften doch nur die Völker germanischen Blutes, beteuerte Degrelle auf das heftigste, daß auch die Wallonen Germanen seien, ja bessere Germanen als die Flamen. (Er selbst könnte als Prototyp eines Romanen gelten.) Er habe anfangs geschwankt, wie er sich diesem Verlangen des Kommandeurs der Division «Wiking» gegenüber verhalten solle, habe aber schließlich seine Zustimmung gegeben. Das OKW werde nunmehr entscheiden müssen; denn sein bisheriger Divisionskommandeur [Rupp] wolle die Legion nicht freigeben.

Die Vorteile, die Degrelle in dem Übergang zur Waffen-SS sieht, sind zunächst materieller Art. Nach seiner Darstellung muß die Waffen-SS, verglichen mit dem Heer, in bezug auf Ausrüstung mit Uniformen, Wintersachen, modernen Waffen, Kraftfahrzeugen, wie auch in der Versorgung mit Lebens- und Genußmitteln (il y avait des stocks de Champagne et de vins de France chez eux) wie ein Plutokrat neben einem Proletarier erscheinen. Diese Bevorzugung hat auf ihn offenbar einen starken Eindruck gemacht. Der Hauptgesichtspunkt für den Übergang zur Waffen-SS scheint mir aber sein Wunsch zu sein, die politische Entwicklung der Nachkriegszeit vorzubereiten. Er hat dies auch selbst ausgesprochen: «Il faut préparer l'après-guerre!» Während noch vor 6 Monaten, wie ich Degrelle in Berlin getroffen habe, die

Nachkriegslösung für ihn ein Flamen und Wallonen umfassendes, rexistisches Belgien als selbstständiger Staat mit seinem Königshause an der Spitze und betreut von der katholischen Kirche war, ist diese ganze Vorstellung von ihm heute über Bord geworfen worden. Er spricht heute von der Reichsidee, dem Anschluß an das Großgermanische Reich, den Erinnerungen an die gemeinsame Vergangenheit und ist bereit, sich dem Reiche irgendwie anzuschließen. Den König [Léopold III.] hat er offenbar gänzlich abgeschrieben. Während er vor 6 Monaten mir noch seine königstreue Gesinnung beteuerte, hat er den König heute überhaupt nicht mehr erwähnt. In seinem engsten Bekanntenkreise erzählt man sich sogar, daß er geäußert habe: «Le roi n'est plus qu'une vignette de timbre-poste!» Auch die belgische Idee scheint in seiner Vorstellungswelt stark verblaßt zu sein. Er sieht die Möglichkeit einer Aufteilung Belgiens, die zu einer Vereinigung Flanderns mit den Niederlanden in einem Reichsgau führen würde, heute ohne Schrecken und denkt daran, die «germanischen Elemente französischer Zunge», d. h. also die Wallonei und weite Teile Nordfrankreichs, in einem weiteren Reichsgau zusammenzufassen. Auch die katholische Kirche, der er bis vor kurzem treu ergeben war, bedeutet ihm anscheinend nicht mehr viel; jedenfalls hat er sich mir gegenüber sehr kritisch über den Kardinal-Erzbischof [Roey] wie die gesamte Geistlichkeit ausgelassen. Mit anderen Worten, Degrelle ist auf dem besten Wege, ein richtiger SS-Mann zu werden. [...]

Darf ich gehorsamst bitten, das Vorstehende als persönliche Information anzusehen? Einen amtlichen Bericht würde ich anders fassen müssen; ich darf mir aber vorbehalten, nach Abschluß der Verhandlungen Degrelles einen solchen noch einzureichen.

Mit gehorsamsten Empfehlungen bin ich, hochverehrter Herr Staatssekretär, Ihr Ihnen aufrichtig ergebener W. v. Bargen

Tremayne, Julia *1903 **Kanalinsel Sark**

Das Wetter ist schön. Die deutschen Truppen werden diese Woche ausgetauscht, und es kommen mehr. Zu schlimm!

Letzte Nacht wurden wir vom heftigen Feuer der Flakgeschütze geweckt. Am Himmel unsere Flugzeuge, wahrscheinlich bei der Beobachtung des Truppenabzuges. Die ganze Nacht ein Höllenlärm. Heute morgen ist alles ruhig und friedlich. Es hat keinen Sinn zu fragen, was in der Nacht passiert ist. Jedesmal wenn wir fragen, wird uns gesagt, das ist nur Übung. Aber die Buchten waren voll von Wrackteilen, und das Geröll erzählt seine eigene Geschichte.

Immer wenn eine neue Kompanie ankommt, scheint sie die Arbeit der vorhergegangenen rückgängig zu machen. Der Stollen, den sie gemacht haben, wird ganz abgerissen und in Einzelteile zerlegt. Das Holz und die Träger werden gebraucht.

Einer aus der neuen Kompanie, die diese Woche ankam, klopfte an die Hintertür und fragte nach einem Glas Milch. Der arme Teufel sah erfroren und hungrig aus. Er war kein Deutscher, entweder ein Pole oder Österreicher. Er hatte es satt, und das sah man ihm an. Alle Gesichter dieser Truppe sehen schwermütig und unfroh aus. Falls sie Briefe von zu Hause bekommen, sind diese wahrscheinlich zum größten Teil zensiert, denn sonst wüßten sie, wie es um ihr Land steht.

Bene, Otto 1884–1973

An das Auswärtige Amt **Den Haag**

Betr.: Lage in den besetzten niederländischen Gebieten

Im Mai erfolgte die Gründung der Niederländischen Ostkompagnie, der die Planung und Lenkung des Einsatzes der niederländischen Wirtschaft in den neuen Ostgebieten obliegt. Das anfängliche Mißtrauen der niederländischen Wirtschaftskreise hat sich gelegt, das Interesse ist reger geworden, man erwägt die Möglichkeiten, die sich im Osten ergeben können. Auch in den Kreisen der niederländischen Kolonialgesellschaften zeigt man sich interessiert. Verschiedene Studienreisen nach den ehemaligen Randstaaten und in die Ukraine wurden unternommen, um zu erforschen, wie und wo die niederländischen Kenntnisse, Fähigkeiten eingesetzt werden können. Diese Reisen haben sich sicher gut ausgewirkt. Einige 100 niederländische Handwerker und Bauern sind bereits im Osten eingesetzt. Für die einzusetzenden Bauern wurden im Osten Schulungsgüter eingerichtet. Man verspricht sich hier viel von der Arbeit der N.O.C., zumal von der durch sie erfolgenden planmäßigen Lenkung. [...]

Die allgemeine Stimmung im niederländischen Volke ist auch heute noch ablehnend gegen Deutschland und das neue Europa und vor allem gegen die NSB. Man möchte am liebsten natürlich alles wieder so haben wir früher und ganz unabhängig sein; wenn man zum Teil auch einsieht, daß etwas Neues kommen muß, so möchte man eine Entscheidung erst treffen, wenn der Ausgang des Krieges entschieden ist. Bis dahin möchte man möglichst alles beim Alten belassen sehen. In Kreisen der Wirtschaft beschäftigt man sich schon mehr mit dem Gedanken an eine Umstellung auf Deutschland und den Ostraum, aber auch hier mahlen die Mühlen dem niederländischen Temperament entsprechend langsam.

Die Zahl der in der niederländischen Legion, bei der Waffen-SS, bei dem NSKK kämpfenden bzw. eingesetzten Niederländer ist mit ca. 12–13 000 Mann anzugeben. Das Urteil über die Bewährung dieser Männer lautet günstig. [...]
Zum Schluß müssen noch zwei Maßnahmen erwähnt werden, die die Niederländer sehr beschäftigt haben und auch noch beschäftigen, und zwar die Lösung der Judenfrage durch Abtransport der Juden in die Ostgebiete und die Räumung der Küstenbezirke.
Bisher sind ca. 60 000 Juden abtransportiert und der Rest von ca. 70 000 soll bis April/Mai abtransportiert werden. Die Juden hatten zunächst das Mitleid auf ihrer Seite, und der Klerus meinte auch hier hetzen zu müssen. Inzwischen hat das Volk sich aber an den Abtransport der Juden gewöhnt, und im Grunde genommen ist man auch froh, die Juden loszuwerden. Die Juden waren zwar in den Niederlanden nie so stark in Erscheinung getreten wie in Deutschland, und deshalb kann man auch nicht das gleiche Verständnis erwarten. Durch die Einführung des Judensternes wurde den Niederländern aber deutlich, wie viele Juden unter ihnen lebten und wer überraschenderweise auf einmal Jude war. [...]
Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß auch im Jahre 1943 in den Niederlanden keine besonderen Ereignisse oder Schwierigkeiten von innen her eintreten werden. gez. Bene

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Ostfriesische Inseln**

Auf einer Versuchsfahrt ist der Gemeindedampfer «Harle» ohne Fracht von Carolinensiel gekommen. Weil der Wind auf Südwest gedreht ist, ist das Wasser im Watt so hoch aufgelaufen.
14.18 Uhr, Sicht 9 km, geschlossene Bewölkung. – Norderney meldet eine feindliche Maschine mit Ostkurs. 14.20 Uhr Alarm! – Zwischen 14.37 und 14.40 Uhr wird ein aus NW anfliegender «Wellington»-Bomber aus der Harle-Batterie mit zwei 3,7 cm- und einer 2 cm-, aus der F.A.K.-Batterie mit einer 3,7 cm- und einer 2 cm-Vierling, von Hotel Monopol mit einer 2 cm, von Neudeich mit einer 3,7 cm und einer 2 cm und den beiden schweren Batterien «Neudeich» und «Saline» beschossen. Die Maschine dreht sofort ab und wirft ihre Bomben nördlich der Insel ins Wasser. Wahrscheinlich galt der Angriff der Stellung «WAL». – Durch die Richtungsschüsse der leichten Flak wurde der Feuerüberfall zu früh ausgelöst; die «Wellington» zog darauf sofort in die tiefhängenden Wolken. – Die über der Insel kreisenden eigenen Jäger kamen aus den gleichen Gründen nicht zum Schuß.

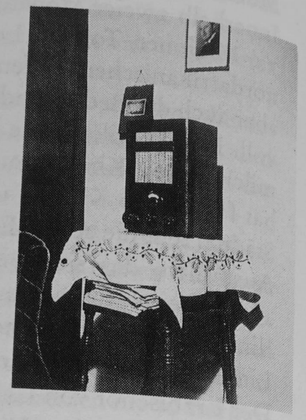
Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

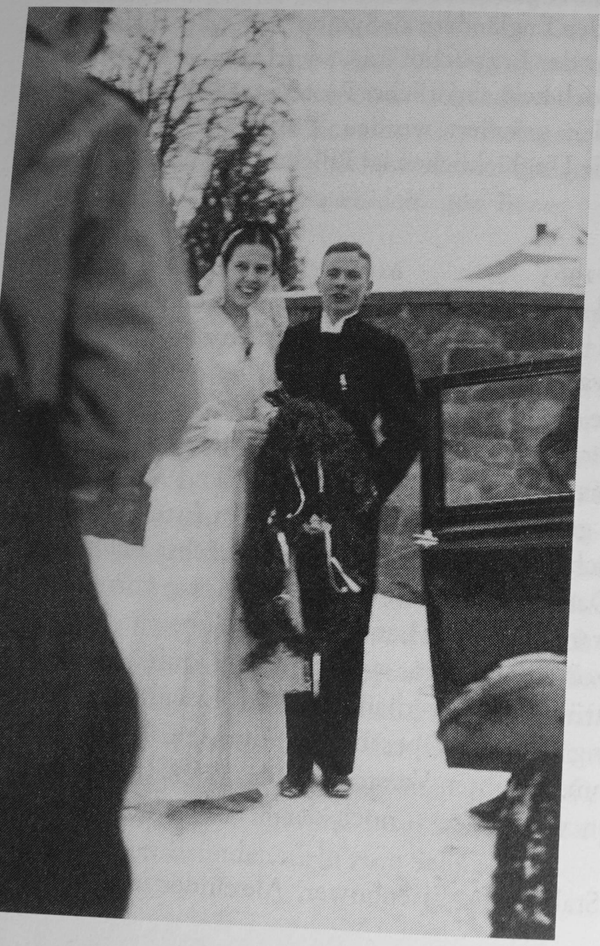
Innerhalb zweier Monate haben die Verbündeten 971 Schiffe mit über 7½ Millionen Tonnen Lebensmitteln, Ausrüstungen, Brennstoff nach nordafrikanischen Häfen geführt, mehr wird folgen. Diese Leistung, aber auch der Bedarf und unter der Bevölkerung die Not, ist eindrucksvoll. Das amerikanische Rote Kreuz hat begonnen, in Algier Trockenmilch für alle Kinder unter 14 Jahren auszuteilen (die Stadt Algier allein hat fast 60 000 Kinder) und will das gleiche in allen nordafrikanischen Städten tun, die 20 000 Einwohner haben.
Australien, das sich bisher gegen Einwanderung sperrte, hat Pläne ausgearbeitet, um seine Bevölkerung auf 20 Millionen zu bringen. Die Einwanderung von Briten, Holländern und Skandinaviern soll in erster Linie begünstigt werden.
Der Erzbischof von Canterbury hat vor einer Versammlung Deutscher Christen des Pastors *Niemöller* gedacht. Sein und der Bekenntnispfarrer mannhaftes Auftreten gilt den Engländern als Symbol deutscher christlicher Denkweise, aber, fuhr der Erzbischof fort, soviel man in England weiß, ist in Deutschland noch kein christlicher Protest gegen die Verfolgung der Juden und Polen geäußert worden. Protest gegen solche Untaten, Teilnahme für die Unglücklichen ist Pflicht und Kennzeichen der Christen.

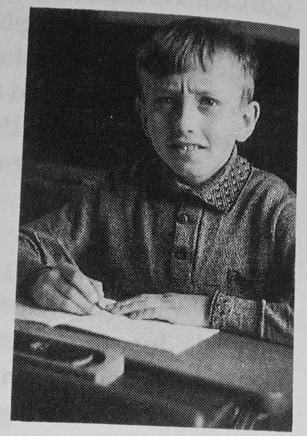
Lord Alanbrooke 1883–1963 **Casablanca**

(1.15 Uhr früh) ... Stand ziemlich früh auf und ging um 8.15 Uhr mit Kennedy los, um Vögel zu beobachten. Eine herrliche Stunde. Wir bekamen Stieglitze, Schwarzkehlchen, Singvögel aller Art, weiße Bachstelzen und verschiedene Arten von Wattvögeln am Strand zu sehen, zum Beispiel Wasserläufer, Strandläufer, Kiebitze und Steinwälzer.
Dann COS-Konferenz bis 12 Uhr. Gegen Schluß erschien PM, und ich berichtete ihm über die gestrigen Vorgänge. Nach dem Essen Sitzung des Kombinierten Staatschefskomitees. Besprachen zunächst Sicherheit der Verbindungswege. Danach erörterten wir die Frage, was vorteilhafter wäre, Westfront in Frankreich oder Landungsoperationen im Mittelmeerraum. Ich befürwortete letztere, was ganz gut aufgenommen wurde. Morgen wird darüber weiterverhandelt. Auch Eisenhower kam und gab eine Darstellung über die Operation in Tunesien. Ich konnte nicht umhin, den von ihm geplanten Vorstoß auf Sfax zu bemängeln, da er mit den Operationen weder der 1. noch der 8. Armee abgestimmt war.
Um 17.30 Uhr trafen Stabschefs, Eisenhower, Alexander und Tedder

Zeitsprung in das Jahr 1935







mit Roosevelt und PM zusammen, wobei wenig herauskam, nur sprach Roosevelt sich für die Mittelmeeroperationen aus.

Churchill, Winston 1874–1965 **(Casablanca)**

Am Nachmittag des 14. traf Präsident Roosevelt ein. Die Begrüßung war sehr warm und freundschaftlich; mir bereitete es eine tiefe Genugtuung, meinen großen Kollegen auf erobertem und befreitem Boden zu empfangen, der entgegen den Ratschlägen all seiner Spitzenmilitärs von uns beiden gewonnen worden war. Nach einem recht gefahrvollen Flug kam tags darauf auch Eisenhower an. Er brannte darauf zu erfahren, welche Strategie die vereinigten Stabschefs einzuschlagen beabsichtigten, und wollte in Fühlung mit ihnen bleiben. Ihre Befehlsgewalt stand auf weit höherer Ebene als seine. Noch ein oder zwei Tage später traf Alexander ein und erstattete dem Präsidenten und mir Meldung über die Fortschritte der Achten Armee. Auf Roosevelt machte er den günstigsten Eindruck; er war von seiner Person nicht weniger eingenommen als von seinem Bericht, der darauf hinauslief, daß die achte Armee binnen kurzem Tripolis nehmen werde. Alexander erläuterte, Montgomery, der zwei starke Armeekorps kommandierte, habe dem einen den ganzen Fahrzeugpark entzogen und ihn dem anderen zugeteilt; dieses werde allein vorgehen und sei stark genug, Rommel über Tripolis hinaus hinter die Grenze bis zur Marethlinie zurückzujagen, die dann freilich als ernstes Hindernis zu betrachten sei. Alexanders Bericht flößte allerseits Mut ein, während seine Liebenswürdigkeit und sein Lächeln alle Herzen gewannen. Seine gelassene Zuversicht wirkte ansteckend.

Hopkins, Harry Lloyd 1890–1946 **Casablanca**

Wir fuhren (in Bathurst) in einem Motorboot zum Dock und 17 Meilen weit zum Flugplatz. Hier haben wir etwa 250 Mann für die Beförderung der Bomber quer durch Afrika nach Rußland oder China. Ungefähr ein Dutzend großer Bomber standen gerade auf dem Flugfeld. Die Soldaten hatten für den Präsidenten eine große Rampe gebaut, und wir starteten in einer Douglas-C-54-Maschine. Der Bestimmungsort war Casablanca – wir flogen 7 Stunden lang über Wüste, um die zu kämpfen sich wohl kaum für jemanden lohnt –, wir sahen einen amerikanischen Flugplatz, der zur Beförderung von Kampfflugzeugen nach den Kriegsgebieten benutzt wird – er wird vollständig aus der Luft versorgt. Wir kreuzten das Atlasgebirge – hohe schneebedeckte Gipfel, merkwürdiger Gegensatz zur Wüste. Dann kamen wir plötzlich auf die fruchtbaren Gefilde von Nordafrika – sieht aus wie der Garten des Paradieses, der aber

wahrscheinlich nicht so aussieht – Kamele – Olivenhaine – Orangen – Weizenfelder – keine Kühe – Regen – meilenweit schwarze Erde. Der Präsident sah sich alles genau an. Wir landeten auf dem Flugplatz ungefähr 15 Meilen von Casablanca. Der Sohn des Präsidenten, Elliott, war da, um ihn zu begrüßen. Viel Geheimnistuerei, und der Präsident, Elliott und ich wurden hastig in einen Wagen gebracht, dessen Fenster mit Lehm verblendet waren, und fuhren nach unserer Villa. Es ist ein hübsches modernes Bungalow, wie in Kalifornien – gehört zu einem Hotel – und die Armee hat es übernommen. Hier wohnen der Präsident, Elliott und ich.

Churchill bewohnt ein Haus ungefähr 50 Schritt von hier. Ich ging hinüber, um ihn zu einem Trunk vor dem Essen abzuholen. Er war in guter Form, sah aber älter aus. Wir gingen zusammen zurück – und wir drei hatten ein langes Gespräch über die militärische Lage. Die britische Achte Armee greift heute nacht an. [Angriff auf Buerat, der acht Tage später zur Einnahme von Tripolis führte.]

Die beiden Stäbe sind in dem großen Hotel uns gegenüber untergebracht, und kurz vor dem Essen traf ich sie alle beim Cocktail an. Der Präsident lud die britischen und amerikanischen Chefs und Churchill und Averell (Harriman) zum Essen ein. Viele Unterhaltungen über den Krieg – und die Familien – und die Franzosen. Ich ging um 12 Uhr zu Bett, aber ich hörte, daß der Präsident und Churchill bis 2 Uhr aufgeblieben sind.

[In der Villa des Präsidenten entwickelte sich während der acht Tage in Casablanca so etwas wie ein Familientreffen. Außer dem Oberstleutnant Elliott Roosevelt erschienen Leutnant Franklin D. Roosevelt jr., der auf einem Zerstörer der Atlantikflotte diente, Hauptmann Randolph Churchill von der British Special Service Brigade und Sergeant Robert Hopkins, den Eisenhower aus irgendeinem Schlupfloch in Tunesien herübergeschickt hatte. In der amerikanischen Presse regte man sich darüber etwas auf, weil es draußen viele weniger begünstigte Soldaten und Matrosen gab, die keinen Sonderurlaub und Reisemöglichkeit bekamen, um ihre Väter zu besuchen, aber Roosevelt kümmerte sich nicht darum; wenn er Gegenden besuchte, in denen einer seiner Söhne diente, dann wünschte er ihn auch zu sehen.]

Rommel, Erwin 1891–1944 **(bei Tripolis)**

Aus Horchmeldungen ergab sich, daß der Gegner bis zum 15. Januar sämtliche Angriffsvorbereitungen abgeschlossen haben wird. Bereits 400 bis 500 britische Flugzeuge waren auf den vorgeschobenen Flugplät-

zen festzustellen, im Vergleich zu El Alamein nicht sehr viel, aber immerhin der deutsch-italienischen Luftwaffe, die über keine schweren Bomber verfügte, um mehr als das Doppelte überlegen.

Am 15. bestand ungefähr folgendes Kräfteverhältnis

Britische Truppen		**Achsentruppen**
Panzer	etwa 600	36 deutsche, 57 ital.
Geschütze	etwa 360	72 deutsche, 98 ital.
Pak	etwa 550	111 deutsche, 66 ital.
Spähwagen	etwa 200	17 deutsche, 16 ital.

Tatsächlich schoben die Briten in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar ihre Artillerie vor. Beim ersten Tageslicht erfolgten die ersten Angriffe des Gegners auf den Südabschnitt, die von der 7. Panzerdivision und Teilen der 2. neuseeländischen Division geführt wurden. Zuerst stießen die Briten mit etwa 140 Panzern und 100 Spähwagen auf Fortino und setzten ihren Angriff aus der Bewegung heraus gegen die 15. Panzerdivision fort. Nun blieb der Angriff liegen. Der Gegner zog Artillerie nach und trat am frühen Nachmittag erneut an. Heftige, aber erfolgreiche Panzerkämpfe entbrannten. Bei nur zwei eigenen Verlusten blieben 33 britische Panzer auf dem Kampfplatz.

An der ganzen übrigen Front marschierten die Engländer auf, und es war offensichtlich, daß sie ihren Angriff unter Einsatz aller Kräfte mit Schwerpunkt im Süden fortsetzen werden. Weder Benzin noch Munition waren in einer Menge vorhanden, die das Durchstehen eines Abwehrkampfes gewährleisten konnte. Deshalb wurde der Befehl gegeben, die Ausweichbewegung nach Westen durchzuführen. In der Nacht rollten deutsche und italienische Truppen ab.

Dalton, Hugh 1887–1962 **(London)**

Zu Beginn des Jahres 1943 beschäftigte ich mich mehr und mehr mit Nachkriegsproblemen. In der Tat hatte sich nun, mit Churchills Worten, «das Blatt gewendet»; nun war die Gefahr «nicht die Niederlage, sondern das Patt». Auf der ganzen Welt hatte es entscheidende militärische Wendepunkte gegeben – in der Südsee, bei Alamein, bei Stalingrad. Aber obwohl sich die Gedanken vieler Minister dem Studium der Nachkriegsprobleme zuwandten, suchten sie ohne Eile nach kompromißfähigen Lösungen. So versuchten einige, den Parteienkonflikt zu vermeiden, indem sie Entscheidungen in konfliktträchtigen Fragen verschoben.

Eine Methode, dies zu erreichen, war, die Vorschläge der Minister

großen Komitees von Beamten zu übergeben, die aus allen Abteilungen herangezogen waren, die irgendein Interesse an den gemachten Vorschlägen hatten, gleichgültig, wie gering es sein mochte. Eine Pflicht dieser Beamten-Komitees war, wie mir gesagt wurde, die Themen für die Behandlung durch die Minister vorzusortieren. Mir gefiel jedoch das Ausmaß nicht, in dem diese Methode angewandt wurde. Minister hatten meiner Meinung nach eine aktivere und persönlichere Rolle bei der Gestaltung von Politik zu spielen.

So schrieb ich am 15. Januar 1943 an Rob Hudson, den Landwirtschafts-Minister: «Ich bin nicht damit einverstanden, daß meine Ansichten über eine Nachkriegs-Wirtschafts-Politik, für die ich als Präsident des Handelsministeriums in erster Linie verantwortlich bin, von meinen eigenen Beamten in eine Versammlung von Beamten anderer Ministerien in einer unverantwortlichen sub-ministerialen Unterwelt getragen werden. Ich betrachte diese ausufernden Beamten-Komitees als einen nicht zu rechtfertigenden Auswuchs der britischen Verfassung. Ich halte daran fest, daß bezüglich der Nachkriegs-Probleme Minister direkt mit Ministern verhandeln sollten, wie es bei laufenden Entscheidungen üblich ist, die vor das Kriegs-Kabinett und seine Ministerial-Komitees gebracht werden. Beamte sollten ihre eigenen Minister in ihren eigenen Abteilungen beraten; sie sollten sich auch von Zeit zu Zeit ad hoc in inter-ministeriellen Arbeitsgruppen zusammenfinden, um – unter ministerieller Leitung – einzelne Detail-Probleme zu beraten. Aber ein ständiges Komitee von Beamten, um Fragen der Politik zu beraten – es waren nicht weniger als 28 im Raum, als ihre Landwirtschafts-Politik beschlossen wurde –, erscheint mir sehr falsch. Es ist unfair den Beamten gegenüber, sie an Vorgängen teilhaben zu lassen, die noch vom Standpunkt des Ministers unerträglich sind.»

Ich hoffe, daß ich durch diesen und andere Proteste etwas dazu beigetragen habe, die Verantwortlichkeiten der Minister wiederzubeleben und lange Aufschübe abzukürzen.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

1. Tagesparole: Die militärische Gesamtberichterstattung steht auch weiterhin im Zeichen schwerster Abwehrkämpfe an zahlreichen Stellen der Ostfront.

2. Die Enthüllungen der Saturday Evening Post über Stellung und Funktion des Juden Rosenmann als wirklichen Machthaber hinter Roosevelt sind mit Nachdruck hervorzuheben und zu unterstreichen.

4. Tagesparole: Der groteske Vorschlag der Goeteborger Handels- und Schiffahrtszeitung, daß die europäischen Völker auf ihre Sprache zugunsten eines Vorranges der englischen Sprache verzichten sollten, ist mit der gebotenen Ironie abzufertigen.

6. Zu Punkt 4: Die Anregung der Zeitung soll nicht zum Anlaß genommen werden, Schweden anzugreifen. Die Angriffe sollen sich gegen den Korrespondenten und die Zeitung richten, die sich beide im Grunde genommen zu Sprechern des englischen Informationsministeriums machen.

7. Daily Mail beschreibt unter der Überschrift «Was geht in der Sowjetunion vor?» die Not der russischen Bevölkerung. Nicht darauf eingehen.

10. Die französische Agentur Ofi hat eine Meldung herausgegeben über die Behandlung der in Nordafrika gefangenen Franzosen. Sie sollen nach Frankreich zurückkehren. Es handelt sich dabei um eine innerfranzösische Angelegenheit, die sich nicht zur Veröffentlichung in der deutschen Presse eignet.

12. Zur politischen Lage in französisch Nord- und Westafrika: Mac-Millan hat der Presse gegenüber erklärt, daß eine englisch-amerikanische Wirtschaftskommission unter Leitung von Murphy gebildet werde. Mac Millan versucht die Situation zu beruhigen, indem er erklärt, alles sei noch provisorisch. Als Brücke über die Zwistigkeiten zwischen den Alliierten setzt er die Vordringlichkeit der Judenfrage, da sich sowohl die Engländer wie auch die Amerikaner in diesem Punkt einig seien, daß den Juden geholfen werden müsse. In diesem Sinne behandeln.

abends:

4. Die Washington Post bringt einen Leitartikel über die Lage in Nordafrika und stellt fest, daß sich das Land in einem hochexplosiven Zustand befindet. Schuld daran seien die amerikanischen Zivilbeamten. Nicht übernehmen. Die Angelegenheit soll noch schmoren.

5. Der Führererlaß über die Behandlung der französischen Gefangenen in Tunis ist nicht zu übernehmen.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

ich nehme heute mal wieder eine fechtstunde, es läßt sich leider nur mit mühe eine passende zeit dazu finden.
am abend lese und schreibe ich. beginn eines gesprächs mit anneliese. wir reden davon, was das alles wohl für einen sinn habe, gott, kirche, die bemühungen der menschen dazu. wir reden lange in die nacht hinein. zum teil liegt die schwierigkeit darin, daß anneliese die mängel sieht und so der zugang zum wesentlichen verdeckt wird. diesen zugang gilt es zu finden.
Stifter: Der beschriebene Tännling.

Graf, Willi 1918–1943 **München**

An Karl Bisa
Lieber Kabi,
seit acht Tagen stecke ich wieder in der Stadt, und es gab in dieser Zeit bereits eine Menge Arbeit für mich. Es dauert eben immer einige Zeit, bis man sich wieder in einer neuen Umgebung eingerichtet hat.
Nun habe ich wegen des Fechtturniers verhandelt, und ich glaube sicher, daß es klappen wird. Es gibt hier einen Fechtklub, bei dessen Lehrer ich ja auch Stunden nehme. Mit diesem Verein habe ich einmal geredet, und er würde sich freuen, wenn es zu einem Turnier käme, allerdings im Monat Januar noch nicht. Ich will Dir einmal einiges dazu schreiben: Eine offizielle Sache wird man wohl nicht daraus machen können, denn sonst müßte ich zunächst mit dem Kommandeur der Münchner Studentenkompanien verhandeln, soviel ich weiß, gibt es dabei auch nicht viele Leute, die sehr gut fechten und zusammen üben. Meiner Ansicht nach käme also eine interne Begegnung von Euch Bonnern mit dem Münchner Fechtklub in Frage. Die Reisekosten fielen Euch zur Last, aber die Beherbergung nähme der Fechtklub auf sich. Gegner könnten hier gestellt werden für Degen und Florett, für Säbel ist es noch zweifelhaft, auch eine Damenmannschaft für Florett wäre sehr erwünscht. Fechtmeister Knapen, der Lehrer, meinte, es sei wohl günstiger, wenn in jeder Waffenart eine Mannschaft zu drei Personen, eventuell mit einem Ersatzmann, antreten könne, damit die Kämpfe nicht allzu lange dauerten. Natürlich kann ein Mann in verschiedenen Arten fechten. Was meinst Du dazu? [...]
[In Bisas Bonner Wohnung versammelten sich regelmäßig versprengte Bündische, die neben literarischen und religiösen Fragen auch die Notwendigkeit des politischen Widerstandes erörterten. Als ‹Plattform› für konspirative Begegnungen bot sich neben dem Bonner Fechtboden

auch die Madrigalvereinigung sowie der Verband des DRK an, dessen Einsatzleiter Kabi war. Getarnt durch die Rote-Kreuz-Uniform fuhr Bisa gemeinsam mit Willi Graf verschiedentlich zu illegalen bündischen Treffs.]

Himmler, Heinrich 1900–1945 **Berlin**

An SS-Ogruf. Karl Frhr. v. Eberstein, HSSPF Süd (München) und SS-Gruf. Heinrich Müller, Chef Amt IV (Gestapo)/RSHA
Lieber Eberstein!
In der Angelegenheit der Münchener Studenten [Die «Weiße Rose»] wünsche ich folgende Behandlung:
1.) Sichtbare Zurückziehung aller polizeilichen Maßnahmen.
2.) Reichsstudentenführer Scheel und Gaustudentenführer Dörfler werden sich um die Sache annehmen und die Dinge nach außen für jetzt und für die kommende Woche in Ordnung bringen.
3.) Lediglich SD-mäßige Feststellung nach den Urhebern der Demonstration. Ich vermute, diese Drahtzieher sind katholische und reaktionäre Kreise.
Heil Hitler! Ihr H. Himmler

Reichssicherheitshauptamt, Amt IV **Berlin**

Meldungen wichtiger staatspolizeilicher Ereignisse

Feindpropaganda
Der Deutsche Volkssender verbreitete im Anschluß an den Bericht über die westdeutsche Beratung der nationalen Friedensfront ... wiederholt Erklärungen einzelner Personen bzw. illegaler Gruppen, die angeblich dem beschlossenen Friedensmanifest zugestimmt hätten. Am 10. Januar 1943 gab der Sender von einem Schreiben der Gebietsleitung der KPD für Rheinland-Westphalen Kenntnis, in dem es u.a. hieß: «Die KPD erklärt sich mit den in dem Friedensmanifest aufgestellten Forderungen völlig einverstanden und wird alles tun, diese Friedensbewegung zu fördern und ihren Sieg herbeizuführen.»
Es dürfte aber nicht mehr gewartet und gezögert werden, denn jeder Tag bedeutete Tausende und aber Tausende neue Blutopfer. Immer mehr Volksgut werde durch den Krieg vergeudet, immer größer werde die allgemeine Not und die Verarmung des Volkes.
Weiter zu schweigen und tatenlos abzuwarten, helfe nur, den Krieg zu verlängern. Keine oppositionelle Strömung im Volke könne sich länger der Notwendigkeit verschließen, Hitler zu stürzen. Die illegale west-

deutsche Beratung habe den ersten Schritt hierzu getan, aber nun müsse ein dauerndes Zusammenwirken aller Kräfte und Gruppen der Friedensbewegung angestrebt werden. Die KPD halte deshalb die Schaffung von Volkskomitees in den Städten, Betrieben und Schächten für dringend notwendig. Erst die Organisierung solcher Komitees schaffe die heute noch fehlende Einheit und Führung.

Die KPD trete für das gemeinsame Ziel: die Errichtung der neuen, demokratischen Republik ein, die alle Volksschichten vereinige. Die KPD ist ferner der Auffassung, «daß es für das deutsche Volk keine andere Aufgabe gebe, als die Beendigung dieses ungerechten imperialistischen Krieges und die Befreiung aus den Fesseln der Nazibarbarei.»

Der gleiche Sender wies im Anschluß an eine zur Zersetzung der Wehrmacht bestimmte Sendung darauf hin, daß sich das Verlassen der Truppe am leichtesten in der Heimat bewerkstelligen lasse, wo der Soldat Freunde und Bekannte habe. Es sei Pflicht jedes Friedensfreundes und jedes ehrlichen Deutschen, den Deserteuren zu helfen und ihre Unterbringung sowie Verpflegung zu organisieren.

In einer anderen Sendung befaßte sich dieser Sender mit den Sabotagemöglichkeiten, die sich aus der Aufstellung der Heimatflak ergäben. Erste Aufgabe der Aktivisten der nationalen Friedensfront sei es, den Dienst in der Heimatflak grundsätzlich zu verweigern und zu sabotieren. Andererseits ergebe sich aus der Tatsache, daß Hitler durch die Entwicklung des Krieges gezwungen sei, nun auch seine Gegner in der Heimat zu bewaffnen, die Möglichkeit, mittels der Heimatflak illegale Gruppen in der Wehrmacht zu bilden. Deren weitere Aufgabe sei die Feststellung von Munitionslagern sowie die Erkundung, wie man sich dieser Lager bemächtigen könne. Auf diese Weise müsse die Heimatflak von außen sabotiert und gleichzeitig von innen heraus zum Sturz des Regimes ausgenutzt werden.

Sabotage

Nach Mitteilung der Staatspolizeistelle Dortmund wurde der Hilfsarbeiter Robert Ohrendorf, geb. am 16. 8. 25 zu Niederdorf/Siegen, wegen Betriebsspionage in einem Sägewerk festgenommen. O. hat aus Verärgerung darüber, daß sein Arbeitgeber den von ihm beabsichtigten Wechsel seines Arbeitsplatzes verhindert hat, Nägel in das Kopfende eines Brettes eingeschlagen, wodurch eine Säge beschädigt wurde. Den Sabotageakt wiederholte er, da es ihm nicht gelungen war, den Arbeitsplatzwechsel dadurch zu erzwingen. Der Sägebetrieb erlitt dadurch einen erheblichen Produktionsausfall.

Illegale kommunistische Partei u. a. marxistische Organisationen

Von Halle aus wurden auf der Schreibmaschine hergestellte Flugblätter durch die Post versandt, die die Überschrift tragen: «Prosit Neujahr!» Das Hetzflugblatt greift die Richtigkeit der deutschen Wehrmachtsberichte an, agitiert gegen die NSDAP und fordert schließlich die Beseitigung des Nationalsozialismus. In diesem Zusammenhang heißt es zum Schluß, daß jedes Opfer nutzlos sei, wenn die deutsche Dulderstellung erhalten bleibe. Es genüge nicht, innerlich dagegen zu sein; der Kampf um die Freiheit verlange mehr: Zusammenschluß, Widerstandsleistung und Kampf.

Klöntsch, Herta *1916 **(U-Gefängnis Berlin, Kaiserdamm)**

Einen gemeinsamen Kummer hatten wir aber auch. Unsere Tage blieben aus. Bei mir schon in den ersten Tagen der Haft. Ich bekam wieder Schmerzen. Meine durch die Haft abgebrochene Behandlung machte sich offensichtlich bemerkbar, und ich wurde immer dicker.

Die Bibelforscherin wurde abgeholt und kam ins KZ. Schade, wir wollten gern mehr von ihr wissen. Für sie war der Weltuntergang sicher, und nur der Adel aus Forschung und Wissenschaft bleibt übrig. Auf alles, aber auch wirklich auf alles, hatte sie einen passenden Bibelspruch bereit. Ich fand das toll, obwohl ich mit der Bibel nicht viel im Sinn hatte.

An ihre Stelle kam ein junges Mädchen aus Riga. Ich erinnere mich an sie deshalb, weil sie so herrliche Kochrezepte wußte, und irgendwie imponierte sie mir. Sie sprach natürlich russisch und wurde verhaftet, weil sie einen falschen Freund hatte, also einen, der den damaligen Machthabern nicht genehm war. Man wollte sie freilassen, wenn sie für die Nazis spionieren würde. Und Duplizität der Ereignisse, auch mir machte man während eines Verhörs das Angebot, mich freizulassen, wenn ich für sie arbeiten, d.h. spionieren würde. Sie nannten mich dumm, weil ich ablehnte. Ich würde schon sehen, was ich davon hätte.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**

Name: David Israel O.
Geboren: 2. 4. 1881 in Danzig
gestorben: 15. 1. 1943
Wohnung: Bleibtreustr. 44
Arzt:
Todesursache: Vergiftung

Vedem, Nr. 5 **Theresienstadt**

[Die Zeitschrift «Vedem» ist das Produkt einer Gruppe von Jugendlichen (14–16jährige Knaben), sie erschien jeden Freitagabend und wurde verlesen.]

Das Kulturprogramm der letzten vierzehn Tage erreichte endlich das Niveau, das wir uns alle gewünscht haben. Das Programm lautete wie folgt:

Sonntag, 3. Jänner – Wolker-Abend zum Gedenken an des Dichters Tod. Es wurden einige ausgewählte lyrische Gedichte, die wir noch nicht kannten, vorgelesen und diskutiert. Dann rezitierte der Profax den Einakter «Das Krankenhaus».

Am Montag hielt Mischa S. einen gelungenen Vortrag über die Textilindustrie (1. Teil).

Am Dienstag sprach Dr. Zwicker und machte uns mit einigen Grundbegriffen der Nationalökonomie bekannt.

Am Mittwoch war schon um 20.15 Uhr Nachtruhe, weil Laubi schwer krank war. Aus diesem Grunde mußte auch der zweite Teil des Vortrags auf Donnerstag verschoben werden.

Am Freitag besuchte uns Frau Klinke und sang uns einige hebräische Lieder und eine Arie aus der «Verkauften Braut» vor.

Am Montag war Fricek F. bei uns und erzählte uns fesselnd vom Sport und seinen eigenen Erlebnissen und Erfahrungen aus der Sportpraxis.

Dienstag lasen wir.

Mittwoch sprach Sisi E. über Nahrungsmittelchemie.

Am Donnerstag hielt Schmuel K. einen interessanten Vortrag über moderne Psychologie. Von besonderer Bedeutung für unser Kulturleben ist die Neugründung zweier Studiengruppen, einer für Latein und einer für Russische Kulturkorrespondenz.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**

Ich gewinne auf der ganzen Linie. Erhalte wiederum dreimal Brotzeit. Nun besitze ich Reserven. Gestern abend bat ich um Milch. Erhalten. Ich genieße sie ganz besonders. Zu Mittag Überfluß. Mein Nachbar ändert seine Haltung und gibt mir, was er nicht verzehrt. Dazu die Schüssel von Franz, fast unberührt. Im ganzen zwei Liter Kohleintopf. Herrlich!

Erhielt ebenfalls 1½ l Rotkohl. Zwei Gründe bewegen mich dazu, davon 1 l an einen polnischen Priester abzugeben:

1. Ich kann nicht alles aufessen!
2. Ich habe Angst vor Durchfall.

In dieser Hinsicht bleibe ich unruhig. Seit ich hier bin, gehe ich täglich drei- oder viermal auf den Abort. Seit drei Tagen reduziert sich dies auf zwei Male. Der Arzt, den ich aufsuchte, lachte. Kein Durchfall bei weniger als zehnmal Stuhlgang am Tag, meinte er. Meine Unruhe bezieht sich auf die Beschaffenheit des Stuhlgangs und nicht auf die Häufigkeit. Ich werde nicht eher wieder ruhig sein, bis ich normalen Stuhlgang habe. Die beiden Grenzen des Lagerlebens: essen – kacken! Ihnen kann man nicht entkommen.

Schleier, Rudolf 1899–1959

Telegramm an das Auswärtige Amt **Paris**

I. SD beabsichtigt zunächst, alle Grenz- und Küstendepartements im neubesetzten Gebiet judenfrei zu machen und dort ansässigen Juden Aufenthalt im Landesinnern zuzuweisen.

Diese im Interesse der Sicherung der Besatzungstruppen durchzuführende Maßnahme wird sich gegen Juden aller Staatsangehörigkeiten richten. Sie bedarf noch der Abstimmung mit italienischem Oberkommando, damit Abwanderung von Juden aus deutscher in italienische Besatzungszone verhindert wird.

II. Französische Polizei hatte im Zuge bisheriger Judenmaßnahmen bereits ca. 10000 staatenlose Juden aus dem unbesetzten Gebiet an die deutschen Behörden überstellt. SD schätzt Zahl der im neubesetzten Gebiet noch verbliebenen staatenlosen Juden auf 15000 bis 20000, deren Übersiedlung bis zu einem möglichst nahen Termin durchgeführt werden soll, wobei allerdings ihre restlose Erfassung erhebliche Schwierigkeiten machen wird.

III. Maßnahmen gegen französische Juden und Juden dritter Staaten werden von der französischen Regierung in neubesetzter Zone nur schrittweise durchgeführt werden können. Vorerst ist nur Verbot des Umherreisens im neubesetzten Gebiet ergangen, sowie Abstempelung der Identitätskarten und Lebensmittelkarten angeordnet. Bei allen derartigen Maßnahmen steht zu erwarten, daß dritte Staaten, soweit sie in Vichy vertreten sind, zu Gunsten ihrer staatsangehörigen Juden intervenieren werden.

Von unserem Standpunkt aus ist es grundsätzlich erwünscht, wenn französische Regierung in diesen Fällen dritten Staaten Heimschaffung ihrer Juden nahelegt, wie Laval es in dem im Telegramm Nr. 266 vom 13. 1. 43 berichteten Fall getan hat.

IV. Bezüglich der Juden in Tunis verweise ich auf Drahterlaß Nr. 5789 vom 10. 12. 42, wonach Gesandter Rahn berichtet hat: «Jüdischer Ar-

beitsdienst läuft an. Italienisches Generalkonsulat hat gegen Einbeziehung italienischer Juden Einspruch erhoben, was berücksichtigt wird.»
Schleier

Ghetto Warschau

ZOB
[Jüdische Kampforganisation in Warschau]
Jüdische Volksmassen!
Die Stunde rückt näher! Ihr müßt bereit sein, Widerstand zu leisten!
Kein Jude gehe zum Waggon!
Diejenigen, die keine Möglichkeit haben, aktiven Widerstand zu leisten, sollen passiven Widerstand leisten, sollen sich verbergen! Wir haben aus Lemberg die Nachricht erhalten, daß dort allein die Ordnungspolizei die Aussiedlung von 6000 Juden durchgeführt hat. In Warschau wird es das nicht geben! Das Attentat auf Lejkin hat das am besten bewiesen.
Die Hauptlosung lautet: Alle sind bereit, wie Menschen zu sterben!

Himmler, Heinrich 1900–1945

Notizen

9.30	aufgestanden ...
11.30–13	gearbeitet
13.30	Mittagessen
15–16	Eisstockschießen
16.30	gearbeitet
...	
18–19	Sauna
19.30	gearbeitet
20	Abendessen mit Lammers
22.15	Suchanek

Telefongespräche

10	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Rückfrage ob G.Oberst Dietl schon abgereist
11.25	SS Stbf. Baumert, Berlin – Luftmeldungen, Seife für mich, Schneehühner.
11.35	Reichsl. Bormann W.Sch. – Studentenwirbel in München
11.45	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Gen. Osttruppen soll mit mir Fühlung halten, Beschwerde über Benehmen General Motorisierung

16.45	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Meldung über Kragemann, scharfe Überwachung Leben [?], Einsatz SS Pol.Division
17	SS Gr.F. Müller, Berlin – Beurteilung von Lang (?) (Komplex Kragemann), Überwachung Lebenn [Lebrun?], Durchgreifen in Marseille, Neuvorlage Judenbericht
17.20	Gmund – Gutrun
21.30	SS OGr.F. Wolff, W.Sch. – Bewaffnung der neuen SS Divisionen – Angelegenheit Schroth

Czech, Danuta

(Auschwitz-Birkenau)

Um 17.30 Uhr wird die ganze SS-Bereitschaft auf die Ausladerampe kommandiert, um einen Transport des RSHA aus dem Ghetto in Zambrów zu übernehmen. Mit diesem Transport sind etwa 2000 polnische Juden – Männer, Frauen und Kinder – eingetroffen. Nach der Selektion werden 217 Männer, die die Nummern 87492 bis 87708 erhalten, sowie 21 Frauen, die die Nummern 28838 bis 28858 erhalten, als Häftlinge in das Lager eingewiesen. Die übrigen etwa 1762 Deportierten werden in den Gaskammern getötet.

Kolb, Peter 1912–1969 **russisches Gefangenenlager (Lager 18)**

Mitte Januar 1943 kamen 2000 Rumänen von der Stalingradfront zu uns, und vorübergehend war das Lager überbelegt, bis wir neue Baracken gebaut hatten und im Frühjahr Zelte im Hof aufgeschlagen werden konnten. Kurz darauf kam auch noch der Rest vom Lager 13 zu uns. Sie erzählten, daß in das Hauptlager viele Italiener gekommen seien, so daß man gezwungen gewesen war, Zelte aufzuschlagen. Als wir hörten, daß am Morgen die Toten, in der Nacht Erfrorenen vor den Zelten gelegen hätten, waren wir froh, daß wir, wenn auch wie die Heringe gedrängt, den Winter in einer warmen Baracke verbringen konnten. Die Rumänen, anspruchsloser und genügsamer als wir Deutschen, auch nicht wie wir im Lager 13 unter so ungünstigen Bedingungen in den Prozeß der Arbeit gespannt, hatten ein leichteres Schicksal, obwohl auch viele von ihnen starben.

Da der Russe in den Gefangenenlagern immer die Taktik verfolgte, mit einer nationalen Minderheit eine Mehrheit zu regieren, so besetzten wir 15 Mann, d. h. die kräftig genug dazu waren, sämtliche Posten im Lager. Küche, Brotschneiderei, Magazin, Lazarett usw. Das geschah allerdings nur mit Billigung des deutschen Kommissars, der inzwischen vom Hauptlager eingetroffen war.

Kommissar Ewers war, wie Kassler, deutscher Reichstagsabgeordneter gewesen und hatte wie dieser Deutschland 1935 verlassen. Er war mit einer deutschen Jüdin verheiratet. Ich hatte schon einen ersten Eindruck von ihm erhalten, als ich im Spätherbst 41 zu kurzem Aufenthalt im Lager 58 war, und kam nun wieder zu ihm nach der furchtbaren Erfahrung im Lager 13. In einem der ersten Gespräche erzählten wir ihm auch von diesem Zustand dort. Er sagte, die Regierung sei über die Vorfälle orientiert, solche Vorkommnisse würden sich nicht wiederholen. Es stimmt, sie haben sich nicht wiederholt, aber ist dies eine Entschuldigung für ein in wenigen Monaten dem Tode ausgeliefertes Lager von Kriegsgefangenen, die nichts anderes als ihre Pflicht dem Vaterland gegenüber getan haben. Denn auch von dem Resttransport vom Lager 13, der nun hier bei uns im Lager 18 war, und größtenteils gleich wieder ins Lazarett gelegt wurde, starb der größte Teil noch in diesem Winter 42/43. So daß heute wohl nur noch ein paar Mann übrig sind, die berichten können von jenen grausigen Szenen, die sich im Lager 13 abspielten.

Gleichzeitig mit dem Kommissar war das russische Personal für das

Lager gekommen. Zwei Ärztinnen, ein Lagerverwalter, typischer Russe namens Uschakoff, und andere. Da ich die Verbindung mit Ewers nicht suchte, auch nicht zu den zwei Parteien gehörte, die sich auch hier wieder gebildet hatten, man konnte sie als faschistische und antifaschistische Gruppen bezeichnen, die sich letzten Endes aber nur die Hölle gegenseitig heiß machten, und sich letzten Endes um die Posten stritten, war ich bei der Verteilung der Plätze leer ausgegangen. Für den Versuch, eine ausgleichende Mitte zu bilden, war die Stimmung ungünstig. So lag ich vorläufig untätig in der Baracke.

Nun hatte ich schon im Lager 13 zwei Kameraden kennengelernt, die sich immer bewußt von der Politik ferngehalten hatten und nur ihrer Arbeit nachgingen, Max Schönherr und Leo Schwör. Den ersteren, also den für mich Wichtigeren, möchte ich näher schildern. Max war Maurer von Beruf. Ein sehr intelligenter Mensch, ein Sachse mit einem hellen Blick, er hatte von Geburt einen Sprachfehler und mit eiserner Ausdauer durch Sprachstunden und Übungen es so weit gebracht, daß er fast fließend sprach. Er war in der Wehrmacht Unteroffizier gewesen und stolz auf seine Tressen. Dennoch war er nie der unangenehme komissige Typ; dazu war er zu klug. Wir lagen nebeneinander, und in vielen Gesprächen mit ihm, ergänzt durch die geistige Auseinandersetzung mit dem Kommissar, in die ich später gezogen wurde, formte sich manches, was bisher nur unscharf vor mir gestanden war.

Eines Tages suchte Uschakoff Maurer zum Lagerausbau. Maxe und Leo meldeten sich und waren tagsüber meist draußen beschäftigt. Eine Woche verstrich, da fragte Maxe mich, ob ich nicht bei ihm als Handlanger arbeiten wollte, da sein bisheriger Helfer nicht mehr wollte. Er hatte einfach nicht mehr den Mut, draußen arbeitend der Kälte standzuhalten. Er legte sich in die Baracke, kam später ins Lazarett, wie alle, die sich nicht zur Arbeit aufrafften, und starb im Frühjahr. Es war für mich keine kleine Überwindung, die Baracke zu verlassen und mitzumachen, denn ich war noch immer sehr schwach. Aber Maxe meinte, für das nötige «Supplement», so nennt der Russe die durch Arbeit zusätzlich verdiente Verpflegung, werde er schon sorgen. Und er hat es in seiner gewinnenden und sicheren Art auch immer fertiggebracht, der helle Sachse mit der langen Nase zwischen den kleinen klugen Augen.

Als erste Arbeit mußten wir den Backofen, der das Lager mit Brot versorgte und auf einem Kolchos außerhalb des Lagers stand, abreißen und neu aufmauern. Es ging Tag und Nacht. Ein harter Anfang und ich hätte beinahe klein beigegeben. Wir mußten draußen in der Kälte den Sand aus einer Grube holen und mit Tragen ins Haus schaffen, wo er mit

flüssigem Lehm vermischt als Mörtel verarbeitet wurde. Aber es gab Brot und Brot bedeutete Leben. Bald waren wir drei eine untrennbare Gemeinschaft. Eine Arbeitskameradschaft, wie ich sie in der Vollendung nur einmal in der Gefangenschaft kennengelernt habe. Das wesentliche aber an diesem Maurertriumvirat vom Lager 18 war, daß es nicht nur eine der in der Gefangenschaft üblichen Freßgemeinschaften war, die den rücksichtslosen Kampf ums Dasein auf ihr Panier geschrieben hatte und sich darin erschöpfte, sondern, daß wir darüber hinaus uns geistig-weltanschaulich zu bilden versuchten. Es kamen Belastungen, vor allem, weil Max es nicht gerne sah, daß ich die Verbindung zum Aktiv, bei aller Unabhängigkeit, nicht abbrechen ließ. Daß sich in entscheidenden Augenblicken doch kein anderer zwischen uns drängen konnte, daß diese Gemeinschaft hielt, bis äußere Schicksale, die wir nicht beeinflussen konnten, uns wieder trennten, das beweist ihre ganze Kraft und ihren ethischen Wert. Daß wir das Materielle als Mittel zum Zweck nie außer Augen ließen, versteht sich von selbst, aber es war nicht das Primäre.

Wir waren bekannt im ganzen Lager als die «tri pitschniki», die drei Ofensetzer, im Gegensatz zu den «kamientschiki», den gewöhnlichen Maurern. Wir waren für Uschakoff unersetzliche Spezialisten. Wir wußten das, Max vor allem, der ein Künstler in seinem Fach war und ohne Wasserwaage die schwierigsten Sachen «hinklebte». Er konnte sich dem Natjalnik gegenüber viel erlauben und brachte deshalb auch immer etwas zum Futtern angeschleppt. D. h. sobald das mit den Supplimenten eingespielt war, schickte er immer mich mit dem «vitro», dem Eimer zum Essenfassen, und wenn der Koch meine lange, verhungerte Gestalt auftauchen sah, griff er immer tiefer mit der Schöpfkelle und holte das Dicke von unten. Wir mauerten Schornsteine und die großen russischen Backöfen, die aus Backsteinen waren. Wir reparierten und überwachten die Kesselanlage der Lagerküche. Wir bauten eine neue Lazarettküche auf und hatten auch immer wieder außerhalb des Lagers in den umliegenden Blockhütten der Russen zu tun.

Uschakoff hatte uns ein Dauersuppliment zugestanden in Form eines Nachschlages von Suppe bei jeder Mahlzeit. Mehr Brot zu bekommen, erreichten wir nicht. Nie im Leben habe ich so viel Suppe durch meinen Körper gepumpt als zu jener Zeit und wurde deshalb das Wasser in den Beinen nie los, so daß die Dermatitis, die im Lager 13 entstanden war, nie abheilen konnte.

Sonnabend, 16. Januar 1943

Deine Toten werden leben.
HERRNHUT

JESAJA 26,19

Jedes Volk hält sich für das auserwählte und zugleich aber auch für verfolgt – eingekreist von den andern. Der Nationalhaß wurde um so stärker, je enger die Beziehungen unter den Nationen wurden.

Geschichte ist nicht logisch.
TAGEBUCH QUAATZ

155 Sowjetflugzeuge in 4 Tagen ohne Eigenverlust abgeschossen.
SCHLAGZEILE

Morell, Dr. Theodor 1885–1948
Injektion wie immer. Führerhauptquartier

Riedel, Therese

HAUSHALTSBUCH München

	Saldo	256.31
10. 1.:	Kino 2.–, Milch 27	2.27
11. 1.:	Otto O.K.K. 70.90, Lore 22.–, Tee 80, Brot 72	94.42
	Wurst 50	0.50
12. 1.:	Fredl Schulgeld 15.40, Butter 1.35, Brot 1.44	18.19
	Milch 54	0.54
13. 1.:	Obst 2.03, O.K.K. 25, Mehl 4.50, Fleisch 1.10	7.88
	Milch 27	0.27
14. 1.:	Milch 27, Leber 1.70, Semmeln 7, O.K.K. Lore 25	2.29
	Hutter 1.28, Semmeln 14, Otto 6.–, Stopfg. 30	7.72
	Fredl 50	0.50
15. 1.:	Anny Hemd 3.70, Hose 2.05, Hutter 2.62, Milch 27	8.64
16. 1.:	Milch 27, Begräbnisverein 13.55, Milch 13	13.95
	Fleisch 1.44, Butter 1.62, Semmeln 28, Bier 54	3.88
		417.36

Jenssen, Adelheid *1900 **Jena**

Kirchenrat D. Richard Winhusen aus Leipzig unser Gast, er kam um 18 Uhr. Hermann hatte am Nachmittag Dienst, sehr gestürzt, wir hatten morgens den Wecker überhört, zum erstenmal, und die Jungens kamen so grade noch zur Schule. Ich hatte dann vormittags sehr viel zu tun, aber ausnahmsweise einmal wenig Störung durch Klingel und Telefon. Hermann tat die Ruhe zum Arbeiten auch gut, zumal er am gestrigen Tag furchtbar viel Besucher hatte, nicht abreißend von früh bis spät, lauter heulende Menschen, Eltern, die sich um ihre Kinder sorgten.

Hermann und Heinz holten abends Kirchenrat Winhusen vom Bahnhof ab, er schlief unten in Hermanns wohldurchwärmtem früheren Dienstzimmer, wir aßen sehr gemütlich und festlich gut Abendbrot, die Jungens halfen mir lieb und brauchbar bei allem, was das Wohlgefallen von D. Winhusen erweckte; nachher saßen wir noch bis nach 10 Uhr in interessanten Gesprächen, Heinz machte den Abwasch und noch Schulaufgaben.

Bei allem, was Kirchenrat Winhusen erzählte von der Lage der Kirche, der Mission usw., war mir, als wäre ich in der Fremde und hörte von der Heimat.

Lilje, Hanns 1899–1977 **Berlin-Lichterfelde**

Sehr verehrte, liebe Frau Pfarrer Schröder!

Als ich von meiner Kärntener Reise zurückkehrte, kam heute als erster Gruß ein Brief Ihres Mannes vom 5. ds. Mts., der am 9. abgestempelt war und also noch nicht einmal eine Woche gebraucht hat, ein Brief, über den ich mich ganz besonders gefreut habe. Nicht nur, weil er die Nachricht von der wohlverdienten Auszeichnung durch das EK II enthielt, sondern weil er ein wahrhaft christlicher Brief mit einer obendrein sehr lebendigen Schilderung seines dortigen Lebens ist. Für Sie wird er keine Neuigkeiten enthalten, sonst hätte ich ihn am liebsten mitgeschickt; so kann ich noch in anderer Hinsicht davon Gebrauch machen. Aber ich wollte Ihnen doch gleich von meiner großen Freude über diesen Brief schreiben; es ist wunderbar, wie Gott den Männern draußen die Klarheit des geistlichen Urteils erhält und stärkt.

Ihnen wollte ich aber ohnehin noch einmal herzlich für alle Ihre Freundlichkeit danken. Es ist mir leid, daß wir nicht noch mehr Zeit füreinander gefunden haben, aber der Trubel der Konferenztage machte es ja leider unmöglich. Ich hätte noch das eine oder andere gern ausgesprochen. Ich habe noch die leise Hoffnung, daß meine Belgienreise zeitlich so günstig auskommt, daß ich vielleicht doch einen kurzen Besuch bei Ihnen, beziehungsweise der Kanzelbahn anschließen kann, wobei wir dann versäumte Gespräche nachholen könnten.

Einstweilen bin ich mit vielen herzlichen Grüßen von uns allen Ihr

Hermann K.

An Samuel Schmitt

Lieber Sämi, **Basel**

Deinen Brief vom 24. Dez. sowie auch Dein Weihnachtsgeschenk haben wir richtig und gut erhalten. Wir danken Dir herzlich für Beides. Leider finde ich erst heute etwas Zeit Dir wiederum einige Zeilen zukommen zu lassen und hoffe, daß sie Dich in Teuffenthal oder bei Schindlers wohl und gesund erreichen. Daß Du wieder in ein Arbeitslager einberufen worden bist, war allerdings ein Dämpfer so vor Weihnachten, doch hoffe ich, daß sich wie oben betont, die Situation bis heute abgeklärt hat und Du von Deiner Toleranzbewilligung Gebrauch machen kannst. – Wir haben in aller Stille Weihnacht und Neujahr gefeiert, und seit Neujahr habe ich auch die Leitung des CVJM Spalen abgegeben. Wir haben Kurt Rink zum Präsidenten gewählt und er seine Funktion bereits gut und tapfer begonnen. Wenn man selbst allmählich eine etwas größere Familie bekommt und die eigenen Kinder etwas mehr Zeit beanspruchen, ist ein solcher Rücktritt um der Familie willen sicher gerechtfertigt. Es war ja nun eine lange Zeit, im März 1943 wären es 10 Jahre meiner Präsidentenschaft geworden. Allerdings habe ich auch viel Freude und manche schöne und gesegnete Stunde im CVJM Kreis verbringen dürfen, drinnen im Lokal und draußen auf Wanderungen. Kurt Rink ist allerdings bis Mitte Februar im Dienst, doch ist auch sein Stellvertreter ein tüchtiger Mann. Ich selbst gedenke mich im Laufe der nächsten Woche nun dem Männerverein anzuschließen, wo ich allmählich schon meines Alters wegen hingehöre, denn ich werde diesen Juni 34 Jahre alt. So das sind unsere Neuigkeiten. Das Honigbüchsli sende ich Dir wieder zurück, denn ich weiß, daß sie gesucht sind. Nochmals herzlichen Dank.

Wir grüßen Dich, meine Frau und ich, recht herzlich

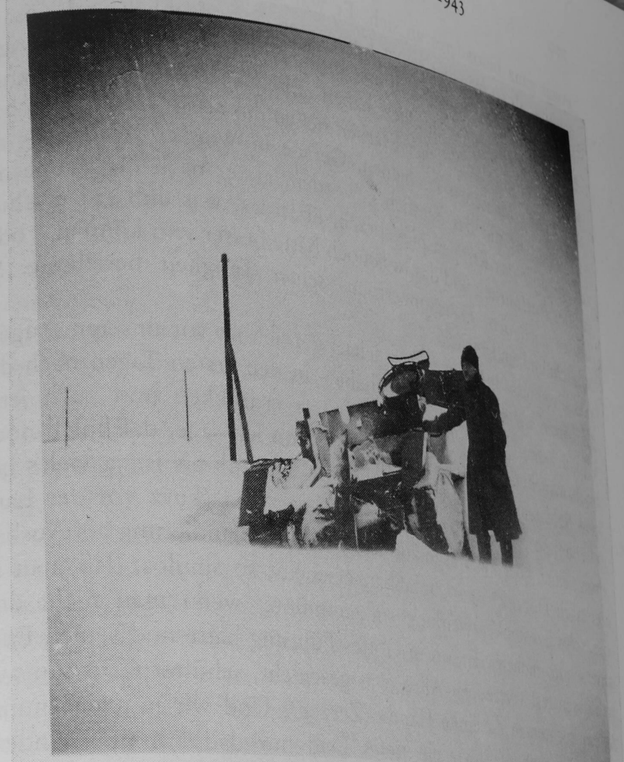
Adrian, Elfriede *1912 **Stade**

An Manfred Hausmann

Lieber Herr Hausmann,

Es ist in jedem Jahr das Gleiche: in den Wintermonaten *vor* Weihnachten läßt sich wunderbar intensiv arbeiten, und eine Menge schwierigster

Dinge wird bewältigt. Am Ende dieser so befreienden Zeit steht dann das schönste aller Feste wie ein Ziel, auf das alles Denken und Tun gerichtet ist. *Nach* den Feiertagen empfinde ich immer eine gähnende Leere und Hilflosigkeit, und in den ersten Tagen eines beginnenden Jahres muß ich sehr kämpfen gegen solche lähmenden Gefühle.
Dazu kommen die Gedanken an die schönen und traurigen Erlebnisse des vergangenen Jahres und die bange Frage: Was wird das neue Jahr uns bescheren? – Diese Gedanken überfallen uns am Jahresende mit besonderer Macht und wollen uns nicht loslassen.
Und schließlich mehrere Trauerbotschaften, die mich gerade um die Weihnachts- und Neujahrszeit trafen – alles das hinderte mich am Schreiben. Nun komme ich mit meinen Wünschen zum Jahre 1943 für Sie und Ihre Familie zu spät – aber Sie werden wissen, daß die *gedachten* Wünsche rechtzeitig bei Ihnen waren. Ich wünsche Ihnen von Herzen gutes Weiterkommen auf Ihrem Weg, viele Erlebnisse, die Sie bereichern und stärken, wozu ja ganz besonders auch die leidvollen gehören, und Gesundheit.
Mein Mann hatte Urlaub vom 5.–28. Dezember, eine unvorhergesehen lange Zeit. Es war schön, die Vorbereitungen sowohl für das Haus wie auch für die Tische gemeinsam machen zu können, wie vieles wurde mir dadurch abgenommen oder erleichtert. Gerade die weihnachtlichen Gottesdienste, besonders die Christvesper, sind für nur *einen* von uns kaum zu schaffen. Wie viel ruhiger geht alles vor sich, wenn einer an der Orgel sitzt und der andere den Chor leitet! Ich hatte diesmal seit Oktober wieder mit einem Kinderchor gearbeitet (35 Kinder, zum größten Teil meine Schüler), wir sangen 1-, 2-, 3- u. 4stimmig, herrliche ganz alte und ganz neue Sätze. Es machte den Kindern wie mir in gleicher Weise Freude – wie aktivierend wirkten die Chorstunden für mich! – Mein Mann ist seit Anfang dieses Jahres zur Truppe abgestellt worden, alle Singeleiter bis zum Jahrgang 08 hat das gleiche Schicksal getroffen. Es sind etwa 60%. Sie sind vorläufig nach Smolensk geschickt worden und sollen von dort verschiedenen Truppenteilen eingegliedert werden. Sie haben aber trotzdem die leise Hoffnung, doch weiter in der Wehrbetreuung tätig sein zu können – natürlich hängt das sehr von der Einstellung des betr. Kommandeurs zu diesen Dingen ab.
Die Nachricht von Oblt. Wolfs Tod traf mich hart wie wohl alle, die ihn näher kannten. Nur zwei Monate hatten wir ihn 1941 hier in Stade, während der wir ihn kennen und schnell sehr hoch schätzen lernten. Oft kam er abends zu mir, und immer hatte solches Zusammensein



etwas ganz besonderes an sich. Er war aus ganz anderem Holz geschnitzt als so mancher seiner Kameraden. Stets fröhlich und einsatzbereit, und dabei beseelt von einem unbändigen Streben nach ewigen Dingen. Man *mußte* ihn lieb haben. Ein zartempfindendes Gemüt gepaart mit unbestechlicher Klarheit ließen ihn als so beglückend harmonischen Menschen erscheinen. Gerade in Worpswede damals am 2. Advent ist mir das deutlich geworden, als er nach der Probe mit Ihnen über das Krippenspiel sprach, über das, was ihm gut erschien an der Aufführung und das, was noch hätte besser sein können – oder als er nach dem Hauskonzert aus seiner Tätigkeit berichtete. So schlicht und eindringlich.

Alle Erlebnisse mit ihm stehen scharf gezeichnet vor unseren Augen, als hätten wir sie erst gestern gehabt – in den ersten Tagen nach der Unglücksbotschaft wollten sie mich fast erdrücken und auch jetzt noch manchmal. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß mich noch kein Soldatentod (im Freundes- und Bekanntenkreis ist ja vieles geschehen) so ergriffen hat wie dieser. Dieser Tod (kurz vor der Landung, einen oder zwei Tage vor seiner Abkommandierung als Ausbilder nach Döbritz) ist so unfaßbar, erscheint so sinnlos, daß man in die schwärzeste Verzweiflung sinken müßte, wenn man nicht den unerschütterlichen Glauben in Gottes Führung hätte und seinen Entschlüssen fest vertraute. «Alles, was geschieht, schüttet Gott nur aus seiner rechten in die linke Hand» (Zerzer?) Und wir müssen einmal erfahren haben, daß wir ein tiefes Leid nur dadurch überwinden, wenn wir es *bewußt durchleben* und nicht etwa Trost in der Ablenkung suchen. Ein Leid darf uns nicht müde machen und abstumpfen lassen, wir dürfen es nicht hinnehmen und resignieren – nein, es muß uns wie ein Feuer durchbrennen, ausglühen und reifer machen. Das kommt nicht von selbst, dazu muß man etwas *tun*. Ach, wie schwer ist es –.

Ich gedenke Ihrer und Ihrer lieben Familie mit herzlichen Grüßen und den besten Wünschen Ihre Elfriede A.

Burckhardt, Wilhelm *1873 **Solingen**

In dieser Woche habe ich feste am Schreibtisch gearbeitet. Ich war mit der Jahresabrechnung für den Gustav Adolf-Verein beschäftigt. Das erfordert immer scharfes Aufpassen und sorgfältiges Rechnen, was dem alten Kopf nicht mehr so glatt eingehen will. Mit einem Seufzer der Erleichterung konnte ich gestern den Abschluß machen, froh, daß alles auf Heller und Pfennig klappte. Es handelt sich immerhin um einige

Tausende, und die Arbeit erfolgt nicht um «Leistungslohn», ist darum aber nicht weniger befriedigend, wenn sie gut abläuft. Nun soll der heutige predigtfreie Sonnabendvormittag einer kleinen Sonntagsplauderei mit Euch gehören.

Inzwischen hat ja wohl Hans Erich seinen vielberufenen Vortrag von sich gegeben und den hoffentlich nicht zu geringen *Leistungslohn* dafür eingestrichen!! Was wäre das schön, wenn er, d.h. Hans-Erich, im Lande bleiben könnte und sich nicht in der Ferne und Fremde verdingen müßte! An Projekten hier wie dort fehlt es anscheinend nicht, wenn nur die Ausführungsmöglichkeiten in gleicher Fülle da wären! Ob sich der «Deutsche Geist» auch da nochmal durchbeißt? Hoffen wir das Beste! Wir sind alt und über kurz oder lang abgetan. Aber man verfolgt die Dinge doch immer noch mit innerster Anteilnahme, wenn auch nicht mehr mit der früheren Leidenschaftlichkeit – und das ist ja wohl auch gut so! Ihr Jungen müßt es machen, wobei Ihr schon an die Kinder und wir an die Enkelkinder denken. Fragen über Fragen, Sorgen über Sorgen, aber auch Vertrauen und Hoffen – Wer glaubt, flieht nicht! Und das rechte Hoffen läßt nicht zuschanden werden!

Wir trauern sehr mit den nun ganz alleinstehenden Eltern Merkel um ihren einzigen Sohn, der am 1. Weihnachtstage im Lazarett Wilna an schwerer Verwundung starb. Ich denke mit daran, wie ihre einzige Tochter Irmgard starb u. wie schwer sie, besonders die Mutter, daran trugen. Und nun der einzige Sohn! Ich weiß nicht, ob ihnen ihr Nationalsozialismus den rechten Trost und Halt bietet. Ich wies sie jedenfalls an eine andere, bewährte Quelle, die, wie viele Fälle beweisen, *auch heute noch* ergiebig ist…

Richard B. *1922 **Stargard**

Gestern war ich als Courier in Prenzlau. Habe dabei Pasewalk kennengelernt; die Stadt, in der der Führer im Lazarett lag: «– und da faßte ich den Entschluß, Politiker zu werden». – Ein Entschluß der wahrlich das Geschick eines ganzen Volkes bestimmen sollte. Ohne ihn hätten wir jetzt nicht wieder einen Weltkrieg, aber wir wären auch unfrei. Und mir ist es schon so lieber! Und wir siegen auch! – Im übrigen ist Pasewalk, wie alle pommerschen Kleinstädte eine sehr wehrhafte Siedlung mit Mauer, Graben und Wehrtürmen. Genauso, nur größer und moderner ist Prenzlau. Immer wieder werde ich ergriffen von der Romantik einer kleinen Stadt. Fast möchte ich darin wohnen. Allerdings mit einer Großstadt in erreichbarer Nähe! Vielleicht ist es gut, wenn man als Kind in einer kleinen Stadt aufwächst und erst später, vielleicht als 17–18jäh-

riger mit dem Großstadtleben, seinen guten und auch schlechten Seiten bekannt wird. Man bekommt dann ein geändertes Verhältnis zur Umwelt und Natur, lernt seine Mitmenschen besser zu erkennen und erkennt klarer all das Unnatürliche einer Großstadt.
Die Rückreise war ganz interessant: französische Unterhaltung mit zwei französischen Gefangenen über Paris. Dadurch angeregt kommt ein Deutscher aus Riga, der einen sehr gediegenen Eindruck macht, mit mir über Rußland ins Gespräch. Zum Abschluß wieder 1½ St. Fußmarsch durch vereistes Pommern. Elende Schinderei!
Ja, und nun gibt es neue Nervenanspannung: der Lehrgang steht kurz vor dem Ende, die Frage nach dem «was nun?» taucht auf. Wieder besteht die Möglichkeit, hier als Funklehrer bleiben zu können. Nur das nicht!!! Oder aber wir sollen Nachtjäger werden. Ist auch nichts für mich! Oder aber, ich habe meine N.V.W. Arbeit verhauen und muß nochmal hier mitmachen. Wär noch das Geringste. Aber warten, nur warten. Und wenn die Gelegenheit günstig ist, ein klein wenig Diplomatie anwenden, wenns auch schwer ist, sie zwischen die Zähne eines so genau arbeitenden und willkürlichen Uhrwerks zu bringen, wie der Kommis nun einmal ist.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**
Alarm von 23.40 bis O.27 Uhr. Ich bleibe lesend im Bett. Kein Schießen zu hören. Einzelne Flugzeuge gegen Aachen.

Johannsen, Marie 1886–1975 **Hamburg**
Kein Fliegeralarm in der Nacht.
19–19.45 Uhr Fliegeralarm. Es fiel kein Schuß, wir blieben oben (wir waren sehr hungrig und wollten gerade Abendbrot essen). 20.30–22.20 erneut Fliegeralarm. Da stark geschossen wurde, gingen wir in den Keller; wir waren 15 Personen. 12 Uhr ins Bett. Angriff auf Berlin.

Hugo B. **Berlin**
Ruhige Nacht. Abends, von 19.30 bis 22.00 Uhr Fliegeralarm. Alles kam überraschend. Volle zwei Stunden hintereinander starkes, ununterbrochenes Flakfeuer. Krachen, Tosen und Heulen der Bomben und Granaten. Brände in östlicher und westlicher Richtung.

Quaatz, Reinhold Georg 1876–1953 **Berlin-Lichtenrade**
Schwerer Bombenangriff. Zahlreiche Brände in L'rade. Er galt augenscheinlich dem Industriebezirk Marienfelde. Die Maschinen, die den

Sperrgürtel nicht durchbrechen konnten, lösten ihre Bombenlast auf L'rade. Ein Flieger beschoß die Straße vor unserm Hause.

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**
Lachen auf den Straßen, es taut, 2° Wärme etwa.
Um 7 Uhr Abds. Voralarm, dann Alarm, bis ½11 im Keller: öfteres Schießen, fern und nah, Flieger.
Las bei Hulme «Theory of Art», im «New Age», passiv und desultorily.

Aus dem Klassenbuch eines Gymnasiums (Quarta)
1. –
2. Nachschrift
3. Latein: Formenübungen, Lekt. –1 extemp.
4. Griechisch St. 15, 1–7 extemp.
5. Syrien, Palästina, Irak in Umrißkarte eintragen

Wieschenberg, Hilde 1910–1984 **Düsseldorf**
Mein lieber Franz, unser bester Papa.
Heute vor 8 Tagen hast Du uns verlassen. So still ist es um mich, und wieviel Raum ist noch in unserem warmen Stübchen, wo mein Franz sich ausruhen könnte. Dein Platz auf dem Sofa ist leer. Ich muß die Augen schließen, wenn ich Dich ganz lebendig hierher zaubern will. Dann betrachte ich Dein Gesicht wie so oft in den Urlaubstagen. Ich halte Deine Hand und sinne darüber nach, was sich wohl für Gedanken hinter Deiner Stirn bewegen. Siehst Du Liebes, heute finde ich es gar nicht nett von mir, daß ich Dich um ein Wort bat. Du suchtest nur die Ruhe und hast sie vielleicht nicht restlos in Deinem Urlaub gefunden. Wenn ich überhaupt die beiden Fronturlaube miteinander vergleiche, dann stelle ich fest, wie wesensgleich der Mensch mit der Natur draußen ist.
Im Winter verhüllt sich alles unter einer weißen Decke, oder wo diese fehlt, ragen kahl und farblos Baum und Strauch 'gen Himmel, als wollen sie sagen, es lohnt sich nicht, über mich zu reden. Im Sommer dagegen, wenn die lichten, reizenden Farben das Auge anziehen, dann spürt man, wie das keimende Leben atmet, wie sich alles entfaltet und Freude spenden will.
Genau so geht es den Menschen. Dieses Thema kann man nun durch beliebig viel Beispiele ausdehnen. Ich möcht nur eins erwähnen, was mich im Augenblick am meisten beschäftigt. Daß Euer Gegner im Osten nur die Zeit des Winters für seinen schlimmsten Angriff benützt, ist

bezeichnend für die Art der führenden Leute, und daß der Tod und die Vernichtung ihr Waffengefährte ist. Die höchste Steigerung von Haß kann auch nur den Winter zum Weggenossen haben. Wir Deutschen dagegen legen den Schwerpunkt der Kämpfe in eine Zeit, wo das Sonnenlicht den Tag erhellt, wo der Mensch außer der Unbill des Krieges auch das immer wieder Erneuern, Wachsen, Blühen und Werden in der Natur sieht. Wenn es auch nur für kurze Minuten ist.
Laß Dich herzlich und innig küssen von Deiner Hilde und Deinen Töchterchen Annemie u. Hildchen.

Aus der Pressekonferenz der Reichsregierung **Berlin**

5. Auf eine Mitteilung des Washingtoner Rundfunks, die besagt, daß neue Bombardierungen Berlins bevorstünden, darf nicht eingegangen werden.

6. In Lissabon sind 11 amerikanische Flugzeuge notgelandet. Nicht darauf eingehen.

7. Aus Anlaß der Eröffnung der kulturellen Abteilung seiner Botschaft hat der amerikanische Botschafter in Spanien eine Rede gehalten, in der er erklärte, Spanien werde es bei einem Siege der Alliierten schlimm ergehen. In diesem Zusammenhang sei es gut, die Stellung Roosevelts zu Franco einmal aufzuzeigen und daran zu erinnern, daß auch Frau Roosevelt im spanischen Bürgerkrieg das rote Spanien unterstützt habe. Man könne dabei an die große Propaganda erinnern für die Befreiung der Rotspanier in Nordafrika.

9. OKW: Meldungen über örtliche Abwehrerfolge an der Ostfront, die im Wehrmachtbericht gelegentlich erscheinen, sind nicht in die Überschrift zu nehmen. Der Leser könnte durch diese dauernden Hinweise auf einen bestimmten Kampfabschnitt abgestumpft werden. Es ist möglich, daß im heutigen Wehrmachtbericht der Kampf zwischen Don und Wolga angesprochen wird. Wenn dies der Fall ist, soll diese Anweisung besonders beachtet werden. Sollte heute Stalingrad erwähnt werden, so wird ein Punkt der Tagesparole nachgetragen werden.

abends:

1. Der entschlossene harte Abwehrkampf der deutschen Sperrstellen im Raum von Stalingrad ist an Hand der Formulierungen des okw-Berichtes auch in Überschriften und in der Aufmachung entsprechend hervorzuheben.

Pechtold, Hildegard 1905–1967
An ihren Mann in Rußland **Koburg**

Lieber Walter!
Zur Zeit hört man nicht viel Erfreuliches von der Ostfront. Große Aufregung herrscht bei Familie Optiker Schmidt. Dem Fritz seine Leute sind alle den Russen in die Hände gefallen, nur er und noch ein Offizier haben sich durchgeschlagen. Die alte Frau Schmidt soll ganz aus dem Häuschen sein. Hoffentlich bleibt Dir das Glück weiterhin hold, ich drücke den Daumen. Meine Gedanken sind ja so viel bei Dir.
Was sagst Du zu Onkel Max Heirat? Ich soll mich nun entscheiden, was mit den Möbeln werden soll. Das hat mir gerade noch gefehlt … Bleib gesund! D. Hilde.

Wagener, Hildegard *1918
Brief Nr. 464 **Hamburg**

Vielleicht bist Du heute noch in Diedenhofen, und meine Gedanken finden Dich dort, vielleicht sitzt Du aber bereits wieder auf der Bahn und rollst nach dem Osten. Nun beginnt wieder die Zeit des Wartens und des Sehnens, und wir müssen anfangen, unser Wiedersehen nach Monaten zu zählen. Mir ist der Abschied dieses Mal besonders schwer gefallen. Es war mir, als ginge ein Stück meiner selbst fort. So gut es von Werner gemeint war, daß ich nicht allein nach Hause gehen sollte und so schmerzlich das Gefühl auch ist, wenn man einsam auf dem Bahnsteig zurück bleibt und dem Zug nachwinkt, ich wäre doch gern allein geblieben, hätte mich in die Bahn gesetzt und wäre in Gedanken noch ganz mit Dir zusammen gewesen. Wie gleichgültig sind dann alle Worte, die man sprechen muß.
Ich bin so dankbar, daß wir noch einmal zusammen sein konnten, es war wunderschön mit Dir, und ich bin so glücklich. Nach unserer Hochzeitsreise war mir etwas seltsam, ich war nicht mehr Hildegard Villa aber auch noch nicht ganz Hildegard Wagener, jetzt dagegen fühle ich mich ganz als Deine Frau und «Komme mir verheiratet vor». Wie schön muß es erst werden, wenn wir ganz zusammen sind und kein Krieg uns auseinander reißt.
Als ich heute den Wehrmachtsbericht las, dachte ich, daß man gerade jetzt persönliche Wünsche und Gefühle zurückstellen muß, da es an allen Fronten nicht gut aussieht.
Du gehörst jetzt auf Deinen Platz wie jeder Soldat draußen, und es ist ein schönes und stolzes Gefühl für mich, daß ich weiß, daß Du immer Deine Pflicht tun wirst. Seine Pflicht tun, heißt nicht, seine Person unüberlegt

und rücksichtslos einsetzen, sondern nach dem Gebot der Stunde handeln.
Es ist jetzt 20 Uhr, eben blasen sie den zweiten Alarm. Wir sind noch nicht im Keller gewesen, es ist sehr kalt unten, man hat uns den Ofen gestohlen.

Moering, Klaus-Andreas 1915–1945 **im Osten**
Auf dem Marsch nach Nishne Gniloje

Liebste Meine Du – wir mußten gestern noch bis 23 Uhr warten, dann ging es los, mit 1¼ Stunden Rast bis heute um 10 Uhr marschiert. Die Nacht war eisig; während man im Sommer froh ist, sich mal auf den Wagen setzen zu können, war jetzt Laufen die einzige Möglichkeit, möglichst über holprige Wege oder durch etwas Schnee – durch den plötzlichen Wechsel vom Btl. zur Komp. habe ich zum Unglück nur ein Paar Schnürschuhe – Lederstiefel waren gerade beim Schuster und Filzstiefel besaß ich keine selber. Wie diese Kälte Schwierigkeiten macht, nur ein paar Beispiele – Brot nur mit dem Beil zu trennen – kein Messer kommt durch das zu Stein gefrorene. Handtuch, Waschlappen: Bretter – alles durch und durch gefroren. Doch solange wir hier noch in den Panjehäusern rasten, kann man etwas auftauen – schwieriger wird es auf der Bahn. – Trotzdem ich aber seit gestern früh um 5 Uhr auf bin, war der Weg doch schön, besonders, als der Himmel aufging – ein schöner, klarer, eisiger Tag – das Land, im Sommer sicher triste, hat im Winter seine Reife – etwas bergig – auf große Strecken bewegt, zart in seiner Zeichnung: verreifte Wiesenunkräuter, Weiden in den Schluchten, Schneedächer, der Hauptbestandteil der Häuser, die sich kilometerlang zu einem Dorf hinziehen, jedes mit seinem hellen Rauch. Eine Gruppe Frauen, die Stroh dengelt, die Panjepferdchen mit ihren dicken Winterfellchen, Schlitten – neulich machte ich so eine Schlittenfahrt mit – sportlich elegant. In den Panjehäusern – nicht gerade zivilisiert – aber interessant, oft sehr reizvolle Jungengesichter. Besonders der Ofen, der Hauptteil des Zimmers – zum Schlafen, zum Backen, zu allem, ist ein prima Möbel. Übrigens muß die russische Sprache sehr fein sein, ähnlich der deutschen, schwer, aber viel bergend – das merkte ich an den vielen Wortspielen zum Beispiel, die Wladimir oft anbrachte. Auch viel Humor muß die russische Sprache besitzen. Es hat sicher Vorteile, aus dem Scheuklappen-Grabensystem nunmal rausgekommen zu sein – nur für den Winter wäre ich doch lieber bei unseren Öfen geblieben – ich glaube kaum, daß wir ähnliches treffen werden. Anscheinend geht es nicht sehr weit von uns, etwas südlich wohl …

Übrigens habe ich viel Sachen abstoßen müssen, und werde wohl noch mehr wieder wegwerfen – auch das eine nicht schlechte Soldatennotwendigkeit.
Mädchen, wie liebe ich Dich!
Grüße sehr Deine und meine Eltern und sehr Andrea. Hoffentlich können wir heute Nacht etwas schlafen. Es ist dunkel – Kuß, D. Kl.

Eberhard W. **Rußland**
An Manfred Hausmann

Sehr geehrter Herr Hausmann.
Soeben habe ich mühsam ein Fläschchen Tinte über einem Kerzenstummel aufgetaut und dann in den letzten kläglichen Resten meines Briefpapiers nach einem geeigneten Bogen für einen Brief an Sie herumgesucht. Dabei fand ich diesen, sanftzerdrückt, und wohl nicht mehr ganz sauber (ich kanns bei dem bißchen Licht nicht so genau sehen, und außerdem spielt das auch in Rußland weiter keine große Rolle…).
Genau diesen Bogen wollte ich Ihnen eigentlich schon von Bremen aus schicken, als ich plötzlich «Bühnenbildner und technischer Leiter einer Tempo-Revue von 24 Bildern…» geworden war. Was es nicht alles gibt.
Damals war ich so fröhlich mit meiner Leinwand von Ihnen abgezogen, und am nächsten Tag auf Urlaub gefahren.
Im August kam ich wieder, und als ich nachts, um drei Uhr durch die Wache ging, saß da der «Dramaturg» der Revue und heuerte mich als «Bildner», und ich, einen Rettungsanker witternd, machte zur selben Sekunde mit.
Eine kleine Gruppe eingezogener Theater- und Filmleute (die ich ja soo liebe!) zogen innerhalb weniger Wochen eine Riesenrevue buchstäblich aus dem Dreck. Einfach aus dem Nichts war über Nacht ein wildes Ensemble beisammen, ein tolles Ballett und eine einfach phänomenale Jazzband.
Mit einem Tischler und einem Sattler baute ich in einem Kasernenluftschutzkeller eine «passende» Dekoration. Es war unmenschlich, die Arbeit. Wir kamen herab wie arme hungernde Hunde und schliefen nur noch zwei Stunden in der Nacht. (Die Dekoration war noch unmenschlicher … Den Ausschnitt einer verunglückten Anfangsskizze habe ich ja hier als Titelblatt aufgeklebt…)
Am 1. November ging der ganze Rummel los, und am 12. machten wir unter dem Deckmantel: Theater der Wehrmacht fürchterlichen Staub im Bremer Schauspielhaus. Gott, o Gott!

Für mich war die Sache ein wüster Jux, leider hatte ich die Arbeit von sehr ausgewachsenen Bühnenfachleuten zu bewältigen.
Bis Anfang Dezember beglückten wir dann Wilhelmshaven, ein geradezu unglaublicher Erfolg. Unsere wenig bekleideten Mädchen zogen den Pöbel in Massen an. Unser Jazz war auch groß... (Wir hatten Verträge bis zum Jahre 1944...)
Da brach die Hölle von Stalingrad los, und alles, was noch laufen konnte (und kann), mußte (und muß) laut OKH-Befehl ins Feld. Auch wir, die schon träumten, mit unserer Tingel-Tangel-Kraft durch Freude-Bude den Krieg gewonnen zu haben.
Aber ich kann der ganzen Geschichte weiter keine Tränen nachweinen. Schade ist nur, daß ich Ihr Bild nicht fertigstellen konnte. Nun wird es vielleicht niemals mehr fertig werden... Hier ist eisiger Wind und viel Hunger und Elend und Schnee und eine Kälte, die einen fürchten macht das Wasser abzuschlagen. Keiner kann wissen, wie es hier ist, der noch nicht hier gewesen ist.
Es ist so verloren und ausweglos hier, daß ich schon lange meine, überhaupt nicht mehr da zu sein. Alles, was um mich geschieht, ist so interesselos für mich, daß ich oft glaube, nur ein aufgezogener Roboter zu sein. In der Nacht träume ich dann im Schlaf von lauter Weihnachtsbäumen mit Lametta, Zinnsoldaten und dem heiteren Fridolin, den mir mein Vater, als ich fünf Jahre alt war, jeden Freitag morgen an mein weißgestrichenes Kinderbett hängte. Ob Sie den heiteren Fridolin allerdings kennen, das weiß ich nicht...
Aber ich weiß nicht, ob dies alles, was ich Ihnen hier vorerzähle, eigentlich von Interesse für Sie ist, ich möchte Ihnen ja noch allerhand anderes schreiben. Aber die Gründe, warum das nicht geht, die wissen Sie ja auch.
Jedenfalls danke ich Ihnen noch einmal sehr, sehr herzlich, daß Sie sich in Worpswede ein paar Mal mit mir abgegeben haben, und daß ich sogar mit Ihnen rote Grütze essen durfte. Das war bestimmt das Schönste.
Viele herzliche Grüße. Ihr ergebener Eberhard W.

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**
An Margot Broisch
Liebe Margot!
Es gab nicht den angekündigten Film «Altes Herz wird wieder jung», sondern einen anderen, dessen Titel ich wegen der Belanglosigkeit des ganzen Stückes schon wieder vergessen habe. In den Hauptrollen spielten Lizzi Waldmüller und Albert Matterstock. Ich habe die Waldmüller schon oft gesehen, aber eine so unbedeutende Rolle hat sie im Film bisher noch nicht gehabt. Sie spielte ihre Rolle auch sehr gefällig. Den größten Erfolg kann zweifellos die trockene Komik Rudolf Platte's für sich buchen. Das Thema war recht abgedroschen. Eigentlich schade, daß ich deswegen losgezogen bin.

Bock, Gustav 1906–1990
Meine liebe Frida! **Stalag 365, Ukraine**
Gestern war ich, wie ich Dir schon schrieb, über Land. Es war nicht sehr kalt aber ein eisiger Wind wehte draußen. Durch meinen Pelzmantel ging aber keine Kälte. Meine Gefangenen haben sich bis auf einen tapfer gehalten. Er ist krank geworden, aber er muß vorher schon krank gewesen sein. Ich war aber doch froh, als die Lokomotive kam, und uns wieder einlöste. Heute wie üblich Dienst und anschließend Duschen. Am Nachmittag bin ich in der Stube geblieben. Für Dich habe ich wieder etwas Speck erhandelt, nächste Woche sollst Du ihn bekommen. Lieber Racker, ich wünsche Dir einen recht frohen, angenehmen Sonntag. Es grüßt herzlichst Dein Bocky.
Grüße Ilse u. Mutter

Knoller, Hans 1917–1973
Mein geliebter, kleiner Butz, im Osten
heute ist der bisher kälteste Tag; über 30° sind draußen. Ich habe nun auch Filzstiefel, so daß mir der Winter nach menschlichem Ermessen nicht mehr viel anhaben kann. Gestern war ich zum Pferdeappell in der P.[?]stellung meiner Batterie, um einen Überblick über die Pferde, über die Küche und vor allem natürlich über die Leute zu kriegen. Ich habe den Eindruck, daß die Männer mich alle gern behalten würden. Mit ihrem Hauptmann scheinen sie bisher nicht sehr gut ausgekommen zu sein. Ich habe ihn noch nicht gesehen, aber es scheint so ein Typ wie Ulrich in seiner verrücktesten Zeit zu sein. – Nach Dunkelwerden bin ich wieder auf der B.-Stelle angekommen. Die Lage hier oben ist etwas ruhiger geworden, doch sind wir hier zweifellos an einer der interessantesten Stellen der Ostfront. In unserem Bunker kann man es durchaus aushalten. Ich hoffe außerdem, bis in ein paar Tagen einen Rad. aufzutreiben – dann fehlt mir ohnehin nichts mehr. Unter den Leuten hier oben sind einige recht interessante Gesichter: Ein Landwirt aus Pommern, ein Kellner aus Kiel, der einmal Sänger werden wollte, ein Philosophie-Student aus Hamburg, der recht schnell Offz. werden will und der mir noch nicht so ganz gefällt, ein Abiturient, recht schüchtern

und diensteifrig, ein alter Stabsgefreiter, der unbedingt heiraten will, sich mit einer Unmenge Mädchen schreibt und die Briefe alle lesen läßt, um sich Rat zu holen – das sind etwa die wichtigsten Nummern. Wir haben untereinander schon guten Kontakt gefunden, es wird auch hier alles in Ordnung kommen.

Spellmeyer, Gerhard 1907–1990 **im Osten**

Meine liebe Frau Martha!

Heute kam Dein Brief mit dem Löckchen von Walter. Das Löckchen habe ich mir an die Wange gehalten und liebkost. Es ist doch ein zärtliches Gefühl, die Häärlein von dem Schopfe unseres Buben zu spüren. Nun hast Du Walter zum ersten Mal den wilden Schopf beschnitten. Da wirst Du ihn bald schon zum Frisör bringen müssen. Eine neue Sorge! So bleibt es aber mit den Kindern: jedes Lebensalter bringt neue Nöte und Sorgen. Wie lang sind denn jetzt Gerhards Haare? Von mir habe ich nichts Neues zu berichten. Die Tage verlaufen eintönig. Zu tun ist ja immer etwas. Es gibt immer noch etwas zu bauen und zu verbessern. Brennholz muß geschlagen und herbeigeschafft werden. Wir heizen mit frischem Birkenholz. Am Ofen etwas angetrocknet, brennt es vorzüglich und hat von allen Hölzern die beste Heizkraft. Eine Birke von der Größe, wie Du sie unten in unserem Garten am Zaun hast, würde meinen Bedarf an Brennholz für meinen Bunker für etwa 10 Tage decken. Es geht ja dabei viel Wärme zum Schornstein hinaus. In einigen Bunkern haben wir auch Ziegelöfen, welche den Heizwert besser ausnutzen und sparsamer brennen. Es friert augenblicklich um die 20° herum. Wir empfinden die Kälte kaum, haben es ja auch so gut in ruhiger Stellung. Andere müssen auch in diesem Winter herumziehen. Dörfer gibt es keine mehr im Kampfgebiet wie im vorigen Winter noch. Wir können nicht dankbar genug dafür sein, daß wir es so gut haben.

Genug für heute! Gott befohlen! Dich und die Buben küßt

Dein Gerhard.

Ich habe noch einige Minuten Zeit und auf dem Papier ist noch so viel Platz, auf dem ich Dir etwas Liebes schreiben kann. Ich fühle, daß ich Dir noch viel mehr Liebes sagen könnte, weiß aber nicht, wie ichs machen soll. Der nebenstehende Brief ist so trocken. Du, meine liebe liebe Herz- und Hauskönigin! Ich habe Dich lieb und denke viel an Dich. – Gleich ist es 10 Uhr. Dann will ich mit einem Unteroffizier und zwei Männern noch einen Gang in den Mondschein hinaus tun. In unserer Nähe räumt eine Einheit ihre Stellung. Da stürzen wir uns dann

gleich wie die Hyänen auf die verlassenen Bunker und suchen, ob wir da noch irgendwelche Wertgegenstände finden, als da sind: Türen, Fensterscheiben, Ofenrohre und dergleichen mehr. Die Kameraden, die dort ausziehen, wandern an eine andere Stelle, wo sie dann von Neuem zu bauen beginnen. Wie gut haben wirs, daß wir in diesem Winter vor solchem Schicksal bisher bewahrt bleiben.

In der vergangenen Nacht habe ich von Dir geträumt, und im Traume auch schon das dritte Kindlein auf dem Arme gehalten, das wir von Gott erbitten.

Nun Gute Nacht! Ich befehle Euch und alle Lieben in den Schutz der starken Engel Gottes. Dein Gerhard.

Oestmann, Eckart *1922

Liebe Eltern! **Schilowa-Gorki**

Letzte Nacht wehte ein scharfer Wind, der auch heute anhielt. Der Gang zum «oo» ist jetzt kein Vergnügen, seit unser gutes im Ziegenstall verbrannt ist. Jetzt sitzen wir wieder in einer zugigen Bretterbude. Der Wiederaufbau nahm heute seinen Fortgang. Zunächst wurde der nicht zerstörte Teil, von dem man aber die Schindeln gerissen hatte, abgedeckt und zwar mit Platten, die wie Wellblech aussehen, aber aus Zementmasse bestehen. Weiteres Baumaterial wurde herangefahren. Die verkohlten Balken wurden weggeräumt, und die Ruine sieht schon etwas besser aus.

Da wir heute Nachmittag Dienst hatten, konnten wir schon um 9 Uhr saunen. So ist es erheblich vorteilhafter, als wenn wir im Anschluß an unseren Dienst in die dann meist kalte Sauna müßten.

Da fällt mir noch ein, daß ich etwas über die hiesige Fauna – nicht Sauna – schreiben wollte. Es wurden bislang gesichtet: 1 Hase, 1 Fuchs, 1 wildernder Hund, fälschlich als Wolf angesehen. Ich beobachtete neben einigen gemeinen Feldspatzen und vollgefressenen Krähen, heute eine Blaumeise. Das dürften aber auch schon alle Tierarten sein. In diesen einsamen Waldgebieten müßten eigentlich mehr Tierarten anzutreffen sein.

Abends helles Licht, 6 Mann, ein «Mensch ärger dich nicht»-Spiel. Ich hatte heute Glück. Allerdings mit dem 4. kam ich nicht herein und wurde dauernd geworfen. Alles hackte auf dem schwarzen Stein herum. Der «Hanseat» behauptete sich trotz des «Hetzens» der Süddeutschen, und es gelang mir tatsächlich, Erster zu werden. Bei solch einem Spiel geht es natürlich hoch her und die einzelnen Landesteile gehen aufeinander (mit Worten) los. Das macht natürlich Spaß. – Könnt Ihr mir

Figuren für ein Halma-Spiel schicken? Das Spielfeld mache ich selbst. Herzliche Grüße, Euer Eckart.

Zucker, Helmut †1944 **Luga am Ilmensee**
An seine Schwester in Berlin
Liebe Hulda!
*Zunächst: Ich sitze trotz seit einigen Tagen nun doch mal einigermaßen russischer Kälte in Hemdsärmeln, allerdings nicht auf meiner eigentlichen Stube, die ich vorübergehend kaltgestellt habe, sondern auf «Stube 12». Das ist hier ein Begriff, nämlich es ist die beste Mannschaftsstube nach Einrichtung, Sauberkeit und auch personeller Zusammensetzung. Wir heizen einen eingebauten Russenofen aus der leerstehenden Nachbarstube jetzt in der Regel jeden Mittag bis gegen Abend, und in der Stube selbst noch einen kleinen Bunkerofen. Wenn man dann einigermaßen trockenes Holz hat, heizt es sich prima, und auch nachts wird es nicht so bitter kalt, so daß ich schon die Trainingshose entbehren kann. Den Kopfschützer habe ich schon mehrmals getragen, natürlich unter dem Mantel, Kragen *nicht* hochgeschlagen, das ist hier im Ort sowieso noch verboten, bei Schlittenfahrten der Pelzmantel darüber.*
Meine Zahnbehandlung ist zunächst abgeschlossen. Der linke obere Eckzahn hat allerdings nur eine sehr primitive Füllung gekriegt und stellt jetzt einen Stummel dar, da sie Stiftzähne hier nicht machen können. Schlecht ist nur die Sache mit dem Zähneputzen, weil man dann meist abends kein gekochtes Wasser hat und höchstens Kaffee oder Tee nehmen kann.
Unser Feldwebel hat einen anscheinend beinahe instinktiven Haß gegen allen Innendienst, der so offenkundig geworden ist, daß schon die halbe Kompanie davon sprach und den Kopf darüber schüttelte; und der hat sich nun hauptsächlich, verbunden wohl mit Neid auf das «angenehme Leben» und vielleicht gar Argwohn, daß man mehr zu essen hätte als einem zusteht, gegen mich gekehrt. Jedoch geht das alles meist hinterhältig und heimtückisch vor sich mit Ausnahme des Uffz-Abends, wo er mich hauptsächlich besoffen machte. Er hätte beinahe schon mein korrektes Verhältnis zum Spieß hintertrieben. Eine von mir herbeigeführte Aussprache mit dem Spieß hat das fürs erste mißlingen lassen.
Ich schrieb wohl schon von dem Kaffeeklatsch, der beim Spieß stattfand, der sich immerhin wenigstens mal auf einer geistigen Ebene abspielte, mir aber bewies, daß mein Verhältnis gerade zu den Funktionen eben auch allerhöchstens ein kollegial-korrektes sein kann. Wenn nämlich jemand sein eigenes persönliches Opfer, jahrelang von der

Familie getrennt zu leben, ohne dabei selbst einmal im Fronteinsatz gewesen zu sein, bewußt über das Opfer des einen Mannes stellt [Hitler], der nicht nur sein eigenes, schon im Frieden gigantisches Lebenswerk bedroht sieht, sondern auch die Leiden und Opfer seines ganzen Volkes millionenfach miterlebt – wenn er das obendrein in einer schon fast gehässigen Form bezweifelt ebenso wie die tiefe Frömmigkeit dieses Mannes – dann kann ich da trotz einer gesunden Portion realistischer Betrachtungsweise nicht mehr mit.
Am 7. brachen die Wiener auf, ein blutjunger Kriegsfreiwilliger darunter, eben achtzehn geworden, Fähnleinführer, ein kleines Kerlchen, aber von eisernem Willen. Er sollte KOB werden, hatte es sich aber anscheinend durch etwas vorlautes Aufmucken gegenüber Vorgesetzten (Widersprechen im Gliede!) verscherzt. Gerade darum habe ich ihn auch nicht gerne ziehen lassen. Jung und eben noch unausgeglichen – doch soll man nicht dies «Vorrecht» dem Achtzehnjährigen belassen? – stand doch auch er für die besten seiner engeren Heimat.

Schmidt, Gottfried *1922
Liebe Eltern! **Mielau [Mlawa]**
Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, werde ich wohl – Gott sei Dank – nicht mehr hier weilen, sondern mich mit meinen Kameraden mit Volldampf einem noch unbekannten Ziele zubewegen. [Zusatz des Autors: An die Leningrader Front, zunächst in eine Auffangstellung, von der aus – das Dorf hieß Wolosowo (bei Gatschina) – «man jede Nacht den Himmel über Leningrad sah: Ein Dom von Flakscheinwerfern und Flak, wenn deutsche Flieger angriffen.»] In den allernächsten Tagen soll's nun endlich losgehen! Wohin ist, wie gesagt, noch völlig unbekannt. Nach Osten wirds ja aber wohl bestimmt gehen. Wohin sollte es jetzt auch gehen!? Osten ist ja nun einmal überall das letzte «Schlagwort». Leider! Zu gerne hätte ich auch mal was anderes gesehen. Nur seit 1941 immer im «dunklen» Osten! Na, es läßt sich eben nicht ändern. Wenn man im Osten ist, kann man auf Verlegung nach Westen rechnen. Liegt man im Westen, fürchtet man die Übersiedlung nach Osten. – Unser bevorstehender Einsatz ist sicher nicht so toll als «man» glaubt. Vor allem werden solche Sachen meistens übertrieben von Großsprechern. Was den Schutz gegen Kälte anbetrifft, so könnt Ihr völlig beruhigt sein. Wir haben dicke gefütterte Schutzanzüge, Tarnjacken und Kopfhauben, Knieschützer, Filzstiefel etc. Wie warm man z. B. in den Pelzmänteln steckt, konnte ich heute nacht bei der Wache selbst sehen. Solche Sachen wie vorigen Winter können also kaum geschehen. Dafür sorgte man gut

bei den Luftwaffen-Divisionen. Darin ist ja die Luftwaffe groß. – Ja, so ändern sich die Zeiten. Nun bin ich als s.M.G. = Schütze (schweres Maschinengewehr) bei den Jägern gelandet. Innerhalb von zwei Dienstjahren war ich Fernschreiber, Bau- und Betriebsfernsprecher, Melder bei den Sturmpionieren und jetzt M.G.-Schütze. Was werde ich in zwei Jahren sein?

Reichspropagandaministerium **Berlin**
Ewald Ludwig Krümmer *1896, Gerhard Todenhöfer *1913

Der Minister kommt auf den Eindruck zu sprechen, den ein aus dem Ausland besorgter Film über die Verteidigung von Leningrad im vorigen Winter vermittelt. Er ordnet an, daß die verantwortlichen Leiter der deutschen Propaganda diesen Film ansehen, weil er zeigt, welch ungeheurer Unterschied zwischen der deutschen und der russischen Kraftanstrengung besteht und wie gering die Mitwirkung der deutschen Zivilbevölkerung im Verhältnis zur russischen ist. Gleichzeitig zeige der Film die Meisterschaft der Russen im Improvisieren; das Geheimnis des russischen Erfolges sei u. a. der Einsatz der rücksichtslosesten und härtesten Typen in den führenden Positionen. Der Minister führt aus, daß wir diesen Thälmann-Typen im gegebenen Falle ebensolche Typen gegenüberstellen müßten, um mit ihnen fertig zu werden.

Jagow, Dietrich von 1892–1945 **Budapest**

An Staatssekretär Freiherr v. Weizsäcker, Auswärtiges Amt
Geheim

Lieber Herr v. Weizsäcker!

Ich möchte Ihnen gern über ein Gespräch mit dem Ministerpräsidenten in dieser Form berichten, weil es ziemlich zusammenhanglos verlief, andererseits aber doch symptomatisch war und weil insbesondere auch die äußeren Umstände m. E. deutlich zu erkennen geben, daß der Ministerpräsident unbedingt Wert darauf legte, in dieser zwanglosen Form mit mir zu sprechen.

Frau v. Kállay hatte meine Frau und mich für den 14. d. M. in ihre Loge in die Oper eingeladen. Nachdem wir dort waren, teilte sie mir mit, daß, nachdem ich gekommen sei, nun auch ihr Mann noch kommen werde. Herr v. Kállay sagte mir in der Pause, daß er sich sehr große Sorgen wegen der Lage an der Front mache. Der Großangriff bei der Honvéd sei leider zu früh gekommen, da am 22. d. M. deutsche Divisionen mit in die ungarische Front hätten einrücken sollen. Er fürchte, daß es jetzt dort schlecht stehe und daß die Honvéd große Verluste habe. Da ich

über die Situation einigermaßen unterrichtet war, habe ich ihn zu beruhigen versucht.

Anschließend bemerkte der Ministerpräsident, er habe jetzt von deutscher Seite gehört, daß der Oberbefehlshaber der ungarischen [2.] Armee, Generaloberst v. Jány, die Lage pessimistisch beurteile. Auch deswegen sei er außerordentlich besorgt. Am liebsten würde er selbst an die Front fahren, um dort für die notwendige Stimmung zu sorgen. Er frug mich, ob eine diesbezügliche Frage im Führerhauptquartier einen Erfolg haben könne. Ich habe ihm klargemacht, daß eine solche Reise bei der jetzigen Lage gar keinen Sinn habe. Wir Zivilisten wären den Soldaten heute dort nur im Wege, und er fände keine Gelegenheit, sich auswirken zu können. Ich regte dann an, er möge aber nichts unterlassen, um die Stimmung hier im Lande stabil zu halten. Hierzu bemerkte er, daß in der Tat die Stimmung sehr schlecht sei. Parolen unglaublichster Art kämen von links und auch von rechter Seite. Er werde nun auch eine Reihe belasteter Elemente von beiden Seiten, darunter auch Damen, die sich keine Zügel anlegen könnten, festnehmen und ins Konzentrationslager bringen lassen.

Dann stellte er mir die Frage, was er heute abend seiner Partei an dem wöchentlichen Parteiabend sagen solle – er begab sich nach unserer Unterhaltung unmittelbar dorthin –, worauf ich ihm sagte, er solle vor allen Dingen ein zuversichtliches Gesicht machen und seinen Leuten sagen, wenn die Lage auch ernst sei, so sei davon Gewinn oder Verlust des Krieges genausowenig abhängig wie von anderen scheinbaren Erfolgen der Russen in letzter Zeit. Mir scheine es notwendig, daß vor allem alle Kräfte des Landes für den gemeinsamen Sieg eingesetzt würden. Auf seine Frage, ob er etwa das ungarische Volk auf den Ernst der Lage hinweisen solle, habe ich erwidert, daß mir dies nicht nötig erscheine. [...] Mit vielen Grüßen und Heil Hitler bin ich Ihr sehr ergebener Jagow

Milch, Erhard 1892–1972 **Taganrog/Süd**

1.) *Erdlage der 6. Armee:* Vordere Linie 16. 1. 06.00 Uhr: siehe Lagekarte.
Tagesverlauf: Heftige Angriffe gegen W- und SW-Front sowie gegen Stadtfront Stalingrad in harten Kämpfen abgewiesen. Äußerst gespannte Versorgungslage. Verpflegung kann infolge Betriebsstoffmangel nicht zur Front gebracht werden. Flugplatz Gumrak nicht nachtlandeklar.

2.) *Luftlage Stalingrad:* Nachts und besonders tagsüber heftigste Angriffe gegen gesamten Festungsraum durch zahlreiche Kampf-,

Stuka-, Jagd- und Schlachtflugzeuge mit zahllosen Bombenwürfen, z. T. schwersten Kalibers, und Bordwaffenbeschuß. Bekämpfung der feindl. Luftwaffe nicht möglich, da eigene Jäger nach Ausfall von Pitomnik nicht mehr einsatzbereit und sämtliche schweren Flakbatterien im Erdkampf eingesetzt sind.

3.) *Versorgungseinsatz:* 39 Flugzeuge überflogen 68,5 to Versorgungsgut.
Infolge wolkenlosen Wetters konnten am Tage Ju 52 und Fw 200 nicht eingesetzt werden. Geringe Einsatzbereitschaft durch vorhergehende, schnelle Verlegung der Ju 52-Verbände nach Swerewo (dort zunächst schlechte Platzverhältnisse) und durch sehr niedrige Außentemperatur.

4.) *Wetterlage:* Nacht 15./16. und 16. 1. auf Strecke und am Ziel wolkenlos.
Wetterbild Band 1, Anlage 1.

5.) *Tagesverlauf:*
09.45 Start in Rastenburg
11.55 Landung in Kalinowka
12.35 Start in Kalinowka
14.57 Landung in Taganrog-West
15.20 Eintreffen im Sonderzug der Lfl. 4 am Flugplatz Taganrog-Süd
18.30 Lagebesprechung
Teilnehmer: Gen. Feldmarschall Milch
Generaloberst Frh. v. Richthofen
Oberst i. G. Herhudt v. Rohden,
Chef d. Genst. Lfl. 4

Schellhaas, Ernst Ludwig 1910–1975 **Orscha-Zentral**
70 Selbstschutzkräfte trafen ein. 8 Mann für den Bahnhof.
Starke Kälte, noch −25°, Lokschuppen D abgebrannt, Urlauberzug bereitgestellt.
Am 16. 1. standen 12 Muni-Züge im Bahnhof. Habe Betriebsleiter auf die großen Gefahren hingewiesen.

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**
Mildes Wetter. Nachmittags Besorgungen.
WB.: Im Raum von Stalingrad schlugen unsere Truppen, die dort seit Wochen im heldenmütigen Abwehrkampf *gegen den von allen Seiten angreifenden Feind* stehen, auch gestern starke Angriffe feindlicher

Infanterie- und Panzerverbände unter großen Verlusten für die Bolschewisten ab. Führung und Truppe gaben damit wiederum ein leuchtendes Vorbild heroischen deutschen Soldatentums.
Bei Stalingrad vermuten wir auch Enno. Er wird Schwerstes durchmachen müssen. Agnes malt schwarz in schwarz. Inhalt unserer Gedanken und Gespräche ist fast nur Enno. Allein Karl (11) ist munter und unbekümmert.

Stalin, Josef 1879–1953 **Moskau**
Persönliche und geheime Botschaft an Winston Churchill
Unsere Operationen gegen die Deutschen an den verschiedenen Fronten machen weiterhin zufriedenstellende Fortschritte. Wir sind dabei, die Vernichtung der in Stalingrad eingeschlossenen deutschen Heeresgruppe abzuschließen.

Dohna-Schlobitten, Alexander Fürst zu *1899 **(Stalingrad)**
Am 16. Januar nachmittags erhielt ich plötzlich den Befehl, mich fertigzumachen, um als Kurier der 6. Armee zum OKW nach Lötzen mit wichtiger Kurierpost zu fliegen. Das XIV. Panzerkorps hatte dazu einen Offizier zu stellen, und General Hube wählte mich aus dem Stabe aus, vermutlich wegen meiner vielen Kinder. Natürlich überkam mich ein unbändiges Glücksgefühl bei der Aussicht, meine Frau und die Kinder wiederzusehen. Ich hatte aber auch ein schlechtes Gewissen, meine Kameraden in dieser trostlosen Lage zurückzulassen.
Bereits am Mittag hatte ich den mir unterstehenden Soldaten empfohlen, im Hinblick auf die bevorstehende Gefangenschaft möglichst viel Wäsche und warme Kleidung übereinander anzuziehen, um auf diese Weise Sachen zum Wechseln bei sich zu haben. Auch ich hatte mich entsprechend angezogen. Es war dies verhältnismäßig einfach, weil jeder so abgemagert war, daß er beliebig viel unter der Uniform tragen konnte. Meine sämtlichen übrigen Sachen, einschließlich Waffen, überließ ich meiner Abteilung. Nach einem Abschied, den ich nicht zu beschreiben wage, und nach Abmeldung bei General Hube, der mich ebenso wie die meisten anderen beauftragte, die Angehörigen zu benachrichtigen, bestieg ich den Kraftwagen und fuhr zum nahe gelegenen Armeestab. Dort wurde ich zunächst zum Adjutanten der Armee, Oberst Adam gebracht, der mir mitteilte, daß mein Kurierauftrag ungewiß sei, weil inzwischen Leutnant Kemna verwundet sei, der die Post befördern könnte. Oberleutnant Mattik brachte mich für die Nacht bei der Abt. Ic unter, zusammen mit Leutnant Kemna. Wir bekamen sogar etwas zu

essen, es sollte zwar für den ganzen kommenden Tag reichen, aber ich aß alles auf einmal auf. Während der Nacht erlitt Leutnant Kemna einen Ohnmachtsanfall. Der herbeigerufene Arzt stellte fest, daß er infolge seines Blutverlustes unmöglich in der Lage sei, den Kurierauftrag auszuführen. Also würden wir beide fliegen – falls überhaupt noch Flugzeuge auf dem unter feindlichem Beschuß liegenden Behelfsflugplatz landeten und nicht lediglich Lebensmittel aus der Luft abgeworfen wurden.

Armee-Oberkommando 6 **Stalingrad**

Funkspruch

22.15 Uhr: Von Chef AOK 6 an Luftflottenkommando 4 und VII. Flieger-Korps:

Von heutiger Nachtversorgung Nacht 17./18. Jan. Schicksal der Armee allein entscheidend abhängig. Bisher nur Versorgungsabwürfe. Wenn heute nacht nicht Betriebsstoff in großer Menge gebracht wird, ist der Kampf der Armee aussichtslos. Bewegungen von Panzern und Sturmgeschützen am 17. Jan. dann nicht mehr möglich. Abwurfbehälter in der Nacht nicht auffindbar; am Tage bei tiefem Schnee und ohne Betriebsstoff nur in geringem Umfange zu erfassen. Schmidt, GenMaj.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Nowotscherkassk**

Helle Mondnacht, Temperatur – 25 °C. Eisiger Ostwind:

Strahlender klarer Wintertag, schneidender Wind. Aufenthalt im Freien fast unmöglich.

Nachtversorgungseinsatz schlecht, wenig Maschinen einsatzbereit. Verlegung Salsk nach Swerewo wirkt sich. z. T. keine Landemöglichkeit in Pitomnik wegen lfder. Luftangriffe.

Festungsfront von S.W. eingedrückt, Russe kommt an Pitomnik Plätze heran, am Morgen liegt Gewehr und Granatwerferfeuer darauf. Ab 07.00 Uhr soll in Gumrak gelandet werden. Um 8.20 Uhr letzte Verbindung zur Festung. Verlegung AOK 6 in Gef.Stand 72. Div. Der Tragödie letzter Akt beginnt. Man darf ihn sich nicht ausmalen, wie die abgezehrten Männer nun den letzten heldenhaften Kampf kämpfen.

Hptm. Schulze-Wiedenbrauch N.A.G. 16 startet frühmorgens mit FW 189, landet in Nowo-Tscherkask, weil direkter Kurs auf Rollfeld, Ausweichen nach Gumrak zwecklos, da dort noch nicht vorbereitet.

5 Me 109 unter Hptm. Germerotl. J.G. [Jagdgeschwader] Udet gegen 07.00 Uhr nach Gumrak ausgewichen, alle 5 Bruch, Überschlag. Also Platz nicht in Ordnung!

3 He 111 vom K.G. 55 gegen 12.30 Uhr in Gumrak gelandet, eine Landebahn abgewalst, sonst keine Vorbereitungen. Selbst entladen, keine Kdos! –

A.O.K. 6 hatte s. Zt. abgelehnt, Platz Gumrak ausbauen zu lassen, weil dort Gef.Stand von der Armee u. 2 Gen.Kdos, Versorgungseinrichtungen, Lazarette. Das rächt sich jetzt. Gen. Pickert ist nicht zur Festung gekommen, kam wegen lfder. Luftangriffe nicht zur Landung. Soll warten für Vortrag Gen.Feldm. Milch. Er darf nicht sinnlos noch hinein! –

Bin zu 08.00 Uhr zum Flottenchef nach Tag. befohlen. Gen.Oberst eröffnet mir, daß Feldmarschall Milch Versorgung der Festung organisieren, v. Ri. die Kampfführung weiter behalten soll. Keine Klarheit, in wie weit Wechsel in Flottenkdo. damit eintritt. Feldmarschall M. käme heute nachm. an; er würde ihm vorschlagen, seine Aufgabe vom Gef.-Stand VIII. Flg.Korps anzupacken.

Was diese Einschaltung für v. Ri. u. mich bedeutet, muß abgewartet werden, wie M. seine Aufgabe auffaßt u. wie er sie anzupacken gedenkt. Viel wird er nicht mehr zu organisieren brauchen, denn es kann ja nur noch abgeworfen werden, reiner Zufallserfolg – für Ju 52 ohnehin sehr problematisch.

v. Ri. ist sich mit mir einig, daß das Menschenmögliche getan ist, wir mit absolut reiner Weste dastehen, Versäumnisse und dergl. niemandem zur Last gelegt werden können, jeder in höchstem Maße seine Pflicht u. Schuldigkeit getan habe. Mit ruhigem Gewissen könne man jede Nachprüfung über sich ergehen lassen. Er befürchte nur, daß Schuldige gesucht u. gefunden werden müssen.

Worin liegen die Gründe für diese Tragödie.

1) Kein rechtzeitiger Entschluß im Okt. zum Beziehen einer Winterstellung.
2) Keine oder nur sehr verspätete Maßnahmen gegen klar sich abzeichnende Angriffsvorbereitungen vor Rumänen am Don und Zaga-Abschnitt bereits seit Anfang Okt. klar erkannt u. von uns gemeldet. –
3) Entschluß: Festhalten an der Festung ohne sofort Kaukasus aufzugeben.
4) Kein Befehl Mitte Dezember zum Ausbrechen, als 4. Pz.A. am Myrschkowa Abschnitt stand.
5) Falsche Beurteilung der Leistungsfähigkeit der Luftversorgung, da ansch. Wetter u. Kampflage sowie Abgesetztsein der Plätze nicht berücksichtigt wurde.

6) Allen Unterführern bis zu Heeresgruppen jede Entschlußfreiheit genommen.
7) Falsche Beurteilung der Kraft des Russen und unserer Kräfte.
8) Niemand von oberster Stelle sich hier an Ort und Stelle über wirkliche Lage unterrichtet hat auch v.S. Lw. über Versorgungsmöglichkeit u. Versorgungsleistung. –

16.00 Uhr die 1. Verbdg. wieder mit Festung, Wetterspruch. –
19.20 Uhr 2 Funksprüche über Betrieb des schw. Funkfeuers, Peilers und Leuchtfeuers.
Betrieb mit Abwurf. Versorgung läuft. Große Anlaßschwierigkeiten in Swerewo. 23.30 Uhr Anruf Gen.Oberst v. Ri. Funk aus Festung: Warum keine Landungen? Dringend Betriebsstoff. –
Umstellung auf Landungen u. Betriebsstoffzuführung nicht mehr möglich, da
1) Alle Flugzeuge auf Abwurf eingestellt, weil auf Grund aller Feststellungen (Jägerbrüche, He-Landungen 12.30 Uhr, Erkundung Ju 88 15.30 Uhr) Landemöglichkeit nicht gegeben, Platzorganisation fehlte.
2) Landebahn durch bisherige Abwürfe verseucht sein mußte.
Erste He 111 Flugzeuge am Morgen sollen Landungen versuchen, Betriebsstoff aus Tanks u. Abwurfbehältern abgeben. Wenn Ldg. nicht möglich, Behälter abwerfen. – Über O.Q. Don u. Hollidt wird alles Notwendige sofort veranlaßt.
Im Laufe des abds, mehrfache Gespräche mit Gen.Feldm. Milch. Keine Sorge, daß seine Aktion als Mißtrauen gegen v. R. u. mich anzusehen sei. Der Führer wolle Gewißheit haben, daß nichts versäumt, alles Menschenmögliche zur Versorgung unternommen sei. M. schaltet sich auch bereits für die angeforderte Betriebsstoffversorgung ein.

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **Stuttgart**
Vormittags bei Grahe, der ein Nachlassen des Gehörs feststellte – der sorgsame Freund hatte um den Besuch gebeten – und mir viel guten Rat gab.
Nachmittags Film aus Prag «Die goldene Stadt». Erzieherisch gut, aber unangenehm sentimental. Abends «Zar und Zimmermann» bei Dehardes, mit denen wir zu Abend speisten.
Das Rätsel dieser Tage ist die ungeheure technische Rüstung der Sowjets. Das kommunistische System gibt die Möglichkeit erbarmungsloser Ausnutzung aller Menschen. Bei uns will man es durch eine Arbeitsverpflichtung nachahmen.

Der erschütternde Eindruck gestern abend: Die Kameradschaften in Stuttgart zählten mir ihre Toten auf. Es waren zwischen zehn und dreißig vom Hundert. Die führende Schicht hat höhere Verluste als im letzten Krieg, während Italiener und Engländer gerade diese Schicht schonen. Wir müssen diesen Zustand sehr ernst nehmen.

Stadt-Blatt der Frankfurter Zeitung

VERANSTALTUNGEN

Film-Theater **Frankfurt**
Die goldene Stadt (der erste dramatische Farbgroßfilm der Ufa m. Kristina Söderbaum) / Meine Freundin Josefine (Hilde Krahl u. Paul Hubschmid) / Wir machen Musik (Ilse Werner, Grethe Weiser; Jug. nicht zugel.) / Stimme des Herzens (Marianne Hoppe; Jug. nicht zugel.) / Die Entlassung (Film der Nation; Emil Jannings) / Geliebte Welt (Brigitte Horney, Willy Fritsch) / Versprich mir nichts (ein köstliches Lustspiel mit Luise Ullrich, Viktor de Kowa) / Der Polizeibericht meldet (Olga Tschechowa, Johannes Riemann) / Was geschah in dieser Nacht (eine pikante Komödie mit Lilli Murati, Carl Ludwig Diehl, Theo Lingen) / Das verliebte Hotel (Anny Ondra; Jug. zugelassen) / Einer für alle (Darsteller sind Offiziere und Mannschaften der ital. Kriegsmarine; Jug. zugel.) / Das große Spiel (René Deltgen, Gustav Knuth, Maria Andergast; Jug. über 14 J. zugelassen) / Fronttheater (Heli Finkenzeller, René Deltgen) / Ich klage an (Paul Hartmann) / Das große Spiel / Stärker als die Liebe (Karin Hardt) / Rembrandt (der hervorragende Großfilm; Ewald Balser, Hertha Feiler, Gisela Uhlen) / Dr. Crippen an Bord / Die Liebe der Mitsu (deutsch-japan. Gemeinschaftsfilm in deutscher Sprache; Jug. zugel.) / Die Finanzen des Großherzogs / Scheinwerfer im Nebel / Rotkäppchen und der Wolf / Ein Robinson (das Tagebuch des Matrosen Carl Ohlsen von SMS. Dresden; Jugendliche zugelassen)

Städtische Bühnen
Opernhaus: Geschlossene Vorstellung für KdF: Der Froschkönig / Tosca
Schauspielhaus: Der Löwe von San Marco
Kleines Haus: Vor Sonnenuntergang

Varieté
Schumann-Theater: Wie einst im Mai

Scala Varieté, Eremitage-Pavillon: Gastspiel Mimi Thoma, des großen Erfolges wegen verlängert und ein Großprogramm von seltener Schönheit
Café Harras am Opernplatz. Eigene Konditorei. Es spielt nachmittags und abends Rudi Hadert di Valdini mit seinen Solisten.

Gerd B. **Berlin-Charlottenburg**
An Werner Richter
Sehr geehrter Herr Richter!
Zu wiederholten Malen und mit immer steigendem Genuß habe ich Ihre prachtvolle Biographie «Kaiser Friedrich III.» gelesen, und ich muß gestehen, daß ich sie zu den schönsten Darstellungen historischer Persönlichkeiten rechne, wird doch bei aller historischen Genauigkeit und dem Eingehen auf Einzelheiten niemals das Gesamtbild aus dem Auge verloren. So wird das erreicht, was das Ziel jeder Biographie, die nicht nur rein fachwissenschaftlichen Interessen dient, sein sollte, ein jedem verständliches und absolut plastisches Bild des Menschen aufzuzeigen. Auch ein Laie ohne jede historische Vorkenntnisse und auch ein jüngerer Mensch, der keine direkten Beziehungen zu jener Zeit mehr hat, wird nach der Lektüre dieses auch dichterisch so schönen Buches ein eindeutig klares Bild von der Persönlichkeit Kaiser Friedrichs gewinnen, das sich ihm unverrückbar einprägen wird.
Ich bin selbst seit einiger Zeit mit den Arbeiten an einer Biographie der Königin Elisabeth von Preußen beschäftigt. Nun fand ich in Ihrem Buche einen Hinweis, daß Kaiser Friedrich beabsichtigt habe, den schriftlichen Nachlaß der Königin herauszugeben. Darf ich Sie wohl fragen, wo Sie darüber Aufzeichnungen gefunden haben? Kronprinz Friedrich Wilhelm hat wohl den Nachlaß der Königin Witwe zum Teil geerbt, er hat die Briefschaften scheinbar geordnet, denn im Hausarchiv in Charlottenburg befinden sich öfter auf Umschlägen, die bestimmte Korrespondenzen enthalten, von der Hand des Kronprinzen Notizen wie «dem Kgl. Hausarchiv übergeben Datum.»
Wenn Ihnen nun Näheres über diese Absichten des Kaisers bekannt sein sollte, wäre ich für eine entsprechende Auskunft sehr dankbar. Vielleicht ist Ihnen bei Ihren Arbeiten auch noch sonst diese oder jene Einzelheit über die Beziehungen Friedrichs zur Königin Elisabeth bekanntgeworden. Mir scheint, daß er bei der Tante manchmal etwas von der Herzenswärme gesucht hat, die er bei der Mutter vermißte. Er eilte ja auch an ihr Sterbebett nach Dresden, wo er allerdings eine Stunde zu spät eintraf.

Mit verbindlichsten Empfehlungen begrüße ich Sie als Ihr Ihnen sehr ergebener Dr. Gerd B.

Hausenstein, Wilhelm 1882–1957 **Tutzing**
Diese Tage hier sehr übernommen, durch Arbeit, Besuche und so fort; dazu in München gewesen; alles bei häßlichem Winterwetter und üblem Befinden. [...]
Gestern die Gräfin Anita Einsiedel zu Tisch. Eine Frau von der sublimierten Erscheinung eines spätantiken Mosaiks. Sehr fin de siècle, dabei von einer wohltuenden Sicherheit und Natürlichkeit der Empfindung für das Rechte.
Die ganze Zeit laufe ich mit schwindligem Kopf und leiser Übelkeit herum; die Brasilzigarre schmeckt mir nicht; höchstens, daß ich zwei bis drei «Rothändle» im Tag rauchen mag.

Hedin, Sven 1865–1952 **München**
München. Fuhr 11.20 Uhr zur Universitätsaula. Dort hatte sich der akademische Senat in altertümlichen Gewändern versammelt. In der Rotunde an der Schmalseite saßen die Professoren. Ich saß in der ersten Reihe zwischen Rust und von Epp. Alma saß zur Rechten von Epps. Die ganze Aula voll, Studenten und Studentinnen auf der Galerie. Magnifizenz Prof. Wüst hielt eine Rede über die 470 Jahre und sprach auch mich an. Ich erhob mich, donnernder Applaus. Dann übergab er das Wort an [...] Prof. d. Geol. Beartler [handschriftl. Korrektur unleserl.], der die Promotion vornahm und eine Rede an mich hielt. Ich trat vor, erhielt das Diplom und hielt eine Rede über Kunst, sprach von den großen Deutschen und von Richthofen und dankte für die Auszeichnung als Ehrendoktor und für die Mitteilung des Rektors, daß das Zentral. asiat. Forschungsinstitut meinen Namen tragen solle. Applaus. Ich ging zu meinem Platz, Musik vorher und nachher, Bach. Dann zogen wir aus und fuhren zum Hotel. Um 2 Uhr Essen. 70 Herren und Alma. Rust und Epp dabei. Ausgezeichnetes Essen und viel Essen und Wein und Reden. Dann direkt zum Filmtheater, wo Schäfer sprach und der Film gezeigt wurde, großer Erfolg. Welturaufführung des Tibetfilms. Dann nach Hause, von dort Essen ½8 Uhr für ca. 20 Herren. Rust, Wüst, von Faber, San Niccolo, Burtler, Vorsitzender der Geolog. Gesellschaft – die mir das schöne Ehrenmitgliedsdiplom geschickt hat. – Wüst ist von Himmler Prof. Seip anvertraut worden, der in Nummer 131 wohnt. Ich kann ihn besuchen, wann ich will. Monte[ll] und Erik N.[orin] und Erik v[on] P[lessen] kamen zu uns hinauf, wo Alma,

Brockhusen, Elisabeth, Silbermann, Ann-Marie sich versammelt hatten. Unterhielten uns in Gruppen. Einige gingen ½ 11 und 11 Uhr, wir anderen warteten den 12-Uhr-Schlag ab, als Ann-Marie 19 Jahre wurde und mit einer Flasche Mosel gefeiert wurde. Ein großartiger Tag, alle begeistert.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

[Eintragung Suse Ditzen]
klar & schön – 1°
Schnee v. Hof bringen
Ställe sauber machen
Jg. aus Berlin zurück

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**

Sonnabend. Grau, mäßig kalt, Schnee auf d[en] Straßen. Vorm. m[it] Kuni Hptm. im Zwingerhof ½ Std. Abendessen auf 210: Charlotte Tesdorpf, Kuni. (8½ Uhr: Fliegeralarm. Engl. Flugzeuge überfliegen Dresden. Die Flak schießt.) G. gänzlich unnervös. Wir gehen nicht i[n] d[en] Luftschutzkeller.

Hauptmann, Gerhart 1862–1946 **Dresden, Hotel Bellevue**

Wieder im lieben Dresden Bellevue.
Nachmittag 7 Uhr, seit langem erster behaglicher Augenblick: [...] einer langen Vergangenheit augenblicks enthoben.
Vom Einzelnen auf Allgem.
von Allgem. auf das Einzelne
Bismarck und ähnliche Filme haben für die Geschichte keinen Wert: die Bismarck erlebt haben, müssen ihn lächerlich finden und das breite gesunde Volk, das die «Geschichte» ganz anders und eigentlich immer gesund und ziemlich gleichmäßig = furchtbar = eng, erlebt, weiß nicht das geringste mit den obligaten Filmpopanzen anzufangen.
Ich bin ehrlich verliebt in die «Niedrigkeit» meiner Ahnen, Melchior Hauptmann, gewesener Häusler und Tagarbeiter: er wurde am 24. Januar 1763 mit einer «Parentation» begraben. [...]

Léautaud, Paul 1872–1956 **Paris**

Heute morgen Anruf von Albertine, um mir anzukündigen, daß sie am Montag käme. Welch eine Stimme einer verliebten, leidenschaftlichen Frau hat sie am Telefon! Man könnte denken, eine Frau, die spricht, während sie gerade genießt. Wenn man weiß, wie sie in Wirklichkeit ist,

vollkommen frigide, jemand, der nie irgend etwas gefühlt hat, sie sagt es selbst; derjenige, der sich in sie verknallte, wenn er sie am Telefon hörte, wäre ganz schön angeschmiert.

Green, Julien *1900 **New York**

Es ist fünf Uhr und noch hell. *Dort* wäre ich zu dieser Zeit vielleicht zu Hause in meiner Bibliothek gewesen und hätte gezögert, die Läden zu schließen und die Vorhänge zuzuziehen, weil ein letzter Sonnenstrahl auf einer Bücherreihe und einem Fleckchen Teppich verweilte, und zweifellos hätte ich durchs Fenster den Kindern auf der Allee vor dem Haus beim Einsammeln ihrer Schaufeln, Eimer und Bälle zugesehen, bevor sie nach Hause gingen.
Wenn ich an all das denke, dann deshalb, weil mich hier alles an unser Europa erinnert. Hier, das ist ein kleines, altmodisches Haus mit einem etwas schwermütigen Garten in einer Straße, die so ruhig ist wie eine Straße in der Provinz, im Herzen New Yorks indessen, aber New York ist nicht immer die große, senkrechte Stadt, als die man es sich vorstellt. Es gibt Teile aus dem 19. Jahrhundert, in denen man etwas vom alten Kontinent wiederfindet.
– Ein Katholik sprach heute vom hiesigen Klerus: «Gute Priester», sagte er, «aber kurzsichtig; Verwalter, keine Mystiker.» Sonntags sieht man, wie alle Anwesenden sich zur Kommunion begeben, aber sobald die Messe vorbei ist, gehen alle, ohne zu verweilen; kein Gebet im Leben des Durchschnittsgläubigen; gewiß, die häufige Teilnahme an den Sakramenten behebt diesen Mangel, aber so wird man nicht zur Besinnlichkeit geführt.
– Die *Bekenntnisse* des heiligen Augustinus wiedergelesen. Die Leidenschaft der Sinne scheint er nach seiner Bekehrung mit einem Schlag überwunden zu haben. Es ist wunderbar, wie er von jener schrecklichen Kette spricht, die er lustvoll mit sich schleppte. Zeit meiner Jugend war ich vom Gedanken an eine ideale Welt beherrscht, in der die Sorgen sexueller Natur nicht existierten, weil mir schien, als ob sie in keinem Verhältnis zu den Leiden stünden, die sie unaufhörlich verursachen. Nicht zufällig nennt man die Liebe Leidenschaft.
– Im Buch des Predigers Salomo steht dieser Vers, der mich den ganzen Tag verfolgte: «Gott hat die Ewigkeit ins Herz des Menschen gesenkt.» Gestern betrat ich die kleine Kirche in der 62. Straße. Es war neun Uhr abends. Die Kirche war leer; lediglich zwei Frauen waren da, die mit gesenkter Stimme in einer Ecke miteinander sprachen, zwei Italienerinnen mit Kopftüchern, und ein Toter lag in der Mitte des Mittelgangs in

seinem Sarg unter einem schwarzen Tuch. Ich versuchte mir vorzustellen, ich sei dieser Tote, und mein ganzes Leben erschien mir in einem anderen Licht; erstaunt darüber, wie wenig man sich bemüht, zu Gott zu gelangen und auf die ständigen Rufe zu antworten.

Mann, Thomas 1875–1955 **Pacific Palisades**

Vormittags Notizen zum Mose. Mittags bei N.B.C., die Spezial-Sendung gelesen. [...] Hörten abends schlechte Götterdämmerung-Platten im Radio. Die deutsche Katastrophe bei Stalingrad. Nach Verweigerung der Übergabe Reduzierung von 200000 Mann auf 70000, die jetzt vernichtet werden. Das ist der Ausgang, die Schuld trägt Hitler allein. – Nebel, sehr kühl. – Sponsorship für ein New Yorker Dinner zu Ehren der Roten Armee.

Kantorowicz, Alfred 1899–1979 **New York**

An Lion Feuchtwanger

Lieber Feuchtwanger,

seit einiger Zeit arbeite ich für «Columbia Broadcasting System» eine Serie von Hörspielen über hervorragende europäische Schriftsteller und geistige Führer aus. Die Hörspiele werden allwöchentlich auf Kurzwelle nach Südamerika gesandt. Die Resonanz ist stark und erfreulich. Es sind bereits (halbstündige) Hörspiele über Werk und Leben von Masaryk, Rolland, Th. Mann, Ossietzky, Lagerlöf, Undset, St. Zweig, Werfel, Rudolf Leonhard, Anna Seghers gesandt worden – was den Charakter der Serie wohl zugleich erklärt. Eines der nächsten in der Reihe wird ein Hörspiel über Ihr Werk und Ihr Leben sein. – Nun bin ich zwar seit 1921 ungefähr auf dem laufenden über Ihre literarische Produktion und den äußeren Ablauf Ihres Lebens, jedoch fehlen mir einige personelle Daten aus der vorhergehenden Zeit. Ich werde Sie daher bitten, mir einige Fragen zu beantworten, die ich anschließend enumeriere. Es bedarf kaum der Versicherung, daß bei Ausarbeitung und Sendung der gebotene Takt walten wird und daß vor allem vermieden werde soll, jemanden zu gefährden; gerade aus diesem Grunde bitte ich Sie selber um Ihre Mithilfe und Ihre Anweisungen.

Ich benutze die Gelegenheit, Ihnen mitzuteilen, daß wir uns nach einem schwierigen ersten Jahr nun – bis auf Widerruf – auf die Beine gestellt haben. Friedel ist Sekretärin des «German Department» der New York University, und ich habe neben (oder richtiger vor) der Serie von 26 Hörspielen für CBS eine interessante Arbeit in der listening station von CBS. Es scheint sich einzubürgern, daß die Kommentatoren während der Bearbeitung deutscher und teilweise europäischer Neuigkeiten meinen Rat einholen. So vermag ich auf diese Weise meinen bescheidenen Beitrag im Propagandakriege zu leisten; die Erfahrungen der letzten zehn Jahre sind jedenfalls nicht ganz verloren. – Nebenher gibt es Arbeit für die «Tribüne für Freie Deutsche Literatur», die ja zwei bis drei Mal im Monat eine Veranstaltung zuwege bringt. Kaum daß dann noch Zeit bleibt, hin und wieder einen Artikel für «Free World», «Freies Deutschland», «German American» und diese oder jene andere Zeitschrift zu schreiben.

Friedel und ich werden uns freuen, wieder einmal von Ihnen persönlich zu hören.

Mit herzlichen Grüßen für Frau Marta und Sie Ihr A. Kantorowicz

PS Bitte beantworten Sie meine Fragen bald; das Hörspiel soll Anfang Februar gesandt werden.

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement
Polizeiabteilung
Arbeitslager für Emigranten **Zürich**

Einschreiben

An Herrn Samuel Schmitt, Teuffenthal bei Thun

Einberufung in das Arbeitslager *Locarno*

für Montag, den 25. Januar 1943, Locarno an 17.38 Uhr.

Auf Grund der Einweisungsverfügung der Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements in ein Arbeitslager haben Sie zum oben angegebenen Termin einzurücken.

Sie haben für folgende persönliche Ausrüstung zu sorgen: Ausgangskleider und -schuhe, Arbeitskleider (unter den Überkleidern, die Sie im Lager erhalten, zu tragen: Hose und Pullover), Leibwäsche, Handtücher und Waschlappen je für drei Wochen, Hausschuhe, eventuell Wetterschutz, Seife, Zahnbürste, Zahnpasta und Rasierzeug. Falls Ihnen davon etwas fehlt, so können Sie sich mit der für Sie zuständigen Flüchtlingsorganisation in Verbindung setzen. Überkleider (Arbeitskleider), Arbeitsschuhe und Wolldecke erhalten Sie im Lager.

Sollten Sie diesem Aufgebot nicht Folge leisten, so werden Sie nach Art. 15 der Lagerordnung der Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements vom 8. April 1940 bestraft.

Gegen Vorweisung des beiliegenden Fahrausweises erhalten Sie am Billettschalter der Abgangsstation die notwendige Fahrkarte. Die Einweisungsverfügung, sowie dieses Aufgebot sind dem Lagerleiter zu übergeben.

Ihre Rationierungsausweise der laufenden Gültigkeitsperiode haben Sie ins Lager mitzubringen und dem Lagerleiter gegen Quittung abzugeben.
ZENTRALLEITUNG DER ARBEITSLAGER
Der Chef: i. V. L.
Beilage: Fahrausweis No. 11390/91. Kopie an Hilfsorganisation ...
Lagerleitung Locarno

Legacão de Portugal **Washington**
An Boris Zeitlin
Die portugiesische Gesandtschaft spricht Herrn Boris Zeitlin ihre Hochachtung aus. Im Falle des Visumantrags Ihres Sohnes bedauern wir, Ihnen mitteilen zu müssen, daß uns eine Antwort des portugiesischen auswärtigen Amtes in Lis[sa]bon erreicht hat, nach der derzeitige Regelungen es Bürgern Lettlands nicht gestatten, portugiesisches Gebiet zu überqueren.

Schmiedeknecht, Hans *1911 **Palermo**
8.00 Uhr aufstehen, Frontleitstelle, Verpflegung für See empfangen. Goldene Freiheit als Einzelreisender. Im Hafen Zerstörer, Torpedo-, Schnellboote. Durch die Stadt gebummelt; Prachtstraßen und Bauten – Elendsviertel, nackte Kinder voller Ausschlag, die Nudeln von der Straße aufsammeln, sich lausen. Wäsche in engen Straßen zum Trocknen. Allein im Hafen spaziert; Abendbrot bereitet. 22.00 Uhr auf Zerstörer «Mitralleure» [?] ausgelaufen.

Gide, André 1869–1951 **Tunis**
Keine Bombardierungen mehr. Was machen die Amerikaner? Wir warten, werden unruhig, sind enttäuscht. Ist die angekündigte große Offensive verschoben worden, oder ist sie gescheitert wie der Vormarsch auf Tebourba? Man legt sich Erklärungen zurecht, fast hätte ich gesagt: Entschuldigungen. Es wird behauptet, sie wollten nichts riskieren, bevor sie sich nicht einer erdrückenden zahlenmäßigen Übermacht sicher wären. Man hört auch, es fehle ihnen an Treibstoff (und der deutsche Rundfunk behauptet, der letzte Nachschubkonvoi der Alliierten sei versenkt worden). Die so dringend erhoffte Offensive, ich fürchte allmählich, sie geht von den Deutschen aus! Die werden sie wagen und die amerikanischen Streitkräfte hinter Bône zurückwerfen, so wie die achte englische Armee Rommel zum Rückzug auf Tripolis gezwungen hat. Dagegen scheinen die allzu spärlichen französischen

Truppen in der Umgebung von Pichon und bei Kairouan heldenhaft zu kämpfen. Aber die nach Tunis gebrachten Gefangenen sind voller Wut auf die Amerikaner, die sie lange ohne Munition hätten sitzenlassen und deren Luftwaffe sie nur mangelhaft unterstützt hätte. Diese Gefangenen übrigens werden, scheint es, sehr gut behandelt, geradezu gehätschelt, sagt man, und so reichlich verpflegt, daß die italienischen Soldaten neidisch würden. Als Gipfel des Entgegenkommens verspricht Hitler allen französischen Soldaten, die sich ergeben, Freilassung ohne jede Bedingung, wie uns ein Flugblatt mitteilt, das auf der Titelseite des *Tunis-Journal* (vom 14. Januar) abgedruckt ist und in großen Mengen von Flugzeugen über den «abtrünnigen», in Tunesien kämpfenden Truppen abgeworfen wird. «Der Führer», so heißt es da, «hat beschlossen, daß die Mitglieder der französischen Streitkräfte, die während der Kämpfe in Nordafrika in deutsche Hände fallen, nicht als Kriegsgefangene behandelt werden, in Anbetracht des Umstandes, daß diese Soldaten von ihrer Führung getäuscht worden sind; und auch in Anbetracht dessen, daß diese Soldaten keine Informationen erhalten konnten, die sie über die Lage in Frankreich und die ausdrücklichen Befehle des Marschalls Pétain aufgeklärt hätten. Die französische Regierung wird aufgefordert werden, diesen demobilisierten Soldaten den Übergang ins zivile Leben» (und zweifellos auch ihre Verschickung als Arbeiter nach Deutschland) «zu erleichtern. Diejenigen französischen Offiziere und Soldaten, die sich freiwillig in unseren Gefechtslinien melden, um sich ihrer Regierung zur Verfügung zu stellen, werden bevorzugt behandelt.»

Speidel, Walter **(Tunesien)**
Das letzte Mal sah ich Rommel, als er mit stark verbundenem Hals – er hatte Tropengeschwüre wie viele von uns – auf der alten Straße zum Halfaja-Paß hinauf an uns vorbeifuhr. – Rommel mußte Ende Oktober 1942, nach Beginn des Angriffs der britischen Achten Armee in El Alamein, seinen Heimaturlaub abbrechen und schnell nach Nordafrika zurückkehren. Der Befehl zum geordneten Rückzug war bereits gegeben. Die Engländer waren an einigen Stellen im Norden durchgebrochen. Da funkte das Führerhauptquartier, daß die deutsch-italienischen Stellungen auf keinen Fall aufgegeben werden dürften. Sie müßten bis zur letzten Patrone verteidigt werden. Sieg oder Tod. Das war aber in der Wüste strategischer und militärischer Unsinn. Es hätte, ohne etwas zu erreichen, sinnlos Zehntausende von Menschenleben gekostet. Rommel wollte dies dem Führerhauptquartier telefonisch erklären. Man

unterbrach ihn aber sofort mit dem Hinweis, daß alles andere als Feigheit vor dem Feind betrachtet werde. Rommel soll daraufhin Keitel oder Hitler, wie einst Goethes Götz von Berlichingen, mit dem schwäbischen Gruß bedacht und wütend abgehängt haben.

Immer wenn wir unsere Leitungen im jeweiligen Zeltlager des Korpsstabes bauten und Rommel war zufällig in der Nähe und hörte uns schwäbisch sprechen, da unterhielt er sich manchmal mit uns. Er erkannte auch später manchen von uns wieder, einige sogar mit Namen. Man betrachtete ihn als einen sehr guten General, der wußte, was er tat. Er beschützte seine Soldaten. Er gab nicht nur Befehle für seine eigene Karriere, er war sehr bemüht, Leben zu schonen und nicht einfach loszugehen und umzubringen. Nicht nur deutsche Soldaten, auch englische. Er kontrollierte sogar die englischen Kriegsgefangenen und sorgte dafür, daß sie richtig behandelt wurden und genug zu essen und zu trinken hatten.

Rommel, Erwin 1891–1944 **(bei Tripolis)**

Am 16. Januar drängten die Briten außerordentlich scharf nach. Bald traten starke britische Kräfte mit insgesamt 100 Panzern gegen die 30 der 15. Panzerdivision an. Da die Division im Norden und Süden nicht angelehnt war, befand sie sich in keiner allzurosigen Lage. Die Briten fuhren rücksichtslos ins Feuer und verloren an diesem Tage in schweren Gefechten weitere 20 Panzer. Auch die 90. leichte Division schlug die 51. britische Division bereits im Vorfeld ihrer Nachhutstellungen zurück.

Wieder begann sich unsere Benzinknappheit auszuwirken, denn der Verbrauch stieg natürlich durch die Bewegungen ganz erheblich. In dem offenen Gelände konnten wir die Schlacht nicht weiterhin durchstehen, auch in Anbetracht der Tatsache, daß der Gegner immer stärker wurde und ein enges Verkämpfen vermieden werden mußte.

Die Briten folgten mit starken Verbänden und rückten an die Tarhuna-Homs-Stellung heran, während die Italiener nach Westen gebracht wurden. Das Comando Superiore hatte mir gemeldet, daß die Stellung schlecht umfaßt werden könne. Sonst waren die Defensivmöglichkeiten außerordentlich gut, denn die Briten mußten bei einem Angriff von Süden und Südosten her durch sandiges und ungeeignetes Gelände, und sicher wären wir bei einer einigermaßen besseren Bevorratung in der Lage gewesen, die Angriffe des Gegners längere Zeit abzuwehren.

Roosevelt, Franklin Delano 1882–1945 **Tripolis**

Telgramm an Mister Hull

General Giraud trifft hier morgen ein, und Mr. Churchill und ich haben es so arrangiert, daß General de Gaulle am Montag hier sein wird. Ich glaube bestimmt, wir können die Engländer zu unserem Standpunkt bekehren, und es scheint mir klar, daß wir hier einen Zivilisten in die Verwaltung einsetzen müssen. Giraud fehlt es offenbar an administrativen Fähigkeiten, und de Gaulles Autorität wollen die französischen Armeeoffiziere nicht anerkennen. Da man hier nicht ohne weiteres französische Zivilisten auftreiben kann, was meinen Sie dazu, wenn wir Jean Monnet herkommen ließen? Anscheinend hat er doch in den politischen Verwicklungen der letzten Jahre eine saubere Weste behalten, und mein Eindruck von ihm ist sehr günstig. Ich glaube, Morgenthau kennt Monnet und vertraut ihm. Ich hatte gehofft, politische Auseinandersetzungen diesmal vermeiden zu können, aber bei meiner Ankunft fand ich englische und amerikanische Zeitungen vor, die aus einer Maus einen Elefanten gemacht haben, dermaßen, daß ich nicht nach Washington zurückkehren kann, ohne diese Angelegenheit gerelgt zu haben. Alle hier sind wohlauf, und ich sende Ihnen meine herzlichsten Grüße. Übrigens möchte ich die Erwähnung Monnets ausdrücklich geheimgehalten wissen, denn alles kann verdorben werden, wenn da etwas durchsickert.

Lord Alanbrooke 1883–1963 **Casablanca**

Von 9.30 Uhr bis 10.30 Uhr Konferenz mit Eisenhower und Alexander, zwecks Koordinierung der Angriffe auf Tunesien. Eisenhowers ursprünglicher Plan war wirklich nicht gut; er hätte nur dazu geführt, jeden einzelnen Angriff wirkungslos zu machen. Wir entwarfen gemeinsam einen besseren.

Von 10.30 Uhr bis 13 Uhr Sitzung des Kombinierten Komitees der Stabschefs. Wieder mußte ich alle Vorteile der von uns vorgeschlagenen Mittelmeerstrategie herauskehren und die Gegenargumente entkräften. Es war ein zeitraubendes und mühseliges Geschäft und erforderte viel Geduld. Man darf sie [die Amerikaner] nicht treiben und drängen, sondern muß sie ganz allmählich mit der von uns beabsichtigten Strategie vertraut machen.

Um 17.30 Uhr mußten wir zu PM, und ich erstattete Bericht über bisherige Ergebnisse. Er war in bester Laune. Hatte sich fast den ganzen Tag mit der Frage beschäftigt, wie man eine Aussöhnung zwischen de Gaulle und Giraud herbeiführen könnte. Abendessen mit General Patton

dem amerikanischen Kommandeur, der die Landung an der Marokko-Front geleitet hat ... Ein wirklicher Feuerfresser und eine starke Persönlichkeit ...

Gehe jetzt ausnahmsweise früh ins Bett. Bin hundemüde von den Anstrengungen der letzten Tage. Die Verhandlungen sind so zeitraubend und mühselig, weil alles behutsam erklärt und wieder erklärt werden muß, ehe es begriffen wird. Und selbst dann zeigen die Einwände noch, daß die eigentliche Konzeption nicht erfaßt wurde, und man muß wieder von vorne anfangen.

Lord Moran 1882–1977 **Anfa bei Casablanca**

Heute nachmittag machte ich einen Spaziergang. Denselben Einfall hatten die Stabschefs gehabt; so ergab es sich, daß ich sie im Gespräch am Meeresufer traf. Dill sagte, in den Anblick der weißen Brandung versunken, man habe bei der Invasion in Nordafrika mit dem Wetter großes Glück gehabt: Wenn die See so rauh wie heute gewesen wäre, hätte man kaum landen können. Der Krieg sei ein Glücksspiel, und das Schicksal habe ihnen den einen von fünfzig Tagen geschenkt, an dem das Unternehmen möglich gewesen sei. Langsam gingen wir zurück. Portal, der allerhand merkwürdige Sachen weiß, die er sonst meist für sich behält, erklärte Dill, wie der Saft in einer Kaktuspflanze zirkuliert.

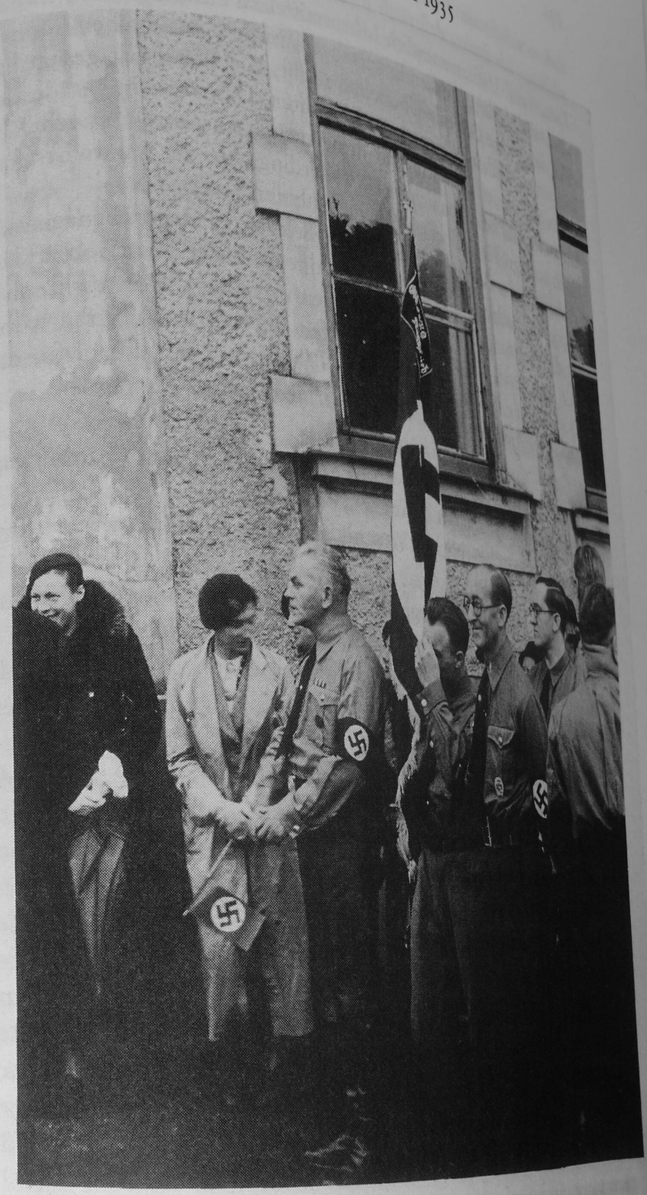
Inzwischen hatte man den Premierminister vermißt und eine große Suche nach ihm veranstaltet. Anfa Camp, das aus einem großen Hotel und einigen benachbarten Villen besteht, in denen wir wohnen, ist von einem Drahtzaun umschlossen, der nur zwei bewachte Zugänge hat; aber der PM muß irgendwie hindurchgeschlüpft und spazierengegangen sein. Die Pioniere legen eine Holzbahn über die Stufen der Vordertreppe, damit der Rollstuhl des amerikanischen Präsidenten ins Haus geschoben werden kann, wenn er abends mit uns speist.

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Cunningham, auf dessen Äußerungen ich viel gebe, hat erklärt, daß die Schiffe der Verbündeten sich im Osten und Westen des Mittelmeeres frei bewegen. Die mit den Landungen in Nordafrika zusammenhängenden Verluste, nicht ganz 3%, seien gering, wenn man bedenke, daß jeweils 50 U-Boote außerhalb und innerhalb der Straße von Gibraltar angesetzt waren. Auf die Frage, ob er sich der italienischen Flotte gewachsen fühle, falls sie zur Schlacht herauskomme, gab er eine zuversichtliche Antwort.

Irak hat als erster arabischer Staat dem Präsidenten Roosevelt mitgeteilt,

Zeitsprung in das Jahr 1935



daß er sich fortan dem Krieg der Verbündeten gegen die Achse anschließe. Ich denke, daß noch mancher andere Staat auf diese Weise Lease-Lend-Hilfe, namentlich Lebensmittel zu erhalten hofft, zweifle aber sehr, ob die USA allen Erwartungen werden entsprechen können. Der diesjährige Getreide-Überschuß reicht, wie Roosevelt gesagt hat, aus, um 20 Millionen Menschen zu ernähren. Das ist nicht gerade viel, da zum Beispiel auch Rußland dringend Lebensmittel braucht. Im laufenden Jahr bemühen sich die USA allerdings, aus der Landwirtschaft einen noch größeren Überschuß herauszuholen. [...]
Ich finde in der Zeitung eine kurze AG (Schweizer Depeschenagentur) Notiz, daß nach einer Reutermeldung Innenminister Morrison erklärt hat, die Lieferungen nach Rußland hätten zwar ihr Ziel erreicht, aber unter sehr schweren Verlusten an Schiffen, auch Kriegsschiffen wohl, und an Ladung. Solche Erklärungen erscheinen mir nützlicher für das Ansehen Englands als das Gerede des Marineministers Alexander.

Lohmann, Georg **Sonderzug**
Telegramm an die Botschaft in Ankara
Geheime Reichssache – Nur als Verschlußsache zu behandeln
Für Botschafter von Papen persönlich.
Der Herr RAM bittet Sie um drahtliche Stellungnahme zu der folgenden ihm vorliegenden, aus streng geheimer Quelle stammenden Meldung:
«Ein höherer Beamter des englischen Außenministeriums teile mit, daß die Diplomatie der Alliiertenmächte mit der türkischen Regierung über den Abschluß eines speziellen Abkommens, das gute politische Beziehungen zwischen England und Amerika einerseits und der Türkei andererseits schaffen werde, mit Erfolg verhandle. Indem die Alliierten große materielle Opfer (Kredite für die Ausrüstung, Überlassung von Erdölkonzessionen im Nahen Osten, Bau der Eisenbahnlinien von allgemeiner Bedeutung usw.) auf sich nehmen, hoffen sie, daß die Türkei in bezug auf ihre strenge Neutralität nachgeben werde. Die Alliierten werden die Genehmigung der türkischen Regierung für den Durchlaß von Militärtransporten durch die Türkei brauchen. Die erste Nachgiebigkeit der türkischen Regierung in bezug auf die Bewegung der Flotte der Alliierten in türkischen Hoheitsgewässern wird in nächster Zeit erwartet. Die Verhandlungen zwischen den Alliiertenmächten und der türkischen Regierung nähern sich dem Ende. Die Alliierten sind gezwungen, auch Opfer besonderen Charakters zu tragen, sie werden nämlich ein Abkommen zwischen der Türkei und der UdSSR herbeiführen müssen. Dieses stößt auf große politische Schwierigkeiten. Die türkische Regierung wird von den Alliierten die volle Garantie einer gewissenhaften Erfüllung der von der UdSSR übernommenen Verpflichtungen verlangen, die aus diesem Abkommen entstehen. Die UdSSR werde auf aggressive Politik in denjenigen Gebieten des Nahen und Mittleren Ostens verzichten müssen, die für die Türkei lebenswichtig sind.»
Schluß der Meldung. Lohmann

Ciano, Galeazzo Graf 1903–1944 **Rom**
Unter den aufgefangenen Telegrammen befindet sich eines, in dem die Resultate einer Unterredung zwischen dem deutschen General von Thoma und Montgomery zusammengefaßt sind. Wenn das wahr ist, so ist es sehr ernst. Von Thoma hat erklärt, daß die Deutschen davon überzeugt sind, den Krieg verloren zu haben, und daß das Heer antinazistisch ist, weil es Hitler die ganze Verantwortung für den Krieg zuschreibt. Auf Befehl des Duce habe ich Mackensen eine Kopie gegeben. Etwas Wahres muß daran sein, weil sich Thoma bei seiner Durchreise in Rom Bismarck gegenüber mehr oder weniger auf die gleiche Weise geäußert hat.
Edda hat mit Frugoni über den Gesundheitszustand des Duce gesprochen. Morgen soll ein Konzilium mit Cesabianchi in Rocca stattfinden. Obwohl die Schmerzen andauern, hat Frugoni erklärt, daß er gute Gründe habe, um an seiner guten Prognose festzuhalten. Gute Nachricht.

Mackensen, Hans-Georg von 1883–1947 **Rom**
Telegramm
Habe dem Grafen Ciano heute unseren Standpunkt in der Frage der Behandlung der Juden in den besetzten Westgebieten in enger Anlehnung an Drahtweisung dargelegt. – Er anhörte sich meine Ausführungen sehr aufmerksam und quittierte sie mit der Feststellung, daß er persönlich unseren Standpunkt verstehe und grundsätzlich einverstanden sei. Die Durchführung der Maßnahmen berühre jedoch eine große Anzahl anderer Ressorts und werde verschiedene Fragen hochkommen lassen. Er fragte mich, ob ich ihm eine Aufzeichnung hinterlassen könne, was ich – unter Hinweis auf meinen Auftrag, ihn mündlich zu informieren – verneinte. Daraufhin bat er mich, Plessen anzuweisen, auch d'Ajeta im gleichen Sinne zu informieren, was ich zusagte. Im übrigen habe ich ihn noch einmal darauf hingewiesen, daß wir ja wegen der Wahrung der italienischen Vermögensinteressen und deren Sicher-

stellung zugunsten der italienischen Regierung entsprechende gegenseitige besondere Vereinbarungen vorgesehen hätten.
Ich werde Plessen ausdrücklich darauf hinweisen, daß es sich bei seinem von Graf Ciano bei d'Ajeta erbetenem Besuch nur um Wiederholung unseres Standpunktes in der Judenfrage, nicht aber etwa um eine Diskussion über diesen Standpunkt handeln kann, daß also eine Unterhaltung nur etwaige italienische Wünsche zur praktischen Durchführung dieses Standpunktes und Sicherstellung italienischer wirtschaftlicher Interessen zum Gegenstande haben kann.

Moltke, Hans Adolf von 1884–1943 **Madrid**
Telegramm an das Auswärtige Amt
Geheime Reichssache
Nur als Verschlußsache zu behandeln
Nahm gestern Gelegenheit zu längerer Aussprache mit General Muñoz Grandes, der sich dabei sehr eingehend und freimütig über hiesige Verhältnisse und Persönlichkeiten äußerte.
Über seine Beziehungen zum Caudillo aussprach sich General dahin, daß Franco auf ihn eifersüchtig sei; u. a. auch deshalb, weil Staatschef glaube, daß er, Muñoz Grandes, in besonders intimem Vertrauensverhältnis zu Führer stehe, bezeichnend sei in diesem Zusammenhang, daß Franco, bei dem er sich sofort nach seiner Ankunft in Spanien Führerauftrags in Waffenlieferungsangelegenheit entledigt hätte, ihn nicht mit Übermittlung Antwort betraut, sondern lediglich geäußert habe, er werde schriftlich antworten. Seither habe er über die Behandlung der Frage nichts mehr gehört und bezweifle, daß etwas dabei herauskomme.
Franco wäre zwar von Bereitwilligkeit Führers, Spanien bei Aufrüstung zu helfen, ehrlich begeistert gewesen; er sei aber ein Mann, dem entscheidende Entschlüsse schwerfielen. Ihn selbst wolle Franco offenbar politisch ausschalten. So sei seine Beförderung zum Generalleutnant nicht etwa als Ausdruck der Anerkennung für ihn oder «Blaue Divison» aufzufassen, sondern nur als ein Mittel, um ihn unter dem Vorwand, daß ein seinem Rang entsprechender Posten nicht frei sei, vorläufig nicht aktiv zu verwenden. Es sei im übrigen eine Eigenschaft Francos, sich nur mit unbedeutenden Persönlichkeiten zu umgeben.
Trotzdem sei er bereit, Franco aufrichtig zu helfen, wenn dieser sich entschlossen zeige, grundsätzliche Änderungen im politischen Leben Spaniens vorzunehmen, insbesondere aber die Falange von den sicher ungeeigneten und unzuverlässigen Elementen zu reinigen. [...]
Über die politische Einstellung der spanischen Bevölkerung äußerte sich

Muñoz Grandes dahin, daß die Jugend, vor allen die jüngeren Offiziere, sowie die Studentenschaft und die Falange auf seiten Deutschlands ständen, die ältere Generation sei in dieser Beziehung weniger zuverlässig und unterliege dem englischen Einfluß. Als Spanier würde er daher beinahe wünschen, daß seitens der Feindmächte ein Angriff auf spanisches Gebiet erfolge, weil er überzeugt sei, daß dann die Masse des Volkes geschlossen gegen die Angreifer aufstehen würde. Muñoz Grandes betonte jedoch ausdrücklich, daß er ein militärisches Vorgehen unserer Feinde gegen Spanien für unwahrscheinlich halte.

Organisation des jüdischen Selbstschutzes **Ghetto Bialystok**
Aufruf
Geht nicht freiwillig in den Tod! Kämpft um Euer Leben bis zum letzten Atemzug! Begrüßt unsere Henker mit Zähnen und Klauen, mit Axt und Messer, mit Salzsäure und Eisenstangen! Möge der Feind Blut mit Blut und Tod mit Tod bezahlen!
Wollt Ihr Euch in Mäuselöcher verkriechen, wenn Eure Nächsten in Tod und Schande verschleppt werden?
Werdet Ihr, um noch einige Wochen das Leben von Unfreien zu führen, tatenlos zusehen, wie Eure Frauen und Kinder, Eure Eltern in den Tod transportiert werden?
Laßt uns beizeiten den Feind überfallen, ihn niederschlagen und entwaffnen! Laßt uns den Verbrechern Widerstand leisten und wenn es sein muß, wie Helden fallen! Wenn wir so sterben, sind wir nicht verloren! Außer unserer Ehre haben wir nichts mehr zu verlieren!
Möge der Feind teuer für Euer Leben bezahlen! Rächt die vernichteten jüdischen Gemeinden und das jüdische Leben!

Graf, Willi 1918–1943 **München**
der vormittag vergeht mit dem anstehen der kompanie an der uni, da ja 470jähriges jubiläum ist. spät komme ich vom essen heim, sitze bei anneliese. besuch von traude [Lafrenz], wir reden über die dinge, die so verwirrt um uns sind, daß wir keinen weg sehen.
am abend vorbereitung der liturgie mit den anderen. später lese ich noch eine zeit.

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Dorothea Sara K.
Geboren den 5. 3. 1889 in Berlin

gestorben den 16. 1. 1943
Tag der Anmeldung:
Wohnung:
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Magda Sara N.
Geboren den 17. 9. 1892 in Friebel
gestorben den 16. 1. 1943
Tag der Anmeldung:
Wohnung:
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung

Klöntsch, Herta *1916 **(U-Gefängnis Berlin, Kaiserdamm)**
Es sprach sich in unserem Hause herum, daß unsere Hauptwachtmeisterin zur Wachtmeisterin in einem KZ avancierte. Die Arme! Sie war sehr gerecht und hatte Herz. Beim Abschiedsessen, es gab Kartoffelpuffer, gestand sie mir, sie sei zwar stolz ob der Rangerhöhung, aber gern ginge sie nicht. Aber sie mußte! Neinsagen, hieß eingesperrt zu werden. Das konnte sie nicht riskieren, weil ihre alten Eltern sie brauchten. Eine neue Beamtin kam nicht. Unsere beiden Dienstverpflichteten machten allein weiter, was natürlich mehr Dienst für sie bedeutete. Und alles wurde noch lockerer.
Beim Kartoffelschälen hatten wir auch die Männer besser kennengelernt. Wir waren ja durch ein Gitter getrennt. Und wieder war einer dabei, der auf meine Freundin verfiel. Er war aus Schlesien. Sein Vater soll Brauereibesitzer gewesen sein. Der durfte jeden Abend bis 22 Uhr bei meiner Freundin sitzen und Händchen halten. Er sah gut aus.

Haulot, Arthur *1913 **Dachau**
Ich nehme meine Ausführungen über den Hunger wieder auf. Habe einem belgischen Freund auf diskrete Weise etwas von dem mitgeteilt, was mich noch mittwochs so sehr quälte. Ich hatte in jenen Augenblikken ein Gefühl, ähnlich dem eines Heranwachsenden, der onaniert: eine monströse Ausnahme zu sein.
Kaum hatte ich den Mund geöffnet, als sich mir der betreffende Freund selber anvertraute, was beweist, daß alle, die wirklichen Hunger kennengelernt haben, ähnliche Stadien mit mehr oder weniger starken

Schwankungen, je nach der Schwere der erduldeten Leiden, durchlaufen. Vielleicht werde ich versuchen, den erschreckenden Bericht über seine eigene Krise aufzuschreiben.
Das unmittelbare Ergebnis dieser Unterhaltung ist, daß ich mich ruhiger fühle: man erträgt den Hunger wie alles andere auch. Aber ich bestätige heute, daß das nicht ohne Mühe geschieht. Das Hungergespenst nimmt verschiedene Formen an.
Ich bin also mit Nahrung vollgestopft. Das einzig reale Problem besteht darin, zu erfahren, ob mein Magen dieser unaufhörlichen Verdauungsarbeit gewachsen ist. Glücklicherweise beruhigen mich auch hier zahlreiche Beispiele aus meiner Umgebung.
Heute jedoch ist wieder diese Besessenheit in mir, diesmal nicht nach Brot, sondern nach Reis. Seit mindestens 13 Monaten habe ich keinen Reis mehr gegessen. Die «Sonderdiäten» erhielten ihn heute mittag. Nach dreistündigem inneren Kampf entschloß ich mich – d. h. ich gab meinem schrecklichen Gelüst nach – Hermann darum zu bitten, mich kosten zu lassen. Was er in seiner üblichen kameradschaftlichen Art auch tat und mir sogar die Hälfte seiner Schüssel anbot. Diesen Milchreis zu verzehren, bedeutete für mich das größte Vergnügen. Aber ich muß gestehen, daß ich, bevor ich ihn bekam, ähnliche Qualen durchlitt wie zuvor bei Brot.

Deutsche Reichsbahn, Generalbetriebsleitung Ost
Telegrammbrief! Berlin
An die RBD'en:
Berlin, Breslau, Dresden, Erfurt, Frankfurt, Halle (S), Karlsruhe, Königsberg (Pr), Linz, Mainz, Oppeln, Osten in Frankfurt (O), Posen, Wien.
Generaldirektion der Ostbahn in Krakau, Reichsprotektor, Gruppe Eisenbahn in Prag, GVD Warschau, RVD Minsk, nachr GBL Süd München, GBL West Essen
– je besonders 3× –
Betr.: Sdz für Umsiedler in der Zeit vom 20. 1. bis 28. 2. 1943
Wir übersenden eine Zusammenstellung der am 15. 1. 43 in Berlin vereinbarten Sonderzüge für Umsiedler (Vd, RM, Po, Pj u Da) in der Zeit vom 20. 1. bis 28. 2. 43 und einen Umlaufplan für die zur Bedienung dieser Züge zu verwendenden Wagenzüge.
Die Zugbildung ist bei jedem Umlauf angegeben *und zu beachten*. Nach jeder Vollfahrt sind die Wagen gut zu reinigen, erforderlichenfalls zu entwesen und nach Beendigung des Programms zum weiteren Einsatz

bereitzustellen. Zahl und Gattung der Wagen sind beim Auslauf des letzten Zuges festzustellen, uns fernmündlich mitzuteilen und mit Dienstkarte zu bestätigen. gez. Dr. Jacobi

Umlaufplan

für die mehrfach zu verwendenden Wagenzüge
zur Bedienung der Sdz für Vd, Rm, Po, Pj u. Da-Umsiedler
in der Zeit vom 20. 1.–28. 2. 1943

Uml Nr	Wagenzug der RBD	am	Zug-Nr	von	nach	Zahl der Reisenden
106	Pan 1 B 15 C	20./21. 1.	Vd 201	Kalisch 8.22	Ottersweier	700
		22./23. 1.	Lp 202	Ottersweier	Andrzojow	
		25./26. 1.	Vd 203	Andrzojow	Linz	500
		27./28. 1.	Lp 204	Linz	Kalisch	
		30./31. 1.	Vd 205	Kalisch 8.22	Ottersweier	700
107	Op 1 BC	25./26. 1.	Rm 1	Gleiwitz	Czernowitz	600
	15 C	28./29. 1.	Lp 2	Czernowitz	Gleiwitz	
	15 G	1./2. 2.	Rm 3	Gleiwitz	Czernowitz	600
		4./5. 2.	Lp 4	Czernowitz	Ratibor	
		8./9. 2.	Rm 5	Ratibor	Czernowitz	600
		11./12. 2.	Lp 6	Czernowitz	Gleiwitz	
		15./16. 2.	Rm 7	Gleiwitz	Czernowitz	600
		18./19. 2.	Lp 8	Czernowitz	Gleiwitz	
121	Pan 21 C	5./6. 2.	Pj 107	Bialystok 9.00	Auschwitz 7.57	2000
		7./8. 2.	Lp 108	Auschwitz	Bialystok	
		9. 2.	Pj	Bialystok 9.00	Treblinka 12.10	2000
		9. 2.	Lp 128	Treblinka 21.18	Bialystok 1.30	
		11. 2.	Pj 131	Bialystok 9.00	Treblinka 12.10	2000
		11. 2.	Lp 132	Treblinka 21.18	Bialystok 1.30	
		13. 2.	Pj 135	Bialystok 9.00	Treblinka 12.10	2000
		13. 2.	Lp 136	Treblinka 21.18	Bialystok 1.30	

Uml Nr	Wagenzug der RBD	am	Zug-Nr	von	nach	Zahl der Reisenden
122	Pan 21 C	6./7. 2.	Pj 109	Bialystok 9.00	Auschwitz 12.10	2000
		8./9. 2. 10. 2.	Lp 110 Pj 129	Auschwitz Bialystok	Bialystok Treblinka	
		10. 2.	Lp 130	Treblinka 21.18	Bialystok 1.30	2000
		12. 2.	Pj 133	Bialystok 9.00	Treblinka 12.10	2000
		14. 2.	Pj 163	Grodno 5.40	Treblinka 12.10	2000
		14. 2.	Lp 164	Treblinka	Scharfenwiese	
123	Pan 21 C	7./8. 2. 8. 2.	Pj 111 Lp 112	Bialystok Auschwitz	Auschwitz Myslowitz	
126	Gedob 1 BC 16 C	25./26. 1.	Po 61	Zamocz 8.20	Berlin Whgen 17.30	1000
		29./30. 1.	Da 13	Berlin Mob 17.20	Auschwitz 10.48	1000
		31. 1./1. 2.	Lp 14	Auschwitz	Zamocz	
		3./4. 2.	Po 65	Zamocz	Auschwitz	1000
		4. 2.	Lp 66	Auschwitz	Myslowitz	
127	Gedob 1 BC 16 C	29./30. 1.	Po 63	Zamocz 8.20	Berlin Whgen 17.30	1000
		2./3. 2.	Da 15	Berlin Mob 17.20	Auschwitz 10.48	1000
		4./5. 2.	Lp 16	Auschwitz	Litzmannstadt	
128	Dre 21 C 1 G	20./21. 1.	Da 101	Theresienst.	Auschwitz	2000
		21./22. 1.	Lp 102	Auschwitz	Theresienstadt	
		23./24. 1.	Da 103	Th	Au	2000
		24./25. 1.	Lp 104	Au	Th	
		26./27. 1.	Da 105	Th	Au	2000
		27./28. 1.	Lp 106	Au	Th	
		29./30. 1.	Da 107	Th	Au	2000
		30./31. 1.	Lp 108	Au	Th	
		1./2. 2.	Da 109	Th	Au	2000
		2. 2.	Lp 110	Auschwitz	Myslowitz	

Zwischentext zum 16. Januar 1943

Lang, Heinz *1929 **(Erzgebirge)**

Wie 'ne Sucht war das

Ich wollte zaubern lernen. Und ich durfte zaubern lernen! Man kann über Zauberkästen denken wie man will, und die meisten taugen ja auch nichts, aber meiner wurde direkt bei einer Versandfirma für Zaubergeräte bestellt und mir zum Geburtstag geschenkt.

Einer der ersten Tricks, die ich gelernt habe, war die sogenannte Kugeldose. Eigentlich ein gar nicht so leichter Trick. Ehe ich die «Kugeldose» vorgeführt habe, habe ich erst einmal Fingerfertigkeit geübt und gelernt, den Ball verschwinden zu lassen. Ich hatte eben den Willen, ich wollte das gleich perfekt machen. Und mir kam zugute, daß ich schon Zauberkünstler kannte. Nur, die sagten mir wohl, das geht so und so, und ich konnte mir das abschauen, aber wie es dann wirklich funktionierte, das mußte ich mir selbst beibringen. Und wenn man noch so jung ist, dann hat man das auch schneller intus.

Dann hab ich mir auch schon den Billard-Ball-Trick vorgenommen und immer über dem Bett geübt. Immer über dem Bett, wenn die Billard-Bälle runterfallen, ich meine, dann bückt man sich den ganzen Tag, und dann tun einem nicht die Finger vom Üben weh, sondern das Kreuz.

Die ersten Zuschauer waren meine Eltern und Großeltern. Ein großartiges Publikum. Sie klatschen auch, wenn es einmal nicht so klappte. Es war für mich immer wieder ein irres Erlebnis. Nur ich alleine wußte, wie sowas geht, und sie staunten. Nahmen das Gerät in die Hand, schauten rein, sagten: Mensch, da muß ein Spiegel drin sein!, und ich freute mich, daß da kein Spiegel drin war und sie nicht dahinterkamen, wie das ging.

Dieses Gefühl erlebe ich heute wieder bei Kindern, wenn ich Zaubervorstellungen gebe, und da ist einer drin, der sagt: Ich hab ein paar kleine Zaubertricks geübt, darf ich sie vorführen? Dann lasse ich mir die vorführen, und wenn ich sehe, aha, der kann ein büschen was, dann laß ich ihn vor meinem Programm seine Tricks zeigen.

Dann kann ich das nachfühlen, wie das damals bei mir war. Daß ich nun den Ehrgeiz oder den Willen hatte, ein ganz großer berühmter Kastner oder Belachini zu werden, das hatte ich nie. Ich wollte Leute unterhalten, entweder auf der Bühne oder in der Manege stehen.

So mit zwölf, dreizehn habe ich gesagt: ich möchte steppen lernen. Wurde gesagt: Gut, darfst steppen lernen. Muß ich natürlich vorausschicken: das Geld dazu war da.

Wir waren rund ein Dutzend junger Leute. Zwei Mädchen, der Rest war Jungs und ich der kleinste. Da kam vom Stadttheater Annaberg ein Ballettmeister, der hatte sich in Elterlein einen Saal gemietet und unterrichtete uns. Gesteppt haben wir nach den alten deutschen Filmschlagern von Marika Rökk und so weiter. Amerikanische Musik war natürlich nicht, die hab ich erst später heimlich im Radio gehört.

Daß nun gerade Jungs steppen lernen wollten, fand ich nicht ungewöhnlich. Alle großen Steptänzer waren Männer. Doch nur zwei aus unserer Gruppe bestanden die Prüfung: ein Mädchen und ich. Die Jungs haben das wohl auch nur aus Blödsinn gemacht, während ich bereits den Hintergedanken hatte: Das machst du mal zum Beruf.

Ich wollte eben Varieté oder Zirkus. Und das hat sich festgesetzt. Das war wie 'ne Sucht. Das ist auch so geblieben. Bis heute. Man sagt ja, wenn man nun auf der Reise oder beim Zirkus ein Paar Schuhe abgelaufen hat, wird man dort zeitlebens seine Schuhe abtreten.

Als Kind bin ich ja nur im Familienkreis oder mal bei Geburtstagen von Bekannten aufgetreten. Die richtigen Auftritte hatte ich, nachdem ich 1943 meine Lehre als Elektriker begann. Eben als Amateur. Meistens sonntags und dann in den umliegenden Sälen. Da spielte eine Tanzkapelle, und in den Tanzpausen habe ich mein Programm gezeigt. Wenn der Kegelverein oder der Gesangverein eine Veranstaltung hatte, dann wurde ich eben engagiert.

Eigentlich wollte ich zum Ballett. Aber ich war so ein kleiner Zwerg, da hatte ich keine Chance. Aber als Steptänzer konnte ich schon als Solist und später mit 'ner kleinen Partnerin, die ich durch Zufall traf, auftreten. Wir sind über Land gezogen, brachten zwischendurch unsere Stepnummern, und es war reiner Spaß an der Freude, denn in der Zeit sind wir für ein bißchen Essen und Trinken auf die Bühne gestiegen.

Sonntag, 17. Januar 1943

Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser
denn sonst tausend; ich will lieber der
Tür hüten in meines Gottes Hause,
denn wohnen in der Gottlosen Hütte.
HERRNHUT PSALM 84,11

Justitia et judirium praeparatio sedis
tuae.
TAGEBUCH QUAATZ

Morell, Dr. Theodor 1885–1948 **Führerhauptquartier**
2 Traubenzucker.

Jenssen, Adelheid *1900 Jena
Missions-Festgottesdienst durch Kirchenrat D. Winhusen, sein Predigttext: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn. Danach Mittagessen mit ihm, dann begleiteten wir ihn zur Bahn. Herrlichster Sonnenschein und Frühlingsluft, noch erfüllt vom festlichen Gottesdienst, befriedigt durch das freundliche Mittagessen im Heim, wodurch mir viel Arbeit erspart.
Hermann war der Weg zum Bahnhof mit vollem Magen nicht gut bekommen, da war gleich wieder die Bedrückung da; Heinz machte den Frühstücksabwasch, während wir ruhten, dann hatte ich noch alle Schlafzimmer zu machen, danach doch noch Zeit zum Lesen; abends von ½9–½10 Uhr Alarm. Heinz bei uns im Wohnzimmer auf dem Sofa, die Nacht vorher feindliche Fliegerbomben auf Berlin, Verluste an Menschen und Brandschaden.

Johannsen, Marie 1886–1975 **Hamburg**
Kein Fliegeralarm in der Nacht.
Gegen 10 Uhr aufgestanden, Kaffee getrunken, ½12 Uhr zu Mittag gegessen, kurz nach 2 Uhr fortgegangen, zuerst zu K., dann, da es neblig wurde, anstatt nach Blankenese zu fahren ins Passage-Theater und sahen den Film «Wir machen Musik» mit Ilse Werner, Viktor de Kowa, Lotte Werkmeister. Netter Unterhaltungsfilm. Gegen ½7 Uhr im

Hause. Wir waren gerade beim Abendbrot, da gab es 19.20–19.55 Uhr Fliegeralarm. Es fiel kein Schuß, wir blieben oben. 20.50–22.55 Uhr erneut Alarm, wir gingen in den Keller. (Angriff auf Berlin, 25 Bomber abgeschossen). 23 ¼ Uhr ins Bett.
Wetter: neblig, 3° Kälte.

Jürgens, Hans-Jürgen *1926 **Ostfriesische Inseln**
Nachts viele Einflüge einzelner Maschinen, die die Flugmeldegeräte fortwährend stören. – Die schwere Flak von Helgoland, Wangerooge und Mellum hat wegen des Einsatzes der Nachtjäger durchweg Feuerverbot.

Brittain, Vera Mary 1893–1970 **London**
Spät zu Abend gegessen, und erst danach zeigte G. mir eine während des Nachmittags von den Colbys erhaltene Nachricht, in der stand, daß John schlechte Entwicklungen bzgl. der Seereise befürchte – ob wir insistieren? Das britische Konsulat war dagegen; jetzt zu kommen, würde bedeuten, die Wieder-Einreise-Erlaubnis einzubüßen (konnte diese letzten beiden Aussagen überhaupt nicht begreifen). G. und ich diskutierten dies, als ein großer Angriff als Vergeltung für unseren Angriff auf Berlin letzte Nacht startete. Viel Lärm und schweres Geschützfeuer hier herum, aber wir hörten nichts, weil wir darüber entschieden, ob wir die Pläne betreffs John aufgeben sollten; und ihn möglicherweise für Ewigkeiten nicht mehr zu sehen, war so bedrükkend.
Ging sehr müde ins Bett, das Problem wälzend, und wurde gegen 5 Uhr durch einen weiteren Angriff wieder geweckt. Fürchterliches Geschützfeuer und schwere Bomben, die in kleinere explodierten – einige über dieser Wohnung.

Churchill, Winston 1874–1965 **London**
Persönliche und streng geheime Botschaft an Josef Stalin
In der vergangenen Nacht haben wir 142 Tonnen Sprengbomben und 218 Tonnen Brandbomben auf Berlin abgeworfen.

Hugo B. **Berlin**
Abends, von 19.30 bis 22.30 Uhr wieder Alarm. Wieder eine wüste Schießerei. Im Keller habe ich meine zweite Flasche Schnaps geleert. Inzwischen war der Spuk vorbei.

Lehmann, Wilhelm 1882–1968 **Eckernförde**
Der graue Nebel hat sich gelegt, 2 bis 3° über null. Die Flieger sind über Großberlin gewesen. Dabei sagte Marie gestern bei Tisch «Heute kommen sie bestimmt nicht». […]
Es wurde trotzdem ein guter Tag. Die Sonne schien mir ins Zimmer und es gelang mir ein Gedicht, das F. eben tippte und ich – wieder einmal – an die Frkf. Ztg. schickte.
F. fand gestern, ihre Briefe aus alter Zeit ordnend, eine bezaubernde Karte von Lene aus London 1924: Tänzerinnen, M. Sch., 18th Century (British Museum). Ich lieh es mir für den Schreibtisch.
Zweimal im Keller. Um 7–11 Uhr.

«Münchner Neueste Nachrichten» **München**
Matthias Claudius/Aphorismen

Was der liebe Gott anfangs alles für Weltkräfte erschaffen, und wie sie gegeneinander geordnet hat, das ist alles vor unsern Augen verborgen, und ich wäre sehr geneigt, die ganze sichtbare Welt als eine Glocke anzusehen, die wir davon läuten hören, ohne recht zu wissen, in welchem Thurm sie ist.

*

Wenn ein guter Hausvater bei Nacht Licht braucht, so hascht er's nicht draußen unter dem weiten Tausend-Sternen-Himmel, und bringt es durch die Fenster herein, sondern er schlägt es mit Stahl und Stein mühsam und künstlich im Hause an und läßt es durch die Fenster hinausleuchten.

*

Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer.

*

Man kann nicht bergauf kommen, ohne bergen zu gehen. Und obwohl Steigen beschwerlich ist, so kommt man doch dem Gipfel immer näher, und mit jedem Schritt wird die Aussicht umher freier und schöner! Und oben ist Oben.

*

Schönheit und Unschuld sind wie die beiden Schalen einer Wage, so wie die eine in eurem Gemüth steigt, fällt die andere.

Pettenberg, Heinz 1900–1974 **Köln**
Alarm von 19.39 bis 20.02 Uhr. Nacht zum Sonntag. Sternklar, Mondschein. Kein Schießen zu hören. Am nächsten Morgen ruft ziemlich

mitgenommen die Omi an und teilt mit, daß Berlin einen Angriff hatte und im Haus der Großeltern die Fensterscheiben zur Gartenseite zertrümmert sind. Als wir uns am nächsten Abend nach Omis Befinden erkundigen wollen, ertönt in Berlin gerade die Sirene, und Omi ist, wie uns das Mädchen sagt, schon auf dem Weg in den Keller und nicht zu bewegen, an den Apparat zu kommen.

Quaatz, Reinhold Georg 1876–1953 **Berlin-Lichtenrade**

Neuer schwerer Bombenangriff. Leichte Schäden an den Gebäuden. Ich war in der Martin-Luther-Kirche. Vorträge Asmussen (u. a.). Diskussion im Luftschutzkeller. Dankbare Heimkehr.
Notizen zum Vortrag von Asmussen: Verkündung und Amt – Zwischen Resignation und Schwärmerei. – Alle Ämter sind Sendung und Verkündung – Verkündung im selben Ressort wie Sendung – Allgemeines Priestertum, aber die Gaben sind nicht gleich – Keine universale Sendung, auch nicht des Geistlichen! [?] – Ordination also nur für bestimmte Aufgaben – Ordination ist Sendung und Verkündung, kein Verwaltungsakt – Amt fließt aus Gnade, nicht aus Studium oder Vokation.

Hedin, Sven 1865–1952 **Salzburg**

Klar. Sonnenschein, herrlich. [...] Ich wurde um ½11 Uhr geweckt. Kaffee. Ziegler holte uns ab, fuhren zu einem Restaurant, wo Schäfer zum Mittagessen einlud, ca. 40. Von dort fuhren wir zum Bahnhof. Ake erzählte von einem Luftangriff auf Berlin, gestern abend, gerade in der Gegend des Anhalter Bahnhofs. Mehrere Brände, eine brennende Brücke brach unter dem Zug zusammen [?]. Alma erzählte es Eric und Brita. Deshalb beschlossen sie, mit dem Nachtzug nach Berlin zu fahren. Eric wollte Seip besuchen. Brita in Sorge wegen der Kinder. Wir andern bestiegen den Zug nach Salzburg. Empfangen vom Gauleiter. Reichsstatthalter und Reichsstudentenführer Dr. Schehl und einigen anderen Herren. Begleiteten uns zum Österreichischen Hof. Prächtige große Räume. Wurden von Schehl abgeholt und zum Museum von Prof. Tratz gebracht, wo Schäfers 3 Panoramen aus Tibet besichtigt wurden, mit einem Vortrag von Tratz und einem von Schäfer, der seine künstlerisch ausgeführten Panoramen beschrieb: ein Zeltlager mit einer Jurte und einem Berg im Hintergrund, eines mit dem Berg der Toten und Leichen [...] und eines von Lhasa und Potala [...] – hier Ki-chen-dahr. Sehr gut gemacht. Dann zum kleineren Schloß, das freilich prächtig war und wie nach Hitlers Direktiven errichtet. In zwei Sälen gedeckt. An unserem Tisch die Gastgeber.

Paulheinz Quack, 1943

Großartiges Essen, prachtvolles und auch reichliches Essen. Wein in Massen. Rede vom Gastgeber, Antwort von mir. Dann Gruppen in einem Salon. Kaffee, Cognac etc. Junge Mädchen in Nationaltrachten sangen. Fuhren 1.20 Uhr zum Hotel.

Hauptmann, Margarete 1875–1957 **Dresden, Hotel Bellevue**

Sonntag. Wolkenlos. Vorm. Gang am Königsufer m[it] Charl. T[esdorpf] u[nd] Kuni, die um 2 Uhr in «Schluck u[nd] Jau» (Volkstheater) gehen. G. u[nd] ich Lunch unten Bellevue. – Abendessen auf 210: Charl. T. u[nd] Kuni. Wieder ½9 Uhr Fliegeralarm, diesmal schießt d[ie] Flak i[n] d[er] Ferne (Risa). Wir gehen nicht i[n] d[en] Luftschutzkeller.

Böttger, Hermann *1923 **Sagan**

Gestern abend waren wir gerade in der Stadt essen, ich denke, ich höre nicht recht, als der Ober plötzlich kassierte und sagte Fliegeralarm. In Berlin sollen sie anständig den Kurfürstendamm beworfen haben. Und heute abend sitze ich im Kino, der uninteressante Teil war vorbei und im Hauptfilm (Andreas Schlüter) schwitzte und dampfte George gerade so richtig und warf den Ton vom Pferd in den Dreck, und da ging's wieder los: das liebliche Geräusch «diüüiüüi» und wieder in den Keller. Jetzt gingen wir zu Bekannten und tranken 'ne Flasche Wein, aber nicht im Keller. Die Saganer wissen ja gar nicht was das heißt Fliegeralarm. Allerdings hörte man entfernt Bombeneinschläge.

Weick, Ruth *1919 **Tübingen**

Ich muß ein erschütterndes Erlebnis verzeichnen: «Knapp am Tode vorbeigegangen.»

Gestern ging ich wie immer um 8 Uhr zum Dußlinger Bahnhof. Meine Wirtsleute wünschten mir einen «guten Tag». Unterwegs traf ich den Briefträger, der mir ein elterliches Paket ankündigte. Und froh über diese Aussicht stieg ich in den letzten Wagen des Zuges. Nur Schulkinder, ein paar Soldaten und ein Herr hatten dort Platz gefunden. Gut gelaunt nahm ich dort auch Platz. Tags zuvor war ich allerdings nicht so gut gelaunt, mir war, als müßte irgendetwas passieren (die Luft war wie geladen, Vorahnung eines schweren Ereignisses?).

Ich sah den Kindern zu, wie sie Karten spielten während des Fahrens. Während ich nahe der vorderen Wagentüre saß, sah ich nach rückwärts zu den Kindern im hinteren Teil des Wagens, der Herr mir gegenüber sah zum Fenster hinaus.

Plötzlich ein furchtbarer Knall! – Ein Krachen, ein Klirren von Scheiben: der Zug stand knirschend auf freier Strecke *zwischen* den Schienen, der Wagen schwankte noch etwas, dann stand er. Ich hatte keinen Augenblick die Besinnung verloren. Mit starr aufgerissenen Augen sah ich die Fensterscheiben einstürzen, spüre wie mir ein Blutstrom aus dem Gesicht lief, einen Schlag vermeinte ich auf die rechte Gesichtshälfte bekommen zu haben, der mir den Kopf seitwärts bog. Mit vorgehaltenem Taschentuch stieg ich über die Schienen ins Freie. Nun erst sah ich, was passiert war: Ein Langholzwagen mit angehängtem Kohlewagen war in den letzten Wagen hineingefahren, die Baumstämme hatten die Wand eingedrückt und ragten in den Personenwagen hinein. Das alles hatte sich in Sekundenschnelle ereignet. Ich war instinktiv aufgesprungen, mein Gegenüber bat mich flehentlich, ihm zu helfen, sein Gesicht war blutüberströmt. Da tröstete ich ihn, da ich ja kein Verbandsmaterial zur Hand hatte, daß die Wunden bald aufhören zu bluten und drückte ihm sein Taschentuch ins Gesicht.

Inzwischen stürzte das Zugpersonal nach hinten, ängstliche Menschen standen herum, fast im ganzen Zug waren die Fensterscheiben entzwei. Die Reisenden dachten an alles Mögliche, nur nicht an einen Zugzusammenstoß. Auch der 2. Wagen hatte durch die Scherben Verletzte, Verbandszeug war nicht zur Stelle, eine RK-Helferin sprang mit mir herum und wollte helfen.

Da ertönte aus dem letzten Wagen, in dem ich ja auch gesessen hatte, jämmerliches Schreien, die Schulkinder waren zwischen den Baumstämmen eingekeilt! Beherzte Soldaten suchten Werkzeug zusammen. Von innen war an die Kinder nicht heranzukommen. So mußte der Waggon von außen mit Axt und Säge aufgebrochen werden. Es war zum Glück ein alter Holzwagen, so daß man ihn nicht aufschweißen mußte. Nach und nach gelang es, die Kinder herauszubekommen. Es war verhältnismäßig wenig passiert. Die meisten waren mit ein paar blutenden Wunden und mit dem Schrecken davongekommen: eine Wirbelsäulenverletzung, 2 Gehirnerschütterungen, ein Unterkieferbruch, einige herausgeschlagene Zähne, eine geknackste Rippe, eine Sehnenzertrennung am Daumen und viele Schnittwunden.

Die Verletzten kamen in ein Abteil der 2. Klasse, wo ich einem Herren ein Pflaster über die verletzte Augenbraue klebte.

In Tübingen kamen wir mit ¼ Stunden Verspätung an, man war von dem Unglück bereits verständigt. Die Bahnbeamten geleiteten uns in einen Raum, wo sofort Protokolle aufgenommen wurden. Endlich trafen auch Ärzte ein, die bereits an die Unfallstelle unterwegs gewesen

waren. Die 3 Schwerverletzten wurden auf Tragen gebettet. Wir wurden alle in Sanitätsautos gesetzt. Ich mußte auch mit, obwohl ich mich ganz wohl befand und meine Wunde im Gesicht aufgehört hatte zu bluten. Aber teils war ich um das Schicksal meiner Schützlinge besorgt, teils wollte ich alles über den Unfall protokollieren lassen, man kann ja nie wissen, was später noch hinzukommt.
Im Sanitätsauto, das auf dem Bahnsteig Tübingen stand, saßen wir Leichtverletzten (auch Urlauber, die aus dem Urlaub an die Front mußten). Wir wurden mit Kaffee und Kuchen gestärkt. Der Schrecken saß uns noch in allen Gliedern.
In der Klinik ging alles verhältnismäßig einfach, nach Abwaschen und Besichtigen meiner Wunden im Gesicht und am Knie (letztere hatte ich gar nicht bemerkt), konnte ich wieder gehen. Allerdings schwoll mein Gesicht ums Doppelte an.
Ich hatte nur die Anatomievorlesungen versäumt, traf dann noch meine Kameradinnen, die sehr bestürzt über mein Aussehen waren und die mich wieder zurück an den Bahnhof brachten.
In Dußlingen stand eine Riesenmenschenmenge, denn die Kunde von dem Unglück hatte sich sofort verbreitet, und es kursierten offenbar wilde Gerüchte. Auch meine Wirtin kam im Küchenschurz völlig aufgelöst an die Bahn, sie hatte den übrigen Tag vor Aufregung untätig verbracht. Ich soll ausgesehen haben wie ein Gespenst! Trotzdem speiste ich in der «Rose» zu Mittag. Den Nachmittag verbrachte ich ruhig auf dem Sofa, fand das Paket von Mutter vor und eine Karte von ihr mit dem Wunsch: «Bleib' gesund.» Ich kann den Eltern ja nichts schreiben von dem Unfall, sonst regen sie sich zu sehr auf.
Sehr früh ging ich ins Bett und schlief fast 14 Stunden lang.
Erst heute merke ich, wie weh mir alle Knochen und Glieder tun. Auch die Halssehnen, der Mund innen und außen verschwollen.
Am Knie habe ich eine Schnittwunde und 2 Haematome, ebenso am linken Hüftgelenk. Vom Innen der Oberlippe über die Unterlippe bis zum Kinn habe ich einen Schmiß (wie ein Student nach der Mensur).

Jüdischer Friedhof **Berlin-Weißensee**
Name: Leo Israel G.
Geboren den 5. 12. 1873 in Wreschen
gestorben den 17. 1. 1943
Tag der Anmeldung: 20. 1. 1943
Frau: geschieden
Wohnung: Schwäbische Str. 7

Arzt:
Todesursache: Erhängen
Beerdigung: Dienstag den 26. 1. 1943 – 12 Uhr
Besteller: Polizei Revier
Zahlung: Der Vermieter Herr L. will die Rechnung der Bank einreichen; hat ein Testament hinterlassen, wo er der Gemeinde 3000 Mk. für einen Stein und dauernde Pflege eingetragen hat. Herr L. übergibt das Testament seinem Rechtsanwalt.

Jüdischer Friedhof
Name: Gilli [?] Sara H. **Berlin-Weißensee**
geboren den 23. 1. 1891 in Landsberg/Warthe
gestorben den 17. 1. 1943
Ehemann: Hans Israel H.
Wohnung: Lietzenburger Str. 8 III
Arzt: Jüdisches Krankenhaus
Todesursache: Schlafmittelvergiftung
Arbeitgeber: Osram

Kreuder, Anneliese *1897
An ihre Tochter **Bremen**
Herzliebstes Kind!
Also, der Bäumer-Vortrag – ich hatte seinerzeit sehr ähnlichen Eindruck: äußerst bescheidene geistige Höhe, sehr lebhaft und nett vorgetragen. Bloß ärgerte es mich, daß die Trägerin eines berühmten Namens uns so eine Seminararbeit vorsetzte – na, und wie Deine Professoren wohl über ihre Weisheiten grinsen werden! Denn natürlich ist alles abgedroschener Gemeinbesitz, was sie über Dante sagt, und ihre Zutat nur das weiblich-nachfühlende Medium. Ich tät «Die Adelheid» nicht lesen.
Gestern bei Sahnekäsefrau eine böse Auseinandersetzung: Eine Fremde wollte Quark, kriegte keinen und keifte: das ginge hier nicht auf Marken, das hätte sie schon längst beobachtet usw. Sie blieb noch eine Weile drohend und schimpfend stehen; wahrscheinlich zeigt sie unsere gute Sahnekäserin an und dann ade Quark, wenn nicht Schlimmeres.
Ich hab jetzt was Wubas für Fensterputz, ein Pulver, braucht man bloß einzureiben und zu polieren, und es wird garantiert blank, es geht auch für Metall und alles.
Guten Sonntag!

Kreuder, Ute *1923 **Erlangen**

An ihre Mutter

Mein geliebtes, liebes süßes Herze!

Auf meinen Geissler freu ich mich immer sehr, vor allem gefällt mir dies Welt-Theater im Faust II so gut. Ich kenn' allerdings bloß den 1. Akt, der ist noch nicht so doll, und über den Mephisto kann man allemal lachen.

Und dann Wenke: Er nahm die Temperamente durch, wobei mir vieles tröstlich erklärt wurde. Paß auf, ich bin das Musterbeispiel eines Phlegmatikers. Er sagt, daß das Temperament untrennbar mit der körperlichen Beschaffenheit des Menschen zusammenhängt, und daß der Mensch für seine Gemütslage, für sein Temperament nicht das leiseste kann. Er macht es auch immer so nett lustig, was haben wir gebrüllt vor Lachen, als er die vier Temperamente in einem schäbigen Hotel vorführte, wo sie gerade noch untergekommen sind, kein Fahrstuhl, nichts – sie klettern mühsam 6 Treppen hoch und merken oben, daß sie ihren Zimmerschlüssel vergessen haben, daran demonstrierte er die verschiedenen Reaktionen.

Die berühmte englische Fakultät hat jetzt alles in allem nur noch sechs Stunden wöchentlich. Zwei Stunden davon Shakespeare, Brenner meint, daß keiner mehr Shakespeare ungekürzt hören wolle, in Europa sich überhaupt, wahrscheinlich verdorben durchs Kino, eine Flächigkeit breitmachte, während in Amerika in den letzten 20 Jahren sich ein Zug nach Tiefe breitmachte. Ach, Brenner ist herrlich, und er hat gesagt, ich wäre magerer geworden.

Ach Herzlieb ...

Graf, Willi 1918–1943 **München**

der sonntag hat ein wundervolles wetter: klarer himmel über den von rauhreif bedeckten bäumen.

anneliese und ich gehen durch den englischen garten. [...] am mittag fahre ich mit walter ins isartal hinaus, wir laufen bis grünwald, machen uns ziemlich müde.

das schneiderhahn-quartett spielt im odeon schubert g-Moll, mozart d-Moll, dvorak F-Dur. vor allem ist es der mozart, der mir gut gefällt. aber der saal im odeon läßt die töne eines quartetts zerfließen, er sammelt sie nicht.

wir gehen noch zum essen, dann aber heim. ich bin ziemlich müde und kann nicht mehr viel tun. früh zu bett.

Kurt W. **an der Front**

An Manfred Hausmann

Sehr geehrter Herr Hausmann,

daß Sie das kleine Buch von Spranger endlich doch noch erhalten haben, ist mir eine Freude. Besonders dann, wenn es Ihnen, wie Sie sagen, ein Mittel zur Klärung des eigenen Standpunktes sein kann. Soweit uns von außen überhaupt Hilfe kommen kann. Aber ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir gelegentlich Ihre Meinung darüber sagen wollten.

Nun möchte ich heute auch Ihnen eine kleine Angelegenheit erzählen, die mir während des ganzen Krieges zum ersten Male vorgekommen ist. Hier in dieser Batterie hält mich ein Leutnant fest, nur, weil er jeden Tag etwas von Kunst und Literatur hören will. Ich lese nun Kleist, Goethe, Schiller, Schopenhauer und alle Modernen, die mir lieb sind in bunter Reihenfolge. Gestern stießen wir auf Rilkes «Wie soll ich meine Seele halten». Als Ergänzung dazu fiel mir das «Liebeslied im Dezember» ein, und ich sprach es. Es war ihm völlig unbekannt. Nun ruht er nicht eher, bis er die «Jahre des Lebens» und die «Alte Musik» kennt. Diesen Wunsch erfülle ich ihm nur allzugern.

Während der letzten Tage kamen mir aus verschiedenen Richtungen Grüße von Ihnen. Zuerst las ich in der Koralle Ihren Märchenbrief. Darunter stand eine Einsendung eines Soldaten. Ich weiß nicht, ob sie auch zu Ihnen gekommen ist. Deshalb möchte ich es Ihnen aufschreiben.

«Durch Herrn Manfred Hausmann, Worpswede, erfuhr ich von Ihrer Rundfrage über das ‹Märchen›. Da ich gerade in diesem Jahre mich mit derselben Frage beschäftigt habe, sende ich Ihnen ein Gedicht darüber zu. Vielleicht kann es den Kreis der Ihnen zugesandten Antworten in einer Richtung ergänzen. Gerade im nüchternsten soldatischen Dasein wird man hellhörig für die feinsten Stimmen der deutschen Volksseele. Davon sollen diese Worte zeugen.

Es flüstert im Walde, es schleicht durch das Korn.
Es wirkt etwas um uns, doch zeigt es sich nicht.
Es ist uns zur Seite, ist hinten und vorn.
Und wähnst Du es weit, so umkreist es uns dicht.

Schon irren dort Lichter durch dämmernden Wald,
und leises Geläute von Schellen erklingt.
Da öffnet der grünende Wald sich zum Spalt,
aus dem ein festlicher Glanz zu uns dringt.

O sieh! Die Ritter, und Pferd hinter Pferd.
Und all die Gewänder aus Samt und Brokat,
der König, der edelsten Krone wert.
Und wie züchtig der Prinz der Prinzessin sich naht.

Ein lustig Gefolge, umbrandet das Paar
Der Wolf schleicht und hinter ihm trottet der Bär.
Ein Knabe hat fest sein zottiges Haar
gepackt und wandert verspielt neben her.

Das Märchen, es hält mit goldenem Netz
die Dinge und Tiere im Zauber gebannt,
und Menschen von unserem Blut und Gesetz
geleitet es durch das geliebte Land.

Nur wenige schaun es, der Mensch ist ja blind.
Wohl dem, der den Weg in das Märchen gewann.
Ein Kind darf ihn gehen und wer wie ein Kind
Noch reinen Herzens sich hingeben kann.

Obgefr. Gerhard R.»

Das war der eine Gruß. Und nun noch ein anderer. In der D.A.Z. berichtet ein Soldat über ein kleines Erlebnis eines Abends. Das Rundfunkgerät wird eingeschaltet. Wirre Stimmen dringen durcheinander, dann eine warme Frauenstimme, die den Zeiger innehalten läßt: ...«und hören aus der Orangerie in Potsdam eine Abendmusik mit Werken von Zeitgenossen Friedrichs des Großen.» Nun sieht er in Gedanken den Saal und den Park vor sich. Er hört das Stimmen der Instrumente. Nun beginnt das Spinett, die Melodie wird von der Viola d'amore übernommen, die sie an die Gambe weitergibt. «Und da drängt sich ein Wort von Manfred Hausmann auf die Lippen:
Und nun ereignet sich der Augenblick des Anfangs wie ein schmerzliches Geschick, da wir von aller Lust uns trennen und uns eröffnen diesem strengen ganz, dem tief Geheimen, dessen Ton und Glanz zu dunkel ist, um ihn zu nennen. –»
In dieser Nacht werden sie in ihren Träumen nicht an Rußland denken, und die Bomben der Sowjetflieger werden kaum Beachtung finden. Lieber Herr Hausmann, ich freue mich immer wieder, wenn ich erfahre, daß Sie und Ihre Worte lebendig im Herzen so vieler Menschen leben. Wenn wir auch von «amtlichen Stellen» das Gefühl haben, daß Sie «gerade so mitgehen», wie Sie mir selbst sagten, so will das gar nichts

bedeuten. Im Vergleich zu der Wirkung, die Sie bei denen haben, denen die Zukunft gehört. Vor einiger Zeit habe ich einigen meiner Bekannten von Ihren Büchern erzählt. Zwar waren sie mit Ihren letzten Werken noch nicht bekannt; aber ich habe ihnen dazu verholfen. Die Dinge werden so durchsichtig, und durch Ihre Augen gewinnen wir Einblicke, die uns von selbst nie kommen würden. Herzliche Grüße Ihr Kurt W.

Soldat Bob **am Ilmensee**

Liebe Hilde, Lieber Willy!
Verzeiht, daß ich Euch solange mit Post habe warten lassen, aber das hat zweifachen Grund gehabt.
1.) war hier recht viel los, wie Ihr wohl aus den Wehrmachtberichten entnommen habt, der Ilmensee hat es ja von jeher in sich gehabt, und gerade zum Schluß des Jahres kamen wir garnicht mehr zur Besinnung.
2.) Gerade im entscheidenden Augenblick wurde mir das schönste Weihnachtsgeschenk zuteil, was man sich denken kann. Am 15. Dezember bekam ich meinen Urlaubsschein. 5 Wochen zwischen allem raus. Und nun will ich Euch noch erzählen, was sich in den drei Wochen in der Heimat zugetragen hat. Dabei muß ich aber etwas zurückgreifen. Im Sommer 40 lernte ich eine junge Dame aus Düsseldorf kennen, erst schriftlich, dann im Urlaub persönlich und konnte die Bekanntschaft während der Zeit meines Kursusses in Unna und Senne weiter fortsetzen. 12 Monate in Rußland ist eine lange Zeit und fast tägliche Briefe gaben mir die Kraft, diese Zeit gut zu überstehen und immer mehr wurde mir die Gewißheit, einen wertvollen Menschen fürs Leben gefunden zu haben. Fräulein Margret Döpfer-Rind, die Tochter eines Majors, der im Weltkrieg 14–18 fiel, hat einen neuen Vater in dem aktiven Polizei-Hauptmann Rind gefunden. Die Familie war uns durch unsere Verwandten in Düsseldorf bestens bekannt.
Nun habe ich meinen Urlaub dazu benutzt mich zu verloben. Das Weihnachtsfest war ich mit Mutter nach Düsseldorf gefahren und im Lichterstrahl des Heilig Abend haben wir uns die Hand gereicht. Das gab glückliche Menschen an dem Tag, und auch Mutter freut sich mit mir auf ihre Schwiegertochter.
Die Umstände sind nicht ganz formell gewesen, aber in heutiger Zeit ist doch keinem der Sinn zu großen Festen. In aller Stille nur mit den Eltern sind wir zusammen gewesen und [haben] die Stunden des Beisammenseins voll ausgekostet.
Ich hoffe, daß auch Ihr meine Margret bald einmal kennen lernen könnt. Euer Bob.

Speck, Ernst Martin 1922–1944 **Breklum**

Zum Kaffee war Ellen da. Als ich ihr erzählte, daß ich mich in Neumünster ein bißchen einsam und verlassen fühlte, meinte sie, ich müßte mir mal eine kleine Freundin anschaffen. Und gerade eine Freundschaft mit einem andersgeschlechtlichen Wesen sei oft besser als eine gleichgeschlechtliche, meinte sie. Vielleicht hat sie recht, aber es geht nur so ganz gegen die Erziehung, die wir von zu Hause genossen haben. Und daher würde es mir nicht leicht fallen, an ein Mädel heranzukommen. Und was Nettes muß es dann auch schon sein. Viele Anregungen könnte es sicher bringen und aus der Kommißsturheit etwas rausreißen.

Heinz-Felix M. 1913–1983 **Lappland**

An Margot Broisch

Liebe Margot!

Die Vorstellung gestern abend hat so lange gedauert, daß ich doch bereits zu müde war, um Ihnen noch darüber zu schreiben.

Es war zwar nichts Erschütterndes, was da geboten wurde, aber es war 2 ½ Stunden lachende Unterhaltung.

Der Oberhäuptling der Truppe wirkte alleine schon durch sein Vorhandensein. Seine Figur war der sprichwörtliche «Pfannkuchen mit Beene». Das pausbäckige Gesicht hätte jedem Säugling Ehre gemacht.

Die ganzen aus 9 Damen und 6 Herren bestehende Truppe bot recht viel Musik. Eine Geigerin war dabei, die das bekannte Wiegenlied von Mozart so innig spielte, wie es ein männlicher Künstler kaum vermöchte.

Dann wurde ein Strauß-Potpourri gezeigt, das nach der Art der «Comedian-Harmonists» gebracht wurde, aber trotzdem melodisch sauber blieb und recht gefällig wirkte.

Die übrigen musikalischen Darbietungen waren gut. Ich habe aber schon Besseres gehört.

Anschließend hatten wir kräftig Durst, nur nichts zu trinken.

Ditzen, Rudolf (Hans Fallada) 1893–1947 **Carwitz**

trübe, kälter bis −4°
Gefährliches Glatteis
sehr ruhiger Sonntag
meist im Bett
starke Abstinenzerscheinungen

Graf, Oskar Maria 1894–1967 **New York**

An Kurt Kersten

[Graf tröstet Kersten wegen seines schrecklichen Alleinseins auf Martinique. Die Bemühungen, ihn herauszubekommen, scheitern immer noch. Etwas mehr über seinen «3. Roman»: er wolle «ein möglichst nicht-utopisches, sondern ein durchaus realistisches Buch zustandebringen.»]

[...] Wir haben hier, wie ich Dir schon schrieb, eine kleine Arbeitsgemeinschaft freier deutscher Antinazi-Schriftsteller begründet, die «Tribüne» und veranstalten ca. alle 14 Tage Vorleseabende, manchmal auch größere. Der Erfolg ist stets sehr zufriedenstellend, allerdings springt für niemanden dabei auch nur ein roter Heller heraus. Es sind aber immerhin wertvolle Arbeiten und es wird damit der Grundstock für die exilierte deutsche Literatur in New York geschaffen. Daß der Dir sicher von Prag aus bekannte Stefan Heym mit seinem Buch «Hostages» einen großen Erfolg (Riesenauflage und Verfilmung) gehabt hat oder noch hat, wirst Du wohl auch erfahren haben. Auch Anna Seghers hatte mit ihrem Roman «Das siebte Kreuz» einen Riesenerfolg, Auflage bereits nahe an dreihunderttausend! Sie lebt in Mexiko, wo unsere Freunde eine sehr gute literarische Zeitschrift «Das freie Deutschland» herausgeben. Da in Mexiko sind ja viele, die Du auch kennst: Kisch, Uhse, Renn, Regler, Abusch, Seghers, Frey usf. Sie bringen auch deutsche Bücher heraus: Feuchtwanger, Kisch, Seghers usf. Auch ich hab ihnen jetzt ein Romanmanuskript geschickt, einen mehr heiteren deutschen Vagabundenroman, der seltsamerweise *Banscho oder die Freiheit* [später *Er nannte sich Banscho*] heißt. Vielleicht drucken sie das Buch. Honorar gibts sowieso keins, aber ob man das Manuskript daheim liegen hat oder obs da drunten liegt, ist ja Wurscht.

Manfred George leitet seinen «Aufbau» gut, seine Zeitung hat sich sehr gut eingeführt und mitunter findet man ausgezeichnete Artikel drinnen. Wieland ist Briefmarken-Laden-Inhaber, macht auch erträgliches Geschäft. Weiskopf hat einigen literarischen Erfolg mit seinen Büchern, und ist nun beim hochangesehenen Verlag Knopf gelandet. Kantorowicz schreibt viel, aber bringt, wie ich, nichts an. Er hat irgendwo eine Radiostelle. Neulich las H. W. Katz bei uns, sehr gut. Überhaupt sind hier in New York eine Menge allerbester Schriftsteller, auch Franzosen und Norweger und Tschechen sehr viel, alle schreiben, wirken, reden und mühen sich ab. Die Franzosen haben drei Zeitungen hier, die «La Victoire» «Voix de la France» und «Amérique», die in Kanada rauskommt. Alle Parteischattierungen von links (Torres, Tabui) bis rechts.

Wir von der «Tribüne» haben zum ersten Mal mit den United Nations eine Ausstellung verfolgter Kunst in New York fertiggebracht, die großen Beifall fand. Im übrigen ist das Bier sehr gut hier, es findet sich auch hin und wieder eine nette Gesellschaft in einer netten Kneipe zusammen und dann ists fast wie weiland in Prag.

Berstl, Julius 1883–1975 **London**
An PEN Deutsche Gruppe London
Lieber Dr. Friedenthal,
als ein früheres Mitglied des Berliner PEN-Clubs, wäre ich sehr glücklich, wenn Sie so freundlich wären, mir eine Mitgliedschaft im Deutschen PEN in London zu ermöglichen. Immer Ihr Julius Berstl

Vordtriede, Werner 1915–1985 **New York**
Gestern noch ein Examen gegeben, bis drei Uhr korrigiert und dann, nicht ohne gewisse dramatische Gefühle meine kurze Laufbahn als Universitätslehrer beendet. Billetdoux hat mir aber ein Zimmer im Romance Language House mit Schreibtisch und Schreibmaschine überlassen, um dort meine Dissertation zu schreiben. Und da ich weiterhin Universitätsbibliothek und -restaurant benutzen darf, werd ich mich nicht so ausgestoßen fühlen. […] Meinen letzten Tag mit akademischen Vollmachten hab ich noch dazu benutzt, Georges Gedichte in der Übersetzung von Morwitz und Steiners kleine George-Schrift für die Bibliothek anschaffen zu lassen.

Léautaud, Paul 1872–1956 **(Paris)**
Ich bin heute nacht aufgestanden, wie jede Nacht, um mein Feuer in Gang zu halten. Es war 10 Minuten vor 2 Uhr. Vor 71 Jahren, in diesem Augenblick, existierte ich etwa schon eine Stunde. 71 Jahre! Was hatte ich an Gutem? Was hatte ich an Schlechtem? Das Gute, überwog es das Schlechte, oder überwog das Schlechte das Gute? Ich wäre ziemlich in Verlegenheit, wenn ich das sagen sollte. Ich glaube schon, daß ich zu letzterem neigen würde. Ich hatte auf jeden Fall Glück mit dem, was mich in meinem Menschenleben über alles interessiert hat: die Literatur. Ich habe mein 72. Lebensjahr ziemlich schlecht begonnen. Ich bin jetzt mit einem Verfahren gegen meine Nachbarin Madame M. befaßt, die alles abstreitet, was sie mir mündlich zugesagt hat, und die sich brieflich und völlig unberechtigt weigert, mir mein Gartenstück zurückzugeben. Habe den ganzen Morgen über telefoniert und bin seit heute morgen bis um 4 Uhr nachmittags hin- und hergerannt.

Ich kann nicht dulden, daß diese unvergleichlich böswillige dumme Gans auf ewig in meinem Gartenstück herumstolziert, mit entsprechend spöttischem Gehabe mir gegenüber.
Und beim Nachhausekommen finde ich in meinem Briefkasten, während meiner Abwesenheit vom Briefträger hineingesteckt, den Abschnitt einer Überweisung von 6000 Francs, der von Ronveyre geschickt wurde und bei der Post eingelöst werden kann. Was für ein Verrückter, und von solch einer Großzügigkeit und solchen freundschaftlichen Anwandlungen. Dies wird ein wenig meine Mißgeschicke mit der Elektrizität, meine neue Bestellung von Kerzen und die Kosten für meine saubere Nachbarin abdecken. Ich hatte mich schon darauf eingestellt, wieder einen Teil der Bücher zu verkaufen. Damit kann ich nun ein bißchen warten.
Ich habe heute morgen M. D. all das am Telefon erzählt, indem ich ihr sagte: «Ich fange mein 72. Lebensjahr schön schlecht an.»
«Ach, das ist wahr! Ich habe gar nicht daran gedacht. Das ist ja heute.»
Ich lese in einer Zeitung während des Abendessens – das Abendessen heutzutage! Wie das Mittagessen! – den Bericht über die Bombardierung von Tunis durch die Amerikaner am Neujahrstag. Man versteht, daß Gide den Wohnort wechseln möchte.

Schlemmer, Oskar 1888–1943 **Freiburg i. Br. Univ.-Klinik**
An Julius Bissier **Stat. v. Gerhardt Zimmer 469**
LiJul,
unterdessen gings bei mir «am Abgrund vorbei», wie der behandelnde Arzt Prof. Bohnekamp sich ausdrückte. – Ich wurde am 4. hier eingeliefert, nachdem der Zuckerbestand die Rekordziffer von 6,6 (und mehr) aufwies. Sofortige Insulinbehandlung rettete wahrscheinlich das Leben. Diese geht noch 1 viertel Jahr weiter (Selbstbehandlung). Entlassen werde ich in frühestens 1 Woche (muß noch gehen lernen), und dann frägt sich, wohin, und das frage ich auch Dich, ob Du zufällig etwas weißt. Denn ich muß ca. 4 Wochen gewinnen. Dann erst wird Tut [verheiratet mit Schlemmer seit 1920] (von Straßbg.) zurücksein, wo sie nach dem Rechten sehen muß; dann erst wird meine Schwiegermutter von Mannheim nach Sehringen kommen können und mir die zunächst sehr diffizile, briefwagenhafte Diätkost bereiten (wozu Tut keine Geduld hat); außerdem gehts dann mählich dem Frühjahr entgegen, was man just noch nicht sagen kann. Wohin also? Bühler Höhen seien militär. besetzt. – Glotterbad (wird angefragt). Es sollte was in mindest mittlerer Höhe sein. Fast ausschlaggebend ist in diesem Fall die Verpfle-

gung, die hier ausgezeichnet ist innerhalb dem erlaubten Rahmen (200 gr. Kartoff; 200 gr. Brot; 1 ½ ltr. Flüssigkeit etc.).
Durch diese Sache wird es in meinem Leben einen grundsätzlichen Umschwung geben. Sehringen wird das künftige Domizil u. Zentrum sein (von Tut grollend längst gefordert). Wupp. u. Stuttg., die beide mit verpflichtenden Verträgen dastehen, werden nur noch gastweise berührt werden. Ich scheine auf diesem ungewöhnlichen Weg endlich zu mir selbst und zu meiner Malerei zu kommen – und male sie mir und dieses ganze Leben einstweilen aus. Wie existieren? Auf den Versuch hin. Man hat ja Freunde. Vita nuova. Ich weiß seit 14 Tagen nichts von Krieg u. Politik. Umsomehr von S. Fleuron's begeisterndem Strix (ein Uhuweibchen).
In Wupp. scheint Muche, der an seinen Fresken weitermalt, zur Offensive überzugehen und nicht nur F. K. (Franz Krause, gelehriger Schüler WB's), sondern auch den Heros selbst anzugreifen, da vermutlich selbst in die Enge getrieben. – Muche, dieser Siegfried, Glückspilz u. hessische Bauernschädel hat sich (abgesehen vom Fresko, das er nur noch malt, auch in kleinst) zu allerlei durchgerungen (vielleicht auch nicht gerungen, vielleicht fiels ihm in den Schoß – nein, er hat sich zu angelegentlich lange mit Otto Meyer-Amden befaßt), das in bewußtem oder unbewußtem Gegensatz steht zu dem, was [die] Cahiers d'Art verkünden, mit denen Wil Le Beau ja nun bis zur Steinbeilsammlung sich identifiziert. – Ich sehe diese Auseinandersetzung [als] sehr grundsätzlich an, was vielleicht falsch ist, sie so zu sehen. Es geht auch hier um die Frage, was deutsch ist. Die Abhängigkeit von La France sicher nicht, besonders hinsichtlich Zukunft.
Noch eins (das Dir in diesem Zusammenhang absonderlich vorkommen wird): weißt Du in Freibg. einen tüchtigen Schneider? Ich habe guten handgesponnenen Stoff, der in gute Hände sollte. Du siehst, das Leben erwacht wieder (übrigens erst seit gestern sozusagen; ich war eine ganze Weile ziemlich apathisch).
Besitzt Du etwas von S. Fleuron? und was? Dieser Naturalismus gemalt! In dieser Seh-Intensität . . . Immer noch steckt es eben doch in der Natur und immer wieder handelt sichs um das Herausreißen – freilich gehts ebenso um das Gesetz, um das Viereck. ‹Viereck und Kosmos›, sagte OM.
Laß bald von Dir hören und sei mit den Deinen herzlich gegrüßt von Deinem Osk

Marie B. **Heidelberg**

Sehr verehrter, lieber Herr Professor Sulzwiller,
es ist ein trauriger Anlaß, der meinen lang gehegten Plan, Ihnen zu schreiben & für die schöne Danksagung [?] mit den Bildern Ihrer Frau zu danken endlich zur Ausführung gelangen läßt. Vor allem aber diesen Dank. Das rührende Bildchen wird uns Allen helfen, die Erinnerung lebendiger aufrecht zu erhalten, – noch lebendiger, als es sonst geschähe. Frau Gisela war eine der ersten in dem Totentanz, in dessen Wirbel wir gezogen sind, und in den gerade die jungen & lebensvollen Menschen die Reihen füllen.
Jetzt ist es also Anselm Radbruch, der sich zu ihnen gesellt hat. Wie haben wir, der ganze Freundeskreis, oft bei dem Gedanken an diese Möglichkeit gezittert & gebeten: nur das nicht! Es war vergebens & nun bleibt nichts übrig als um den Sinn auch dieses Geschehens zu ringen.
Am 27. XI. trafen ihn Granatsplitter in den Oberschenkel, davon eine die Hauptarterien. Sein Bursche & ein Fahrer legten ihm unter eigener hoher Gefahr einen Notverband an & brachten ihn in Sicherheit. Der Blutverlust war schwer und erschöpfend, so daß bei dem nun folgenden Transport, der in ein Heimatlazarett führen sollte der Leiter die Verantwortung nicht tragen konnte, sondern ihn einem nicht weit hinter der Front gelegenen Lazarett überließ. (2. XII.) Von hier hat er noch am 4. XII. den Eltern eigenhändig einen langen Brief in der Hoffnung auf baldiges Urlaubs-Wiedersehen geschrieben. Am 6. XII. trat eine Embolie ein. Am 9. XII., seinem 24ten Geburtstag, ist er bestattet worden.
Beide Eltern sind im Kern getroffen, beide tragen das Schicksal tapfer, jeder auf seine Art. R. nimmt, – unter anderen Zeichen und Worten, – sein Kreuz auf sich. Frau Lydia sucht – & findet hoffentlich! – Halt am Leben junger Menschen, der Altersgenossen der beiden dahingegangenen Kinder, die sich ihr warm anschließen, besonders ein junges Ehepaar mit Kind, ihrem Patchen, die ihr wie eine eigene kleine Familie zuwachsen. So kann man, wie es auch der von ihnen dieser Tage zugehenden Danksagung entspricht, für ihr weiteres Leben hoffen. Aber wie bitter schwer werden auch solche Bejahungen errungen!
Den Vater, der seiner Wesenheit nach alles Geschehen vom Geiste her erfaßt, trifft es besonders schwer, aus den letzten zwei Jahren des Lebens seines Sohnes so wenig zu wissen. Er stand ganz in der Sehnsucht nach solcher nahen Berührung in dem bevorstehenden Urlaub.
Freuen Sie sich Ihrer Kinder! R.'s erhielten Ihre Karten aus Wintersonne & Winterschnee & lassen Ihnen vorerst durch mich dafür danken.
Grüßen Sie bitte die Kinder, soweit sie meiner gedenken & seien Sie Alle

mit herzlichen Wünschen für dieses noch undurchschaubare, verhangene Jahr 1943 bedacht Marie B.

Boor, Lisa de 1894–1957 **Marburg**

Der Soldat

Ich schaue heimwärts,
Höre Glocken klingen,
Und Bienen summen selig, sommersüß,
Ein Lerchenlied will sich zum Himmel
schwingen.

O Tag der Heimkehr, fordernde Gebärde
Wird nie der Götter Ratschluß dich
entzwingen.
Dein sanftes Glück, die Wende,
segenschwer,
Kann nur die Taube mit dem Ölzweig
bringen.

Tilgner, Leo 1892–1971 **bei Leningrad**

Meine Liebste, ich glaube, ich muß Dir wieder etwas schreiben, obwohl an Neuigkeiten nichts zu erwähnen ist. St. bastelt an einer elektrischen Spielzeuglokomotive. Ich selbst habe einen scheußlichen Schnupfen hinter mir. Den Bazillus hat scheinbar St. aus der Heimat mitgebracht. Heute schicke ich ein Päckchen mit restlichen Büchern ab. Die Heftchen, soweit sie nicht lesenswert sind, lasse ich hier. Da der Organisator Bo. nun in Berlin sitzt, werden die blauen Pakete mit Lebensmitteln wohl weniger werden.
Gerade rief mich Obltn. B. an. Ich soll weitere 6 Kriegsverdienstkreuze einreichen. Zu Weihnachten habe ich etliche Feldwebel, Unteroffiziere und Gefreite gemacht. Und das freut einen denn ja auch. Sonst aber ist es doch arg, mit dem Warten auf Beendigung des Krieges, wenn schon gar nichts geschieht.

Wieschenberg, Franz 1909–1945 **im Osten**

Mein treues Lieb, meine goldigen Mädchen.
Ein sonntäglich, herzlicher Gruß für Euch heute. Ich hoffe, daß Ihr gesund und recht guter Dinge seid. Mir selbst geht es körperlich gut. Moralisch noch ein wenig Jammer und auch das muß sich legen. Hier sorgt man schon dafür. Bin schon wieder begehrte Person beim neuen

Herrn. Es ist schon wieder so weit, daß ich nirgends mehr sicher bin, ohne daß man mich aufstöbert. Ich sehe aber ein, daß es die beste Lösung für meine derzeitige seelische Verfassung ist.
Vorgestern schossen wir einen russ. Jäger ab. Der Pilot wollte mit gezogener Pistole türmen. Das durfte der Mann nicht tun. Plötzlich fühlte er sich in den Hintern geschossen und gab das Rennen auf. Beim Verhör war er trotzdem noch dreist und frech. Ich bin 21 Jahre alt, Jungkommunist, meinen Namen brauchen sie nicht wissen und auch sonst erfahren sie nichts von mir. Lieber erschießen! Den Krieg verlieren ihr Deutschen doch! Du siehst wie erbittert der Kampf hier im Osten noch gekämpft wird. Nicht ich bin Russe, sondern ich bin Jungkommunist, ist das, was dieser ganzen Idee dieses Krieges im Osten den Stempel aufdrückt.

Hegenscheidt, Klaus 1897–1945 **Rybitk/Ukraine**

Bin gestern aus dem Nordkreis zurückgekommen. Eine endlose Schlittenfahrt 60 km *hin*, wenn man in solcher Ungewißheit schwebt. Der eine Sonderführer ist nun begraben. Seidel ist tatsächlich gefangen. Am Grabe des anderen habe ich seiner mitgedacht. Der Gegner hat planmäßig gearbeitet. Die Tour, die S. fahren wollte, muß durch das Personal bekannt geworden sein, vielleicht auch, daß man gewußt hat, daß am gleichen Tage von einer Einheit dort um Verpflegung geschickt werden sollte. Diese zusammen 9 Gewehre starke Gruppe ist überfallen worden. Wie weiß ich nicht. Vermutlich haben getarnte Partisanen S. angehalten, in ein Gespräch verwickelt, festgenommen und die anderen niedergeschossen. Bei 25 Grad Kälte fehlt die schnelle Reaktionsmöglichkeit. Die nach dem Gefechtslärm ausgerückten Hilfskräfte wurden von überlegenen Banden von allen Seiten gefaßt. Der Sturm auf den Kreisort bzw. die befestigte Krlw. mißlang, weil noch eine Sicherung geblieben war. Der Führer des Gegners hatte oft gedroht, er wolle S. lebend haben, er ist der frühere Rayonchef dort, also sowas wie ein Partei-Kreisleiter. Verluste sind so viel wie unser ganzer Mädelbestand in Orno und Dub. Gegner 10fach überlegen. Die Schlittenfahrt hatte ergeben, daß die Straße leidlich frei war. So kam Giesecke mit Gebell im PKW zur Beisetzung von Bott, die würdig gelang. – Viele Einzelheiten über das, was ich dort sah und hörte, behalte ich lieber für mich. Ich kam mit Giesecke im Auto mit Dunkelheit zurück, war beim Oberst zum Bericht und stand dann meinen Männern und den anderen Offizieren Rede, die sich erkundigen kamen. – Dann ging ich rüber zu Dollanskys, ließ mir was Schönes auf dem Klavier vorspielen, auch leichte ernste

Sachen begleitet von der 13jährigen Nadja auf der Geige. Ich war müde des Kriegshandwerks und besuchte lieber meine Blumen, welche hier nicht wollten, aber unter Tante Hedwigs Aufsicht aufleben. – An Botts Eltern zu schreiben, fällt leicht, er ist Junggeselle. An S.'s Frau will ich berichten, daß er nach schweren Bandengefechten vermißt wird, der Kampfplatz noch nicht von unseren Truppen wieder besucht werden konnte und infolgedessen die Toten noch nicht alle eingebracht sind, daß keine Hoffnung besteht, daß S. noch am Leben ist und ich seiner an Botts Grab gedacht habe. Dies stimmt alles. Eigentlich hatte S. zur Schulung weg sein sollen, er war damals wegen Schnee nicht durchgekommen. –– Vergiß nicht, Skowronnek daran zu erinnern, daß er mir Blumensamen schickt. Er wollte was zurecht machen. ––
Mir selbst geht es gut. Ich bin natürlich etwas deprimiert, es kommt viel zusammen, die Verantwortung für die Männer, die ich neu raufgebracht habe in den Nordkreis, bedrückt mich, – auch Gebell ist für paar Tage dort, bis Urlauber «heim»kehren. Dort sind die Fenster kaputt nach 5 St. Kampf, kalt, Küchenweiber nur durch russische Polizei zu holen, so sieht das «Heim» aus. – Aus unserer Gegend, nicht meiner direkt, wirst Du in der nächsten Zeit wohl öfter was hören. Wie in der Zeit meines vorjährigen Urlaubes. Bei Do.'s ist ein Mann aufgetaucht, der mit dem Vater zusammen eingesperrt, vor 3 Monaten zur roten Armee geholt wurde und nun übergelaufen ist. Vor 3 Monaten lebte der Vater also noch. – Die 2 Hunde spielen z. Zt. keine Rolle, raus zur Jagd kommen sie nicht. Auch sie sind kein Trost, und zu saufen gibt es nichts mehr. – Ich will heute Abend noch an die Angehörigen der beiden schreiben, dann einen Mondscheinspaziergang durchs Städtchen machen und meine Hunde bewegen. Vielleicht machst Du auch einen Spaziergang mit den Kindern heute und denkst, wie ich Deiner gedenke, auch an mich. Getreulich Klaus

Rahlenbeck, Martin 1894–1953 **Shitomir**
Ukrainisches Tagebuch
Nun sitze ich hier am gewohnten Tisch wieder in meinem alten Quartier und trage den linken Unterarm in Gips. Es fehlte mir eben der Schutzengel der Betrunkenen. Sonst wäre ich glücklicher auf der glatten Straße gefallen. Mein Freund sagt, ja, die Nüchternen, sie sind hier mannigfachen Gefahren ausgesetzt. Ein schöner, glatter Bruch, sagt der Arzt.
Das Thermometer zeigt 30° unter Null. Der von Rädern, Schlittenkufen und Füßen hart gewalzte Schnee ist so glatt, daß die Jungen darauf Schlittschuh laufen. So sie welche haben. Man tippelt und schlurft, wie

alte Männer tun. Wer aufrecht dahermarschiert, dem ergeht es so wie mir.

Streljanyi, Anatoli *1939 **(Ukraine)**
Einen Deutschen sah ich zum ersten Mal in meinem Leben im Winter 1943. Ich war vier Jahre alt, stand auf dem Tisch, und meine Mutter zog mir selbstgewebte Hosen an. Plötzlich flog die Tür auf, und herein kam ein großer schneebedeckter Mann mit einem Gewehr auf dem Rücken. Er sah sich in der Hütte um, und vor mir, auf Augenhöhe, blitzte sein Bajonett. Aus der Scheune hörte man ein verzweifeltes Gackern. Dann kamen noch drei oder vier, voller Federn. An ihren Händen baumelten unser Hahn und die Hühner.
Diese Leute wohnten bei uns ungefähr eine Woche. Während dieser Zeit war es in der Hütte sehr heiß und roch nach Fleisch. Sie bereiteten sich Essen, aus irgendeinem Grund meistens nachts. Wir saßen die ganze Zeit auf dem Ofen und wagten nicht, den Kopf vorzustrecken: Zwei Kusinen, etwa in meinem Alter, meine Tante, meine Mutter und ich. Das war in der Ukraine, im Dorf Staraja Rjabina, zwischen Belgorod und Poltawa, in einer Gegend sehr schwerer und langer Gefechte.

Hans K. **Rußland**
Im russischen Winterquartier

Die roh gefügten Wände rings,
Vom Schein der Lampe matt erhellt,
Die Betten rechts, der Ofen links,
Das ist uns Heimat, ist uns Welt!

Der Tabaksqualm in Schwaden steigt,
Er sprengt beinah den engen Raum;
Der eine hält den Kopf geneigt,
In seinen Augen glänzt ein Traum.

Zwei spielen Schach, ins Spiel versenkt,
Und tun bedächtig Zug um Zug,
Ein vierter an zu Hause denkt,
Fernhin geht der Gedanken Flug.

Der schreibt mit ungelenker Hand
Der Frau und trägt ihr Grüße auf,
Der sechste nimmt's Gewehr vom Stand,
Und prüfend blickt er durch den Lauf

Der facht im Ofen hell die Glut,
Der bläst die Mundharmonika;
Ein Lied zu solcher Zeit ist gut,
Die Heimat ist so greifbar nah! –

Und draußen lastet weich der Schnee,
Zu weißen Bergen aufgetürmt,
Verweht der Wald, verweht der See,
Seit Tagen hat es wild gestürmt.

Es scheint die Welt in Schlaf gehüllt,
Und doch ganz nah sind Kampf und Schlacht:
Motorgedröhn die Luft erfüllt,
Und Schüsse peitschen durch die Nacht.

Nordmann, Wilfried *1909 **Rostow**

Die Reise besteht nach wie vor mehr aus Halten als aus Fahren, aber heute vormittag kamen wir endlich nach Rostow, das sehr hübsch auf dem hohen Nordufer des Don liegt. Es ist niederträchtig kalt in dem Wagen, da der Ofen sehr schlecht heizt und auch das Brennmaterial knapp wurde. Ich selbst hatte wieder Glück und lag im obersten Bett, so daß ich nicht zu sehr fror. Aber verschiedene Verwundete, die am Nachmittag noch dazu geladen wurden und mit nur 1 Decke auf Strohsäcke auf den Fußboden gelegt wurden, froren jämmerlich. Die berühmte Organisation klappt mal wieder gar nicht. Von den Verwundeten hörten wir wenig Erfreuliches über den Rückzug im Terek-Gebiet, der anscheinend in einem ähnlichen Tempo vor sich geht wie die Rückzüge im vorigen Winter.
Es erscheint unter diesen Umständen gar nicht ausgeschlossen, daß die Russen ihr Ziel erreichen, das Kaukasus-Gebiet entlang des unteren Don abzuriegeln und die in diesem Sack befindlichen deutschen Truppen (wozu auch meine Batterie gehört) einzukesseln. Die Russen sollen mit modernstem amerikanischen Kriegsmaterial sehr gut ausgerüstet sein, während unsere Truppen ziemlich ausgepumpt sind und einige Einheiten sehr stark mit russischen «Freiwilligen» durchsetzt sind, über deren Zuverlässigkeit bezw. Kampfkraft einstweilen keine Erfahrungen vorliegen. Unter diesen Umständen halte ich auch meine früheren Befürchtungen nicht für unbegründet, daß die Anglo-Amerikaner im Laufe der nächsten Monate durch den Iran eine große Menge Kriegsmaterial und wahrscheinlich auch Truppen durch den Kaukasus befördern und die Russen spätestens im Frühjahr einen neuen Großangriff starten.

Lazarettzug

Weiß liegt der Schnee auf Rußlands Fluren,
die Bäume stehen kahl und leer,
Ganz selten sieht man Menschenspuren,
nur Krähen streichen hin und her.

Wir aber fahren durch die Weiten
geduldig, meistens halb im Schlaf,
zu Ende ist für uns das Streiten,
seit uns die Russenkugel traf.

Nun liegen wir in weichen Betten
und rollen heimwärts Tag und Nacht
und sehen noch einmal die Stätten,
die wir durchkämpft im Lärm der Schlacht.

Und grüßen still die Kameraden,
die hier die fremde Erde deckt,
wenn durch die weißen Nebelschwaden
ein Grabkreuz schimmert halbversteckt.

Ihr ruht nun aus. Traf es uns milder?
Das Leben zwar ward uns geschenkt,
doch ewig stehn vor uns die Bilder,
die uns der Tod ins Herz gesenkt.

Tjaden, Rudolf 1895–1981 **Oldenburg**

Vormittags Luftschutzvortrag in der Schule. Nachmittags mit Agnes zum «Drögen Hasen», dort Kaffee getrunken, dann mit dem Bus zurück. Von 21.40 bis 23 Uhr Alarm.
Sitzt Enno nun wirklich mit im Kessel von Stalingrad? Wie soll er da nur wieder herauskommen? Unsere Sorge ist fürchterlich.

Milch, Erhard 1892–1972 **Taganrog/Süd**

Befehlszug der Luftflotte 4
Ferngespräch Generalfeldmarschall Milch – Oberstleutnant Christian
Christian sagt folgenden Funkspruch durch:
AOK 6 an den Führer. Mein Führer! Ihre Befehle für Versorgung der Armee werden nicht befolgt. Platz Gumrak seit 16. 1. früh anfliegbar.

Zahlreiche Einwendungen der Luftwaffe außerhalb der Festung. Platz ist durch Fachleute der Luftwaffe einwandfrei nachtlandefähig befunden worden. Bodenorganisation vorhanden. Schnellstes Eingreifen erbeten, da höchste Gefahr.
Milch: Dort gelandete Besatzungen schildern die Verhältnisse ganz anders. Ich habe für heute nacht angeordnet, daß bei einwandfreier Platzbefeuerung gelandet werden soll. Der Russe hat gestern auf Platz Pitomnik deutsches ES [Erkennungssignal] und Landefeuer gezeigt.
Christian: Führer ist der Auffassung, daß die Meldung von Paulus stimmt.
Milch: Landung ist bereits vorher befohlen und wird heute nacht durchgeführt. Es ist alles Mögliche geschehen und wird alles möglich gemacht werden.
Christian: Wie viel ist heute geschafft worden?
Milch: Heute 14 He 111 gelandet. Transportleistung etwa 15–20 to. 5 He 111 nicht gelandet, da Beschuß auf dem Platz lag.

Fiebig, Martin 1891–1947 **Nowotscherkassk**

Mondklare frostige Nacht mit eisigem Ostwind bis zu 60 kmh. Klarer Wintertag! Schneewehen!
Nachteinsatz: 35 He 111, 5 Ju 52, nur Abwurf, beleuchtetes Kreuz, kein Landepfad, nur zeitweises Aufleuchten.
Es rächt sich jetzt sehr, daß A.O.K. 6 den rechtzeitigen Ausbau von Gumrak abgelehnt hat.
Tageseinsatz nur 16 He 111. Anlaßschwierigkeiten, Wärmegeräte reichen nicht aus. Motore springen nicht an.
Angesagter Besuch Gen.Feldm. Milch fällt aus, hatte Kraftwg. Unfall.
Funkverkehr mit Festung seit 12.00 Uhr wieder unterbrochen. Schw.F.F. verlegt wegen Erdlage.
Beschwerde A.O.K. 6 über Don, daß in Gumrak nicht gelandet wurde, nur 10 tons abgeworfen, Versorgungslage katastrophal, Verantwortliche zur Rechenschaft zu ziehen.
Getroffene Maßnahmen für Abwurf im Einvernehmen mit Gen.Oberst v. Ri. u. Feldmarschall M. nicht anders möglich. Wir müssen nüchtern bleiben, so sehr Herz auch brennt. Es ist das Schwerste für uns, daß wir aufgrund der wahnsinnigen Wetterlage (Eiseswind) nicht mehr Maschinen zum Einsatz bringen können. Hier ist Höhere Gewalt mit im Spiel!
In Swerewo lfd. Bombenangriffe. 2+3 Ju brennen. Gen.Oberst entscheidet, daß Versorgungsbetrieb unter Inkaufnahme von Verlusten durchgeführt werden müsse, auch trotz schwieriger Erdlage bei Kamensk. – Versorgungsbetrieb von Nowo-tsch. muß gleichfalls weiterlaufen. – Vorerst *keine* Rückverlegung oder Ausweichen. – Wir bleiben auch weiter hier in Nowo. trotz vernunftmäßiger Überlegung, daß wir jetzt nach Stalino gehörten.

Meldung von zwischen 10.00–10.20 Uhr in Gumrak gelandeten He 111 bestätigen die gestrige Feststellung, daß jegliche Bodenorganisation fehlt, Platz unbesetzt, nur schmale Landebahn. Entscheidung Luftfl.-Chef v. R., daß in der Nacht nicht gelandet, nur abgeworfen werden soll. Gleiche Meldg. brachte Oblt. Menger NAS. 16 und Besatzungen KG 55, die gelandet waren. Artl. u. Stalinorgelbeschuß auf Nord- u. Südwestrand des Platzes.
20.20 Uhr Funkspruch Gen.Oberst Paulus, daß Organisation Gumrak für Nachtlandung in Ordnung. Antwort auf Befehl Gen.Feldm. Milch: Ldg. befohlen, wenn Organisation wie angegeben steht, sonst Abwurf. 2 He 111 um 18.20 Uhr keinen Landeleuchtpfad erkannt trotz 20 min. Suchens.
Letztere Meldung durch Hptm. Höfer K.G.55 auf meine Anfrage, es werden nur im Dreieck: 2 grüne, 1 rotes Licht ausgestellt.
Soeben Spruchverkehr von der Festung, habe ich erwartet. Unsere Besatzungen geben wirklich ihr Bestes: schon ihr Fliegen *ohne* Jagdschutz sind ein Heldentum für sich! Auch jetzt Standpunkt der Festung: Das sind unsere Forderungen, wie ihr sie erfüllt, geht uns nichts an! Man muß ihnen das zubilligen, wir müssen dabei aber die Ruhe bewahren, auch wenn es einem noch so sehr an die Nieren geht. –
Wetter wird immer toller, zwar Temperatur etwas milder, aber Wind nimmt immer mehr zu. Arbeiten an den Maschinen wird zur Qual u. doch muß es sein. K.G. 55 kommt lfd. raus. Schlacht bei Benst. in Woroschilowgrad, sehr schlecht bei Morzig Swerewo. Dort durch lfde. Bombenangriffe 10 Ju verbrannt, 2 total, 42 beschädigt. Was kann dagegen Menschenkraft?! –

Muehlon, Wilhelm 1878–1944 **Graubünden**

Aber im russischen Sonderbericht sind noch andere Nachrichten, die meine Gedanken ausfüllen. Die Russen beginnen die eingeschlossene 6. Armee vor Stalingrad zu liquidieren. Diese Armee, einst über 200000 Mann stark, ist auf einen Bestand von 70 bis 80000 gesunken; infolge der Kämpfe und besonders infolge von Hunger, Krankheit und Kälte hat sie seit zwei Monaten täglich etwa 1500 Mann verloren. Der russische Befehlshaber *Rakossowski* hat am 8. Januar General *Paulus* aufgefordert, den Widerstand einzustellen, um unnützes Blutvergießen zu

vermeiden, und Bedingungen angeboten, die den Russen Ehre machen. Er hat nicht nur Leben und Sicherheit der feindlichen Truppen garantiert, Nahrung und ärztliche Pflege in guter Unterkunft zugesagt, sondern auch die spätere Repatriierung aller Kriegsgefangenen. Die höheren Offiziere dürfen sogar ihre Waffen behalten und tragen. Er hat Paulus die hoffnungslose Lage der eingeschlossenen Armee in sehr anständigen Ausdrücken geschildert und sich unterrichtet gezeigt, daß diese Armee ungesunde, ungenügende Unterkunft und keine Winteruniformen hat. Die Verantwortung für den Untergang der Leute hat der Russe mit Recht dem deutschen General, falls dieser ablehnt, überbunden. Paulus hat nicht angenommen, und die Vernichtung hat inzwischen begonnen.

Auch die Engländer haben heute eine Nachricht: Die RAF ist in der Nacht über Berlin gewesen. Es scheint ein starker Raid gewesen zu sein, der erste seit mehr als einem Jahr.

Hoffmann, Rudolf 1893–1980 **Frankreich**

An seinen Neffen in Stalingrad

Mein lieber Jürgen!

Kurz vor meiner Rückreise kam zu meiner Freude Dein Brief vom 21. 12. an Tante Grete, aus dem ich ersah, daß es Dir bis dahin gutging, möge es auch weiterhin so geblieben sein und bleiben.

Auch ich hatte schon lange und immer vergeblich auf Nachricht von Dir gewartet, um zu erfahren, ob nicht wenigstens etwas von meinen Sendungen bei Dir eingetroffen wäre. Nachdem Du meine beiden Feldpostpäckchen anscheinend nicht erhalten hast, habe ich im August nochmal ein Päckchen an Dich abgesandt. Von Frankreich aus, wo ich seit Anfang September bin, schrieb ich Dir recht bald den ersten Brief. Außerdem schickte ich Schokolade an Tante Grete, um sie in das für Dich bestimmte Weihnachtspäckchen einzulegen, das sie damals an Dich absandte.

Allem Anschein nach hast Du von alledem bisher nichts bekommen, und darüber bin ich sehr betrübt. Aber ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß Du wenigstens das eine oder andere noch erhalten hast und daß auch dieser Brief in nicht allzu ferner Zeit in Deine Hände gelangt, und ich würde mich sehr freuen, wenn ich das bei baldiger Gelegenheit von Dir bestätigt hören könnte.

Ich selbst bin seit Anfang September in Frankreich und fühle mich hier als Angehöriger eines hohen und großen Stabes sehr wohl.

Du schriebst in Deinem letzten Brief, daß Annette schon Geld verdient,

während Du selbst noch lange warten müßtest, bis es auch bei Dir der Fall sei. Darauf erwiderte ich u. a., daß Du Dir deswegen keine Sorgen zu machen brauchtest und desgleichen kann ich Dir heute nur wiederholen. Du bist noch verhältnismäßig jung an Jahren, wenngleich Du schon ein «alter, im Heldenkampf ergrauter Krieger» bist, aber die Zeit, da auch Du auf eigenen Füßen stehst, wird schon rechtzeitig genug kommen. Zur Zeit ist das alles bedeutungslos, denn Du erfüllst ja die größere und wichtigere u. damit gleichzeitig schönere Aufgaben im Kampf an vorderster Front für Führer und Vaterland. Dieses Bewußtsein muß und wird auch bei Dir immer obenan stehen, alle anderen Gedanken treten dagegen in den Hintergrund. Das, was Du jetzt tust und leistest, schafft Dir nicht nur das schöne und erhebende Gefühl, daß Du in vorderster Reihe der Kämpfe für Deutschlands Größe und Zukunft stehst, sondern darüberhinaus werden Dir die Erfahrungen, die Du sammelst, für Dein ganzes Leben immer förderlich und dienlich sein. Denke immer daran, wenn Dir's mal schwer ums Herz ist und wenn die Nöte und Gefahren Dich niederdrücken wollen. Kopf hoch, lieber Jürgen, und mutig voran, meine innigen Wünsche begleiten Dich auf allen Deinen Wegen!

Ich bin mit herzlichen Grüßen Dein Onkel Rudolf.

Soldat Paul Stalingrad

Liebe Eltern!

Wieder geht ein Tag zu Ende und ich glaube es ist sogar ein Sonntag. Es ist jetzt ½6 Uhr; gerade sind wir mit der Lausejagd fertig. Wenn ich Euch diese Zeilen geschrieben habe wollen wir noch einen Skat spielen. Hier in der Feste Stalingrad will der Kampf gar kein Ende nehmen. Ihr sollt wohl den Wehrmachtsbericht auch hören und wissen, daß der Russe sein Letztes darinsetzt hier wieder Fuß zu fassen.

Aber nur Geduld, dieser Winter geht auch einmal zu Ende.

Kalt ist es hier auch ganz anständig. Heute sollen es wohl 40° sein. Aber wir haben wenigstens einen warmen Bunker.

Ich habe Euch noch gestern einen Luftfeldpostbrief geschrieben und vergessen Euch eine Luftfeldpostmarke beizulegen. Ich schicke sie Euch dann später. Ich werde wohl jetzt nicht mehr so oft schreiben wie bisher, denn man weiß wirklich nicht was man anders als einen Gruß schreiben soll; und dann sind auch meine Umschläge bis auf 2 zusammengeschrumpft. Also ich komme zum Schluß. Seid vielmals gegrüßt von Euerm Paul

Auf ein frohes u. gesundes Wiedersehn zu Hause.

Armee-Oberkommando 6 **Stalingrad**

Platz Gumrak durch Hauptmann Pfeil, Major Kauffmann und Major Freudenfeld für einwandfrei nachtlandeklar befunden. Start- und Landebahn 1000×100 m. Bodenorganisation und Flugsicherung voll vorhanden. Platzausmaße größer als Pitomnik. Funkfeuer, Peiler und Leuchtfeuer betriebsklar. Höchste Eile geboten, da größte Gefahr, wenn ausreichende Versorgung ausbleibt.

Otto K. **(Stalingrad)**

Da bin ich über die Stiegen hinunter gekrochen, muß man sagen, und ein Gestank nach Blut und verfaultem Eiter ist mir entgegengekommen, daß ich mir überlegt hab, «soll ich da hinunter?» – aber es war keine andere Möglichkeit, etwas geschützt zu sein. Und da liegt auf der obersten Pritsche ein junger Soldat und fleht mich an, ich möchte ihm doch helfen. Also bin ich noch einmal hinaus, hab geschaut, ob ich nicht irgendwo einen Sanitäter finde. Und ich hab einen gesehen und ich hab ihn gefragt, ob man nicht etwas machen könnte. Ja, dann ist er mit hinunter und hat ihm ein bißchen zugesprochen – der hatte überhaupt kein Verbandszeug und nichts – und hat uns wieder alleine lassen. Und dieser junge Soldat hat halt angefangen zu flehen, immer wieder zwischendurch ist, wie soll man sagen, der Kot durch die Gewänder auf die untere Pritsche durch und – es waren so Anfälle – und er hat gejammert und geschrien und hat gesagt: «Kamerad, erlöse mich doch! Meine Mutter, die wär' dir ewig dankbar. Gib mir eine Kugel, du machst ein gutes Werk.» Natürlich – was soll ich machen? Das ist eine schwere Frage. Ich hab ihn versucht zu trösten, ich hab ihm zugesprochen und es dauert nicht mehr lange, dann kommt dieser Sanitäter herein und schreit – das muß so in der Früh' ich weiß nicht, so sieben, acht Uhr gewesen sein –: «Kamerad, komm, komm schnell, es kommen noch ein paar Maschinen. Das ist die letzte Möglichkeit, daß du wegkommst.» Und da hab ich mich halt verabschiedet und mit ein paar Trostworten und hab mich davongeschlichen.

Dohna-Schlobitten, Alexander Fürst zu *1899 **(Stalingrad)**

Am nächsten Morgen, dem 17. Januar, übergab mir Oberst Adam ein Paket Kurierpost, sowie, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, einige Wertsachen und die Orden von Generaloberst Paulus, sowie seine eigenen Auszeichnungen zur Weitergabe an General Burgdorff, den stellvertretenden Chef des Heeres-Personalamtes. Gleichzeitig erklärte er mir, daß ich bei jeder passenden Gelegenheit den wahren Grund für

die Vernichtung der rund 300000 Soldaten im Kessel angeben solle. Schuld trage einzig und allein Hitler selbst. Es werde die Zeit kommen, wo man dieses öffentlich bekanntgebe. Die wenigen Überlebenden von Stalingrad hätten die heilige Pflicht, auf diese Tatsache hinzuweisen. Wenn man der 6. Armee vorwerfe, die ihr unterstellten Verbände schlecht geführt zu haben, oder feige gewesen zu sein, müßten Zeugen dieser Katastrophe den wahren Sachverhalt bekunden.

Am Flugplatz erklärte mir der Kommandant nach Einsichtnahme in meinen vom Chef des Generalstabes der Armee, General Schmitt persönlich unterschriebenen Ausweis, daß ich mir einen Platz im Flugzeug mit Gewalt verschaffen müsse. Ein Angriff russischer Flieger mit Bomben setzte ein, so daß ich mich schleunigst in einen Bunker zurückzog, zusammen mit Mannschaften eines Flakgeschützes. Ein Leutnant, der wußte, daß ich gerade von der Armee kam, fragte mich allen Ernstes, ob tatsächlich der Entsatz des Kessels bis auf 20 km an uns herangekommen sei. Man könne anscheinend schon das Artilleriefeuer hören. Obgleich ich wußte, daß dies russischer Geschützdonner war, und die nächste Stelle der deutschen Front weit entfernt lag, gab ich eine zuversichtliche Antwort – zum letzten Mal.

Kaum hatten sich die Flugzeuge zurückgezogen, konnte man ungestört hinaus, denn erfahrungsgemäß war ein zweiter Bombenhagel unmittelbar danach nicht zu befürchten. In diesem günstigen Augenblick erschienen zwei deutsche Messerschmitts am Himmel, die glücklich landeten. Bei laufenden Motoren warfen sie die Lebensmittelsäcke heraus, ohne darauf zu achten, in wessen Hand sie gelangten. Es entstand eine wilde Schlägerei um die Brotlaibe, soweit die ausgemergelten Männer noch Kraft dazu hatten. Andere versuchten in die beiden Flugzeuge zu klettern. Bei dem schrecklichen Durcheinander verlor ich Leutnant Kemna aus den Augen. Da ich als Stabsangehöriger verhältnismäßig besser ernährt und vor allem nicht so unter Frost zu leiden gehabt hatte, war ich kräftig genug, mir mit meiner angeschnallten Aktenmappe gewaltsam Zugang zum Flugzeug zu verschaffen. Den etwa einstündigen Flug verbrachte ich halb liegend im Rumpf, zusammengepfercht mit anderen. In Stalino angelangt, wurde ich wie ein dem Inferno Entkommener mit großer Kameradschaft aufgenommen. Man überließ mir 10 Tafeln Schokolade, eine Rarität, gab mir aber den dringenden Rat, trotz des Hungers nur wenig zu essen. Ich bat, man möge versuchen, meiner Frau über meine Rettung aus dem Kessel Nachricht zu geben.

Haecker, Theodor 1879–1945 **München**

Müßte man verzweifeln, wenn Gott zwar die Liebe, aber gleichzeitig, was sage ich – gleichewig die Ohnmacht wäre? Aber er ist ja auch allmächtig. Seine Heiligen haben daran nie gezweifelt.

Alex B. **Scheidegg**

An Armin Knab, Berlin-Charlottenburg

Lieber Armin.

Das Quartett haben wir auch gehört. Ein Glück, daß es solches manchmal gibt. Auch eine Ouvertüre von Bruckner gabs kürzlich, die bei mir Erinnerungen an Tristan wachrief. Wir bräuchten auch keine Konzerte, und doch haben wir im Sommer in Konstanz mit großer Teilnahme ein Str.Quartett statt im herrlichen Burghof im dazugehörigen Hausflur wegen Regenwetter angehört.

Wir haben Konstanz als Sommerfrische in angenehmster Erinnerung. Die Schiffe waren unsere Rettung vor den überfüllten Omnibussen und die gebackenen Felchen vor den obligaten Gemüseplatten. Daß die Flieger hier Eier legen, wäre schon möglich, wenn der Bodensee vernebelt ist, werfen sie Leuchtbomben ab. Gestern waren sie wieder bei Euch.

Gelesen wird noch viel. Hölderlin von Michel. Eine Frau erlebt die Polarnacht. Von meinem Lesezirkel habe ich gerade Zan Houtekiek [?] von Walschap, Musik auf dem Lande von Leitenberger und Aufbruch der Jugend um 1900 von Ahlers Hestermann zum Lesen erhalten. Davon interessieren mich die 2 letzten.

Spengler – Jahre der Entscheidung kenne ich nicht. Von S. erhielt ich Nestroy Närrische Welt. Dayné die Urgestalt und Deutsche Innerlichkeit. Unter meinem Kopfkissen liegen so schon 2–3 Bücher. Ein leichtes für Abends und ein schweres für Morgens. Ja, unsere Gäste mußten den italienischen Salat verzieren. Heute könnte man keinen machen trotz der vielen Kartoffel. Ohne Marken gibt's nichts. Fische schon gar nicht. Wenn ich einen Liter Milch brauche, muß ich mit Schneeschuhen auswärts. Alex+Familie

Blunck, Hans Friedrich 1888–1961 **München**

München. Mit Emmes ein schöner Gang durch die Stadt, dann zwei Stunden heftig am Vortrag über Europa gearbeitet – es ist gut, die Gedanken einmal festzuhalten, aber sie taugen nicht für jeden. Mit Wehner und Frau und Frau Schwarz-Semmelroth im Künstlerheim genachtmahlt. Eine schöne und freundliche Stunde. Wehner gegenüber betonte ich den Arianer, ich konnt's nicht lassen, aber ich freute mich

doch zu seinem Wort über das «Andachtbüchlein». Ein frohes Rotweingespräch, gut gewürzt durch herzliches Lachen.

Aber München, einst «Hauptstadt der Bewegung», hat in diesem Krieg keinen guten Ruf, nicht einmal bei dem Münchener selbst, nicht einmal bei dem hochkatholischen Wehner. (Er ist Konvertit.)

Gide, André 1869–1951 **Tunis**

Ich lese gerade mit großem Vergnügen die *Achilleis* von Goethe. Goethe legt dem Achilles großartige Aussprüche in den Mund; nicht weniger schön sind die ersten Antworten der Pallas Athene. Merkwürdig, daß ein derart künstliches Werk derart gelungen scheinen kann; stellenweise wenigstens, denn das Ende des Gesangs ist doch höchst enttäuschend. Goethe hat recht daran getan, diese aussichtslose Unternehmung abzubrechen.

In der letzten Zeit viel gelesen, trotz der Müdigkeit meiner Augen. Aber mein Hirn nimmt nur noch wenig dauerhafte Eindrücke auf; es scheint, als könne sich nichts mehr tief darin eingraben. So daß ich, alles in allem, aus dieser Lektüre wenig Nutzen ziehe. Aus Gewissenhaftigkeit lese ich im *Johnson* von Boswell weiter; dieser ist merklich intelligenter und selbständiger als Eckermann; aber Johnson ist sicher weniger bedeutend als Goethe: er amüsiert uns mehr, als daß er uns unterrichtete; und Boswell hat oft sehr recht, daß er ihm die Stirn bietet und seine Meinungen und Ansichten nur mit allerhand Einschränkungen gelten läßt. Von Konformisten ist eben nicht viel Lehrreiches zu erwarten. Ich möchte gern recht bald den Boswell beenden, um gleich danach *Decline and Fall* von Gibbon in Angriff zu nehmen.

Das Schauspiel, das Victor bei Tisch bietet, hat mich in der ersten Zeit in Bestürzung versetzt. Jetzt bin ich darauf eingestellt; bei Victor wundert mich nichts mehr; es geschieht mir aber immer noch, daß ich in eine Art faszinierter Betrachtung verfalle, wenn ich sehe, wie er sich hinstreckt, immer dicker zu werden scheint, beide Ellbogen breit vom Körper abgespreizt und bis zum Gesicht hochhebt, um Glas, Löffel oder Gabel zum Mund zu führen. Auf letztere verzichtet er übrigens häufig, nach arabischer Art, wobei er sich dann auch die Sauce von den Fingern ablecken kann, die er im selben Zuge auch dazu benutzt, um sich die Zähne auszukratzen. Er schlägt sich den Bauch voll, stopft Riesenbissen in sich hinein. Bedient sich immer zuerst, wenn das Gericht seiner Erwartung entspricht. Sein ganzes Wesen proklamiert: «So bin ich nun mal; um so schlimmer für euch!» Fügen wir hinzu, daß er sich seit der Abreise seiner Eltern noch gewaltig perfektioniert hat, denn so nach-

sichtig sie auch waren, hätten seine Eltern doch die allzu beleidigenden Demonstrationen seiner Frechheit nicht geduldet. In den ersten Tagen wagte ich gelegentlich eine Bemerkung; wozu aber? Er hört nur, was ihn in seiner Richtung ermutigt und bestärkt. Seine Eltern haben ihn nie erzogen; er hat von ihnen nur Hilfe, Unterstützung, Schutz und Zustimmung erfahren. Sein Vater brummt ihn zwar unaufhörlich an; gibt ihm aber schließlich doch immer nach, und im Grunde bewundert er ihn sogar, wie Amrouche behauptet. Seine Mutter ist ganz Schwäche, Nachsicht, Liebe und läßt ihm alles durchgehen. Alle beide schieben den «Flegeljahren» alles in die Schuhe, was an ihrem Sohn widerwärtig ist. Ich glaube nicht, daß dieser Junge schon einmal bestraft worden ist. Und sicher spielten gewisse Theorien im Erziehungssystem seiner Eltern eine Rolle: grundsätzlich nichts von ihm zu verlangen, was er nicht versteht und womit er nicht einverstanden ist. Auf alles, was man von ihm verlangt, erwidert er sofort: «Warum?» Er ist ein Beispiel mehr für jene Kinder, für die es besser gewesen wäre, längere Zeit aus der Familie herausgenommen zu werden. Im übrigen halte ich Victor nicht für fähig, seinen Eltern gegenüber wirkliche Dankbarkeit zu empfinden. Die Tugenden seiner Mutter, einer der schönsten und tapfersten Frauengestalten *I ever met*, kann er nicht einmal verstehen. Für ihre Zärtlichkeit ihm gegenüber hat er, wie er glaubt, die Erklärung in den Büchern von Freud gefunden; und das nutzt er aus. Seinem Vater gegenüber spart er nicht mit Zeichen grimmiger Verachtung.

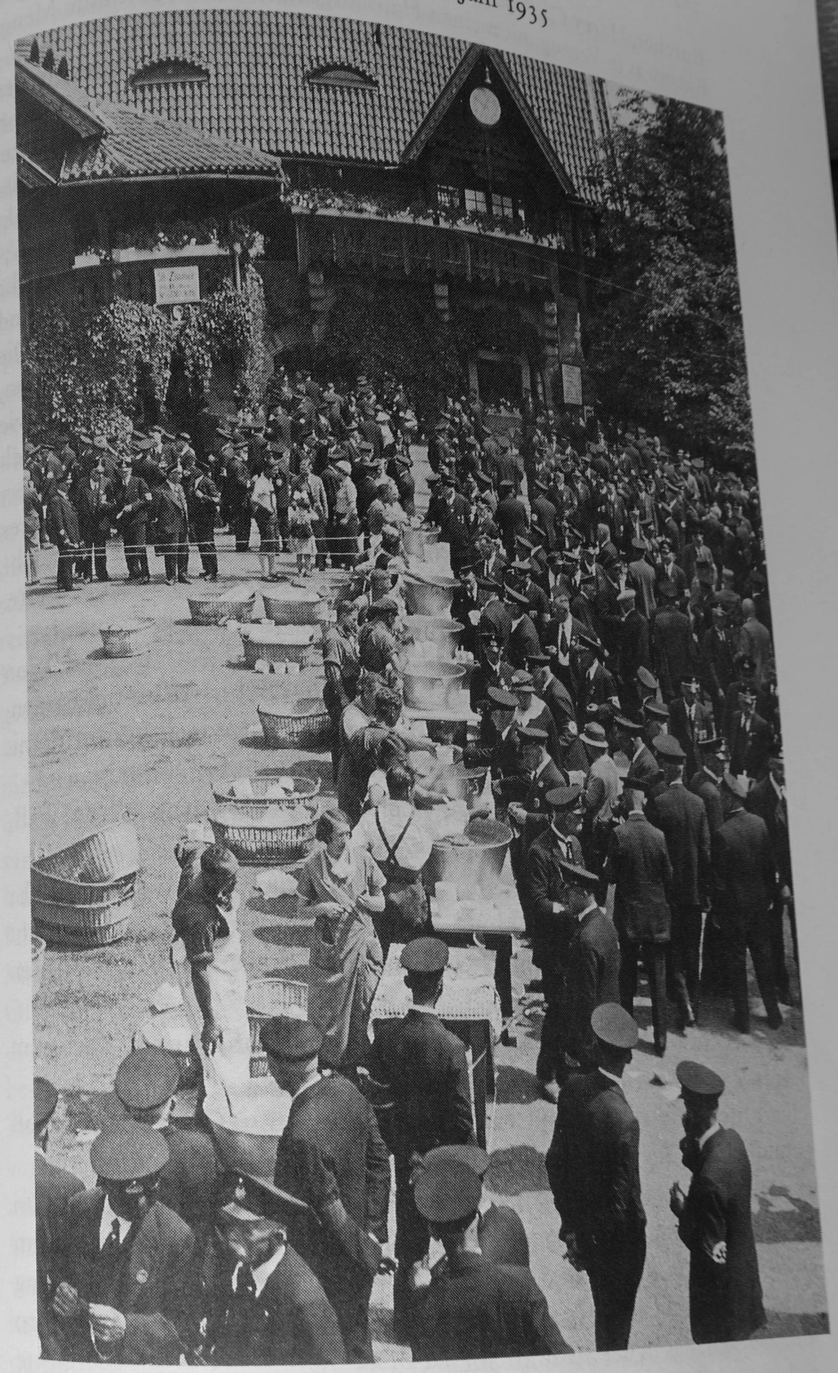
Es ist wahr: Außer bei den plötzlichen Anfällen von Müdigkeit, die mich manchmal niederschlagen und während denen ich dem Leben «ich passe!» zurufen möchte, fühle ich mein Alter kaum, und wenn ich mir auch täglich vorsage: «Mein armer Alter, du bist gut und gern dreiundsiebzig Jahre alt», gelingt es mir doch nicht, mich wirklich davon zu überzeugen. Die Fliegeralarme deprimieren mich nicht etwa, sie beleben mich eher. Es kann sich da bei einem, der nicht mehr sehr am Leben hängt, nicht um Mut handeln; aber wenn ich Todesängste ausstehen muß, bin ich in meinem Element.

Und doch bin ich noch immer sehr gespannt auf das, was kommen wird ... und will endlich die Meinen wiedersehen!

Schmiedeknecht, Hans *1911 **Tunis**

Herrliche Mondnacht! Zerstörer Tempo von 65 km; herrlicher Anblick auf See. 10.00 Uhr Ankunft, ausschiffen, an Land gelotst. 13.00 Uhr Tunis, Kaserne «Marschall Foch».

Zeitsprung in das Jahr 1935



Butcher, Harry C. *1902 **Algier**

Bin etwas in Verzug mit meinen Hausaufgaben, und es gibt eine Menge zu berichten.

General Marshall hat Ike [Eisenhower] beauftragt, an der militärischen und politischen Tagung in Casablanca teilzunehmen. Wir flogen morgens, am Freitag den 15., in seiner «Flying Fortress» hinüber. Kurzer Aufenthalt in Ouida, wo Ike ein fünfzehnminütiges Gespräch unter vier Augen mit General Clark hatte. Beide saßen in seinem Sedan direkt neben dem Flugzeug am Fliegerhorst.

Auf dem Weg von dort nach Casablanca fiel Triebwerk Nr. 4 aus. Ike war der erste, der mir das Öl zeigte, wie es aus dem Motor spritzte und über das Triebwerk nach hinten rann. Ein erstklassiges Leck. Die Besatzung ließ uns die Fallschirme anlegen und gab uns zu verstehen, wo wir hinausspringen sollten. Sie überließen uns die Entscheidung, wie wir springen sollten, in der klassischen Schwimmposition oder einfach mit den Füßen oder dem Hintern zuerst. Als wir endlich, nach hundert elendigen Meilen, auf das Flugfeld zuschwebten, machte ein weiteres Triebwerk schlapp. Die Triebwerkachse war gebrochen, was ein Abscheren verhinderte und das Drehen des Propellers unterbrochen hatte. Es bestand die Gefahr des Auseinanderbrechens.

Als Ike bei der Landung den Fallschirm ablegte, riß er sich die Nadel von einem seiner Sterne aus. Er bat mich, sie an seiner Schulter zu befestigen. Meine Hände zitterten so stark, daß ich große Schwierigkeiten damit hatte. Er sagte: «Haben Sie noch niemals einen Stern befestigt?»

«Doch, Sir», antwortete ich, «aber noch nie mit angeschnalltem Fallschirm, Sir.»

Die hohen Tiere waren in einem Vorort Casablancas einquartiert. Er hieß Anfa-Camp, mit dem Hotel Anfa als Hauptquartier. Präsident Roosevelt und der Premierminister [Churchill] waren in nahgelegenen Villen untergebracht.

General Patton empfing uns am Flughafen und fuhr uns direkt zum Anfa-Camp.

Ike hatte unmittelbar darauf eine Besprechung mit General Marshall und Admiral King. Sie aßen sogar zu Mittag im Zimmer des Generals.

Für Ike war das die erste einer Serie endloser Konferenzen. Er war bis nach Mitternacht dabei; dann eine weitere Zusammenkunft in seinem Schlafzimmer, wo ihn sein Gastgeber General Patton aufsuchte. Ging ca. 2.00 Uhr schlafen. General Patton bat mich, ihn in seinem Büro aufzusuchen, das in der Stadt im Shell-Oil-Gebäude liegt. Ich bemerkte nicht nur, daß Casablanca moderner ist als Algier, obwohl mit ähnlicher

Architektur, sondern auch, daß die Pferde auf den Straßen relativ geschmeidig und gut genährt waren, im Vergleich zu den Klappergestellen, die ich um Algier herum sehe.

Die Araber sind an beiden Orten so ziemlich gleich – eigentlich habe ich nirgends in Afrika, wo ich gewesen bin, große Unterschiede festgestellt – und die Kutscher schlagen ihre Pferde an einem Ort genauso boshaft wie an einem anderen. Scheint eine Art Überlegenheit der Araber über etwas darzustellen, auch wenn es nur über ein armes, geschundenes Pferd ist.

Der General meinte, Ike würde keine Zeit haben, sich die Stadt zeigen zu lassen, um so mehr müßte ich Augen und Ohren aufsperren, um ihm später zu berichten. Er nahm mich mit zum Hafen, der immer noch mit gesunkenen Schiffen halb blockiert ist. Die «Jean Bart» war, wie berichtet, «richtig» zusammengeschossen, obwohl die Franzosen sie seitdem wieder flott bekommen hatten. Patton gestattete nur einen kurzen Blick auf sie, da er nicht wollte, daß der Fahrer länger als einen Moment hielt, in der Befürchtung, den Stolz der Franzosen zu verletzen. Das illustriert die Feinfühligkeit General Pattons gegenüber den Franzosen, was, nach seinen eigenen Aussagen, das gemeinsame Vertrauen und die Hilfsbereitschaft gesteigert hat.

Pattons Amtsbezirk um Casablanca ist ein einziges großes Warenlager geworden. Er hat gut angelegte Depots über Tausende von Hektar verstreut. 18 000 000 Gallonen Flugbenzin und um die 70 000 000 mit niederer Oktanzahl; ganz zu schweigen von 1 000 000 grober Leinenüberzüge für die Produktion von Sandsäcken. Und noch ein Haufen zusammengeliehener Sachen jeglicher Beschreibung (Ich habe gehört, die letzte Kategorie enthalte auch Lippenstifte, Rouge und Gesichtspuder).

Ich hatte mit Commander Libbey, Admiral Kings Flaggsekretär, zu Mittag gegessen. Danach nahm mich R.P. Pim, der Royal Navy-Offizier, der dem Premierminister jeden Morgen die neuesten Geheimdienstberichte bringt, zur Villa des Premiers und zeigte mir alles, besonders das Kriegszimmer. Karten und Tabellen waren extra für den Premierminister, den Präsidenten und andere aufgestellt, um ihnen einen Überblick über die U-Bootkonzentration, Konvoibewegungen und Aufenthaltsorte der Fahrzeuge der vereinten Nationen zu geben.

Das Beeindruckendste im Kriegszimmer war die Zahl der U-Boote. Ich versuchte, sie zu zählen. Es waren ohne weiteres einhundert, und wer kann sagen, wie viele noch in den Docks gewartet werden. Die meisten, die im Atlantik operierten (und da war ein ganzer Haufen entlang der nördlichen Route von den U.S.A. nach England und noch einer im Süd-

Atlantik), waren, wie Kapitain Pim sagte, in Lorient oder an anderen Punkten entlang der französischen Atlantikküste stationiert. Die meisten in der Bucht von Biscaya. Pim sagte, daß der Präsident in der Nacht zuvor viel Zeit im Kriegszimmer damit verbracht hatte, alle Schiffsbewegungen durchzugehen und die Wahrscheinlichkeit von Erfolg oder Mißlingen im bösartigen U-Boot-Krieg zu analysieren.

Später traf ich General-Mayor Eaker, der amerikanische Luftoperationen kommandiert, während Spaatz alliierter Oberbefehlshaber der Lüfte im nordafrikanischen Sektor ist. Ike hatte Eaker zu den Sitzungen berufen, da die Bombardierungstaktik angezweifelt worden war. Eaker war an diesem Tag angekommen, hatte Ike aber noch nicht getroffen. Er wollte Ike seine Besorgnis darüber mitteilen, daß die Briten Ikes Politik, die Luftstreitkräfte in Nordafrika unter einem Kommando zusammenzuziehen, nacheifern könnten, allerdings unter dem Oberbefehl von Luftmarschall Harris. Die Änderung war jedoch viel grundlegender. Unsere gezielten Bombardements am Tag standen auf dem Spiel. Die Briten würden verlangen, daß die Amerikaner ihre Angriffe nachts flögen, und unsere Besatzungen, erklärte Eaker, seien noch nicht genügend für Nachtflüge ausgebildet, um ihre Basen in England bei Dunkelheit wiederzufinden. Er sagte, er würde es gern dabei belassen, daß die Amerikaner tagsüber und die Briten weiterhin nachts ihre Bombenangriffe fliegen und so volle 24 Stunden auf den Feind einschlagen. [...]

Ike erzählte mir vor dem Frühstück, daß die Achte Armee schneller vorgestoßen war, als man uns berichtet hatte. Tripolis sollte binnen 10 Tagen eingenommen sein. Das könnte seine Pläne für einen amerikanischen Vorstoß in Südtunesien unter General Fredendall ändern. Rommel wurde viel schneller in unsere Richtung getrieben, als sogar der Führungsstab es erwartet hatte. Die einzige Frage war, in welchem Zustand der Hafen von Tripolis vorgefunden werden würde. Falls die Deutschen und Italiener vor der Evakuierung der Stadt noch Zeit hätten, wirksam den Hafen zu blockieren und die Molen und Auslegerkräne etc. zu beschädigen, würden die Ingenieure mindestens 10 Tage, wenn nicht noch länger benötigen, um die Anlagen wieder brauchbar zu machen. Dennoch war der Hafen unverzichtbar für das weitere Vorrükken von Alexanders Streitmacht in Richtung Westen. [...]

Sprach 1 ½ Stunden mit Harry. Er erzählte mir vom Zustandekommen des Treffens.

Er sagte, daß er dem Präsidenten gleich nach dem erfolgreichen Start der Nordafrika-Kampagne empfohlen hatte, Joe Stalin zum nächsten Treffen einzuladen. Der Präsident stimmte zu und schickte eine Nachricht an Joe, der prompt antwortete, daß er keinen Grund sehe, einem Treffen beizuwohnen, und daß die Alliierten sich entschließen sollten, «wie versprochen» über den Kanal nach Frankreich einzufallen. Also mußte das Treffen ohne Joe abgehalten werden.

Harry meinte, daß es offensichtlich geworden war, daß die Alliierten sich einen angemessenen Kriegsschauplatz aussuchen müssen für die Zeit nach der Afrika-Kampagne. Ich sagte ihm, daß Ike die Zusammenziehung der alliierten Streitkräfte in Großbritannien bevorzugen würde, um es als Basis für eine mächtige Invasion des Kontinents über den Kanal zu nutzen. Ein Problem sei der Schiffstransport, aber der Kanal ermögliche die wiederholte Verwendung und Wiederverwendung derselben Schiffe auf kurzen Transportwegen. Harry meinte, er sei sich über Ikes Ansicht darüber nicht sicher gewesen und freue sich, sie zu hören. [...]

Hopkins erzählte, daß der Präsident seine Familie, General Marshall und Admiral King zur schieren Verzweiflung trieb mit Andeutungen, daß er nach dem Treffen diesen oder jenen Ort in Afrika besuchen würde. F.D.R. würde Namen von Orten erwähnen, die er gern besuchen würde, ohne zu wissen, ob diese überhaupt existieren. Das war seine Art von Vergnügen. Die Geheimdienstleute, das Militär und die Marine gerieten außer sich bei dem Versuch, ihn davon abzubringen, sich in unverantwortlicher Weise Darlans Schicksal auszusetzen. Dem Präsidenten jedoch machte es Spaß. Harry sagte, er denke, der Präsident werde zumindest einige Truppen inspizieren. [...]

Harry erlaubte mir, dem Präsidenten «Guten Tag» zu sagen, und das «Guten Tag» entwickelte sich zu einem zehnminütigen Gespräch. Der Präsident war im Bett und nahm sein Frühstück von einem Tablett ein, er war guter Dinge. Unterschrieb meine «short snorter»-Karte, die ich nicht freizügig umherzeigen kann, bis die Geheimhaltung aufgehoben ist. Der Präsident sagte, daß er so etwas wie ein Beichtvater für die Jungs sei, und er hofft, Ike aus einigen seiner politischen Probleme herauszuhelfen, solange er Giraud und wenn möglich de Gaulle zu einigenden Gesprächen dahabe. Sagte, daß es im Moment das Wichtigste sei, die politische Situation in ruhigem Fahrwasser zu belassen, nichts zu tun, um sie zu verwirren und mit dem Krieg fortzufahren. [...]

Habe ich schon erwähnt, daß Hopkins gesagt hat, daß Ike, wenn er Tunis einnimmt, einer der größten Generäle der Welt wäre? Das hat er wirklich gesagt! Ich fragte, was passieren würde, wenn er es nicht täte. Bekam keine allzu direkte Antwort, also nahm ich Harrys Reaktion vorweg.

Die Regierung kann sich nicht irren, und es ist der Kopf des Generals, der rollt, und ich sagte ihm, daß Ike das genausogut weiß wie jeder andere.

Ike und ich machten uns etwa mittags auf den Rückweg in General Eakers «Flying Fortress». Ikes Maschine benötigt eine komplette Neuinstallation der vier Triebwerke, da die alten über 400 Stunden gelaufen waren – mehr als jede andere «Fortress» auf diesem Schauplatz, sagte Hauptmann Jack Reedy. Was das Fliegen angeht, verlief die Heimreise ereignislos. Das gab uns Gelegenheit, Informationen auszutauschen, zugegebenermaßen einseitig. [...]

Ike mußte erkennen, daß seine Arbeit und Führung als etwas Selbstverständliches hingenommen wurden. Seine Vorgesetzten waren mit Lob sparsam gewesen. Natürlich hatte ich eine Menge Gutes über ihn und seine Kräfte aus den unteren Ebenen gehört. Aber es war mir klar, daß das Fehlen klarer Worte des Dankes seitens des Präsidenten oder des Premierministers zeigte, daß sie ihr Fähnlein nach dem politischen Wind richten und nicht dabei erwischt werden wollten, daß sie einem General die Stange hielten, der eine unpopuläre Entscheidung getroffen hatte und Tunis noch nicht eingenommen hatte. Ich sagte ihm, daß sein Hals in einer Schlinge steckt, und er weiß es. Aber so ist das Leben der Generäle. Dann haben sie Auszeichnungen und Beförderungen an Ikes Untergebene verteilt (auf Ikes Empfehlung). Murphy ist zum Minister gemacht worden, und in diesem Moment wird Admiral Cunningham zum Flottenadmiral gemacht, über ihm nur noch der erste Seelord, und er erhält einen vollen Marschall (Tedder) als Untergebenen. Dennoch bleibt Ike ein General-Leutnant, seine drei Sterne getrübt durch die vier oder fünf Sterne seiner Untergebenen ... Das gibt mir zu denken, aber Tatsache ist, daß er kraft seiner Persönlichkeit, seines Sportsgeistes, den untergebenen Kommandeuren gegenüber und der Fähigkeit, Dinge mit Vernunft und Logik zu erledigen, soviel schafft, als hätte er ein Dutzend Sterne. Während Presse und Radio ihn direkt oder indirekt angreifen, wäre es sehr hilfreich, wenn der Präsident seine Nominierung als vollen General dem Kongreß vorlegen würde und es dann vom Senat bestätigen ließe. Das würde Ike die notwendige Unterstützung der Regierung geben und wäre auch im Zusammenhang mit den Franzosen sehr hilfreich. Übrigens habe ich vergessen zu erwähnen, daß auch Giraud einen höheren Rang hat. Er hat eine Konstellation französischer Sterne, die ihn als vollen General auszeichnen.

Beim Philosophieren darüber, warum wir damals Tunis nicht eingenommen hatten, obwohl wir so nah dran waren, sagte Ike, daß es an Andersons Entscheidung gelegen hätte, nicht die ganze erste Panzerdivision einzusetzen, weil er nur für Kampfgruppe B Nachschub besorgen konnte. Ike spekuliert, daß falls Anderson höher gepokert hätte und die ganze amerikanische Panzerdivision eingesetzt hätte so wie Ike das gewollt hat, dann hätte man die nötige Schlagkraft gehabt, Tunis und schließlich auch Bizerte zu nehmen. Das bedeutet ganz Tunesien. Aber das ist ein Rückblick, und Ike beklagt sich nicht, er käut nur im Geiste wieder.

Klöntsch, Herta *1916 **(U-Gefängnis Berlin, Kaiserdamm)**

Die Beamtin mit der harten Stimme war schon viel zutraulicher geworden. Sie wußte, sah und hörte weit mehr als wir, was draußen so alles passiert, und man bekam das Gefühl, daß das Bedürfnis, die Meinung zu äußern, in ihr immer übermächtiger wurde. All das, was wir in den vielen Wochen erlebt hatten, was im Dritten Reich geschah, wovon sie in den Zeitungen und so weiter gelesen und sonst gehört hatte, platzte eines Tages aus ihr heraus, übermächtig und so laut, daß man es im ganzen Hause hören konnte. Und in Gebäuden, wo Menschen eingesperrt sind, hallt es besonders laut. Sie war außer sich, ihre Stimme überschlug sich, und wir hatten zu tun, um sie zu beruhigen. Oh, was hatten wir Angst um sie! Jetzt hätte nur einer unter uns Gefangenen sein müssen, der nicht echt war, und sie wäre verloren gewesen.

Für mich war sie eine wunderbare Frau, rauhe Schale, zarter Kern. Aber sie platzte jetzt öfter, schimpfte, was das Zeug hielt. Wir sagten dann schon lachend, daß wir sie doch noch in unserer Zelle als die unsre sehen. Wie ich sehr viel später erfuhr, ist sie tatsächlich eines Tages abgeholt worden, und sie soll sogar stolz darauf gewesen sein. Damit war dann das süße Leben am Kaiserdamm zu Ende.

«Münchner Neueste Nachrichten» **München**

Anläßlich seines 50. Geburtstages hat die Hauptstadt der Bewegung dem Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches Hermann Göring in Würdigung seiner unvergänglichen Verdienste um die nationalsozialistische Erhebung das Ehrenbürgerrecht verliehen. Die Urkunde hierüber wurde dem Reichsmarschall bei dem Gratulationsempfang in Berlin überreicht, an dem der Oberbürgermeister der Hauptstadt der Bewegung, Reichsleiter Karl Fiehler, in Begleitung seines persönlichen Referenten, rechtsk. Stadtdirektor Dr. Jobst, teilnahm. Der Reichsmarschall brachte in herzlichen Worten seine Freude über diese Ehrung und seine besondere Verbundenheit mit München zum Ausdruck.

Berg, Mary *1924 **Warschau**

Wir gehen. Unsere Koffer sind gepackt. Wir sitzen in unseren Mänteln, warten.

Früh am Morgen kam Obersturmführer Fleck, um uns zum Gestapo-Hauptquartier nach Aleja Szucha zu bringen, damit wir unseren Freunden auf der «arischen» Seite Lebewohl sagten. Die Erlaubnis, uns von unseren nicht-jüdischen Freunden zu verabschieden verdankten wir unserem gewählten Vertreter, Herrn S., der lange mit Kommandeur Nikolaus verhandeln mußte, bevor dieser zustimmte.

Um 10 Uhr am Morgen verließen wir das Pawiak auf Lastwagen. Die Straßen im Ghetto waren leer und tot. In vielen Häusern standen die Fenster weit offen und die Gardinen flatterten im Wind. Drinnen konnte man die umgeworfenen Möbel sehen, die zerbrochenen Schranktüren, Kleider, und die Leintücher, die auf dem Fußboden lagen. Die Plünderer und Mörder hatten ihre Markenzeichen zurückgelassen.

Die Türen vieler Geschäfte waren nur angelehnt, und die Waren lagen chaotisch über die Tresen verstreut. Einige Straßen waren übersät mit Möbeln und zerbrochenem Porzellan. In der Nalewki-Straße am Ghetto-Ausgang sah ich einen jüdischen Polizisten, der einen kleinen Ofen mit Kohle versorgte. Ein deutscher Wächter wärmte sich seine Hände daran.

Auf der «arischen» Seite konnte man ein paar Menschen sehen. Hier und da eilte ein Passant durch die verlassene Hauptverkehrsstraße. Wenn solche Passanten unseren Lastwagen sahen, gefüllt mit Menschen unter Nazi-Bewachung, schüttelten sie traurig ihre Köpfe. Sicherlich dachten sie, wir seien eingesammelt worden, um in ein Arbeitslager nach Deutschland gebracht zu werden.

In Aleja Szucha fanden wir Frau Zofia K., unsere nicht-jüdische Freundin, die uns so viel geholfen hatte. Sie brachte uns ein Paket mit Brot, Keksen und Schokolade, und sie weinte, als sie uns Lebewohl sagte. Die Nazis erlaubten uns nicht, lange zu bleiben, und eine Stunde später wurden wir zurückgebracht zum Pawiak. Man sagte uns, wir sollten uns bereit halten, um jeden Moment abzufahren. Aber wir warteten endlos. Ich verbrachte die Zeit damit, mein Tagebuch zu lesen und Teile davon in gekürzter Form neu zu schreiben. Ich darf nichts vergessen.

Tarasiewicz, Krystyna **(Majdanek)**

Ich war Schülerin der dritten Klasse Gymnasium, ein sechzehnjähriges Mädchen mit Schleifen in den langen Zöpfen, im dunkelblauen Schulkleid mit weißem Kragen, als die Gestapo mich, spät am Abend, vom Lateinbuch Puer Romanus weg, aus meinem Elternhaus geholt hat. Ich wurde wegen meiner Tätigkeit in den Grauen Reihen, einer geheimen Pfadfinderorganisation, verhaftet und in dem Warschauer Pawiak-Gefängnis in einer Zelle für Minderjährige eingesperrt, wo ich am 17. Januar 1943, zu meinem siebzehnten Geburtstag, zusammen mit 31 Frauen und 1500 Männern in Viehwaggons bei 25 Grad Kälte in Richtung Lublin transportiert wurde. Nach 24 Stunden hielt der Zug auf einem Nebengleis. Die Waggontüren wurden aufgeriegelt. Wir sahen einen Kordon SS-Männer mit Hunden, man hieß uns einzeln aus den Waggons aussteigen, zählte, formierte und trieb uns dann, es war schon dunkel, durch Lublin und aus der Stadt hinaus. Plötzlich sahen wir Stacheldrahtzäune, Wachttürme und Barackenreihen. Das war Majdanek.

Man trieb uns in die Baracken, in denen die Fensterscheiben eingeschlagen waren. Es gab darin keine Strohsäcke, kein Stroh, kein Licht. Es folgte eine schreckliche, gespensterhafte Nacht. Und nachdem man uns am nächsten Tag, eigentlich noch vor Morgengrauen, auf den Appellplatz getrieben, in Reihen aufgestellt und gezählt hatte, zerstreuten wir uns, noch in unseren Zivilkleidern über das Feld, um festzustellen, wo wir waren und wie es aussah. Mein erster Eindruck, das erste Bild, das mir sehr genau in Erinnerung geblieben ist, war dieses, daß auf einem glimmenden Müllhaufen ein ausgemergelter Häftling in gestreiftem Anzug, mit schwarzen, vor Hunger glühenden Augen saß, und man sah ihm an, daß er nicht mehr bei Bewußtsein war. Ich gab ihm eine vom Pawiak mitgebrachte Schnitte, ich drückte sie ihm in die Hand und sah, wie er dieses Stück Brot anstarrte, aber nicht mehr die Kraft hatte, es zum Mund zu heben. Er aß dieses Brot, sterbensmatt, nur noch mit den Augen ...

Czech, Danuta **(Auschwitz-Birkenau)**

Die Lagerleitung führt eine Selektion unter den Häftlingen in den Quarantäneblöcken 2 und 8 des Stammlagers durch, wobei etwa 500 Häftlinge ausgesucht werden. Sie werden am selben Tag nach Birkenau gebracht und dort in den Gaskammern getötet.

Mit einem Transport des RSHA aus dem Durchgangslager Lomza sind etwa 2000 polnische Juden – Männer, Frauen und Kinder – eingetroffen. Nach der Selektion werden 255 Männer, die die Nummern 88751 bis 89005 erhalten, als Häftlinge in das Lager eingewiesen. Die übrigen etwa 1745 Menschen werden in den Gaskammern getötet.

Zwischentext zum 17. Januar 1943

Zimmermann, Josef *1913 **Ssinjawino**

Ein paar Tage Ruhe, und die zweite Ladogaschlacht begann. Vor uns lag das 3. Infanterie-Regiment. Tag und Nacht deckte der Russe sie mit schwerstem Artilleriefeuer ein. Pausenlos rollte die russische Feuerwalze über die vor uns liegende Mondlandschaft. Noch wurden wir nicht eingesetzt.

Mitte Januar ebbte das Feuer eines Abends allmählich ab. Es wurde gemunkelt, daß der Russe in die Infanterie-Stellung eingebrochen ist und das Regiment in der Mitte geteilt habe. Jedenfalls lag was in der Luft. Ein leichtes Unbehagen ging wieder in unserer Kompanie umher. Das Trommelfeuer nahm täglich an Stärke zu. Unsere Blockhäuser zitterten ganz schön. Freundwärts des Bahngleises hatte der Russe einen etwa 1 km tiefen Keil hineingetrieben, so daß der rechte Flügel der Infanterie auf einer Höhe lag. Es war ein ca. 200 Meter breiter Schlauch, der etwa 1 km tief in die Infanterie stieß. Wir Pioniere sollten diesen Schlauch durchstoßen und den eingedrungenen Russen abschneiden. Wie immer die Zuverlässigsten und Bewährtesten. Also Feldwebel Sawatzki, der inzwischen das Deutsche Kreuz in Gold erhielt, bekam diesen schweren Auftrag. Zur Unterstützung wurden ihm zwei Sturmgeschütze zugeteilt. Bei Einbruch der Dunkelheit sollte er mit seinem Zug dem Bahngleise entlang durch die Russen durchstoßen. Der ganze Zug stand abmarschbereit. Sturmgewehre, Munition, Marschverpflegung wurden überprüft. Jede Gruppe bekam zusätzlich ein Zielfernrohrgewehr, außerdem hatte jede Gruppe noch ihr MG 42.

Schwer bewaffnet, im Brotbeutel noch einige Handgranaten, zogen wir im Schutze der Dunkelheit dem Bahngleise zu. Es war eine sehr kalte, sternklare Januarnacht. Vor uns noch eiserne Ruhe. Nur die Leuchtkugeln verrieten die Umrisse dieser Front. Die zwei Sturmgeschütze vor uns mit gedrosselten Motoren, wir folgten hintereinander.

Erst mußten wir eine Höhe überwinden. Im Lichte der Leuchtkugeln entdeckte uns die russische Pak – oder waren es russische Panzer?

Ein heftiger Feuerwechsel, wir stoben auseinander. Im Nu brannte eins von unsern Sturmgeschützen lichterloh. Vor lauter Angst am Boden gepreßt hoffte jeder, nicht getroffen zu werden. Aus dem brennenden Turm sah ich zwei brennende Gestalten herunterfallen. Das zweite Sturmgeschütz machte sofort kehrt. Mit der Ausrede, nichts mehr sehen zu können, ließen sie uns im Stich.

Feldwebel Sawatzki formierte den Zug, und weiter ging es ohne Sturmgeschütze. Die erste Gruppe folgte dem Zugführer. Von mir konnte sich Sawatzki wohl nicht trennen, denn ich mußte neben ihm an die Spitze des Zuges. Vorsichtig tappten wir durch die Büsche und Granattrichter. Ein russischer Aufschrei und zugleich ein Feuerstrahl ließ uns zu Boden stürzen. Vor uns laufen einige Gestalten davon. Der Vormarsch geriet kurz ins Stocken.

Langsam ging es weiter. Wir erreichten auf der anderen Seite die Infanterie. Beim Russen schien die Hölle los zu sein. Panzer rollten die ganze Nacht. Rechts von uns war der Russe durch uns und die Infanterie eingeschlossen. Für uns hieß das, nach rechts und links sichern und den Feind von keiner Seite hindurchlassen.

Oh je, Feind vorne, Feind hinten, das kann ja heiter werden. Alle MG's wurden herbeigeschafft. Ein MG nach rechts und eins nach links, so wurde unser schmaler Streifen bespickt. Der Sack, in dem der Russe sich jetzt befand, der sollte halten. Minen wurden herangeschafft. Vor und hinter uns je drei Reihen auf den Schnee verlegt. Für jedes MG zwei Kästen Munition.

Trotz grimmiger Kälte kam man die ganze Nacht nicht aus dem Schwitzen raus. Voller Hoffnung erwarteten wir den Morgen, wo die Infanterie den Schlauch bereinigen sollte.

Beim Schleppen dieser Minen war auch ein Kamerad aus dem Rheinland. Wir setzten uns auf eine Munitionskiste und unterhielten uns über die Heimat. Ich erzählte ihm vom Karneval in Köln und von einem Mädchen, das ich im letzten Karneval dort kennengelernt habe. Er nahm aus seinem Brotbeutel ein Stück Wurst heraus und so genossen wir beide die Heimatklänge. Keiner von uns beiden ahnte, daß es für ihn die letzte Mahlzeit sein sollte.

Allmählich näherte sich der Morgen, das leichte Morgenrot erinnerte mich mal wieder an das Lied: «Rot scheint die Sonne . . .» Nein, weg mit diesen wehmütigen Gedanken.

Wir waren etwa 25 Schritte voneinander entfernt und spähten vorsichtig über den tiefgefrorenen Granattrichter, der unsere Behausung war. Alles war wie ausgestorben, weit und breit nichts. Nichts regte sich. Wir froren wie die Hasen, es waren um die 25 Grad minus. Singend prallten Artillerieeinschläge von dem stark gefrorenen Boden ab. Die Einschläge verdichteten sich. Die Stalinorgel schoß sich ein. Es wurde immer lebhafter. Aus der Ferne immer lauter das Motorengeheul. Auch die Anhöhe, wo die Infanterie lag, wurde mit Feuer belegt. Ich versuchte etwas Brot zu essen, doch es war gefroren.

Da! eine Leuchtkugel. Zugleich eine Feuerwalze, daß uns Hören und

Sehen verging. Über den von uns besetzten Streifen, ein Inferno. Brocken von gefrorenem Boden, Eisklumpen und Eisen prasselten vom Himmel herunter. Da hat sich ein jeder wieder an den Herrgott erinnert und ein Gebet zum Himmel geschickt. Über die Bahngleise sah ich schon die ersten Russen heranrobben. Die wurden von uns unter Feuer genommen und wichen gleich zurück. Noch ein paarmal derselbe Versuch, und wieder verschwanden sie hinter dem schützenden Bahndamm. In einer Schneerinne zum Feind lag mein Zielfernrohrgewehr. Jetzt hieß es höllisch aufpassen. Die Russen durften nicht über das Bahngeleise kommen. Rechts auf der Anhöhe sah man unsere Infanterie in Bewegung kommen. Dort im Kessel befanden sich einige T 34, die unsere Infanterie von Loch zu Loch jagten. Der Heimaturlauber, der ca. 20 Meter von mir in einem Loch lag, erhielt Volltreffer. Ich sah, wie von ihm die Fetzen durch die Luft wirbelten. Kurz dachte ich mit Wehmut an die Unterhaltung, die wir miteinander gehabt hatten. – Ein Kamerad neben mir, ein junger Offiziersbewerber, deutet auf eine Stelle, wo sich ein Rudel Panzer auf uns zu in Bewegung setzt. Tief gestaffelt kommen sie übers Bahngleis. Ich zähle fünfundzwanzig. Unsere Artillerie schießt aus allen verfügbaren Rohren. Die rasante Flugbahn unserer Pak, dieser Luftzug, überschüttet uns mit gefrorenen Schneesplittern.

Was nun? Weglaufen, dachte ich. Nein, das bedeutete den sicheren Tod. Ich hatte noch Hoffnung auf unsere Minen, die wir in der Nacht zuvor gelegt hatten. Aber, als wenn die Russen eine Gasse gefunden hätten, kam ein Panzer hinter dem andern durch unsern Minengürtel. Weil die Minen wegen des gefrorenen Bodens im Streueinsatz auf den Schnee verlegt wurden, konnte man sie sehen, aber auf keine raufzufahren, das schien doch unwahrscheinlich.

Jetzt gab es noch zusätzlich Feuer von unserer Seite. Die Artillerie und Pak schossen in diese Panzer, so auch in uns. Ist das denn möglich? Denken die von uns denn, daß da keiner mehr lebt? – Wo sich im Loche was bewegte, wurde mit einer Panzergranate ausradiert. Ein Panzer versuchte mit seinen Ketten ein Loch zuzumahlen. In meiner Angst hielt ich in der rechten Hand eine Tellermine, um im Notfall dem Panzer das Ding vor die Ketten zu werfen. Einer zog, ohne mich zu sehen, in etwa 15 Meter Entfernung an mir vorbei. Ein anderer brannte lichterloh. Um so wütender kurvten die anderen umher. Ein zweiter brannte, er hatte sich zu weit nach vorne gewagt.

Jetzt setzte unsere schwere Flak ein. Die vernichten ja die eigenen Leute, nicht auszuhalten, die ersten Pioniere sah man laufen, aber nicht

weit, sofort wurden sie von den Panzern niedergemäht. Der Offiziersbewerber neben mir schrie: «Ich haue ab!»

«Mein Gott», dachte ich, «was soll ich machen?» Ich sagte: «Laß sein was will, ich bleibe.»

Die russischen Begleitmannschaften, die weit hinter den Panzern in Deckung lagen, versuchten jetzt einzeln über das Bahngleis sich uns zu nähern. Der Rucksack, den sie auf dem Rücken trugen, war zu sehen, bevor sie sich über die Gleise wagten, und schon wurde er unter Feuer genommen. Sofort zogen sich die anderen zurück.

Daß von uns nur noch wenige da waren, ahnten die Russen nicht, sonst wehe, was wäre aus uns geworden. Im Schutze unserer Pak türmten jetzt noch mehr Kameraden. Mit Panzersprenggranaten wurden sie verfolgt und auch alle erledigt. Ich sah, wie zwei von uns in ihrer Not Schutz hinter einem brennenden Panzer suchten. Auch da wurden sie sofort unter Feuer genommen. Da! eine gewaltige Explosion, und im Umkreis von etwa 30 Meter brannte der Schnee. Der Benzintank war explodiert. Schleppend versuchten die beiden aus der brennenden Umgebung wegzukommen. Ich sah, wie sie sich im Feuer noch einige Male vom Boden abhoben und dann verbrannten. Ich konnte ihnen nicht helfen. Jeder dachte, so auch ich, nur ans eigene Überleben. Es wäre auch sinnlos gewesen, sich aus dem Loch zu wagen. Da gab es nur einen Gedanken – rette sich wer kann. Ich sehe den Feldwebel, meinen Zugführer, rennen. Hinter ihm Panzersprenggranaten. Er schmeißt sich zu Boden, rundherum um ihn Einschläge, er rennt um sein Leben. Wieder geht er zu Boden und entkommt in dem Wäldchen.

«Jetzt ist es höchste Zeit, es ist keiner mehr da!» schreit mir der Offiziersbewerber ins Gesicht. Ich überlege, eine innere Stimme mahnt mich – liegen bleiben, um Gotteswillen liegen bleiben. Der Offiziersbewerber läuft, von einer Vielzahl von Sprenggranaten verfolgt. Eine haut dicht neben den Fliehenden ein. Er bleibt liegen.

Jetzt wo ich weiß, daß der Zugführer nicht mehr da ist, überfiel mich eine große Angst der Einsamkeit. Was soll ich jetzt machen? Beten und warten auf die schützende Dunkelheit? – Es war schon spät am Nachmittag. Noch kurvten einige Panzer umher. Da unser Feldwebel, inzwischen im Quartier, die Lage wohl geschildert hat und der festen Überzeugung war, daß von uns in dem Schlauch keiner mehr leben kann, setzte unsere Artillerie jetzt voll das Feuer auf die noch kurvenden Panzer ein. Herrgott hilf, auch das noch.

Meine Augen waren nur immer auf das Bahngleis gerichtet. Nur jetzt

nicht die Aufmerksamkeit verlieren. Sowie sich drüben was bewegte, schoß ich mit meinem Zielfernrohrgewehr. Die Panzer verzogen sich. Oben auf der Höhe bewegte sich bei unserer Infanterie auch nichts mehr. Diese war auch aufgerieben. Die armen Kerle wurden von den Panzern wie die Hasen gejagt.

Langsam näherte sich der heiß ersehnte Abend, und das letzte Rot der Sonne verschwand hinter den Höhen von Ssinjawino. Von weitem hörte ich Rufen und Stöhnen. Ja, wer konnte da schon helfen? Verrußt und schmutzig von dem herunterprasselnden Dreck, saß ich hungrig und von Durst geplagt auf meiner Munitionskiste. Zum Verschwinden war es noch zu gefährlich. Da hörte ich unweit ein lautes Stöhnen. Ob Freund oder Feind, ich war auf alles gefaßt. Ich entsicherte mein Sturmgewehr, schaute über die Brüstung und sehe einen deutschen Infanteristen, der auf mein Loch zukroch.

Ich schrie: «Bleib wo du bist, du verrätst nur meine Stellung!»

Doch in seiner Not hörte und sah er nichts und kroch in mein Loch. Kreidebleich, zitternd vor Kälte bat er mich, sich seiner anzunehmen. Sein Bein war zerschossen. Der Stiefel voll Blut und nicht herunterzukriegen. Ich versuchte, den Stiefel mit dem Seitengewehr aufzuschlitzen, aber vergeblich. Ich nahm die zwei Wärmebeutel, die vorne in dem Rockzipfel eingenäht waren, feuchtete sie mit Urin an und schob sie ihm tief in den Stiefel. Er zitterte fürchterlich. Es waren immerhin seine 25 Grad Frost. Die Feuchtigkeit hatte den Inhalt der Beutel in einen chemischen Vorgang versetzt und wurden schnell warm.

Daß einer in mein Loch kam, war dem Russen nicht entgangen. Ein Zischen von oben. Ein Granatwerfer. Zweites Zischen, zweiter Einschlag. Dieser Einschlag war dicht vor meinem Loch.

«Siehst du, das habe ich dir zu verdanken, jetzt gehen wir alle beide kaputt.»

Bei all seiner Qual mußte er sich jetzt von mir noch Vorwürfe anhören.

Jetzt kamen die Dinger am laufenden Band. Wann kommt der Volltreffer? Die verrußten Eissplitter prasselten nur so herunter. Der Verwundete klammerte sich an mich und ließ mich nicht los.

Das Ganze dauerte etwa 10 Minuten. Den Erfolg sich einbildend, hörte der Russe schlagartig auf. Wie erlöst starrten wir uns beide an und dankten dem da oben.

Es wurde dunkel. Ein weit entferntes Stöhnen und Rufen durchbrach diese unheimliche Stille. Ich kroch aus dem Loche und fand einen

finnischen Schlitten. Es war einer von denen, womit wir unsere Minen transportierten. Ich schleifte den Infanteristen aus dem Loche, und erst jetzt spürte ich, wie erschöpft ich war. Nun rollte ich ihn in den Schlitten und mit entsicherter Pistole tastete ich mich von Loch zu Loch, feindabwärts den deutschen Stellungen zu. Zu meinem Schrecken fand ich in einigen Löchern tote Russen. Ich untersuchte jeden Toten, um nicht rücklings erschossen zu werden.

Aber diese schienen schon lange gelegen zu haben, denn sie waren steifgefroren. Immer wieder wurde die unheimliche Stille durch lautes Hilferufen und Stöhnen unterbrochen. Doch keine Hilfe kam. Kein Mensch, kein Sanitäter wagte sich auf das Schlachtfeld. Die jetzt verwundet dalagen, ob Freund oder Feind, sie alle mußten in dieser Nacht erfrieren.

Mein Verwundeter fing vor Schmerz an zu schreien. Ich war mit meinen Nerven am Ende und schrie ihn an: «Wenn du jetzt nicht deine Schnauze hältst, so lasse ich dich liegen.» Immer wieder paukte er mir seine Heimatanschrift ins Gedächtnis. Immer wieder beteuerte er mir, falls er am Leben bleibt, daß er mich nicht vergessen wird. Dieses alles habe ich wie aus weiter Ferne vernommen. Meine Sorge war: «Ob unsere Stellung hinter der Höhe hielt? Oder haben sich unsere zurückgezogen?»

Da endlich hörte ich einen deutschen Zuruf: «Parole!» Ich wußte sie nicht. Wie erlöst brüllte ich aus Leibeskräften: «Nicht schießen, hier deutsche ...» – Das Wort «Soldaten» bekam ich nicht mehr raus, denn schon fielen die ersten Schüsse. Ich schreie im Liegen immer wieder: «Hier Deutsche!» stehe wieder auf und ziehe meinen Kameraden hinter mir her.

Die Posten scheinen die deutschen Laute vernommen zu haben, denn sie stellten das Schießen ein. Mit großen Augen sieht mir der Infanterieposten ins Gesicht, denn ihm war gesagt worden, daß da vorne keiner von uns mehr sei. Als erstes machte ich einem Infanterieoffizier die Meldung, daß in den Granattrichtern noch Verwundete liegen, und bat ihn, einige Leute mit dem Sanitäter da hinzuschicken. Mit den Worten: «Ich habe keine Sanitäter, und da ist sowieso schon der Russe», hat er mich abgefertigt. Mir war klar, daß es bei denen an erster Stelle ums Überleben ging, also mußten draußen die armen Hunde alle erfrieren.

Jetzt versuchte ich meinen Verwundeten in einem warmen Bunker unterzubringen. Aber vollgepreßt waren die noch verbliebenen mit Menschen. Der Egoismus kannte kein Mitleid und hat kein Plätzchen

freigemacht für den armen Kerl. Niemand wollte raus in die klirrende Kälte. Der Verwundete wurde immer ruhiger, aber er war noch bei Besinnung. Dauernd vernahm ich sein Bitten: «Laß mich bloß nicht im Stich.» Ich dachte mir im Stillen: «Konnte im Bunker der Leutnant denn nicht helfen?» Aber in solcher Not werden Menschen zu Tieren.

So zog ich mit ihm langsam weiter. An einer Wegegabel sah ich ein Schild: «Zur Sanitätsstelle zwei Kilometer». Das habe ich auch noch geschafft. Wie ein abgewrackter Gaul kam ich mit der schweren Last an und übergab den Schwerverletzten einem vorbeikommenden Sanitäter.

Ob er überlebte? Ich weiß es nicht.

Inhalt

Freitag, 1. Januar 1943 9
Zwischentext zum 1. Januar 1943 von Hans Schwarz 68

Sonnabend, 2. Januar 1943 73
Zwischentext zum 2. Januar 1943 von Lucie Frassa 112

Sonntag, 3. Januar 1943 117
Zwischentext zum 3. Januar 1943 von Johannes Runge 155

Montag, 4. Januar 1943 159
Zwischentext zum 4. Januar 1943 von Ernst-Günther Schulze 196

Dienstag, 5. Januar 1943 201
Zwischentext zum 5. Januar 1943 von Hans Ullner 244

Mittwoch, 6. Januar 1943 249
Zwischentext zum 6. Januar 1943 von August W. Sohn:
Das Werk Johannesmühle 283

Donnerstag, 7. Januar 1943 287
Zwischentext zum 7. Januar 1943 von Rudolf Nentwig 318

Freitag, 8. Januar 1943 325
Zwischentext zum 8. Januar 1943. Stab des I. Armeekorps:
Pflichten und Aufgaben eines Burschen 355

Sonnabend, 9. Januar 1943 359
Zwischentext zum 9. Januar 1943 von Horst Berkowitz:
Schicksale einer Münzensammlung 392

Sonntag, 10. Januar 1943 397
Zwischentext zum 10. Januar 1943 von Paul Karl Schmidt:
Geheime Reichssache 440

Montag, 11. Januar 1943 451
Zwischentext zum 11. Januar 1943 von Jürgen Illmer:
Haus und Garten in Breslau 482

Dienstag, 12. Januar 1943 489
Zwischentext zum 12. Januar 1943 von Ruth Reimann-Möller:
Bannführer im Bannkreis 537

Mittwoch, den 13. Januar 1943 545
Zwischentext zum 13. Januar 1943 von Friedrich Torberg:
An Richard Révy 582

Donnerstag, 14. Januar 1943 589
Zwischentext zum 14. Januar 1943 von Heinz Buchholz:
Die letzten Wochen in Zichenau 631

Freitag, 15. Januar 1943 635
Zwischentext zum 15. Januar 1943 von Peter Kolb 692

Sonnabend, 16. Januar 1943 695
Zwischentext zum 16. Januar 1943 von Heinz Lang:
Wie 'ne Sucht war das 744

Sonntag, 17. Januar 1943 747
Zwischentext zum 17. Januar 1943 von Josef Zimmermann 790

Anhang und Register siehe Bd. IV S. 685

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die Einschrumpffolie (zum Schutz vor Verschmutzung) ist aus umweltschonender und recyclingfähiger PE-Folie.

Der Albrecht Knaus Verlag
ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann

2. Auflage
© Albrecht Knaus Verlag GmbH, München 1993
Layout und Herstellung: Hanne Koblischka
Lektorat: Karl Heinz Bittel
Gesetzt aus Korpus Garamond
Einband- und Schubergestaltung von
Brigitte und Hans Peter Willberg, Eppstein
unter Verwendung eines Gemäldes (Ausschnitt)
von Juan Genoves, «Postimagenes», 1969,
Museum moderner Kunst Stiftung Ludwig, Wien
Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München
Druck und Bindung: Kösel, Kempten/Allgäu
Printed in Germany
ISBN 3-8135-2099-4

ISBN 3-442-73175-5
9 783442 731756 00001
WG 2111
www.btb-verlag.de